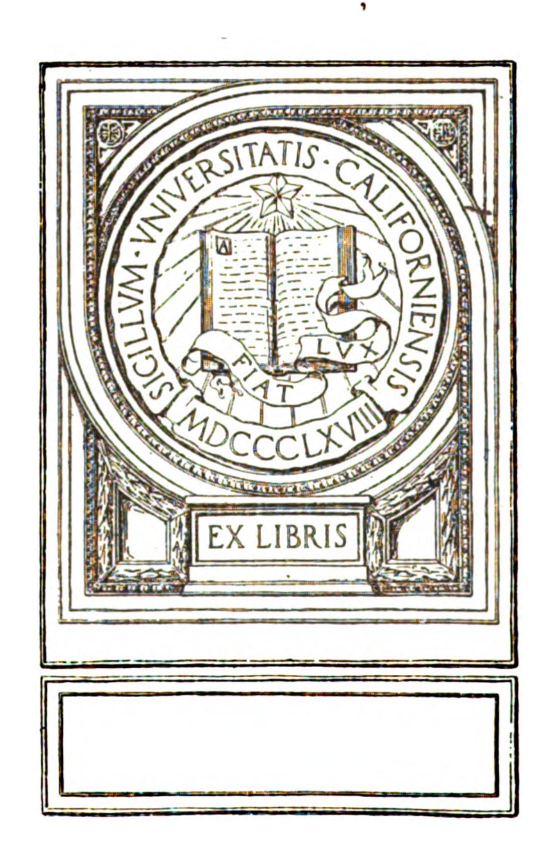

UC-NRLF
B 3 914 655




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Deutsche Rundschau

Band CCV

(Oktober — November — Dezember 1925)

Berlin
Deutsche Rundschau G. m. b. H.

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



52. Jahrgang Oktober 1925

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Inhaltsverzeichnis

zum

Zweihundertundfünften Bande
(Oktober — November — Dezember 1925)

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Rudolf Pechel



52. Jahrgang Oktober 1925

Deutsche Rundschau G.m.b.H. Berlin.

Die „Deutsche Rundschau“

begründet 1874 von Julius Rodenberg
erscheint in Monatsheften am 1. eines jeden Monats.

Preis des Heftes 1,50 Goldmark.

Jahresbezug M. 18,— und Porto.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, durch jede Postanstalt, sonst vom Verlag.

Alle Zusendungen
werden ohne Namennennung an die Schriftleitung der „Deutschen Rundschau“, Berlin W 50, **Geisbergstraße 43,** erbeten. Für unverlangte Manuskripte ohne Rückporto kann keine Gewähr übernommen werden. Anfragen ohne Rückporto können nicht beantwortet werden.

Postscheckkonto: Berlin NW 7, Nr. 59501. — Fernsprecher: Nollendorf 8066

Inhaltsverzeichnis





Jugendbildnis Conrad Ferdinand Meyers
von M. Paul Deschwanden, Juni 1842.

Conrad Ferdinand Meyer

Zum hundertsten Geburtstage (11. Oktober 1925)

Von

Walther Brecht

Wie deutlich erinnere ich mich noch des kleinen japanischen Büchergestelles, auf dem im großen Wartesalon meines Vaters, des Berliner Augenarztes, in der ersten Hälfte der achtziger Jahre immer die rötlichen Hefte der „Deutschen Rundschau" — nur sie — niedergelegt wurden, und der respektvollen Sorgfalt, mit der dies geschah! Lesen durfte ich in ihnen natürlich damals noch nicht, aber doch wußte und sah ich, daß mein Vater sie auf das sorgfältigste zu lesen pflegte, in der knappen Sonntagsmuße oder auf langen oder mir als Kind lang erscheinenden Patientenfahrten, etwa neben den Hauptwerken Rankes, die er in kleine Bogenlagen zerteilt bei sich zu tragen gewohnt war, um die spärlichen freien Augenblicke seines überlasteten Lebens folgerecht und würdig auszunutzen. Allmählich merkte ich etwas davon, daß in den roten Heften die neuen Werke unserer besten erzählenden Künstler standen, daß sie etwas Merkwürdiges, mir noch nicht ganz Faßbares, von geistiger Macht oder Welt, bedeuteten, ich entsinne mich dunkel von einem Gottfried Keller, mehr als von einem höchst lebendigen Menschen als von einem Schriftsteller, sprechen gehört zu haben, und damals mag es auch gewesen sein, daß der Name Conrad Ferdinand Meyer zuerst an mein Ohr schlug. Wenig später sah ich dann etwa den „Heiligen" mit einer Widmung meines Vaters bei Freunden und Bekannten liegen, warf scheue Blicke in die Wunderwelt, in der das geheimnisvolle, angebetete Mittelalter einfach da war, und bemerkte, daß dieses Meyers Bücher, ebenso wie die „Letzte Reckenburgerin" und bestimmte Kupferstiche Joh. Gottw. Müllers, zu den Dingen gehörten, die mein Vater, offenbar in bestimmter Absicht, beharrlich um sich herum verschenkte . . .

Viele mögen sich ähnlicher Vorgänge aus ihrer Jugendzeit erinnern. Jedenfalls hat es wenig gegeben, was so bezeichnend war für die besten Schichten des damaligen höheren Bürgertums, mit seiner ganz spezifischen Artung in Wissenschaft und Kunst, als das ganz vergleichlos enge Verhältnis zu seiner „Deutschen Rundschau", die Rodenberg fast zum Ideal einer Zeitschrift erhoben hatte, und das fast leidenschaftliche Interesse, mit dem dieses höchstgebildete und vorwiegend historisch gerichtete Publikum die rasch aufeinander folgenden Schöpfungen C. F. Meyers aufnahm.

Vierzig Jahre sind seitdem hingegangen, und wieder sehen wir, nach mannigfachen Kämpfen und unendlichen Wandlungen, die edlere Jugend zu den Werken dieses Mannes drängen, um ihnen Lebenswerte — denn andere will die Jugend nie — zu entreißen. Es muß etwas irgendwie geheimnisvoll Verheißendes, tiefsinnig Lockendes in ihnen sein — sonst würden nicht Vorlesungen, Kurse, Übungen gerade über diesen Dichter und sein Werk immer wieder stärksten Andranges gewiß sein, trotz so mancher opponierender Stimme, die gegen ihn zu hören war; sonst würde nicht Werk über Werk, gerade von Jüngeren, erscheinen, das versuchte, sich dieses Einsamen und Stolz-Verschwiegenen geistig zu bemächtigen.

Wieviel mehr wissen wir von dem zurückhaltenden Manne und Künstler, von seinem, wie er selbst sagte, „im Grunde unglaublich merkwürdigen Leben", wieviel mehr auch von seinem Werke, als damals und noch vor kurzem! Wie vieles auch aufgehellt sein mag von seinem Leben — es braucht und soll gar nicht alles aufgehellt werden — wie brennend interessant die „unglaublich merkwürdigen" Beziehungen zwischen Geschöpf und Schöpfer gerade in seinem Falle sein mögen, wir haben mit Recht angefangen, diese hohen Werke seltenster Kunst auch aus sich selbst heraus zu begreifen und die Sprache ihrer Formen, die in nicht nachzuahmender Weise von eigensten Ideen künden, zu verstehen und zu deuten.

Es schüttelt sich der schlanke Baum,
Und Frucht an Frucht zur Erde fällt.
Er steht in Paradiesesraum
Und nicht in dieser herben Welt.

So lautete die „Poesie" überschriebene Einzelstrophe, wohl die Urform jenes herrlichen „Genug ist nicht genug", mit dem er als „Fülle" 1882 die Sammlung seiner Gedichte einleitete. Der über-irdische Charakter der Kunst, der ideale, ist damit in unvergeßliches Bild gebannt, aber nur der höchsten, der ganz gereiften, an ihr Ziel gelangten. Ganz in Schillerschem Sinne steht der halkyonische Fruchtbaum über dem unten rauschenden trüben Strom des Lebens, und doch wissen wir, mit wie unendlicher Mühe, mit welchem tiefen Ernst, den keine Mühe bleichet, er gerade bei Meyer „dieser herben Welt" abgewonnen wurde.

Hier liegt zum ersten der bleibende Wert der Meyerschen Kunst. Ein unveraltbares, erhabenes Vorbild und Beispiel des entschlossensten und zähesten idealen Ernstes, mit dem, ungezählten körperlichen und geistigen Hemmungen zum Trotz, die volle Frucht des Lebens, die hier ein in sich seliges, eigen lebendes Gebilde der Kunst ist, errungen und gebrochen wird. Es ist die heroische Seite seines Wesens, echtes stilles Heldentum des künstlerischen und geistigen Arbeiters im traditionslosen weil übervollen neunzehnten Jahrhundert, wie bei Stefan George. Bemerkens- und anerkennenswert, daß gerade Julius Rodenberg, der so durchaus in seiner Zeit Stehende, diese ins Bereich überzeitlicher Geltung reichende nimmermüde Bemühung wieder und wieder ahnend gewürdigt hat.

Die Leistung Meyers ist um so größer, als nur die „große Kunst" diesen Geist wahrhaft zu befriedigen vermochte. Von eigenen Leistungen genreartigen Charakters, mochten sie noch so sehr innerhalb des Kreises seiner Fähigkeiten liegen und so geglückt sein wie der „Schuß von der Kanzel", wandte er sich, fast noch während der Arbeit, streng und geringschätzig ab. Sturm und Kampf seines Herzens vermochten sich nur in der Strenge des Monumentalen zu ganzer Genüge

zu bändigen; erreichten ihm erst in der vollen Überwindung ihrer selbst das Recht auf ihre Existenz in schlackenloser Form:

> Ihr stellt des Leids Gebärde dar,
> Ihr meine Kinder, ohne Leid!
> So sieht der freigewordne Geist
> Des Lebens überwundne Qual.
> Was martert die lebend'ge Brust,
> Beseligt und ergötzt im Stein.

Insofern ist nichts verständlicher und näherliegend, auch wenn Meyer es nicht ausdrücklich sagte, als daß gerade Michelangelo es war, der ihm den Weg gezeigt und den Mut ihn zu gehen gestärkt hat. Aber man sollte nicht übersehen, wie man es oft bis vor kurzem getan hat, daß Meyer sich die Aufgabe noch schwerer gemacht hat als Michelangelo: mit dem idealen Stil wollte er, ein Kind des Jahrhunderts, womöglich die unmittelbare Lebenswahrheit vereinigen. Das ist das eigentlich Erstaunende — und Rätselhafte — seiner Kunst, in welchem Maße dies gelungen ist; nicht erstaunlich, daß es gelegentlich nicht gelang, weil ein solches gigantenschweres Unterfangen nicht immer gelingen *konnte*.

Ich habe immer bedauert, daß Meyer, in der Plastik vorwiegend südlich gerichtet, die gewaltigsten *deutschen* Bildwerke, die nach der Seite solcher Verschmelzung weisen, nie gesehen hat: die Bamberger und namentlich die Naumburger Domskulpturen. Hier hätte er sich im Höchsten gefunden, seine eigensten Probleme und sein Ziel. „Das Monumentale", sagt Dehio, „das Monumentale ist aber am schwersten zu erreichen, wenn es, wie hier in Naumburg, mit dem realistisch Individualisierenden sich vereinigen will. Das erste als ein der Architektur Verwandtes fühlt sich zum Abstrakten und Allgemeingültigen hingezogen, das zweite zur Freiheit und Zufälligkeit der Natur. Nur eine ganz große Künstlerschaft vermag zwischen diesen Polen das Gleichgewicht zu finden. Das Charakteristische ist bei ihm statuarisch geworden, und der Einzelfall hat sich zum Typus erhoben. Das Architektonische hat sich wie von selbst in eine höhere Natur verwandelt, und das Natürliche steht da wie eine Architektur." Das ist ganz in Meyers Sinn, und es wäre nicht schwer, von diesem Standort aus Meyers einzelne Werke und Gestalten ihrem Range nach vergleichend zu ordnen. Sein Unterfangen ist tiefberechtigt, sein Ziel das denkbar höchste, der Versuch in den weitaus meisten Fällen voll geglückt. Wo sind die andern Beispiele ähnlichen Gelingens bei gleicher künstlerischer Stellung des Problems in Meyers Zeit? Ich wüßte nur sehr wenige.

In organischem Zusammenhang hiermit steht es, wenn bei Meyer ein ganz entsprechendes Verhältnis zwischen monumentalischer und antiquarischer Historie im Sinne Nietzsches stattfindet. Alles, was nach der antiquarischen Seite liegt, ist vollkommen vorhanden, Art und Sitte der Zeit bis in Kleinstes, all ihr Einmaliges, sich nie Wiederholendes, daher Ureigenes; dies entspräche jenem „Charakteristischen", „realistisch Individualisierenden" seiner künstlerischen Vorgangsweise. Damit ist aber in einer Art, wie sie auch Ricarda Huch, sonst seine größte Schülerin, bisher nicht erreicht hat, der monumentalische Gehalt der Historie vereinigt, und zwar als das weitaus Wichtigere, weil ins Zeitlose, Immergültige menschlicher Natur und geheimnisvoll gottgewirkten irdischen Geschehens Reichende.

Es ist jenes „Typische, Architektonische“, das wir in den Naumburger Figuren auch empfinden, und auch von Meyers Gestalten könnte man sagen, das Charakteristische in ihnen sei (fast stets im besten Sinne) statuarisch geworden, der Einzelfall habe sich zum Typischen erhoben. Dies erscheint um so tiefer merkwürdig, wenn man bedenkt, daß Meyer ausnahmslos allerpersönlichste Fragen in den historischen Gestalten und Problemen seiner Novellen und Gedichte, oft in erstaunlich verborgener Weise, verleiblicht hat. Er hat auch sein Allerprivatestes, bis zum Unverhältnismäßigen gelegentlich, als Künstler monumentalisiert.

Jener künstlerische Ernst aber, von dem wir ausgegangen sind, jene unglaubliche Gewissenhaftigkeit des Künstlers, die sich nicht genug tut, bis, schließlich doch divina favente clementia — dieses Element der Inspiration und Vision sollte man bei Meyer über dem oft betonten des Fleißes ja nicht vergessen — die wahre Gestalt, der richtige Zug, der lakonisch treffendste Ausdruck sich einstellt — er ist bei Meyer auch ein ethischer, in unzerteilbarer Identität, ein den ganzen Menschen umgreifend-durchdringender. Dies ist das eigentlich Deutsche an ihm. Den Jammers vollen Rohstoff der Welt, ihn selbst an erster Stelle inbegriffen, hinläutern zur reinen Schönheit der idealen Form, das konnte er schließlich als Künstler, das wollte er aber ebenso inbrünstig, immer und von jeher, ja vielleicht noch früher, als Ethischer und Religiöser. Auf jenem Gebiet ist möglich, was auch auf diesem niemandem, außer dem religiösen Genie. Was er als ethischer Mensch ersehnte, erfüllte sich ihm als Künstler, aber das Streben nach beidem war in ihm völlig eins. Und hier sehe ich den zweiten der bleibenden Werte Meyers.

Alles bei Meyer geht (und ging früh in seinem Leben) vom Religiösen aus, und geht wieder zum Religiösen hin. Auch in diesem Sinne mag man den schlanken Fruchtbaum nehmen:

Er steht in Paradiesesraum
Und nicht in dieser kargen Welt.

Es ist der unzerstörbare Trieb, den Sinn der Welt zu finden, bei einem unphilosophischen Kopfe, der nie aufhörende Drang, Gott in der Welt oder über der Welt, trotz allem, zu erkennen, oder zu ahnen, zu glauben, zu lieben — dasselbe was künstlerisch ausgedrückt hieß: Die unbeirrbar postulierte Harmonie im Chaos der Welt zur leidenlosen Schönheit der Gestalt ausbilden, bei einem wesentlich historisch basierten, d. i. zeitmäßig gerichteten Geiste; Stoff und Anschauungsform liefern Leben und Geschichte.

Was ist daher Meyers gesamte Dichtung anderes als die bestenteils auf künstlerischem Wege erfolgende — nicht bloß sich darin dokumentierende — Durchführung seines Weltanschauungs-Ringens, die unablässig erneute Behandlung derselben Urfragen, die nunmehr gestaltete Fortsetzung seiner noch quälend gestaltlos gewesenen ethisch-religiösen Jünglingskämpfe und ihre, im wesentlichen glückliche, Beendigung und Befriedung? Es sind der Probleme gar nicht viele, aber es sind die großen, ewigen: Schicksal oder Verantwortung, Schuld oder Unfreiheit, Gott und Mensch, Verbindung mit dem Göttlichen durch Tat oder durch betrachtende Versenkung, rätselhafte Verschlingung der menschlichen Geschicke, dunkles Wesen des Handelns wie des Leidens, Verstrickung durch beides, das Gewissen, Problem der Charaktere, Was ist Wahrheit? Inkongruenz des Schönen und des Sittlichen, Rätsel des Vergehens (mehr als des Werdens!), Unsterblichkeit

und das dunkle Tor des Todes. Und die Zähigkeit und Konsequenz im Festhalten und Entwickeln der einmal ergriffenen Probleme ist erstaunlich. Eine Linie — wenn auch keine Gerade — geht durch von den Jünglingskämpfen bis zum Ende. Immer und überall trifft man bei Meyer, tiefer nachbohrend, auf die religiöse Fragestellung, irgendwelcher Form, und gerade auf diesem untersten Gebiete ist er im Grunde, bis zu seiner Erkrankung, in vieler Hinsicht der lebensvolle Jüngling geblieben, den seine strahlenden Augen noch so weit ins Alter hinein bezeichneten.

Das Unbedingte suchte er von früh an aus voller Seele und war gerade begabt zu schärfster Erfassung des immerfort Bedingten. Welche Leiden, ja schneidenden Schmerzen sich daraus ergeben mußten, ist leicht ersichtlich. Nicht nur in seiner Jugend stieß sich der wesenszarte Sucher des vollen Genügens „die Flügel wund an den Fensterscheiben des Daseins". Aber gerade an diesem Zwiespalt bestätigt sich ihm immer wieder die offenbar von vornherein in ihm angelegte Tendenz auf Größe; Monumentalität, als der einzigen Größenordnung, in deren Maßen sich ihm die schreienden Disharmonien äußerlich und innerlich zur Harmonie fügen ließen. Wie mächtig die ästhetisch-ethische Harmonietendenz war bei diesem Religiösen, und wie unsäglich schwierig infolgedessen bei diesem quälend Hellsichtigen ihre Verwirklichung, das zeigt neben seinen Werken vor allem jene briefliche Äußerung zu F. v Wyß (1866): „Wenn ich die schöne Zeichnung der Berge mit den Augen verfolge oder die Farben der Seen oder der Luft bewundere, ja nicht selten vor Bildern stehe, an denen kein Claude Lorrain etwas ändern dürfte, herrlichen Kompositionen, wo Wege tief in den Mittelgrund hinaufführen und die eine blaue Firne sanft abschließt, Bilder, die eigentliche Typen des landschaftlich Schönen sind, so sage ich mir, daß derselbe Meister, der dies geordnet hat, auf dem ganz anderen Gebiete der Geschichte gewiß auch seine, wenn auch für mich verborgenen Linien gezogen hat, die das Ganze leiten und zusammenhalten." Das religiöse Bedürfnis stellt die Geschichte, deren chaotische Masse Meyer stets gleichzeitig anzog und schwer bedrückte, mit der Landschaft zusammen unter dem künstlerischen Gesichtspunkt der linearen Komposition! Das Ästhetische als Gewähr göttlicher Leitung und der „Richtigkeit" des eignen geschichtlichen Weltbildes!

Höchst bezeichnend für seine Religiosität, in anderer Richtung, ist auch jene Äußerung, nach der er „in seinen schlimmsten Zeiten sich mit etwas bescheidener Mystik geholfen habe". Von diesem mystischen Einschlag in den Urgrund der Weltempfindung kommt im letzten sicherlich jenes Geheimnisvolle her, das auch die klarstgezeichneten Gestalten dieses Umrißkünstlers und Plastikers umflutet und den historischen wie seelischen Hintergrund mit lockendem Halbdunkel erfüllt. An dieser Stelle hauptsächlich, letztlich vom Religiösen her, steckt der romantische Einschlag des vielleicht doch zu einseitig als Klassiker Betrachteten, hier auch das Nordische in der südlichen Klarheit seiner Formensprache. Gerade die Franzosen, denen er so viel verdankt, haben ihn immer instinktiv als einen nordischen Dichter empfunden.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich in diesem Element, das am stärksten und beabsichtigtsten natürlich in der Figur des „Heiligen" und des Pescara hervortritt, aber z. B. auch in der Gedichtsammlung die Architektonik musikhaft löst und das Gefühl in dämmernde Tiefen lockt, eine der stärksten Anziehungen Meyers für die gegenwärtig junge Generation sehe. Gerade darum ist er so brennend interessant,

gerade deswegen hat man auch bei seiner geschichtlichen Seelendarstellung so sehr das Gefühl des im Wesen Richtigen: wenn hinter aller Klarheit des Aufgefaßten und Dargestellten dem Irrationalen sein Recht wird, das Rätselhafte mit ins Bild kommt. Denn so ist es ja auch in Wirklichkeit; und ein Weltbild, dem dies fehlte, würden wir als lückenhaft, flach und dürr ablehnen. Nur der seelischen Intuition, der historischen Divination ist dies zugänglich. Und wie groß die Divinationsgabe Meyers war, der z. B. Macchiavells Principe nie eigentlich gelesen zu haben scheint, erfährt man immer wieder zu seinem Staunen. Wie unendlich schade, daß er Friedrich II. und die Reformation nicht mehr behandelt hat.

Jenes geheimnisvolle Element bei Meyer aber ist nicht nur ein Reiz, sondern ein Wert, und ein bleibender, weil er, dem Religiösen gewiß entsprungen und ihm benachbart bleibend, das Gefühl wach erhält für das Unzureichende des Bloßrationalen; er ist auf der andern Seite geschützt vor der heut so bedrohlichen form- und grenzenlosen Mystikerei, weil er gerade bei Meyer auftritt als Ingrediens einer so formenmächtigen, klaren und ebenmäßigen Kunst, in der der ordnende Geist stete Triumphe feiert. Er ist vor allem auch deswegen ein bleibender Wert, weil er ins Zentrum deutschester Kunstempfindung führt; und gerade die Mischung ist uns stets das beste gewesen — ich brauche nur an Moerike und von fern an den alten Goethe zu erinnern. Vorzüglich auch darum kann Meyer für deutsche Künstler beispielgebend sein, weil er mit der reinen Klarheit der Formenwelt und der gewissenhaften Sauberkeit der Arbeit Geheimnis, das über den Worten ist, verbindet. Und er ist schon ein Beispiel geworden.

Aus religiöser, oder wenn man will religiös-mystischer Quelle fließt ihm endlich die Symbolik, die fast sein ganzes Werk durchdringt, zum ersten Male in der modernen deutschen Literatur, wenn auch nicht im Sinne des französischen Symbolismus mit seinem Kult des mot symbolique. Und diese, ganz unzweifelhafte, Herkunft ist ihr Rechtstitel: alle Symbolik bleibt müßige Spielerei, wenn ihr nicht eine ihrem Wesen nach notwendig religiöse Weltempfindung von der geheimen Verwandtschaft aller Dinge, letztlich in Gott, zugrunde liegt. Denn sonst könnte nicht ein Ding für das andere eintreten. Meyers Symbolik ist in den Novellen, und fast noch mehr in den Gedichten — und ihrer Anordnung — mit Händen zu greifen, ihr Umkreis ein außerordentlicher. Oft freilich auch versteckt sie sich, und es bedarf schon genauerer Kenntnis und nahen Zusehens, um sie zu erkennen. Daß z. B. in den einfachen Versen des „Requiem" („Horch, mein Kilchberg läutet jetzt") der Todesgedanke enthalten ist, wird außer aus der leicht übersehenen Überschrift erst dem ganz verständlich, der Meyers ständige Todessymbole (das akustische der Glocken, das visuelle des verbleichenden Abendhimmels) heranzieht, etwa auch die fortgebliebene, deutliche Mittelstrophe kennt und vor allem die Stellung des Gedichts vor ausgesprochenen Todesgedichten bedenkt. Das Gedicht kann aber auch ohne solchen tieferen Sinn als ein schöner einfacher Ton vollständig bestehen. Ähnlich ist es oft. Daß z.B. in dem Ab- und Anschwellen der „Neujahrsglocken" mindestens für Meyer selbst ein Symbol des irdischen, zeitlichen, insonders historischen Geschehens überhaupt lag, wird, abgesehen von der Umgebung des Gedichts, mehr als wahrscheinlich, wenn man seine Urform, ein eidgenössisches Gedicht in einem vaterländischen Taschenbuch, erwägt. „Nicola Pesce", der Taucher Friedrichs II., zweifellos der Dichter, der in die Tiefe der Dinge tauchen muß für die Menschen, doch ihnen fern in seinem eignen Element lebt, „ein Fisch",

ein Wesen für sich, in der eigentümlichen „Kühle" der objektivierenden Kunst, immer „über Todestiefen", in der steten Krise des Künstlers . . . Hofmannsthal hat einen ähnlichen Gedanken mehrfach gestaltet, im „Heizer" des großen Dampfers, der verwundert, rußgeschwärzt und fremd dann und wann aus dem feurigen Bauche des Schiffes unter die Menschen an Deck kommt („Gespräch zwischen Balzac und Hammer-Purgstall"), im „Gefangenen Schiffskoch", der für die, die ihn gefangen halten, die köstlichsten Gerichte immerfort bereiten muß, und am deutlichsten im Dichter, der unerkannt unter der Stiege seines eigenen Hauses, der Zeit, haust („Der Dichter und diese Zeit"). Ganz offen ist „der fromme Lautenschläger Herr René", der sich von Schillers „Poeten" nur dadurch unterscheidet, daß er nicht naht, nachdem die Teilung längst geschehen, sondern daß ihm nur alles Ererbte, Materielle, von Realisten sofort wieder genommen wird; die Dichterseite der Schlemihlfigur klingt deutlich an. Anderes liegt tief versteckt, oder ist ungewiß — und doch will es mir nicht aus dem Sinn, daß gerade ein C. F. Meyer, mit seiner zugestandenen Neigung zum „Hineinverstecken von allerlei Intimem" und zum Symbolisieren, beim „Spätboot" etwa auch, unter den Zeilen gleichsam, an Leben-Tod, und insonders Gefühl der zweiten Lebenshälfte gedacht hat:

Aus der Schiffsbank mach' ich meinen Pfühl,
Endlich wird die heiße Stirne kühl!
O wie süß erkaltet mir das Herz!
O wie weich verstummen Lust und Schmerz!
— —
Bei der Schiffslaterne kargem Schein
Steigt ein Schatten aus und niemand ein.
— —
Schmerz und Lust erleiden sanften Tod,
Einen Schlummrer trägt das dunkle Boot.

Dadurch erhielte dies Gedicht, das auch ohne das herrlich bleibt, eine tiefere Anweisung, einen geheimen, leise mitklingenden Nebensinn . . . Auch die nahverwandte „Schwarzschattende Kastanie" erscheint mir zweiten Sinnes voll bei Meyers beständiger Todesreflexion, oder besser mit solchem Sinne tiefsinnig hin und wider spielend:

Bis unter deinem Laub erlischt
Die rätselhafte Flammenschrift,
Schwarzschattende Kastanie!

Zugleich vielleicht mit das schönste Beispiel für Meyers Farbensymbolik[1]) und -komposition, wie anderwärts — und häufiger — bei ihm die der Linien.

Auch Architektonik, beziehungsreicher Aufbau, durchwaltete Komposition war ihm gewiß ebenso ein religiös begründetes wie ein künstlerisches Bedürfnis. Sinnvolle Ordnung war ihm die Gewähr Gottes, in Natur und Geschichte, wie schon die angeführte Äußerung zu seinem Jugendfreunde Wyß zeigt. Das Kunstwerk ein aufs höchste gereinigtes Abbild der Welt im Idealstil, dadurch von ihr aus doch ihr eignes Leben lebend; Gott der größte Künstler. Auch hierin erweist er sich als — christlicher — Platoniker. Eine in immerfort sich verwirrenden und

1) Wie die herrliche Abendhimmel-Stelle in der „Richterin" und das „Zwiegespräch".

wieder herstellenden Gruppierungen durch alles Chaos doch durchscheinende Ahnung ewiger Ordnung war ihm die Geschichte der Menschen; sie war dem Glaubenden die vornehmlichste Offenbarung Gottes.

> Leis verhallen, die zum ersten riefen,
> Neu Geläute hebt sich aus den Tiefen.
> Große Heere, nicht ein einzler Rufer:
> Wohllaut flutet ohne Strand und Ufer[2])

Im Weltgeschehen muß doch Harmonie sein.

Die Natur sah er teils als Kunstwerk, von Gott-Künstler durchwaltet, teils gab sie ihm das „Andere", Subjektfremde, und darum Erlösende, das doch nicht hätte erlösen können, wenn er es als wildfremd hätte empfinden müssen, ohne alle Möglichkeit, sich doch irgendwie darin wiederzufinden und einzufühlen („Die Felswand"). Humanist bleibt er so auch hier. Und das ganz Gestaltlose sagt ihm nichts.

Wie hätte er ein Deutscher sein können, ohne Empfindung für die Natur! Er hat auch die so geliebte südliche Natur, wie sich leicht zeigen ließe, ganz anders gesehen als ein Südländer, mit nordischen Augen, nordischem Gefühl, nordischer Symbolisierung. Die nordische Alpenlandschaft, die schweizerische, hat er verstanden wie wenige. Worin er aber einzig ist, das ist Verständnis und Schilderung jener nordsüdlichen Grenz- und Übergangsgebiete, wo Rebe und Arve sich mischen („Die Schlacht der Bäume"). Hierin ist er, aus tiefinnersten Wesensgründen, geradezu Spezialist. Er ist es auch auf geistigem Grenzgebiet.

Es ist oft ausgeführt worden, daß es zwei Arten Schweizer gibt: solche, die zuhause bleiben und solche, die leiblich oder geistig in die Fremde gehen, ohne doch ihr Alteigenes zu verlieren.

Wer jemals, etwa von Mailand kommend, den Lecco-Arm des Comersees entlang, vorbei an den Trümmern der spanischen Feste Fuentes bei Colico gefahren ist, dann, auf den Fährten des Jürg Jenatsch, einen Blick ins Veltlin oder Bergell geworfen hat und nun von Chiavenna aus das mählich steigende St. Jacobstal hinauf wandert oder fährt gegen den Splügen (oder, gleich Lucretia mit dem geretteten Jenatsch, das „von Wasserstürzen rauschende Misox" hinauf gegen den Bernhardin) — wie die lachende Landschaft Italiens gen Süden langsam dem Rückgewandten entschwebt, Ölbaumsilber und Rebengrün zurückbleibt, und in sachtem Übergang die nordische Bergwelt den Wanderer aufnimmt, deren tiefer Ernst sich kurz vor und auf dem Splügenpaß, namentlich wenn es zum Abend geht, zu herber Erhabenheit steigert: wem da die Seele voll ist von Meyers, oft symbolhaften, Schilderungen dieser Landschaft in Gedicht und Prosa, der sieht, welcher Art das doch ganz fest verwurzelte Schweizertum Meyers war, und was es heißt, das nordsüdliche Problem in seinem Lande und in seiner Person zu lösen. Wenn er dann noch weiter geht, vom Splügen durch die Via mala, Wulfrinschen Angedenkens, unter der Burg der Richterin hindurch nach Thusis, dort den sanften Heinzenberg erblickt, aller Berge schönsten für den milden Herzog Rohan, und gegenüber das grüne Domleschg mit der Heimat des Jürg Jenatsch, wer weiter

2) Näher oder ferner bezog sich Meyers ganzes Schaffen auf den größten Stoff, die Menschheitsgeschichte, sagt die Schwester.

kommt, am Klösterchen Cazis vorüber, nach der alten Bischofsstadt Chur, und dort im Rathaus in der Kammer der ‚Justitia‘ das Leuchterbildwerk hängen sieht, unter dem der Bündnerführer erschlagen wurde — der weiß, wo er C. F. Meyer zu suchen hat. Nur als Schweizer ist Meyer ganz zu verstehen. Im Großen und in vielem Einzelnen als ein bewußt deutscher Schweizer jener besonderen Art, die die Kultur dreier Völker, die in seinen Marken hausen, in sich aufgenommen und verarbeitet hat, ohne die eigenste Volksart zu verlieren. Überall in seinen Werken gelingt ihm das Realistische sogleich mühelos, und ist er sofort ganz sicher, bis zur Freiheit des Humors, wo er deutschen Schweizerboden betritt. Von hier blickte er, der romanisches Wesen so gut verstand, ja liebte, am liebsten doch herüber nach Deutschland. Und das wollen wir dem Dichter Huttens an seinem hundertsten Geburtstage am wenigsten vergessen.

An den Grenzen, in jedem Sinne, entzündet sich überall das intensivste Leben.

Im Bann von See und Reich

Drei Generationen Familien- und Freundschafts-Erinnerungen an C. F. Meyer zu seinem hundertsten Geburtstag

Von

Karl Haushofer

„Heut’ geht am See ein endlos Glockenspiel . .“ und am stärksten wird in berechtigtem Heimatstolz der stämmige Kirchturm von Kilchberg ob Zürich stürmen, mit seinem starken Geläute, das einer dreimal größeren Kirche gerecht würde, aber er schaut — ein heimattreuer Wächter — auch unmittelbar vom goldenen Herbsthimmel in den alten verträumten Obstgarten und das Familienbesitztum des toten Dichters herein, von dem wir heute reden wollen.

Einen Mann, der drei Geschlechtern der eignen Familie in Freundschaft verbunden war, zu dem man in jungen Jahren aufgesehen hat, als zu einem Vorbild künstlerischer Beherrschung aller der Kulturen, aus denen man den eigenen geistigen Besitz gewann, und zu einem Hort mildfreundlicher, patrizischer Sitte, zugleich: C. F. Meyer aus seiner Heimat und ihrer wundervollen Einheit und dem Zwiespalt der zwei gewaltigsten Kulturen Europas erklären wollen — bei dem zuletzt doch der Bann des Reiches und der Heimat siegte über den Zauber der Fremde — das bedeutet nichts Geringes und ist zugleich eine Rückschau über ein Gut Teil der eignen Habe an Familien-, Freundschafts- und Kulturwerten.

Denn das war ja das Allereigenste an C. F. Meyer, daß er auf der einen Seite so fest und stark auf dem Boden der Heimat stand „vom See, ihm zu Füßen, der heut’ sich enteist . .“ der ihm doch, wie die eigene sehnsüchtige Seele, zu wandern und zu reisen schien bis zum „silbernen Spitzlein“, das hoch und mächtig

als Südgrenze über dieser Heimatlandschaft wacht — daß er auf der andern Seite stark und glühend die Erneuerung seines nordischen Volkstums im „Hutten" mitempfand, und daß doch das ganze Ringen zwischen romanischer und nordischer Kultur in der Seele des Süddeutschen mit der Kampf-Grenz-Zone zweier Kulturkreise mitten durch seine Seele ging, aber freilich veredelt, wie ein mittelalterliches Schlacht-Gedränge im Gewebe eines köstlichen Gobelins. „S'isch Alles Brokat . ." hat noch unsre Ahne, die alte Frau von Doß, C. F. Meyers und Eliza Willes persönliche Freundin, an einem gastlichen Abend in Mariafeld in widerwilliger Anerkennung Meister Gottfried Keller über diesen veredelnden, verklärenden, aber auch distanzierenden Seelenzug des Patriziers sagen hören. Aber es ist eben doch etwas sehr Schönes um ein kostbares Stück alten Brokat; auch wenn er sich im Alltag nicht so gut brauchen läßt wie ein derbes Stück Hausmacherleinen.

Auch im persönlichen Verkehr, so mild und gütig der Mann war, dem die langsam reifende Edeltraube zuletzt so sehr zum Sinnbild des reifenden Lebens selber geworden war, spürte man doch — wohltätig in einer Zeit, die allzusehr aufdringlich mit der Nähe der Nächsten war — das patrizische Abstandhalten von den Dingen und den Menschen immer durch, das C. F. Meyers Kunst so sehr von der Kellers unterschied, in denen beiden die Schweiz, der Züricher Seegau, doch dem endlich verwirklichten Reich die stärksten Talente zum Aufrufen zur Selbstbesinnung schenkte.

Sie verstanden es beide im Leben viel besser, sich vernünftig in freundlicher Achtung auseinander zu halten, als die Literaturwissenschaft nach ihrem Tode oder gar jene guten Menschen, die ihnen ein gemeinsames Denkmal setzen wollten, bei dem es höchstens geistigen Unfrieden gegeben hätte. Das könnte ich mit einer Menge Familien- und Freundschafts-Erinnerungen dreier Geschlechter belegen, denn sie hatten sich alle viel zu gut gekannt — die vom See, und die aus dem Reich, die es immer wieder zu ihnen hinzog — als daß man ihnen nachträglich etwas über ihre Freunde vormachen könnte. Aber hoch über den paar Äußerungen gelegentlichen Unmuts über grundverschiedenes Wesen standen die Aussprüche tiefer Achtung vor dem die Heimat ehrenden und dem ganzen deutschen Sprach-Kulturbereich Werte schenkenden und Achtung gebietenden Schaffen.

Das war ja überhaupt jener wunderbare genius loci im Umkreis des „hellsten Sees der Schweiz", diese Sicherheit im Eignen, die sich mit weitherziger Duldung von Andersartigem verband, und die selbstverständliche Unbefangenheit, mit der man die größten Gegensätze im Vertrauen auf ihre gute Erziehung gelegentlich zusammenbrachte, zur Bereicherung des ganzen geselligen Lebens, das in Aristokratie und Demokratie dennoch von einem feinen patrizischen Hauch durchweht war, in einer das Leben sehr anmutig und sicher vor Taktlosigkeiten gestaltenden „Stilverspätung"; sie entstand ganz natürlich und zwanglos durch Festhalten Dessen an alter Sitte, was gut, erprobt und rücksichtsvoll für den Nächsten erschien und so den ganzen Umgang Aller untereinander angenehmer, das Leben lebenswerter machte.

Damit zusammen hing auch das sichere, wohltuende Vorwalten reifer Frauen in der Geselligkeit.

Diese wundervoll ausgleichende Mittler-Art des Züricher Sees ist eigentlich mein stärkster Familien- und Freundschaftseindruck von seinen Ufern gewesen,

zwischen denen sich, in Zürich selbst, in Kilchberg und Rüschlikon, in Mariafeld bei Meilen, bis hinauf zur Bocken ob Horgen so viele starke Menschen und Voll-Kraftnaturen, alle einander kennend, in voller Freiheit hin- und herbewegten und dennoch nichts von ihrer Originalität und Urkraft durch den Verkehr verloren. Und dabei waren sie sich — vielleicht C. F. Meyer, der Dichter, und Ulrich Wille, der Schriftsteller-Soldat am stärksten — doch der Enge dieses Rahmens bewußt und erkannten, daß sie weit über ihn hinaus zu wirken hatten, wenn sie auf dem Wege über ihre Kultursprache weite Gebiete der Menschheit erfassen wollten. Und das ist es, was ich den Bann des Reiches, neben jenem des Sees nennen möchte, der über ihnen lag. Sie waren alle ganze Schweizer, und die Voraussetzung vollwertiger Aufnahme bei ihnen für den Reichsdeutschen war, daß er der Schweiz ganz gerecht werden konnte, kein ganz so selbstverständliches Ding. Aber die ganz Großen unter ihnen wußten auch alle, daß zwischen der Schweiz und dem Reich ein Kulturband ganz anderer Art durch zwei Jahrtausende hin und her geschlungen war, als zwischen ihnen und der romanischen Kulturwelt, so viel sie ihr verdankten, wie ja doch das deutsche Rheinland und Donauland auch.

Neben dem Feinen und Weichen, der patrizischen Seeluft, war denn auch gerade in C. F. Meyers ganzer Persönlichkeit etwas von jener ersten, starken Rückwirkung romanischer Frühkultur in germanischer, nordischer Kraft, das die alten Dome von Speyer und Worms erstehen ließ, und die Bauten des ganz alten Regensburg oder den Kreuzgang von Berchtesgaden und das Portal von Frauenchiemsee . . . Aus diesem Wesenszug heraus sind ihm die „Richterin" und Teile des „Jürg Jenatsch", auch jene gewaltigen Kaisergestalten gelungen, die das Romanische und Nordische in ihrer Seele zum vollen Einklang übergroßer Menschlichkeit zu gestalten vermochten, und die deshalb einsam geblieben sind, einsam bleiben mußten. Darin wurzelte der tragische Zug, der die größten Eindrücke meiner Schweizer Familien- und Freundschafts-Erfahrungen um den Züricher See umwittert, daß sie in diesem Teil ihres Lebens in der liebenswürdigen Landschaft und ihren Leuten einsam blieben, einsam bleiben mußten, wie Alles was in Reichsgröße den Bann der engeren Heimat überwächst und in seinem Wirken weit über sie hinausreicht. Wohl verzeichnete es die Heimat mit Stolz, wenn die ganze deutsche Kulturwelt aufhorchte, als „Huttens letzte Tage", der „Jürg Jenatsch", die wundervollen Brokatschöpfungen der Novellen über sie hinklangen, gerade so, wie sie es mit Befriedigung vernahm, daß „ihr General" Weltruf hatte. Aber ganz hat der Eindruck wohl nicht getrogen, daß die größten und bedeutsamsten Züge, die am weitesten über die eigenen Zeitgenossen hinausreichten, an C. F. Meyer und seinen Freunden auch im Bann des Sees nur Minderheiten zum Bewußtsein kamen. Der Bann des Reiches in den höchstbegabten Naturen der Seeufer verlieh ihnen dafür draußen im Reich einen weiteren, aber dünneren Verehrerkreis.

Dennoch, wenn der See nichts Anderes als die letzte Rast von Ulrich Hutten, seine dichterische Verklärung in den letzten Tagen und den Widerklang der Reichsgründung darin dem weiteren Kultur-Reichs-Bann bescheert hätte, wäre es schon der Gabe genug. Und das ist ja doch nur eine von Vielen! Gerade in einer Zeit, die dem Besten aus Mitteleuropa noch immer mit einem tiefen Mißverstehen gerade ihres faustischen Ringens zwischen nordischer und romanischer Kultur gegenübersteht und den vergiftenden Zwischenträgern so gerne lauscht, da soll

es C. F. Meyer und dem See, aus dem er seine Heimatkraft zog, nie vergessen werden, daß von dort aus das dichterisch stärkste hohe Lied des verjüngten Reiches in deutscher Sprache erklungen war, und das mutige und hoffnungsvolle Wort: „Hier sing ich außerm Reich, und doch im Reich" — und daß gerade das Schaffen von C. F. Meyer reicher ist, als irgend ein Anderes „außerm Reich" an Worten der Gerechtigkeit und des Verstehens für das so viel verkannte und so viel geschmähte!

Conrad Ferdinand Meyer und die „Deutsche Rundschau"*)

Berlin, den 13. Mai 1877.

Sehr geehrter Herr!

Es wird Ihnen Freude machen, zu erfahren, daß Berthold Auerbach auf meine Veranlassung Ihren „Jenatsch" gelesen hat, von dem Buche sehr befriedigt ist und die Absicht hat, dasselbe für die „Rundschau" zu besprechen. Sobald er Zeit gefunden haben wird, seine Absicht auszuführen, werde ich seine Anzeige erscheinen lassen, da es meinen eigenen Wünschen entspricht, Ihr Werk in der „Rundschau" gewürdigt zu sehen.

Mit besonderer Hochachtung ergebenst

Dr Julius Rodenberg.

Wollen Sie bei einer künftigen, namentlich kürzeren Publication nicht auch einmal an die „Deutsche Rundschau" denken?

Berlin W., den 21. Mai 1879.

Verehrter Freund!

Eben habe ich das letzte Wort Ihrer Novelle gelesen, und beeile mich, Ihnen zu berichten, daß der Eindruck ein tiefer und mächtiger ist. Lassen Sie jeden Zweifel fahren: Sie haben ein bedeutendes Werk geschaffen; eines, welches die Herzen bewegen und den Geist der Leser nachhaltig beschäftigen wird .....

Im übrigen empfinde ich nur Dank und Bewunderung, und bin mit freundschaftlichem Händedruck

Ihr treu ergebener

Julius Rodenberg.

Berlin W., den 6. December 1879.

Verehrter Herr und Freund!

Jetzt, nachdem das zweite Heft ausgegeben worden, und überall gelesen ist, will ich nicht zögern, Ihnen die erfreuliche Mittheilung zu machen, daß Ihre Novelle

*) Aus „Conrad Ferdinand Meyer und Julius Rodenberg", ein Briefwechsel, herausgegeben von August Langmesser. Berlin, Gebrüder Paetel.

ganz außerordentlich gefällt. Von allen Seiten gehen mir die Beweise zu, daß wir lange keine Novelle gebracht, welche den Lesern einen so reinen künstlerischen Genuß gewährt und sie zugleich so tief bewegt hat, wie die Ihre. Die Politiker und die Geschäftsleute, die Männer und die Frauen — sie scheinen alle sich gleich angezogen von Ihrem Werk zu fühlen; und indem ich Ihnen zu dem nun unbestrittenen Erfolge Glück wünsche, bitte ich Sie, nur ja recht bald an etwas Neues für uns zu denken. Denn jetzt gehören Sie zu den Novellisten der „Rundschau“, deren Wiederkehr von dem Publikum immer freudig begrüßt werden wird.

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Julius Rodenberg.

Berlin W., den 16. August 1881.

Mein verehrter Freund!

.... Eine Novelle oder selbst ein Novellchen von Ihnen in der „Deutschen Revue“ zu sehen, würde mich aufrichtig betrüben. Novellen von Ihnen sollte man, wie die von Gottfried Keller, nur in der „Rundschau“ suchen und finden dürfen. Es giebt so wenige Novellisten, die für die „Rundschau“ zu schreiben im Stande sind, daß ich Sie festhalten möchte; Sie schreiben außerdem so wenig, daß Alles, was von Ihnen kommt, bequem in der „Rundschau“ Platz findet .....

Zunächst also erwarte ich das „Novellchen“ und bin mit herzlichem Gruß und in treuer Ergebenheit Ihr

Julius Rodenberg.

Berlin, den 5. Febr. 1883.

Verehrter Freund!

Es macht mich immer glücklich, Ihnen eine Freude zu machen; denn Niemand verdient eine solche mehr, als Sie. Wir sind Ihnen zu Dank verpflichtet, nicht Sie der „Rundschau“, welche nur ihre Pflicht gegen Sie thut .....

Herzlich u. treu Ihr

Julius Rodenberg.

Kilchberg, 17. Juli 1883.

Verehrter Freund,

von meiner Gewohnheit, Ihnen umgehend zu antworten, habe ich nur eine Ausnahme gemacht, weil ich zuvor einen Brief erwarte. Er kommt heute oder morgen und dann antwortete ich gleich gründlich.

Wenn Sie wüßten, wie die „Rundschau“ mir zusagt, in jeder Hinsicht! Ich werde Ihnen unbedenklich, etwas früher oder später, mein Bestes geben ....

Treu ergeben

cfmeyer.

Berlin, den 3. Jan. 1887.

Lieber Freund! Annum Novum faustum felicem!

Unter diesem Zeichen möge „die Versuchung des Pescara“ reifen, gedeihen u. zur Vollendung gebracht werden. Wo es sich um solche Werke der hohen

Kunst handelt, wie diejenigen sind, die wir aus Ihrer Hand in immer zunehmender Vollkommenheit empfangen, da ist es Pflicht der „Rundschau", in aller Bescheidenheit zurückzutreten. Wir können warten; wissen wir doch den Preis zu schätzen, um den es sich handelt ....

Zu sagen brauche ich nicht, daß mein Vorschlag durchaus unmaßgeblich gemeint ist; daß Sie die volle u. freie Verfügung über die „Rundschau" jeder Zeit haben und daß meine Opportunitätsrücksichten vor Ihren Wünschen ohne Weiteres zurückweichen.

...... Leben Sie wohl, lieber Freund; mit herzlichem Händedruck

Ihr Julius Rodenberg.

Frau C. F. Meyer an Julius Rodenberg.

14. Dec. 98.

Geehrter Herr,

Es sind dies die ersten Zeilen, die ich schreibe; sie sollen Ihnen sagen, daß Sie mir mit Ihrer warmen Teilnahme wohl getan haben .....

Doch ehe ich schließe, muß ich noch das erzählen, das Sie doch interessieren kann: Mein Mann las wie immer sehr, sehr viel (ich mußte ihn deswegen oft zum Gehen ermuntern, besonders weil er wieder stark geworden war, was mir oft heimliche Sorge machte). Nun denken Sie, nachdem er eine halbe Stunde vor dem letzten Schlaf noch ein anderes Buch gelesen, war es die Rundschau (Oct.), die ihm beim Tode auf den Fuß fiel u. zwar die von 1878 auf der 69. Seite also von Goethe, ... der immer u. immer wieder den Endpunkt bildete als Lieblingslectüre, ob in neueren oder älteren Heften — es war ihm ein Bedürfniß.

Sebald

Novelle

von

Max Krell

Sebald betrat das Künstlerzimmer.

Es war der typische nüchterne Nebenraum eines Konzerthauses, mit gradlinigen unverzierten gelben Möbeln: Tisch, drei Stühle, eingesessenes Wachstuchsofa und Kleiderrechen; dazu auf dem Tisch die Wasserkaraffe mit einer Garnitur umgestülpter Gläser; in der Ecke der blauemaillierte Spucknapf. Über dem Sofa hing ein sehr großes Bild in vergoldetem Gipsrahmen, Kopie nach Velasquez: vornehme Dame in ponceaurotem Samtkleid, mit einem unter ihre Achsel gesunkenen Spitzenfichu, elegante Draperie, die den Kopf feinbogig begleitete. — Schön war der Ofen: weiß, rund, kanneliert und mit den Kranz- und Vasenemblemem des Empire geschmückt. Das einzige Fenster, an der Querseite, dunkelte dem Hofe zu, unverhüllt; nur um die obersten Scheiben hingen zwei dünne graue Lappen. Äste verwitterten Baumes kreuzten, vom Zimmer heraus angehellt, die Schwärze und standen wie graugrüne reglose Tangbäume in finsterem Aquarium ... Die Wände des Zimmers waren mattgrün getüncht. Sebald erinnerte sich, gerade diese etwas sommerblasse Farbe auf Kerstings Bild „Die Stickerin" gesehen zu haben. Aus der Decke, seit langer Zeit nicht geweißt, und dort, wo ehemals die Petroleumlampe gehangen haben mochte, noch mit einem dicken braunschwarzen Fleck behaftet, senkte sich ein bescheidener Lüster mit einfachem grünem Stoffschirm.

Sebald entledigte sich des Paletots und stand flüchtig vor dem unebenen Spiegel still, der sein Abbild leicht verknittert zurückgab: einen äußerst eleganten, mit aller Dezenz jener Mode gekleideten Mann, die nur von zwanzig bis dreißig Personen getragen wird, von Aristokraten und einzelnen Künstlern, denen das Bewußtsein ihres inneren Ranges auch untadelhaftes Äußere abverlangt: strahlender Zusammenklang des gefältelten Hemdes und der tiefausgebuchteten Piquetweste; steile ungebrochene Falte des Beinkleids, schmaler Lackschuh, Frack, der ohne Polsterung sich dem vollendeten Wuchs des Körpers anpaßte. Dieses Vis-à-Vis erzeugte in ihm selbst die leise Kühle der Distanz, eine unbestimmte Empfindung für höfliche Zurückhaltung. In solchen kleinen Augenblicken faßte ihn die Überlegung — nur eine ganz kurze Schwankung — daß er, Sebald, nicht nur vor anderen eine vollkommene Form zur Schau trüge, sondern auch vor sich

selbst, und daß er in diese unangeborene Form wie in ein Kostüm hineingewachsen wäre, das er selbst im allgemeinen nun für sein alltägliches halte.

Er zündete sich eine Zigarette an. Jede Bewegung dabei war nicht ganz natürlich, wenn sie sich auch seinem Gebaren harmonisch anschloß. Er fand das selbst und dachte an andere in gleicher Situation; suchte das Unnatürliche als Kompromiß zu erklären, das wir mit inneren, unmöglich sichtbar zu zeigenden Gärungen eingehen. Im Grunde sei es ja sehr gleichgültig, wie man etwas tue; daß man es aber tun könne mit einer gewissen glättenden Verdeckung der persönlichen Art — etwa um diskret hinter sich selbst zurückzutreten — verfälsche nicht seinen Wert, sondern hebe seine sittlichen Kräfte . . .

Dieses war sein Stil überhaupt geworden und der Zwang in ihm versteint: die Dinge unter dem Gesichtspunkt der Zurückhaltung, Reserve zu erkennen, zu bestimmen und auch wieder darzustellen. Einerseits fehlte ihm die Fähigkeit, flügge Gedanken unbekümmert fliegen zu lassen; andererseits war die Zurückhaltung letzter, unbewußter Ausfluß einer Eitelkeit, die den inneren Besitz an Persönlichem nicht verschwenden möchte.

Solche flüchtigen Memorationen erleichterten ihn vor sich in den Minuten der Vorbereitung. Sie waren die vorübergehende Zärtlichkeit eines Großen, der seine Schwächen unverbindlich eingestand.

Er warf den Stumpf der Zigarette in den kleinen Wasserbecher, wo er zischend erlosch, öffnete das Lederetui der Geige und entnahm dem Plüsch ein sehr altes und der dunklen Beizung nach sehr würdiges Instrument. Sebald besaß eine echte Tomaso Carcassi, deren Ton von einschmeichelnder, warmer Fülle war. Ihre Decke trug eine braunschwarze Farbe, nur gegen die Ränder zu und an oft berührten Stellen erhellte sich die Politur fast bis zum Bernsteingold.

Noch während er beschäftigt war, den Bogen einzureiben, das Instrument zu stimmen, erschienen einige Herren. Der Dirigent des Orchesters — ein in der Äußerung konventioneller Mann, an dem aber die erste ruhige Beobachtung verhaltenes Temperament und wache Auffassung zeigte — drückte ihm die Hand: bewundernd, in ehrlichem Eingeständnis der Größe Sebalds und neidlos. Aber dieser vornehme Eindruck wurde zerrissen durch die Aufdringlichkeit des Konzertveranstalters, eines wohl so erwerbstüchtigen wie taktlosen Mannes von breiter Fülle und aufgeblasenem, finnigem Gesicht. Es war Herr Eisenlohr an der Spitze des Komitees. Die überlegene Manier, mit der er alberne und kindliche Phrasen vorbrachte, ließ Sebald kaum mehr als unumgängliche Formeln aussprechen. Vorübergehend stiegen aus dessen Mundwinkeln Linien mokanten Lächelns; er, der seine Gedanken, und entsprechend seine Sätze, scharf zusammenriß und wie der gute Geiger den Ton: vom Frosch des Bogens bis zur Spitze, aushielt, verkroch sich in immer eisigere Ferne, die ihm gerade noch das unartikulierte Ausstoßen einzelner zweckloser Silben gestattete.

Einen kurzen Augenblick lang empfand Herr Eisenlohr den tiefen Raum zwischen sich und dem Geiger; aber unbekümmert überging er das Erkennen. Er wandte sich mit der Sicherheit des Taktlosen an die anderen, die er beherrschte, und die ihm, aus verwandter Kleinheit, untertan waren.

* * *

Sebald kam auf das Podium wie in den Brennpunkt von zweitausend Augenstrahlen, die ihm aus dem Riesenfächer des menschengefüllten Saales entgegenstießen. Ihn ergriff, was Herzog und Tribun bestimmt: das Meer erhobener Köpfe, auf dem die ersten Gischtwolken der Begeisterung wogen, der Jubel wartet, und das an Selbstbewußtsein und Demut schlägt.

Sehr diskreter, aus Hochachtung, Ehrfurcht und Zurückhaltung — weil der Beweis für die neue Leistung noch zu erbringen war — gemischter Beifall begrüßte ihn. Er dankte gelassen höflich, zog die Brauen um einen Strich höher, stimmte wieder, drehte die kleinen Schrauben des Geigenkopfes an und lockerte sie und entließ während aller Vorbereitungen nur einen umsehenden Blick über die ganze Umgebung.

Gewohnheit des Erlebnisses hatte ihn fast völlig abgestumpft gegen innere Unruhe oder Spannung; Bewußtsein, Sicherheit litten nicht, daß er den geringsten Moment am Gelingen seines Spieles zweifelte; zeigte sich wirklich ein Anlauf Nervosität, so vermochte er ihn mit fast mechanischer Konzentration zur Sachlichkeit zu überwinden: er war nur, sekundenschnell, wie das Vorgefühl kleinen Fieberschauers. Vor sich selbst suchte er ihn hinzustellen als Bedenken über die Unsicherheit des fremden Orchesters. Hob er das Auge nun zu vollem Blick, so war in ihm nichts als ein großes Fertig- und Bereitsein.

Das Orchester setzte ein.

Vor Sebald öffnete sich der Saal als breiter, tiefer Sack, grau in grau an Decke und Wänden, nur mit spärlichen Schnörkeln im Barockstil und den ausgegoldeten Kannelierungen der Pilaster verziert. Zwei riesenhafte Trauben von Kristall, massig und unschön, senkten Licht über die tausend Köpfe.

Noch dachte er nicht daran, daß er vor einer Masse und nur für sie dastand, verpflichtet: Stärkstes an Können und Empfinden auszugeben. Er neigte den Kopf, legte das Kinn auf den Rand des Instrumentes, hob den Bogen. Doch während diese Masse glaubte, daß er hinabstiege in die Quelle des Versunkenseins, ganz ausgelöscht für Umgebendes, und zur großen metaphysischen Vollendung dringe, glitten die Strahlen seiner Blicke durch das Wimpernnetz aus, begehrlich: Freunde zu suchen.

Er liebte es, bei seinem Spiel die Lüster im Halblicht zu sehen; Dämpfung des Hellen mußte herrschen, damit das Schwebende *seines* Tones die stärkste, am meisten den Raum füllende Macht bekäme. Unter so schattenreicher Beleuchtung saß das Heer der Lauschenden wie in hypnotischer Verdunkelung gelähmt. Und Sebald war vor sich Zauberer, der Geister beschwor, Stürme aufbot: Menschheit zu läutern, zu erschüttern; er rief den weiblichen Sinn des Traumes an; hatte alle Stimmungen und Schwingungen wie an Zügeln. Und gleich jedem, der sich der eroberten Führerrolle mit einigem Stolz inne wird, trug auch er vorübergehend die dünne Maske des Charlatans.

Das Heer da unten blieb, wie es immer war. Er fand es gemäß dem Gesetz der Kasten, vorsichtig, gebügelt, gut angezogen, etwas bewegungslos, unwillig: früher als nach Empfang eines bestimmten Quantums Musik mehr zu geben als Gehör. Er verachtete alle, weil er seinen einzelnen Ton oder zwei Doppelgriffe unter seinen Fingern sehr hoch bewertete. Versteckt nur sah er einige Augen, die ihm ganz gehörten aus dem spontanen Mitgang heiliger Empfindungen.

Er gedachte flüchtig der Sängerin Florentine, ihrer Kritik, ihrer Zweifel,

neben die sie gleichwohl die heißen Wellen ihrer Liebe drängte. Ihm waren Kritik und Liebe unvereinbar. Er hatte sich nie von den lässigen Lockungen einer Frau zu tollem Kreisen und Spielen stacheln lassen, nie gleich dem Flieger sich in ätherische Lichthöhen vor ihr hinaufgeschraubt, um von der Erkenntnis, für jene Frau einmal gleichgültig, reizlos, unbeachtet zu sein, ins Leere gestürzt zu werden. Aus seiner Höhe empfand er patriarchalisch, verlangte er Anerkennung ohne Umschweife auch vom Weibe . . .

Reflexion erstarb. Sebald hatte den Einsatz des großen Solos. Der Mensch in ihm band sich mit dem Menschen jener Konzeption. Ihm war wie bei schwindendem Bewußtsein noch: als ginge er über in die Seele des großen Mannes, dessen Werk er spielte, verkläre sich in ihm, gäbe weiter, löse alles Konkrete auf, erlöse sich vom Konkreten. Wie Geist das große Wachsein will, so lebt Gefühl in der Trance des Unerklärlichen. Sebald war sich körperlich entrissen, stieg über sich hinaus.

* * *

Erst als die große Welle vieler tausend Töne ihn umschwoll, an ihm emporschlagend, ihn niederholend aus der schwindelfreien Höhe — wo die Ströme aller Empfindungen sich im Zusammenfluß verdichten und frei im Raume schweben, unbegrenzt von Wort und Linie, erst da kam er mit unmerklichem Schwanken wieder in sein körperliches Fühlen zurück; die Disziplin stellte ihn auf den ganz realen Boden sanft nieder.

Gleichwohl empfand Sebald, wie oft schon, die erschütternden Stürme des Applauses ein wenig störend, aufreizend, an sich zerrend, ein wenig unsympathisch — eigentlich taktlos. Noch von der ätherischen Ferne leicht festgehalten, wünschte er etwas mehr Rücksichtnahme auf das Ausschwingen, nicht aber: daß dieses Zusammenschlagen der Hände, Rufen, Trampeln die Harmonie seines Wesens mit der Musik zerreiße.

Er verbeugte sich, ging zwischen den Orchestermusikern hindurch, die ihm eine schmale Gasse zum Ausgang öffneten. Er mußte noch mehrmals wiederkommen, denselben Weg zwischen Instrumenten, Pulten, schwarzfräckigen Paukisten, Geigern, Bläsern, hin und zurück, bis der Sturm sich beschwichtigte. Der Kapellmeister beugte sich vor ihm, wobei das schüttere Haar vorfiel, drückte ihm wieder still und bewundernd die geniale Hand.

Im Künstlerzimmer stand eine Tasse sehr heißen schwarzen Kaffees für ihn bereit, wie er es gewünscht hatte. Erst während er trank, bemerkte er, daß einige Herren auf ihn warteten, deren lebhaftes Gespräch nun in erwartungsvoller Verhaltenheit aufging. Sie hatten alle etwas — Ungepflegtes an sich, etwas Genial-Burschikoses, das in mittleren Städten und selbst in den Idealquartieren der größeren als unbedingt notwendiger Ausdruck der fleischgetragenen Kunst gilt. Merkwürdig — er lächelte — daß sie sich der Unsauberkeit nicht schämten, die bei aller Entschuldigung nicht entschuldbar war.

In diesem Augenblick, da man zweifellos Bewunderung stammeln wollte, vor der sich sein Inneres aus Mangel an Einklang mit ihnen nur verschließen mußte — — kam der massive Bürger Eisenlohr dazwischen gesprungen, bärenhaft und breit, riß den Mund auf wie ein junges, hungriges Tier und verlangte, mit dem Vorrecht des Schwergewichts, Sprecher der großen Gemeinde im Saal

sein zu dürfen. Aber Sebald, der die Menschen nie sich nahe duldete und in geradezu ehrfürchtiger Scheu für seine Reinerhaltung lebte, machte nicht die leisesten Anstalten, den Aufdringling mit liebenswürdigem Lächeln oder ausgestreckter Hand dankend zu begrüßen. Die unendliche Kluft zwischen ihm und dieser Kategorie gedankenloser Wichtigtuer wurde ihm überraschend schnell, wie Drohung, wieder bewußt. Und mit hastiger Bewegung beugte er sich über das Plüschfutteral, sein Instrument hineinzubetten. Eisenlohr erklärte: früher sei ihm ein Musikstück, zum erstenmal gehört, nicht viel mehr gewesen als ein weitschweifiger, mit Sackgassen, Verästelungen ausgestatteter Umweg von einem Grundton zu einem anderen. Und er ließ offen, zu welcher Höhe des Denkens und Fühlens er sich jetzt erhoben habe.

Wie lästig, dachte Sebald, von früh bis abend soviel Albernheit spazieren tragen zu müssen. Er fühlte sich wie in einer Komödie, in der er, willenlos hineingerissen, bewegendes Element wurde. Doch blieb er immer selbständig genug, sogleich die Fäden noch so loser Beziehung zu zerschneiden, wenn er sich in seiner persönlichen Freiheit auch nur entfernt bedroht glaubte.

Herr Eisenlohr, der Bürger, bat in sehr devoter Selbstgefälligkeit, Sebald bei einer Nachfeier begrüßen zu dürfen; und der Chor schlechtgarnierter Jünglinge akkordierte beifällig. Sebald aber wehrte mit so entschiedenem Nein! ab — und strich dabei querschneidend mit der Hand durch die Luft — daß davon ausgehend eine Erschütterung ihren Leib zu treffen schien, die Zorniges und Dunkles in sich trug.

* * *

Sie waren gegangen, unter offensichtlicher Mißbilligung so brüsker Abkehr. Sebald hatte, unschlüssig, ob er dem Mittelteil des Konzertes aus Höflichkeit Gehör schenken oder bis zu seinem Wiederauftreten ruhen solle, einen Augenblick am Fenster gestanden und in die aquariumhafte Räumlichkeit des Hofes geblickt. Eine Leiter, eine Regentonne, die aufgerollten Taue eines Schornsteinfegers lehnten dort nebeneinander. In diesem Augenblick kam ihm das bestimmte Gefühl, daß hinter den Gegangenen die Türe wohl geschlossen, aber auch wieder geöffnet worden — daß er nicht allein — daß ein fremder Mensch eingetreten sei.

Dennoch berührte ihn der, den er beim Umwenden tatsächlich an der Türe stehen sah, wie eine Erscheinung: er war lang, hager, dabei verfallen und vom wissenden Ausdruck des Vielenttäuschten; sein Gesicht an den weicheren Stellen, Schläfen und Wangen, eingebuchtet vom Darben. Die Ränder der Augen und der Nasenflügel brannten rot durch eine Entzündung und strickten auffallende Streifen in das elende Antlitz. Dabei wirkte der obere Kopfteil durch das dunkle, an sich nicht starke Haar schon besonders groß; sein Mund hing dünn und verwelkt, so daß die Zahnreihe, schlecht und tabakbraun, von schwarzen Lücken unterbrochen, immer sichtbar blieb. Bei der Länge des Körpers saß der Rumpf gedrückt auf schmächtig hohen Beinen.

Durch Gleichgültigkeit war seine Kleidung stark verkommen. Mochte die körperliche Abmagerung den ewigen Anzug schon zum schlotternden Überwurf gemacht haben, so hatten flüchtige Reparaturen mit Strick und Band, Abplatzen der Knöpfe seine einstige Bestimmung wesentlich karikiert. Die umgekrempelten Beinkleider fransten aus, die Ränder glänzten, bis an die Hüfte hinauf waren

Sprenkel von Regenschmutz gespritzt. Er trug eine kurze Pelerine, unter der die Hände den steifen Hut halb verborgen hielten. Im ganzen erweckte er den Eindruck eines Landstreichers, der aus Furcht vor der Polizei sein Äußeres notdürftig zurechtgeflickt hatte.

Sebald suchte unwillkürlich nach etwas in dem Gesicht, das über Gewöhnliches hinausging — und sei es selbst in die Tiefe der Brutalität. Er trat an den Tisch, schob die Zuglampe höher, daß sie volles Licht über den Fremden goß und die Einbuchtungen der Schläfen und Wangen schattenvoll vertiefte.

„Sie wünschen?"

Ihm kam nicht der Gedanke, jener könne sich verlaufen haben. Irgendwie, fühlte er, hingen sie in ihren drastisch unterstrichenen Gegensätzen zusammen. Der andere hob die Hände aus der Pelerine und hängte den Hut an eine Spitze des Kleiderrechens. Er tat nicht wie einer, der fremd in ein ganz ungewohntes Milieu tritt. Keine seiner Bewegungen war schüchtern oder verlegen.

„Sie wünschen?" wiederholte Sebald.

„Ich habe Ihnen einen Besuch zu machen!" Die Antwort wurde mit einer Stimme gesprochen, deren Baritonklang Sebald überraschte; sie hatte jenes Timbre, dessen angenehme, nicht sehr laute Fülle einen auch in der Menge immer hörbaren Akkord ausmachen würde. Der Mann nahm ohne Umschweife auf dem Wachstuchsofa Platz, das unter seinem Niedersetzen ein Knirschen matter Sprungfedern von sich gab.

Wie aus sehr großer Ferne drang der Lärm des Foyers herein, wo die Konzertbesucher sich zum Beginn des zweiten Teiles sammelten. Klingelzeichen schrillten. Die Klänge des Instrumentenstimmens, Auf- und Abperlen der Flöten- und Oboentöne, menschliche Schwermut des Cellos, tastende Unsicherheit der Hornbläser wurden lebendiger, bald voller, wenn auch gedämpfter Chor.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Ist belanglos. Was ich bin, oder war, oder vielmehr sein wollte . . . kurz, lassen wir das . . ." Er strich mit entschiedener Handbewegung jede Erörterung des Themas von vornherein aus.

Sebald war, merkwürdigerweise, unempfindlich für die Arroganz dieses Benehmens. Aber in ihm, der stets mit gepflegter Kühle einen Raum zu Ding und Mensch offenhielt, jeder Berührung auswich, nichts reiner liebte als eine gelungene, schöne Form für einen ebenso gelungenen schönen Gedanken — in Sebald griff Ratlosigkeit um sich. Die weltmännische Sicherheit begann sich vor der geradezu-stoßenden Manier des Eindringlings aufzulösen . . .

„Sie kennen mich —"

„Nichts. Gar nichts. Ich kenne niemanden. Wir berühren uns — Gott weiß es — wohl nur das eine Mal nach irgendeinem metaphysischen Gesetz. Sie sind Geiger. Das genügt mir, zu wissen, daß Sie ein Hindernis der Musik an sich sind. Als Solist dieses Konzertes müssen Sie eine Berühmtheit sein; die Musik war Ihnen eine technische Stufenleiter. Ich beneide Sie nicht. Sie haben ein Instrument, vermutlich ein königliches, unbezahlbares Instrument. Auch darum beneide ich Sie nicht." Und seine wellenhafte Handbewegung deutete an: sehen Sie, so charakterlos bin ich!

Über seinem Haar stand das gebogene Spitzenfichu der Velasquezdame als groteske weiße Locke; das Profil sah Sebald im holprigen Spiegel: ein sehr

scharfes, asketisch zusammengerissenes Profil ohne Alterswulst. Die Lider gingen rasch, im Email der Augen waren die roten Blutäderchen sehr zahlreich. Sebald dachte: so vielleicht wäre ich, wenn alles anders gekommen wäre. Etwas Mitleiderregendes ging von diesem Manne aus, etwas, das von tiefer herkam, als aus dem ungepflegten Äußeren; und Sebald empfand, daß seine eigene, geradezu ängstlich beobachtete Taktik des Gespräches hier nicht galt. Diese Taktik, richtiger: diese Manier war — im Gespräch nicht tief zu graben, obwohl eine Fülle von Ideen und Ahnungen ihn bei jedem Wort überfiel. Mit leisem, ästhetisierendem Hinstreifen über das Schöne einer Sache ließ er sie los, lächelte vorsichtig — mehr für sich selbst — und schwieg. Aber hier, wo er sonst abbrach, begannen die Gedanken erst.

„Warum —"

Er fand nicht den Weg zu eindeutiger, unumschriebener Frage.

„Alles ist unwichtig", hörte er sagen. „Der Hosenknopf, der abspringt, hat keine Schuld, daß das Kleid rutscht . . . sondern eine ganze Reihe physischer Zusammenhänge, zwischen denen der Knopf nur die Rolle eines kleinen Hebels spielt. Wollen Sie jeden Zusammenhang durchsuchen?"

Sebald zog die Lampe wieder herunter. Die Lichtphiole des Glühkörpers tauchte für beide hinter den Schirm. Sie waren ganz in Schatten gerückt, nur ein kleiner runder Lichthof lag zwischen ihnen auf dem gelben Tisch. Sebald setzte sich.

Der Fremde warf einen kurzen, streng musternden Blick über ihn. „Heute tragen die Musiker kein weibisches Spitzenjabot mehr, das schmutzfängerisch über die Brust hängt." Seine Augen wurden immer weiter und offenbarten die ganze hungrige Leere eines Lebens.

Aus Impuls von Güte bot Sebald ihm eine Zigarette an. Sie rauchten, die bläulichen Wolken improvisierten langsam Bänder. Gleichgültig sah der andere auf das goldene Zigarettenetui, das mit herausforderndem Glanz zwischen ihnen unter der Lampe liegen geblieben war. Hinter dem Rauch erschien er gobelinhaft, flächig. Fast wunderte sich Sebald, daß jener nicht transparent wurde.

„Musik" — sagte der Fremde. Dann besann er sich, fuhr bei niedergeschlagenen Augen fort, ja, wenn er bedächte: Sehnsucht sei immer der Anfang. Dort begänne Kunst, wenn irgendwo sie begänne. Bilder stünden in Nebeln; bisweilen fege Sturm die Horizonte rein. Alles sei nun greifbar. Dann beginne der Kampf: hinüberzukommen, ehe die Formen an Dichtigkeit verlören, ins Unbegrenzte wieder verflössen. Aber — „so weit sind Sie ja noch nicht. Wer sind Sie? Sie spielen, sind selbst nur Instrument — bestenfalls leiden Sie am Schmerz der Oberflächlichkeit. Und die anderen, Tausende, vor denen Sie Instrument sind? Sie haben Masken, sind träge Menschen der Gesellschaft. Stellen Sie doch ehrlich fest, daß deren Banalität und Ihr Wunsch, vor ihnen etwas zu sein, Sie zum Charlatan machen.

Musik — natürlich empfangen auch Sie. Ihr Gefühl, Ihr Wille sind dann Filter der großen, melodischen Ahnungen, die der viel Größere gehabt hat, dessen Willen und Gefühl Sie spielen. Was er als ‚Erkenntnis der bunten Einfalt' fing, mit Punkt und Strich aufschrieb, geben Sie wieder. Ihm war es Gnade, aus Unbewußtem ein Etwas zu improvisieren. Aber was er empfand, was Sie empfinden, was Ihre Hörer zu empfinden glauben, strebt so unendlich weit aus-

einander. Sie erreichen niemals mehr als einen Bruchteil Lautmachung des Bruchteils, den jener viel Größere aus seinem ersten Einfall rettete."

Er sah öfters auf. Jeder Blick zu Sebald war Anlauf, Kühnheit, war begehrlich, eigene Empfindungen wiederzusehen, Tröstung daraus zu naschen.

„Warum sagen Sie mir das?"

„Ich habe mich selbst zu gut gekannt."

„Wer sind Sie?"

Aber der Fremde fuhr fort: „Natürlich glauben Sie, daß Sie und Ihre Musik irgendwo an irgendeinem Punkte eine große Einheit sind . . . daß sie aus Ihnen kommt als das Endliche einer unendlichen Reihe seelischer Vorgänge . . ."

„Vielleicht . . ."

„Natürlich glauben Sie, daß Sie aus sich selbst geworden sind, daß Sie sich selbst gestartet, gewertet, zum Können emporgehoben haben."

„Ich habe meine Lehrer nie verleugnet."

Der Fremde sah streng und fern aus; die kleine Rechtfertigung berührte keine Miene an ihm. „Musik" — sagte er langsam, mit einer anderen feiner tönenden Stimme — „ist nicht der Mensch; möglicherweise ist sie ein Herz, das Flammen strahlt. Aber nicht der Mensch. Was geben Sie denen, die kommen, Sie zu hören? Etwas Begriffloses, völlig Einsames, das schwebt, frei im Raume liegt wie die Welt — oder vielmehr einen scheuen Abglanz davon. Sie setzen dieses Begrifflose mit ihrer eigenen Leidenschaft zusammen, arbeiten es mit technischen, auf Instrumenten geweckten Mitteln heraus. Empfanden Sie ein einziges Mal Revolution? Das Instrument begrenzt, statt grenzenlos zu machen."

„Nein", sagte Sebald, „der Ton ist das Stärkste. Er beherrscht mich, zwingt mich, nach ihm zu greifen, seine Vollkommenheit zu suchen."

„Der Ton? Das ist ja für Sie nur der Wachsabzug dessen, was Sie als gewollt annehmen. Ihnen sind Ton und Musik körperlich geworden und aus der Sphäre des Unbeschreiblichen, Immateriellen herausgezogen. Sie greifen sie, werfen sie wie einen Ball zurück in die Sphäre. Sie verrichten Dienerarbeit; Sie sind nur der Mittler, der mit gewiß persönlichem Geschmack, mit vielleicht empfundener, vielleicht gedachter Auffassung das Ideal jenes fernen Herzens lautbar machen will."

„Also — wäre ich eine Puppe — also könnte ich mein Instrument einfach zerbrechen?"

„Tun Sie es", sagte der andere. Lauernder Zug flocht sich durch sein Gesicht. „Sie werden, indem Sie es zerbrechen, anfangen zur Musik zu kommen!"

Sebald zuckte zusammen.

„Ich würde müde und hungrig sein —"

„Weil Sie Dank und Beifall vermissen, den Sie wie Gebührendes einnehmen — Dank, der Ihnen dennoch nicht gehört."

Sebald sah plötzlich, daß der Frem e nur äußerlich ein anderer war als er selbst; Entbehrung, Last, Gram hatten eine Schicht um ihn gezüchtet. Sonst aber, bis in die Ebbe der Bewegungen, bis in die Haltung und die gemessene Weise des Sprechens, waren sie sich spiegelgleich — oder nicht ganz: der Fremde war vollkommener, seine Art bis in letzte Wendungen hinein durchgelebt, während ihm,

Sebald, die ständige Gespanntheit auf Kommendes jüngere Farben und eine gewisse Elastizität lieben.

Ein Blitz von innen riß sein Auge auf: er sah sich ur-uralt, jenseits dieser Flucht von Stadt zu Stadt, von Podium zu Podium, von geklatschtem Beifall zum Sturm des Jubels — gelandet in großer Stille. Kein Ziel lockte mehr, und was dann hinter ihm lag, war nichts, was er nicht schon bis zu dieser Stunde erreicht hatte.

* * *

„Wer sind Sie?"

Mit einer unendlichen Bewegung hüllte der Fremde sich in den Mantel. Den Kopf emporstreckend in die Falten des Rauches erschien er Sebald wieder unplastisch, Gobelin in Menschengröße, um den die Türe einen braunen glatten Rahmen legte. Doch er ging, als habe er die Frage nicht gehört, oder als sei sie in einem Ton gesagt worden, der ihn, schon wieder verschlossen, eingefroren, nur noch ganz äußerliches Elend, nicht rührte. Er zerfloß. Er verwehte. Sebald sah nichts als den Rauch, der dicke träggebliebene Bänder im Raum improvisiert hatte. Langsam tauchte das Bild der Velasquezdame auf; er begann die Arabesken ihres Spitzensichus zu verfolgen, geradezu aufzudröseln.

Die Glocke rief sein Stichwort zum zweiten Teil.

Sollte er spielen? Er zögerte. Er fühlte sich unfähig, mehr als einen dünnen Klang aus den Saiten zu holen. Er konnte einfach nicht spielen. Er wußte, man würde ihn auspfeifen, oder mehr noch: in Kälte schweigen. Sollte er das Instrument vernichten — wirklich zerbrechen? Dann brauchte er den schmerzlichen Zusammenbruch seines Könnens nicht zu erleben. Also bangte ihm doch vor dieser Rabatte fleischroter Tulpen, die den Saal beblühten? Also — er war doch der durchaus Eitle?

Ein heißer Blutstrom zog durch seinen Leib zum Herzen: er fühlte den großen Marsch all der kleinen Körperchen zum Herzen. Dann flog die Spannung ab. Er stand da mit feuchten Händen, fühlend, daß die Röte sein Gesicht verlassen hatte.

Ein zweites Klingelzeichen kam.

Er nahm die Geige hoch, wischte die Hände an sein seidenes Tuch, stimmte aus mechanischem Trieb — und horchte hinaus. Erst als das Orchester den Satz begonnen hatte, schritt er an seinen Platz; niemand konnte ihn begrüßend applaudieren.

Er erwartete das Gericht.

Beim Heben des Bogens schloß er die Augen fest, keinen Blick des Dank-Suchens hinauszuschicken, keinem Blick demütiger Bewunderung zu begegnen. Die Vision des Moses stieg herauf . . . „Herr, Gnade, daß ich Dein Licht sehe!" Und wie Moses die Augen in den Händen geborgen hielt, als der Busch von Feuer überströmte, so bedeckte Sebald die seinen mit dem ganzen Dunkel der Lider und spielte.

Sein Spiel war gesegnet.

Ludolf Camphausen
Staat und Wirtschaft 1848*)

Von

Gisbert Beyerhaus

In der Wirtschaftsgeschichte des 19. Jahrhunderts ragen die rheinischen Unternehmer aus der Masse der Erscheinungen wie Herrschergestalten auf. Es ist keineswegs nur die Mißgunst des Auslands, die sie zu übersteigern liebt. Ich erinnere an die Schrift von Gaston Raphaël „Der König der Ruhr“. Auch ehrliche Bewunderung bei uns neigt dazu, in ihnen die wahren Herrscher unseres imperialistischen Zeitalters zu erblicken. Eins aber trennt sie auf alle Fälle — jene Könige der Industrie von den Monarchen der Vergangenheit, das Verhältnis zum Allgemeinwohl, zur salus publica. Der Herrscher, der das Gemeinwohl konsequent verletzt, wird zum Tyrannen. Das ist gut mittelalterliches und friderizianisches Staatsrecht. Hingegen gehört es zum Wesen des modernen Unternehmertums, daß seine höchsten Kraftleistungen, so befruchtend sie sich auch auswirken mögen, im Dienste der Privatwirtschaft stehen und von hier ihre letzte Legitimierung empfangen. Wir wollen uns diese klare Unterscheidungslinie auch durch den Überschwang gewisser Feststimmungen nicht verwischen lassen! Und es gehört weiter zum Wesen des modernen Unternehmertums, daß es den Staat zu beherrschen strebt — unsichtbar und anonym, d. h. ohne sich selber zu exponieren, ohne selber politisch zu werden. Nur wenige haben bei ihrer Teilnahme am öffentlichen Leben die isolierende Schicht der Privatwirtschaft wirklich gesprengt; nur wenige haben diese Aktivität bis zum höchsten Einsatz gesteigert, bis zu dem Entschluß, die politische Macht selber zu übernehmen. Einer der ersten in Deutschland ist der Rheinländer Ludolf Camphausen. Drei Jahre lang, von 1847 bis 1849, hat er in der vordersten politischen Kampffront gestanden, drei Monate davon als preußischer Ministerpräsident: umweht von Liebe, umbrandet von Haß, inmitten einer sozial und wirtschaftlich die Tiefen aufwühlenden Krisis. Dann folgt in freiwilligem Entsagen die Loslösung von der Politik und eine selten reiche 40jährige Muße, ganz auf wissenschaftliche Arbeit und astronomische Forschung gestellt. Erst im Jahre 1890, im Zeichen der wilhelminischen Ära, ist Camphausen von uns gegangen, bis ins letzte ausgereift und vollendet. Was sein Lebens-

*) Aus einer Reihe von Vorträgen „Das Rheinland in der deutschen Geschichte“, welche an der Universität Bonn im Sommersemester 1925 gehalten worden sind.

werk im Rahmen der rheinischen Wirtschaft ausmacht, ist oft geschildert worden. Hier hat allein der Politiker Camphausen das Wort. Was hat er uns als solcher zu sagen? Worin liegt seine Bedeutung für unsere unmittelbare Gegenwart?

Geben wir uns von vornherein keinen Illusionen hin! Diese Bedeutung liegt gewiß nicht in der Ausbildung bestimmter politischer Dogmen oder in der Besonderheit einer Parteiprogramms. Im Gegenteil! Über die Schwächen dieses Programms sind uns die Augen aufgegangen, und was einst stark daran war, das teilt Camphausen mit den andern, mit Hansemann und Mevissen, mit von Beckerath und von der Heydt, die alle unter der gleichen Fahne gefochten haben. Nur politische Instinktlosigkeit oder Parteiverblendung können noch leugnen, daß dieser bürgerliche Liberalismus der 40er Jahre — der Geschichte angehört. Seine Sterne sind verblichen! Seine Ideale: Preßfreiheit, Gewerbefreiheit, Kulturfreiheit sind nicht nur durch den Fortgang der Gesetzgebung aufgezehrt, wie man heute in schönem Euphemismus zu sagen pflegt. Sie leuchten und wärmen überhaupt nicht mehr, seitdem sie als Menschenrechte, als versteinertes Ornament, in der Verfassung von ausgebeuteten Negerrepubliken, z. B. Cubas und San Domingos stehen. Von hier aus wird sich uns Camphausens Bild so leicht nicht erschließen. Hingegen rührt es an unsere unmittelbare Gegenwart, rührt es an die Tiefen des rheinischen Schicksals, wenn wir nachzuerleben versuchen: wie hat dieser Rheinländer den Weg zu Preußen gefunden, welche Kräfte sind aus dieser Verbindung für beide Teile erwachsen, welches Leben strömt daraus auf das gesamte Deutschland zurück?

Zuvörderst die Frage: Wo kam er her? Aus der äußersten Westecke des jülicher Landes, deren staatliches Leben Jahrhunderte unter den pfälzischen Wittelsbachern, zwanzig Jahre unter der französischen Fremdherrschaft stand. Er entstammt jener bürgerlichen Oberschicht der rheinischen Bourgeoisie, die am Ausgang des 18. Jahrhunderts — wesentlich aus calvinistischen Wurzeln — auf dem platten Lande emporgekommen war und inmitten einer streng katholischen Landschaft ihr zähes Eigenleben bewahrte. Im Elternhause gewahren wir sonst keine spezifischen Aufbauelemente, die zum Staatsmann prädestinieren. Das vielberufene preußische Metall, dessen staatsbildende Kraft wir in den altbrandenburgischen Territorien Kleve und Mörs an der Bildungsgeschichte einzelner Köpfe spüren, es hat sein Werden nicht durchglüht. Im Gegenteil! Die Kritik am preußischen Budget von 1832, die erste staatspolitische Äußerung, die wir überhaupt von ihm besitzen, bedeutet eine vernichtende Abrechnung. Mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit wird die Einlösung des königlichen Versprechens von 1813 gefordert und der Verfassungsgedanke ausgespielt gegen den reaktionären Staat und alles Preußentum. Wieweit dieser westlerische Konstitutionalismus auf unmittelbar romanische Einwirkungen zurückgeht, wieweit er eine rheinische Umformung ist, ist für diese Frühperiode nicht zu entscheiden. Sicher ist nur das eine: Camphausen hat als Rheinländer noch 1832 sein staatspolitisches Bewußtsein gegen Preußen gekehrt. Das allein bleibt die Wahrheit.

Die Errichtung des preußisch-deutschen Zollvereins, am 1. Januar 1834, hat das politische Streben des Rheinlandes zunächst auf die Wirtschaft abgedrängt. Nicht als ob damit der latente Gegensatz zum Staat künstlich eingeschläfert worden wäre. Die neu aufschießenden Probleme des Handels und des Verkehrs in Verbindung mit den einströmenden technischen Errungenschaften waren an sich reich

genug, um den rheinischen Menschen auszufüllen, nachdem seine Landschaft nicht nur mit Preußen, sondern auch ganz Süddeutschland, Hessen, Thüringen und Sachsen zu einer mächtigen Wirtschaftseinheit verschmolzen war. Camphausen hat den Pulsschlag des neuen Lebens an sich selber stark verspürt. Aus der Enge des väterlichen Tabak- und Ölgeschäftes herausgewachsen, seit 1834 in der Kölner Handelskammer zum Berichterstatter bestellt, drängen sich ihm die modernen Verkehrsmittel sofort in der Fülle ihrer Möglichkeiten auf — nicht nur für den eigenen Getreidehandel, sondern für die rheinische Wirtschaft überhaupt. Seine erste Denkschrift über das Eisenbahnprojekt Köln—Antwerpen ist zwar bewußt auf die Grundsätze kaufmännischer Rentabilität eingestellt, aber verrät doch in jeder Zeile den Rausch der neuen Verkehrsformen, der das rheinische Bürgertum ergriffen hat. Im Streit um das Eisenbahnprojekt wird Camphausen von dem 12 Jahre älteren Hansemann zunächst geschlagen. Diese Verkennung seiner großen Verkehrspläne seitens der preußischen Regierung verwundet ihn tief. Aber bald rafft er sich wieder auf und setzt sich für die Verschmelzung beider Eisenbahngesellschaften ein. Der Kampf um die Gründung der Kölner Dampfschleppschifffahrt (1837 bis 1841) zeigt dann seine wirtschaftlichen Führerqualitäten in schönstem Lichte und bringt vollen Erfolg. Aber gerade in diesen Tagen des äußeren Emporsteigens, da er sich saturiert fühlen mochte, ist ihm an der Ohnmacht des Deutschen Bundes die Jämmerlichkeit unseres politischen Lebens aufgegangen, das Kernproblem unserer deutschen Geschichte: „der Gegensatz zwischen einem ins Unendliche strahlenden Wollen und einem kläglichen Versagen der äußeren Kräfte".

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. im Jahre 1840 machte auch im Rheinland der Restauration und Reaktion ein Ende. Der neue Herrscher wurde gerade hier mit hochgespannten Erwartungen begrüßt. Eine neue Epoche des bürgerlichen Selbstbewußtseins hebt an und ergreift sofort weite Gebiete des geistigen Lebens. Man pflegt jene acht entscheidenden Jahre, die dem Ausbruch der Revolution vorangehen, als Vormärz zu bezeichnen. Und dieser spezifisch preußische historische Allgemeinbegriff hat nirgendwo einen tieferen Sinn als am Rhein. Die Geschichte des rheinischen Vormärz muß freilich noch geschrieben werden. Sie ist keineswegs, wie man behauptet hat, einfach ein „Nachsommer der Romantik" oder ein Stück des „Jungen Deutschland". Sie ist mit den überlieferten Schablonen überhaupt nicht einzufangen. Aber das, was wir in Literatur und Philosophie, Sozialethik und Politik heute davon überblicken, genügt vollauf, um die Macht einer elementaren geistigen Bewegung zu spüren. Es ist, als ob die rheinische Erde nur auf den befreienden Ruf des Frühlings gewartet hätte, um sich aus der Erstarrung zu lösen; so stürmisch und überschäumend brechen die seit der Romantik zurückgehaltenen geistigen Kräfte jetzt hervor. Wir fragen: in welchen Richtungen wirkt sich dies neue Leben aus? Worin liegt seine Substanz? Es handelt sich zunächst einfach um den Zusammenprall Hegels und Benthams, dessen extrem individualistische Nützlichkeitsphilosophie ja seit 1833 im Verlagsort Köln ihren Brückenkopf auf dem Festlande besaß. An der Bildungsgeschichte des jungen Mevissen läßt sich dieser Prozeß besonders schön studieren. Aber der Geist Hegels, einmal gerufen, ließ sich nicht in Fesseln schlagen. Die Grundaufgabe seines Systems: das Vernünftige zu verwirklichen und das Wirkliche als vernünftig zu erkennen, mußte auch hier am Rhein den politischen Reformeifer entzünden und das Problem des demokratischen Radikalismus erschließen. Diese Impulse

haben alsbald zur Verknüpfung des rheinischen Vormärz mit den „Hallischen Jahrbüchern", mit den Junghegelianern Arnold Ruge und Bruno Bauer, und mit den Führern des „Jungen Deutschland", Gutzkow, Freiligrath und Herwegh geführt. Damit sind die Brücken zwischen dem rheinischen und dem norddeutschen Geistesleben geschlagen. Die philosophische Gärung erweitert sich zu einer literarisch-ästhetischen, und fast schlagartig setzt nunmehr die Produktion in rheinischen Almanachen und Einzelschriften ein, um in Gottfried Kinkel und seinem Kreis zu kulminieren.

Der eigentliche Schwung aber dieses vielgestaltigen Lebens wirkt sich doch erst in der Publizistik aus. Das Jahr 1841 bringt die langersehnte Lockerung der preußischen Zensur, es wird zum Geburtsjahr einer neuen rheinischen Presse. Vom 1. Januar 1842 bis zum 1. April 1843 hat das Bürgertum sich in der „Rheinischen Zeitung" ein Organ von imponierender Bedeutung geschaffen; anfangs gouvernemental-liberal, später oppositionell-demokratisch. Ein Organ, dessen Stärke freilich nicht im positiven Aufbau, sondern in einer wesentlich kritischen Kulturabrechnung lag, leicht der Gefahr ausgesetzt, im Chaos der Begriffe zu verströmen.

Es würde aber völlig irreführen, die Bewegung der 40er Jahre ausschließlich als einen Durchbruch des junghegelschen Radikalismus zu bewerten. Vielmehr ist es von besonderem Reiz zu beobachten: der rheinische Vormärz wird auch für den Katholizismus zu einem fruchtbaren Element der Anregung, zu einem Quellpunkt des Lebens. Zwar hat die preußische Bürokratie den Katholiken die Gründung einer großen politischen Zeitung immer wieder versagt. Aber ihre geistige Regsamkeit ist über diese Paragraphen hinweggeschritten. Wie eindrucksvoll hat allein die „Katholische Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst", die 1844 bis 1849 unter Leitung Dieringers bei J. P. Bachem erscheint, die alte Einheit von Katholizismus und Kultur gleichsam mit neuen Zungen gepredigt! August Reichensperger hat für die Zeitschrift 1845 seinen schönsten Aufsatz gespendet, die unvergängliche Schrift: „Die Christlich-Germanische Baukunst und ihr Verhältnis zur Gegenwart". Das Formproblem der Neugotik wird damit, wie man zu sagen pflegt, aufgestellt; und gewiß ist diese Morgengabe der rheinischen Kultur an Preußen hauptsächlich in dieser Richtung zur Auswirkung gekommen. In Wirklichkeit bedeutet der Aufsatz doch viel mehr: das Programm einer katholischen Renaissance. Dabei handelt es sich keineswegs um die „Rückkehr des Katholizismus aus dem Exil", „aus dem Ghetto" oder wie die geschmacklosen Schlagworte eines bestimmten Ressentiments heute sonst lauten mögen. Der Glaube an die Siegesmacht der katholischen Idee ist ja bei A. Reichensperger viel zu stark entwickelt, um sich an solchen Formeln der Selbsterniedrigung zu berauschen oder von Preußen irgend etwas zu befürchten. Und so vermag er, acht Jahre nach der Verhaftung des Kölner Erzbischofs, seltsam unkonfessionell und unpolitisch, folgende Kulturdiagnose zu stellen: „Auch in unsern Tagen geht wieder ein zuckendes Kreisen durch die Christenwelt, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so stehen wir am Vorabend einer abermaligen Wiedergeburt, die vielleicht unter nicht minder heißen Kämpfen von statten gehen wird als jene erste (vor dreihundert Jahren). Vertrauen wir auf Gott; Thue jeder, was er vermag, und der Ausgang des Kampfes kann nicht zweifelhaft sein. Multa renascentur quae iam cecidere" (II, S. 305).

Camphausen hat die Bewegung, die ich zu schildern versuchte, mitgemacht, aber nicht geführt. Er war Gründer der „Rheinischen Zeitung", hat einige Artikel

angeregt. Den Posten eines Aufsichtsrates lehnte er ab. Und je ungehemmter sich einzelne seiner Freunde dem metaphysischen Rausche ergaben, um so eher setzte bei Camphausen die Selbstbesinnung ein. Der nüchterne Wirtschaftspolitiker in ihm mußte sich eines Tages sagen: es mag großartig und verführerisch sein, „das ganze Universum zu überblicken und gleich für Himmel und Erde Gesetze zu erfinden; nur kommt nichts dabei heraus. Ich bin kein Mensch überhaupt, sondern ein partikularer deutscher Mensch, obendrein mit den näheren Bestimmungen, ein Preuße und zwar ein rheinländischer Preuße zu sein". Camphausen hat diesen Zusammenhang nicht nur durchdacht wie etwa Karl Mager in seinem Briefe an Dagobert Oppenheim (6. März 1843), sondern mehr als das getan. Er hat es seinen Standesgenossen von der rheinischen Wirtschaft *vorgelebt*, den Weg zum konkreten Staat zu finden. Die goldenen Tage der Metaphysiker und der Nur-Literaten sind damit im Vormärz zu Ende. Der Primat der vita activa über die bloße Kontemplation ist am Rhein endgültig entschiedeu.

Der preußische Staat, dem Camphausen sich 1843 zuwandte, konnte freilich dem nüchternen Politiker immer noch nicht unter dem gleichen Bilde erscheinen wie den nationalen Barden der Erhebungszeit. Die Stimmung, die Görres im „Rheinischen Merkur" verkündete: „Preußen, der Mittelpunkt und Bronnen, aus dem das gute Feuer wie eine Naphtaquelle aufgequollen" — sie mußte nach den Gesetzen der Psychologie fast unvermeidlich zu einem Rückschlag führen. So ist es nur selbstverständlich, daß der „preußische Gedanke" bei Camphausen wesentlich nüchternere Züge trägt. Der Kaufmann sieht auf die Realitäten, und nur die Tendenzen greift er heraus, die sich ihm als lebendige Kräfte aus der Geschichte abzuheben scheinen. Unter diesem einschränkenden Gesichtswinkel hat sich ihm Preußens historischer Beruf in drei Richtungen verkörpert.

Von einer Art von geschichtlichem Rhythmus geht er aus. Die Zeiten der Glaubenskriege sind vorüber. Die Entscheidungsschlacht um die bürgerliche Rechtsgleichheit ward 1789 geschlagen. Aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ringt sich jetzt als beherrschende neue Kraft der Geist der modernen Wirtschaft empor. England und Frankreich haben diesem neuen Geist die Tore weit aufgetan. Wer soll sie in Deutschland aufschließen? Etwa der kraftlose „Deutsche Bund"? Da ist von Preußen der entscheidende Antrieb ausgegangen: „Unter allen Mattigkeiten in dem großen Lande, wo deutsch gesprochen wird, finden wir nur eine hervorragende Richtung: es ist die preußische *Handelspolitik*". Mit diesen Worten hat Camphausen die Bildung des Zollvereins begrüßt als Verheißung auf eine große Zukunft.

Als eine *zweite* Grundrichtung Preußens zeichnet sich dessen *Religions- und Kulturpolitik* ab, und hierbei hat sich Camphausens eigenstes Wesen mit der regulativen Idee des Staates, das einzelne mit dem allgemeinen, besonders innig verschlungen. „Preußen rechnet es sich zum Ruhm, den Besitz der Schwachen und die Unversehrtheit der Verfassung und alter Gebräuche zu schirmen" — so lautet die Ehrenurkunde, die im Jahre 1832 seiner Kirchenpolitik ausgestellt worden ist, nicht von einem borussischen Historiker, sondern von einem Kardinal der römischen Kirche. In Bartolomeo Paccas „Historischen Denkwürdigkeiten", einem auf die Erfahrungen des Kölner Nuntius zurückgehenden Bericht, stehen die Sätze zu lesen. Als eine Anerkennung der Regierung Friedrich Wilhelms II. sind sie zunächst gedacht. Aber im Sinne Camphausens muß es erst recht Preußens Anliegen

sein, das Wort vom Schutze der Schwachen, d. h. den religiösen Minoritätenschutz, im Zeitalter des werdenden Verfassungsstaates wahr zu machen. Deshalb hat er die Katastrophe des Kölner Kirchenstreits im Jahre 1837, den Gewaltstreich einer überheblichen Bürokratie, als Rückfall in die Sitten des aufgeklärten Polizeistaates schmerzlich beklagt. Sein irenisches Streben geht so weit, daß er im Jahre 1845 mit seinen politischen Freunden zu brechen droht, falls der Liberalismus versuchen sollte, die neu auflodernden antirömischen Leidenschaften in seinen Dienst zu spannen: „Ich gebe meine Demission von politischen Geschäften, wenn kein anderes Mittel zum Ziele bleibt, als religiöser Hader" (am 22. Mai 1845 an v. Beckerath gegenüber der Hetze des Deutsch-Katholizismus). In der großen Kulturdebatte des Vereinigten Landtags hat er deshalb Preußens Beruf also vorgezeichnet: „Die Existenz des preußischen Staates ist an den Grundsatz geknüpft, verschiedenen Konfessionen die gleiche politische Berechtigung zuzugestehen. . . Die Monarchie wäre gefährdet, wenn dieser Grundsatz nachhaltig und wesentlich verlassen werden sollte".

Der Wille zum religiösen Frieden zeigt sich deshalb bis zur Leidenschaft entwickelt, weil Preußen für eine dritte Aufgabe alle Kräfte benötigt, für seinen national-deutschen Beruf. Worauf wird er gegründet? Einmal auf das Erwachen eines neuen Hanseatentums vom Herzen Deutschlands aus, nicht von der Peripherie. Wie dieser Drang zum geschlossenen Handelsstaat sich bereits einen einheitlichen Wirtschaftskörper von der Weichsel bis zum Rheine geschaffen hat, so muß er vermöge der politischen Kraft und der Wahrheit seiner Prinzipien auch einmal zur einheitlichen Zentralgewalt führen. Der zweite Rechtsgrund geht das Rheinland noch unmittelbarer an. Seine Keimzelle ist das unverlierbare Erlebnis vom September 1840, als in Köln das preußische und deutsche Nationalgefühl in dem Liede zusammenklang: Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein! „Als . . . (damals) der westliche Nachbar lüsterne Augen auf reiche Provinzen warf, da explodierte am Rhein das Gefühl mit gewaltiger Kraft, und wir haben damals deutlich ausgesprochen, daß wir nicht nur Preußen, daß wir Deutschland angehören wollen". Damals beginnt sich das ganze Problem der Hegemonie für ihn dahin zu klären: nur der Staat hat den Beruf Deutschland zu führen, der die Rheinlande zu sichern vermag.

Wir sehen, das Bild Preußens, das diesem Rheinländer vor Augen steht, entspringt nicht dem Rausch einer Festfstunde. Es ist nichts Aufgeblasenes oder gar Romantisches, sondern etwas Reales. Nichts von Abschluß oder Vollendung! Preußen ist nicht das Endziel, sondern der Weg. Und den Rheinlanden ist dabei die Aufgabe zugewiesen, allen drei genannten Entwicklungstendenzen entscheidende Impulse zu geben — nicht am wenigsten der Richtung zum deutschen Nationalstaat, der aus der lebendigen Überlieferung des alten Reichsgedankens verjüngt erstehen soll.

Um den stimmungsmäßigen Gegensatz der rheinischen Gesellschaft zum Staat zu überwinden, hat Camphausen im Jahre 1843 den mühseligen Weg der praktischen Arbeit beschritten. Das Bild des rheinischen Bürgertums auf den Provinziallandtagen von 1843 und 1845 zeigt freilich nichts von der Vielgestaltigkeit, die dem literarischen Vormärz eigen war. Auch den hinreißenden Schwung des modernen Wirtschaftsgeistes sucht man auf politischem Gebiet vergebens. Und doch ist selbst dieser bescheidene Pseudoparlamentarismus ein Erzieher geworden

zu politischem Denken und Wollen. Schon 1845 hat Camphausen durch die bloße Macht seines Beispiels Hansemann in die politische Arbeit nachgezogen. Zwar sind es zunächst rheinische Sonderfragen, die das Interesse absorbieren. Der Kampf für die Verfassungsfrage tritt scheinbar zurück. Aber hinter dem leidenschaftlichen Widerstand, den z. B. der Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs entzündet, leuchtet deutlich das Bewußtsein auf: das Rheinland verficht gegen Preußen nicht irgendwelche Sonderrechte, es vertritt den modernen Staat.

Jedenfalls war das rheinische Bürgertum von dem Schwergewicht der führenden Wirtschaftsschicht getragen, parlamentarisch geschult, parteipolitisch gefestigt, als es 1847 die große Bühne des politischen Lebens, den Vereinigten Landtag betrat. Endlich sahen sich die Rheinlande im Rahmen einer Gesamtvertretung der Monarchie zur politischen Repräsentation berufen. Zwar war es immer noch die Monarchie auf ständischer Grundlage, wie sie Radowitz in seinen „Gesprächen aus der Gegenwart in Staat und Kirche“ (1846) entwickelt hatte. Der Landtag ist berufen zu begutachtender Teilnahme an der Gesetzgebung, nicht zur Legislative. Finanzen, Budget und äußere Politik bleiben das Vorrecht der Krone. Und dennoch schwillt der Wille zum Staat wie ein lebendiger Strom zwischen dem Westen und dem Osten zusammen. Das rheinische Bürgertum hat dabei, von der Adreßdebatte an, in den Reihen der Opposition gefochten. Aber das rein wirtschaftliche Denken, das den Ausgangspunkt bildete, hat die rheinischen Abgeordneten vor bloßem Doktrinarismus bewahrt. Es hat ihren Blick auch in den kulturpolitischen Debatten, um Staat und Kirche und die bürgerliche Rechtsgleichheit der Juden, aus dem Dorngestrüpp der Begriffe immer wieder ins Freie geführt. Als anerkannter Führer tritt Camphausen bereits hervor.

Die fruchtbare Arbeit des Vereinigten Landtags wurde durch den Sturz Louis Philippes und den Ausbruch der Februarrevolution überholt. In den ersten Märztagen 1848 brach das alte System in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten zusammen. Am 13. März stürzte Metternich. Am gleichen Tage hat Camphausen von Köln aus, in einem Briefe an den preußischen Minister von Bodelschwingh, den Ernst der Lage unheimlich hellsichtig geschildert: „Hier sagt jedermann, der loyalste und radikalste: das Schicksal Deutschlands und Europas liegt heute in der Hand Friedrich Wilhelms IV.; aber in acht Tagen vielleicht nicht mehr. Ein großer Moment für einen großen König; geeignet einen hohen Sinn zur Begeisterung hinanzuheben, und Anschauungen zu opfern, die in ruhiger Zeit gepflegt werden mochten, die aber nun vor Pflichten zurücktreten, welche auch Gott den Königen auferlegt.“ In einem groß angelegten Programm sucht er dann dem Monarchen den Weg durch die kommende Krise zu weisen. Es ist, als spräche er zu ihm: Komm, vertraue mir, ich werde dich führen!

Damit treten die beiden Individualitäten einander auch persönlich gegenüber: der preußische König und der rheinische Abgeordnete zum Vereinigten Landtage. Es gibt keine packenderen Gegensätze! Friedrich Wilhelm IV., der Mann einer fast südlichen Beweglichkeit, der jeden Gedanken mit Lebhaftigkeit ergreift und eben so schnell wieder fallen läßt; der Meister der Improvisation, ebenso fähig, einen Kreis von Gleichgestimmten zu bezaubern wie eine Volksversammlung mit sich fortzureißen; ein religiöser Enthusiast, hochbegabt, in den Fragen des künstlerischen Schaffens, wie Schinkel und Rauch es bezeugen, bis zur Genialität. Und demgegenüber Camphausen, kein Mann des Gottesgnadentums, sondern

ein rheinischer selfmademan. In erster Linie praktischer Kaufmann, eine verschlossene, nordisch ernste und gemessene Natur; religiös beinahe Rationalist; auch als Kapitalist „durch des Gedankens Blässe angekränkelt", wie Franz Mehring boshaft bemerkte; nur selten ein Meister des Wortes, weil stets darauf bedacht, nicht zu blenden, sondern zu überzeugen; als Stilist und als Redner gleichsam erstarrt vom Eishauch der Objektivität. Wie sollten zwei so grundverschiedene Naturen sich jemals finden können?

Dazu die Kluft der politischen Gegensätze! Ein Brief des Bruders Otto an Ludolf Camphausen (28. Juli 1843) legt es nahe, das Trennende vor allem in der Spannung zwischen germanischer und romanischer Freiheit zu sehen, anders ausgedrückt in der großen Antithese Haller-Rousseau. Wenn man den Gegensatz in dieser Weise persönlich überspitzt, dann führt freilich von der sog. „deutschen" Freiheit des Königs zum westeuropäischen Verfassungssystem keine Brücke hinüber; dann handelt es sich einfach, wie Friedrich Wilhelm IV. es nannte, um den Gegensatz des Herrn Zebaoth zum phönizischen Baal. Aber trifft das für alle Zeiten des Vormärzes zu? Gewiß hat Friedrich Wilhelm IV. seinen Haller intensiv gelesen, zuerst als 20jähriger im Kreise Leopolds von Gerlach, unmittelbar nach dem Erscheinen der „Restauration der Staatswissenschaft", und dann ein zweites Mal — in den 30er Jahren — mit den Augen seines Freundes Josef von Radowitz. So war ihm Haller sicher mehr als der Prophet einer feudal-patriarchalischen Gesellschaftsordnung. Er war ihm geworden der wissenschaftliche Begründer seines Königsrechtes auf den lebendigen Gott. Das alles ist richtig und soll nicht verkleinert werden. Aber wir dürfen nicht übersehen, worauf Hermann Oncken nachdrücklich hingewiesen hat, daß das ständische Ideal des Königs, starr und unnachgiebig in der preußischen Verfassungsfrage, mindestens seit November 1847 durch seinen „latenten" deutschen Gedanken aufgelockert war. Im Interesse der preußischen Hegemonie wuchs der Entschluß, irgendwie moralische Eroberungen zu machen, wuchs die Bereitwilligkeit, wenn auch unter tausend Vorbehalten, „den verabscheuten Konstitutionalismus zu konzedieren". Der Augenblick, wo die Monarchie Friedrichs des Großen diese Wendung offen vollzog, brachte freilich die Krone in Gefahr, ihre bisherigen Stützen zu zerbrechen, mußte sie aber ganz von selbst an die Seite des rheinischen Bürgertums führen. Dieser Gefahrpunkt ist im März 1848 eingetreten, als sich in Süddeutschland der 48er Frühling voll entfaltete. Wollte Preußen die Initiative in der deutschen Frage nicht endgültig verlieren, so mußte Friedrich Wilhelm IV. für Deutschland und Preußen die konstitutionelle Entwicklung gewähren. Am 18. März ist dieser Schritt erfolgt. Am gleichen Tage ist es in Berlin zum Ausbruch der Krise gekommen.

Die Entstehung der preußischen Revolution ist hier nicht zu schildern. Hingegen ist deutlich zu machen, in welchem Stadium der Krise und aus welchen Gründen das rheinische Bürgertum plötzlich an die Spitze des schwankenden Staates berufen ward. Was war geschehen? Die Historie kennt freilich keine zwangsläufigen Wiederholungen, auch die Geschichte der neueren Revolutionen nicht. Aber die Lage der preußischen Monarchie am 19. März 1848 war doch verzweifelt derjenigen ähnlich, in die das französische Königtum in der Nacht vom 5. bis 6. Oktober 1789 geraten war. Nach einem Straßenkampfe, der die Krone zum Herrn der Situation gemacht hatte, war Friedrich Wilhelm IV.

in Weinkrämpfe verfallen. In diesem seelischen Zusammenbruch hatte er den Weg der Versöhnung beschritten, vor den Barrikaden kapituliert und sich dem Schutz seiner revolutionären Bürger anvertraut. Dieser überraschende Frontwechsel, der in Verbindung mit den liberalen Verfassungsreformen ganz im stillen vorbereitet worden war, hatte das unwandelbare Fundament Preußens ins Wanken gebracht, die Armee. Der kommandierende General v. Prittwitz hat sich in ständischem Trotz gegen den schwächlichen Herrscher aufgelehnt und ihn, den Wehrlosen, dem andrängenden Pöbel ausgeliefert, genau wie General Lafayette Ludwig XVI. Mag sein, daß ihm dabei die pädagogische Absicht vorschwebte, Friedrich Wilhelm IV. durch eine Eisenkur zu den Wurzeln seiner Kraft zurückzuführen. Jedenfalls ist es erst durch sein Versagen zur tiefsten Entwürdigung der Krone, zur Unterwerfung unter die Macht der Straße gekommen.

Auch das zweite Element der bisherigen Staatsordnung, das Beamtentum, war viel zu tief berührt vom Geiste der neuen Zeit, als daß es die Monarchie hätte stützen können. Minister von Bodelschwingh hatte bereits am 19. März den Bankerott seiner Regierung angemeldet. Sein Nachfolger, Graf Arnim-Boytzenburg, bemühte sich vergeblich, ein neues Ministerium zu bilden. Draußen im Lande aber brach die bisherige bürgerliche Ordnung in weitem Umfange zusammen. Einzelne Oberpräsidenten und Polizeipräsidenten flohen. Das Landvolk und die städtische Arbeiterschaft erhoben drohend ihr Haupt, im Rheinland hatten die Regierungsbehörden gerade noch Zeit, vor ihrem Zusammenbruch einen Appell an die Bischöfe zu richten und die Anordnung des Gebets contra persecutores et male agentes zu erbitten.

Wo war in diesem Augenblicke der preußische Mirabeau? Die altpreußische Adelspartei hatte sich endgültig gegen Friedrich Wilhelm IV. entschieden. Wenn er nach den Kräften des Neuen Ausschau hielt, so fanden sich zwar in Königsberg und Breslau einzelne begabte radikale Köpfe, ein jüdischer Arzt und ein demokratischer Stadtgerichtsrat, dahinter ein Gewimmel von fuchtelnden Journalisten, das Ganze von kläglich literatenhaftem Gepräge. Nirgendwo als am Rhein gab es eine bürgerliche Schicht, welche die Macht gehabt hätte, den neuen Führer wirklich zu tragen. Ein äußerer Anlaß hat dann den preußischen König endgültig an die Seite des rheinischen Bürgertums geführt: der Vorstoß der schlesischen Liberalen. Unter dem Schlagwort „Urwahlen“ und „Allgemeines Stimmrecht“ forderten sie Beseitigung des Vereinigten Landtags und Vereinbarung der neuen Verfassung zwischen Krone und Demokratie nach den Grundsätzen der Volkssouveränität. Mit sicherem Instinkt erkannte der König, daß damit eine Revolutionierung von unten, die Beseitigung aller bisherigen Verwaltungsbehörden und feudalen Rechte geplant waren. In diesem Augenblick, wo jeder andere Ausweg in den Abgrund zu führen schien, erkannte der König in dem rheinischen Bürgertum seine festeste Stütze. Seine Vertreter wollten Reform, nicht Revolution. So hat der König die Hand des rheinischen Bürgertums ergriffen.

Am 29. März wurde Camphausen mit der Bildung des neuen Ministeriums betraut. Er selbst übernahm das Präsidium, Hansemann die Finanzen. Nicht deshalb vermochte er die beiden Gegenkandidaten, Hansemann und den Freiherrn v. Vincke, zu schlagen, weil er der Regierung als der „annehmbarste“ Vertreter der neuen Gesellschaftsschicht erschienen wäre. Was ihn emportrug, war etwas

rein Persönliches: das Höchstmaß von Vertrauen, das sein unbestechlicher Charakter in der öffentlichen Meinung besaß.

Auch er hat natürlich die Erfahrung machen müssen — nach dem Grundgesetz aller Revolutionen, daß die gesamten Märzverheißungen der Linken in Preußen sofort als ungenügend erschienen. Im ganzen aber ist es ein unvergleichliches Schauspiel, zu beobachten, wie sein bloßer Amtsantritt die revolutionären Leidenschaften zu glätten vermag. Zwei Aufgaben fand er damals als vollendete Tatsachen vor: 1. die sog. Märzverheißungen, welche eine konstitutionelle Verfassung versprachen; 2. die Antwort an die Breslauer Deputation vom 22. März, in der ein volkstümliches Wahlgesetz und Urwahlen zugesagt waren. Nur innerhalb dieser festen Grenzen war s. E. das monarchische Prinzip vor den radikalen Kräften überhaupt zu retten. In den Dienst dieser Erkenntnis sind alle seine Maßnahmen gestellt, die Gewährung des ihm verhaßten allgemeinen Stimmrechts, „um die heulenden Wölfe von Schlimmerem abzuhalten", wie die Beschränkung der preußischen Urversammlung auf das Einkammersystem. Innerhalb dieses Rahmens aber zeigt er sich bemüht, die konstitutionelle Monarchie durch das parlamentarische System so stark wie möglich zu machen — auch hierin ganz durchdrungen vom Geiste Mirabeaus, daß es darauf ankomme, die Kräfte der Revolution durch den Ausbau von volkstümlichen Reformen zu überwinden. Der von Camphausen und Hansemann ausgearbeitete Verfassungsentwurf, der im Gegensatz zur französischen Charte die belgische Verfassung zum Muster nahm, ist ebenfalls auf das Ziel eines starken konstitutionellen Königtums gerichtet.

Daneben aber läuft ständig das Dritte, das Schwerste vielleicht, was Camphausen überhaupt zu leisten hatte, das Ringen um die Seele des Königs. Der von Erich Brandenburg herausgegebene Briefwechsel hat viele Einzelheiten dieses Ringens vor uns ausgebreitet, Denkschriften, Ratschläge, Entwürfe. Das Letzte, was in vertraulichen Zwiesprachen durchgekämpft worden ist, läßt er nur ahnen. Auch dieses Denkmal von kleinen und großen Intriguen erinnert bereits an ein größeres Vorbild, an Mirabeaus Geheimkorrespondenz mit Ludwig XVI.

Es handelte sich ja um nichts geringeres als dies, einem geschlagenen und entwürdigten Monarchen das Bewußtsein seiner königlichen Macht zurückzugeben. Die Rückberufung des Prinzen Wilhelm ist diesem Zweck gewidmet. Es handelte sich darum, Friedrich Wilhelm IV. zum wirklich regierenden Haupt des neuen Staates zu machen, aber ohne die Gegenrevolution heraufzubeschwören. Und diese eminent erzieherische Aufgabe galt es durchzuführen an einem Monarchen, der in Potsdam im Kreise seiner Garden residierte und den Einflüsterungen der Gebrüder v. Gerlach ausgesetzt war. Erst wir wissen es heute durch die Forschungen von Erich Marcks, was Camphausen nicht ahnte: sein eigentlicher Gegenspieler damals ist Bismarck gewesen!

Auch ein Größerer als er hätte im Kampf mit den reaktionären Kräften Altpreußens, an die Bismarck den König zu binden suchte, auf die Dauer scheitern müssen. Am 20. Juni hat Camphausen die Folgerung gezogen und um seine Entlassung gebeten. Aber nun ereignet sich das Unerwartete. Der rheinische Bürger, der dem erstarkten Selbstgefühl des Königs als preußischer Staatsmann unheimlich geworden war, wird dessen Bevollmächtigter bei der provisorischen Zentralgewalt in Frankfurt. Noch einmal erweitert sich die Bühne. Im Dienste Preußens

erscheint Camphausen in der Frankfurter Paulskirche, dem ehrwürdigsten Parlamente, das auf deutschem Boden jemals getagt.

Hat es sich nicht doch, wie Waitz ironisch bemerkte, die Lösung von Aufgaben gesetzt, welche die Weltgeschichte bis dahin noch niemals einem Parlamente gestellt? Die Versammlung der Paulskirche, ein Kind der Revolution, legitimiert durch das Prinzip der Volkssouveränität, fühlt sich berufen, aus vier Freistaaten und dreißig Monarchien den deutschen Staat zu begründen! Nur der große Idealismus, der die Seelen damals durchflutete, konnte sich vermessen, den Willen zur Selbstbestimmung der Nation durch einen einfachen Beschluß in politische Form zu gießen. Camphausen dachte nüchterner und realer. Ihm schwebte von Anfang an der Weg vor, den Bismarck später als den einzig wirksamen beschritt. In der Frage großdeutsch oder kleindeutsch hatte er sich seit 1847 für die preußische Lösung entschieden. Aber durch die schwere Schule der politischen Verantwortlichkeit hindurchgegangen, hatte er die Kräfte der Reaktion an sich selber erfahren. Und er allein war sich vielleicht in Frankfurt darüber klar, daß der Schlüssel zur Lösung der deutschen Frage im Charakter Friedrich Wilhelms IV. lag. Deshalb hat er den großen Sprung der Versammlung ins Land der Ideologieen und der Menschenrechte nicht mitgemacht. Er wartete auf seine Stunde. Und sie kam in dem Augenblick, wo Österreich im März 1849 sich unter Schwarzenberg als einheitlicher Gesamtstaat konstituierte und dessen Aufnahme en bloc in den Deutschen Bund forderte. In diesem Augenblick faßte Camphausen den kühnen Plan, der sich an seinen Namen heftet. Er versucht dem preußischen König die vorläufige Annahme der Oberhauptswürde unter der Voraussetzung zu suggerieren, daß die Zustimmung der deutschen Fürsten später eingeholt werde. Der revolutionäre Ursprung der deutschen Kaiserwürde sollte damit nachträglich eine bescheidene Legitimierung empfangen. Mit einem Friedrich Wilhelm IV. mußte der Plan scheitern. Bismarck fand in Wilhelm I. den königlichen Mitarbeiter, den er zwar gelegentlich zwang, seine Wege zu gehen, der sie dann aber auch entschlossen zu Ende ging. Als der „Besiegte“ also hat Camphausen „das Schlachtfeld der deutschen Frage verlassen“. Durchschlagende Erfolge dagegen hat er auf dem Gebiete der inneren Politik Preußens gehabt. Sein Werk ist, um es kurz zu sagen, die Überleitung des absolutistisch-bürokratischen Staates in die konstitutionellen Formen des Bismarckschen Zeitalters.

Es ist außerordentlich billig, dies Ergebnis heute als Opportunitätspolitik abzutun. Diejenigen, die Camphausen deshalb tadeln, möchte man einmal fragen, welche andere Politik denn sie damals nicht nur für wünschenswert, sondern auch für möglich halten. Mit zwei extremen Standpunkten haben wir dabei zu rechnen.

Wollte Camphausen wirklich die starke Monarchie, so lauten die Stimmen von rechts, so hätte er sie nicht mit Verfassungsparagraphen, sondern mit Waffengewalt sichern müssen. Er hätte einen Gegenstoß führen müssen! Diesem Standpunkt darf man wohl entgegen halten, daß Camphausen in den entscheidenden Märztagen überhaupt noch keine Einwirkungsmöglichkeiten gegenüber der Krone besaß. Vielmehr hat ihn der König erst am 28. März unter den Druck der niederschmetternden Ereignisse holen lassen. Wie sollte er, der Bürgerminister, sich anmaßen, den General v. Prittwitz zu führen, wo dieser Kommandierende sich weder durch den Kriegsminister noch durch den Prinzen von Preußen bestimmen ließ, den König vor den Insulten des Pöbels zu schützen! Aber wenigstens nach Über-

nahme der politischen Macht, so argumentiert man weiter, hätte Camphausen das Ansehen der Krone mit den Waffen wiederherstellen sollen. Demgegenüber genügt es, auf Bismarck hinzuweisen. Bismarck hat sich mit dem Gedanken eines Gegenstoßes dauernd getragen, aber selbst er hat in dem Taumel der Ereignisse die Kraft zum Entschlusse nicht gefunden. Erst nachdem die erste Betäubung gewichen war, hat die Gegenwehr der Gebrüder v. Gerlach größere Aktivität entfaltet. Erst im Juli 1848 — nach dem Siege Cavaignacs — rückte Bismarck in diese Kampfgruppe ein. Um aber in den Reihen der Gebrüder Gerlach zu fechten, dazu hätte Camphausen seine gesamte liberale Vergangenheit und sich selbst aufgeben müssen!

Aber hat nicht Camphausen, so fragt man zweitens von links, die 48er Bewegung in ihrer Stoßkraft aufgefangen und die Revolution, indem er sie zähmte, zum Spielzeug gemacht? Kein geringerer als Karl Marx hat die Frage so gestellt. Er hat die Anklage erhoben, die Revolution von 1848 sei daran zusammengebrochen, daß „die hohe Bourgeoisie ... aus Furcht vor dem Volk, d. h. vor den Arbeitern und der demokratischen Bürgerschaft, ein Schutz- und Trutzbündnis abschloß mit der Reaktion". Es ist der Scharfblick des Hasses, der aus der These blitzt; dennoch ist sie höchst ernst zu nehmen. Auch Bismarck hat damals in bitterster Verzweiflung gefragt: „Wer kann das Gebäude halten, dessen Eckstein — der Monarch — morsches Holz ist?" Nichts lag gewiß jenen Tagen näher, als hieraus republikanische Folgerungen zu ziehen. Sollte aber Camphausen die preußische Monarchie deshalb versacken lassen, um der Republik die Wege zu ebnen? Für einen solchen Streich, der eines Machiavellisten würdig gewesen wäre, hat ihm so gut wie alles gefehlt, die Entschlossenheit eines Lassalle, aber auch die Wandlungsfähigkeit eines Prinzen Max von Baden. Ein offener Verrat vollends war bei ihm, der verkörperten rheinischen Treue, durch ein ganz persönliches Vertrauensverhältnis zu Friedrich Wilhelm IV. ausgeschlossen. Solche Gefühle sind Imponderabilien; man kann sie haben oder nicht haben. Manchem mögen sie überlebt erscheinen. Sie sind darum nicht weniger, selbst als bloße Symbole, die stärkste Realität.

Es bleibt also dabei: die Überführung Preußens von der 48er Revolution in das neue System ist eine Tat Camphausens und bezeichnet einen Sieg seines Ministeriums. Als Bismarck im preußischen Landtag seinen Gegensatz zur Revolution formulierte, hat selbst er dem nicht widersprochen. Er sagte: „die Krone warf selbst die Erde auf ihren Sarg; so ist das Ministerium Camphausen das einzige, das einen geordneten und gesetzmäßigen Zustand des Landes zurückführen kann". In diesen Festtagen, da wir die Kulturbedeutung der Rheinlande für ganz Deutschland feiern, darf man wohl auch daran erinnern, daß der politische Führer Preußens in schwerster Stunde ein Rheinländer war.

Er kam von der Wirtschaft zum Staat. Nicht das ist das Besondere, daß ein Wirtschaftsführer überhaupt politisch wird. Bankiers als Finanzminister bzw. Handelsminister hat es auch sonst gegeben (Hansemann, von der Heydt, von Beckerath). Aber daß ein Wirtschaftsführer die Leitung der inneren und auswärtigen Politik übernahm, stellte soziologisch einen neuen Typus auf. Darin liegt die entscheidende Kraft von Camphausens Wirken, in der gelebten Erkenntnis: die Wirtschaft ist nur dann zu herrschen berufen, wenn sie bereit ist, politische Verantwortung zu tragen. Damit ist jeder Plutokratie im Sinne des Ministeriums Laffitte das Urteil gesprochen. In einem Augenblick, wo die Einbeziehung der in der Wirtschaft wurzelnden Kräfte in das System der staatlichen Verantwortung

zu den quälenden Sorgen der Demokratie gehört, ist die Erinnerung an Camphausens Lösung überaus lehrreich. Aber auch er, der Feind der Doktrinäre, wußte: „das Verhältnis von Staat und Wirtschaft gehört zu den Fragen, die keine prinzipielle Behandlung in dem Sinne zulassen, daß es sich um etwas ein für allemal Gegebenes handelt" (Heinrich Göppert). Er würde es daher nur begrüßen, wenn die Politiker bereit wären, von der Wirtschaft zu lernen. An Stelle des alten Antagonismus von Staat und Wirtschaft haben wir damit bei Camphausen eine vorbildliche Lösung gefunden. Durch Zusammengehen beider Kräfte vermag der Staat gefährliche Krisen zu überwinden und die Grundlagen zu einem neuen Aufstieg zu schaffen.

Simonsen

Novelle

von

Sigrid Undset[1]

Simonsen blieb im Tor stehen, zog sein altes fettiges Taschenbuch heraus und wollte das Zeugnis hineinlegen, das er in der Hand hielt. Zuerst aber faltete er das schmutzige Papier auseinander und las es durch, obwohl er es auswendig konnte:

„Anton Simonsen war in unserem Geschäft drei Jahre lang als Lagerist angestellt.

Er hat sich in dieser Zeit als ein nüchterner, fleißiger und williger Mann bewährt.

Für die Maschinenhandlung Herkules
N. Nielsen."

Nein, nein, dieses Zeugnis würde allerdings nicht viel nützen. Der Teufel hol's — das war doch eine Gemeinheit von dem Kontorchef! Wenn der bei den Kunden stand und auf sie einredete und dies und das von Lieferungszeit und allem Möglichen sagte, da war er nicht so ängstlich — aber ein Zeugnis ausstellen, mit dem ein armer Kerl noch Arbeit finden konnte, nein, das konnte er nicht. — Ja, ich kann doch nicht hinschreiben, daß Sie Ihre Arbeit zu unserer Zufriedenheit ausgeführt haben, hatte er gesagt, der Kerl. Aber nüchtern, dieses Wort mußte er doch ins Zeugnis schreiben. Zuerst stand es nicht drin. Aber er, Simonsen,

1) Berechtigte Übertragung aus dem Norwegischen von J. Sandmeier. Mit dieser Novelle, der ersten in deutscher Übersetzung, machen wir unsere Leser mit der großen norwegischen Dichterin bekannt, die mit Olaf Duun, den wir bereits im 51. Jahrgang, Heft 7 durch seine Novelle: „Der Weißhaarige" in Deutschland einführten, zu den aussichtsreichsten Kandidaten des diesjährigen Nobelpreises für Literatur gehört.

hatte es verlangt. Ja! — Ich meine, Sie haben die ganze Zeit nach Schnaps gerochen, Simonsen, hatte der Kontorchef gesagt. Da aber hatte er aufbegehrt: Ich trinke dann und wann einen Schnaps, Herr Kontorchef, hatte er gesagt, und Ihr hättet das wohl auch getan, wenn Ihr in dem kalten Lager da unten hättet arbeiten müssen. Aber niemand darf behaupten, daß Anton Simonsen in der Arbeitszeit betrunken gewesen sei! Nicht ein einziges Mal bin ich auch nur nahe daran gewesen. — Ja, da hatte er nachgeben müssen, der Hanswurst, und das Fräulein mußte das Zeugnis schön neu schreiben, mit „nüchtern" darin. Nun war es also — wie es war — schön war es nicht, und etwas Besseres hatte er nicht vorzuzeigen.

„Aufgepaßt, zum Teufel — Schlafmütze!"

Simonsen sprang zur Seite und an die Wand. Polternd schwankte ein Lastschlitten mit Tragschienen zum Torweg herein. Von den nassen Pferderücken stieg der Dampf auf, während die Tiere sich mit aller Macht ins Geschirr legten, um den Schlitten über das Pflaster des Torweges hinweg zu ziehen. Der Kutscher schrie ihm noch mehr zu — Simonsen konnte jedoch nichts hören, da die Worte in dem Lärm der aneinanderschlagenden Eisenschienen ertranken.

Er legte das Zeugnis ins Buch und schob dieses in die Brusttasche. Er schielte unwillig hinter dem Fuhrwerk her. Dort stand es im Hof drinnen beim Lagerhaus, wo der Kranbalken mit Rad und Ketten aus einem dunklen Loch in der schwärzlichroten Mauerwand mit den vergitterten Fenstern herausragte — die Pferderücken dampften weiß, und die Haare waren zu kleinen, nassen und bereiften Zotteln zusammengeklebt. Der Kutscher hatte den Tieren keine Decken aufgelegt — er stand da und sprach mit einem Mann.

Simonsen knöpfte den Wintermantel zu, der noch ziemlich neu und ordentlich war, richtete sich auf und schob den Bauch vor. Ein Gefühl von bürgerlicher Würde stieg in ihm auf — noch war er doch ein besserer Mann, und so ein Flegel von einem Kutscher überfiel ihn einfach mit Schimpfreden. — Und gleichzeitig mit seinem Selbstgefühl stieg etwas in ihm auf, das sich beim Anblick der beiden Arbeitspferde gerührt hatte, wie sie sich so ins Geschirr gelegt hatten, daß die Muskeln an ihren schweißigen Lenden heraustraten. Er ging in den Hof.

„Ich finde, du hättest deine Pferde zudecken können. Ist das auch noch ein Anstand, die Tiere so naß, wie sie sind, bei dieser Kälte einfach stehen zu lassen?"

Der Kutscher — ein langer, schlampiger Mensch — drehte sich um und blickte auf ihn herab:

„Was schert dich denn das, geht dich das etwas an?"

„Und was meinst du, daß dir passieren würde, wenn ich ins Kontor hinauf ginge und sagte, wie du mit ihren Pferden umgehst?"

„Mach, daß du weiterkommst und zwar schleunigst — was schert's denn dich — was stehst du da und kümmerst dich um Sachen, die —"; der Kutscher trat einen Schritt näher auf Simonsen zu.

Simonsen wich ein wenig zurück — aber der Kerl wagte ihm ja nichts zu tun, hier drinnen im Hof— Simonsen blies sich noch mehr auf und sagte:

„Ja, ich wollte dich bloß darauf aufmerksam machen, daß sie von den Kontorfenstern aus sehen können, wie du die Pferde behandelst."

Damit kehrte er um. Das sichere Wohlstandsgefühl verließ ihn im gleichen Augenblick. Denn während er durch das Tor durchging, kam ein Herr die Treppe

heruntergelaufen und rannte an ihm vorbei — mit einer Pennsylvaniamütze, Pelz und schwarzem Stock mit silberner Krücke — rot und weiß und blond — der gleiche, mit dem er gesprochen hatte, als er sich seinerzeit um den Posten bewarb.

Draußen fing es an zu dämmern. Es ging schon auf vier Uhr. Olga würde sich wohl mächtig anstellen, wenn er so spät zum Mittagessen kam. Na ja, er mußte eben sagen, er habe so lange im Lager bleiben müssen.

Simonsen schlürfte rasch durch die Torvstraße. Er zog die Beine etwas nach und trippelte zu gleicher Zeit — und mit dem großen runden Bauch und den kurzen, gebogenen Armen erinnerte er ein wenig an einen Gummiball, der so dahinhüpft und rollt. Klein und kurzhalsig war er, und sein Gesicht war aufgeblasen und fett, mit wässerigen Augen, die tief hinter den Lidern versteckt lagen, geäderten Wangen und einem kleinen bläulichen Klumpen von einer Nase über dem struppigen, graugelblichen Knebelbart.

Es war ein garstiger Samstagnachmittag anfangs Dezember, und die Luft war dick vom grauen Frostnebel, der nach Gas und Ruß roch und schmeckte. Auf dem Fahrweg schlingerten die Schlitten über die aufgefahrene, bucklige und hartgefrorene Schneeschicht, und auf dem Gehsteig floß der Menschenstrom schwarz und schwerfällig an den erleuchteten, vereisten Schaufenstern vorüber. Alle Augenblicke stieß jemand mit Simonsen zusammen und sah ihm böse nach, wie er so in seine eigenen Gedanken vertieft dahintappte.

Nicht, daß es großartige Gedanken gewesen wären, die sich in ihm rührten. Denn er schob es von sich — irgendeine Stelle mußte sich ja wohl finden. Dann brauchte er es Olga nicht zu sagen, daß ihm gekündigt worden war — bis Neujahr. Ach ja, das Leben war ein Kampf.

Es hatte ja keine solche Eile; der größte Teil eines Monats lag noch bis Neujahr vor ihm. Wenn es aber brenzlig werden sollte, dann mußte er eben an Sigurd schreiben. Sigurd konnte ihm sicher wieder eine Stellung verschaffen. Es war doch nicht zuviel verlangt, wenn man einen Sohn, dem es so gut ging, wie Sigurd, um diesen Gefallen bat. Ein Vergnügen war es nicht, es war ja das vierte Mal — aber doch im Laufe von acht Jahren —, zu Neujahr wurden es genau acht Jahre, seitdem Sigurd ihn auf dem Büro untergebracht hatte, weil diese feine Schwiegertochter, diese Mähre, ihn nicht gut genug fand, um sich daheim in Fredrikstad mit ihm sehen zu lassen. Ärgerlich war es, daß er an allen drei Stellen wieder hatte gehen müssen — aber *seine* Schuld war es nicht gewesen. Auf dem Büro waren es die Fräuleins gewesen, die es ihm so schwer gemacht hatten — diese naseweisen Dinger, gerade als hätte es die etwas angegangen, was er im übrigen tat, wenn er seine Arbeit gut ausführte, und das *hatte* er getan. Und *ihnen* war er nicht zu nahe gekommen — ganz gewiß nicht —, das wäre noch schöner gewesen, diesen wichtigtuerischen, spitzen, blassen Frauenzimmern. Ja, dann war das Holzlager gekommen. Dort war er nun in jeder Beziehung ordentlich und pünktlich gewesen, denn das war gerade um die Zeit, als er zu Olga gezogen war. Diese Arbeit war er zwar nicht gewohnt gewesen — aber hätte nicht der Vorarbeiter es auf ihn abgesehen, dann hätte er die Stellung nicht verloren. Und dann war er also in die Maschinenfabrik gekommen. Nein wahrhaftig, wenn das leicht war für einen Mann nahe den Sechzigern, noch alle diese sonderbaren Dinge zu lernen, von denen er ja vorher keine Ahnung gehabt hatte —! Mit der Expedition und dem Verpacken und dem Lagerbuch und dem ganzen Dreck zurechtkommen zu

müssen! Der Lagerchef war ein fauler Hund, und immer sollte er daran schuld sein — und immer waren sie ekelhaft gegen ihn gewesen, beim Disponenten und Kontorchef angefangen, der ihn ständig daran erinnerte, daß er nur zeitweilig angestellt sei, und immer ausforschte und fragte, ob er nicht etwas anderes in Aussicht habe — bis zum Lagerchef und den Vorarbeitern und den Kutschern — und der Kassiererin. — Wie mürrisch und verdrossen und böse und widerlich war sie doch immer, wenn er zu ihr kam und um Vorschuß bat.

Es ballte sich in seinem Gehirn zusammen — ein grauer, zottiger Nebel von Unruhe und Mißmut — daß Olga zanken würde, wenn er heimkäme und daß Sigurd und seine Frau äußerst ungemütlich werden würden, wenn sie erfuhren, daß man ihm gekündigt hatte und daß er wieder in einer neuen Stellung anfangen mußte. In einer neuen Stellung, in der er ängstlich und ohne Verständnis in seinem unklaren Gehirn mit einer neuen ihm unbekannten und nie erlernbaren Arbeit herumlaufen würde — in einem neuen Lager oder vielleicht einem neuen Büro, vollgestopft mit fremden, feindlichen Gegenständen, sich unter ständigen Zurechtweisungen und Nörgeleien duckend, stumpf auf eine neue Kündigung wartend — so wie er durch seine anderen Stellungen geirrt war und sich geduckt hatte, schwerfällig und alt und dumm.

Aber Simonsen hatte doch eine gewisse Übung darin, sich unangenehme Gedanken fernzuhalten. Im Grunde war er ja auf diese Weise durch das ganze Dasein geirrt, hatte sich geduckt und auf Kündigung gewartet und auf Schelten und Unbehaglichkeiten, als auf das Unentrinnbare. So war es ihm auf der See gegangen und so war es in Konsul Isachsens Hafenspeicher gewesen — und so hatte er es daheim mit seiner Frau gehabt damals, als sie noch lebte. Böse und mürrisch und streng und unfreundlich war sie gewesen — seine Schwiegertochter hatte übrigens gar nicht so wenig Ähnlichkeit mit ihr. Ja, er, der Sigurd, mußte wohl sicher dafür büßen, daß es ihm eingefallen war, sich mit dieser feinen Tochter des Kapitän Myhre zu verheiraten, die vorne und hinten nichts besaß. Wie nett hatten sie es doch daheim gehabt in den Jahren nach Lauras Tod — der Junge war schön vorwärts gekommen, gut gegen seinen alten Vater gewesen und hatte ordentlich für sich und alles bezahlt. Nicht, daß es ihm, Simonsen, etwa in den ersten Jahren hier schlecht gegangen wäre — da war er wieder Junggeselle und obenauf gewesen, hatte dies und das genossen, Vergnügen und Leben — und seitdem er mit Olga zusammen lebte, hatte er es im Grunde auch recht gemütlich gehabt — die meiste Zeit wenigstens. Etwas unangenehm war es ja gewesen, damals, als sie schwanger geworden war — aber das war ja auch wirklich entschuldbar — und sie gab sich zufrieden, sowie er ihr die Ehe versprach. Bisweilen quälte sie ihn ja damit, daß er Ernst machen und sie heiraten sollte. Ja, nicht, daß er nicht vorhatte, dies auch einmal zu tun — er hätte es schon längst getan, hätte er nicht gewußt, daß er mit Sigurd und seiner Frau deswegen so viele Unannehmlichkeiten bekommen würde. Aber er würde wohl einmal einen schönen leichten Posten finden, in dem er bleiben konnte. Und wenn Olga ihre Schneiderwerkstätte erweitern konnte und Henry, Olgas Junge, in dem Geschäft, wo er jetzt Laufjunge war, ins Kontor kam, denn das hatte man ihm versprochen — er stellte sich so gut an, der Junge — dann konnten sie es alle miteinander so schön und gemütlich haben. Dann konnte er mit dem Grogglas und der Pfeife im Sofa sitzen, während Olga aus und ein ging und wirtschaftete und Svanhild bei ihm saß und ihre Aufgaben lernte. Denn Olga war

ein braves und ordentliches Weib, und die Leute sollten Svanhild nicht nachsagen dürfen, daß sie ein uneheliches Kind sei — wenn sie auf die Schule käme.

Simonsen war in die Ruselökkstraße gekommen. Der Nebel lag dick und rauchig in der engen Straße, von dem Licht gestreift, das gelblich-grün aus den zugefrorenen Fensterscheiben der kleinen Läden herausdrang. In ihnen allen hing dort, wo die Gasflamme oder die Lampe einen Fleck aufgetaut hatte, ein Bündel Weihnachtsspankörbe, ob es nun ein Weißwarengeschäft oder ein Lebensmittel- oder Tabaksladen war. Der rötliche Schein aus den großen Schaufenstern in den beiden Stockwerken des Basars auf der anderen Seite der Straße floß ölig in den Nebel hinaus — die Gaslaternen oben auf der Terrasse waren knapp noch zu sehen, doch die Herrschaftshäuser da droben waren vollkommen verschwunden, von ihnen drang kein Lichtstreifen herab — trotzdem ahnte man sie wie eine Mauer hoch oben im Nebel — sie drückten gleichsam die Straße, die wie ein Graben zu ihren Füßen lief, tief hinunter.

Simonsen trippelte und tappte dahin — an vielen Stellen, wo man die Eiskruste nicht weggehauen hatte, war der Gehsteig glatt. Es wimmelte von Kindern, die in den dunklen Torwegen aus- und einliefen, — draußen auf der Straße zwischen den Wagen und Schlitten versuchten sie zu schliddern, wo sie auch nur eine glatte Kufenspur in der holprigen, braunen Schicht aus hartgefrorenem Schnee fanden.

„Svanhild!"

Simonsen rief es streng einem kleinen Mädchen in schmutziger, weißer Kapuze zu. Sie war auf den Schneehaufen längs dem Gehsteig geklettert und rutschte auf ihren winzig kleinen Schneeschuhen, die ganz schwarz waren von dem rußigen, schmutzigen Schnee und fast keine Riemen mehr hatten, die Straße hinunter.

Das Kind blieb mitten in der Straße stehen und sah Simonsen an, der über den Schneehaufen hinwegstieg und auf sie zuging. Ihre himmelblauen Augen waren voll von bösem Gewissen, während sie das helle Haar unter die Kapuze strich und die kleine Nase mit dem roten Fäustling abwischte.

„Wie oft hast du es schon gehört, Svanhild, daß du dich nicht auf der Straße herumtreiben darfst! Warum kannst du nicht ein braves kleines Mädchen sein und im Hof drinnen spielen —"

Svanhild blickte furchtsam auf.

„Ich kann doch drinnen im Hof nicht Ski laufen — da ist doch kein Hügel —"

„Und wenn nun ein Wagen kommt und dich überfährt — oder ein betrunkener Mann dich mitnimmt — was glaubst du wohl, daß Vater und Mutter dazu sagen würden?"

Svanhild schwieg beschämt. Simonsen hob sie auf den Gehsteig hinüber, und sie trippelten weiter, Hand in Hand — ihre kleinen Skier klapperten auf dem schneefreien Pflaster.

„Glaubst du, daß der Vater heute abend mit dir spazieren gehen will, wenn du ein so böses ungehorsames Mädchen bist und nicht tust, was man dir sagt? — Ihr habt daheim wohl schon gegessen?"

„Die Mutter und der Henry und wir haben schon lange gegessen —"

Simonsen stapfte in den Torweg hinein. Frau Olga Martinsen, Damenschneiderei, Mädchen- und Knabenkleider, 3. Stock im Hof, stand hier auf einem weißen Blechschild. Simonsen durchquerte den Hofraum und schielte zu dem erleuchteten Fenster hinauf, wo einige Modezeitungen sich an die Scheiben lehnten.

Dann nahm er Svanhilds Skier unter den Arm und führte das Kind die schmale Hinterhaustreppe hinauf.

Vor Olgas Flurtüre standen ein paar kleine Buben und lasen beim Scheine einer herausgehängten Küchenlampe in einem Heft. Simonsen brummte etwas und schloß die Tür auf.

Es war dunkel im Gang — an dem einen Ende drang Licht durch die Glasscheibe der Tür, die zur Stube führte. Simonsen ging in sein Zimmer — auch hier war es dunkel — und kalt. Teufel, sie hatten das Feuer im Ofen ausgehen lassen. Er zündete die Lampe an.

„Lauf zur Mutter hinein, Svanhild, und sag, daß ich gekommen bin."

Er öffnete die Tür zum Nebenzimmer. An dem Tisch, auf dem halbfertige und zugeschnittene Stoffe und Stoffreste lagen, saß die Abrahamsen über einen Saum gebeugt. Sie hatte an der einen Seite der Lampe eine Zeitung befestigt, so daß das ganze Licht auf ihr kleines gelbes Altjungferngesicht und ihre braunen wurzelartigen Hände fiel. Es blitzte ein wenig in dem Stahl der beiden Nähmaschinen — und drüben an der Wand schimmerten Olgas und Svanhilds weißgedeckte Betten.

„Und Ihr schafft mehr denn je, Fräulein Abrahamsen —"

„Ach ja, so ist es — man muß wohl —"

„Ja, ist es nicht sonderbar mit so einem Weihnachten — die ganze Welt steht auf dem Kopf —"

Svanhild kam von der Stube herein:

„Die Mutter sagt, daß dein Essen im Ofenrohr steht —"

„Ja — darf ich hier sitzen und mit Euch plaudern, Fräulein Abrahamsen — es ist so kalt bei mir drinnen — dann habe ich nette Gesellschaft und —"

Fräulein Abrahamsen hatte stillschweigend eine Ecke des Tisches frei gemacht, während Simonsen das Essen holte — Weißkohlsuppe und Wurst.

Hm. Das war gut. Wenn man jetzt noch —. Simonsen stand auf und ging an die Tür zur Stube.

„Du, Olga —"

„Ah, guten Abend, Simonsen — wie geht es denn Euch —"

Er öffnete die Tür und schaute ins Zimmer.

„Nein, seid Ihr es wirklich — bekommt Ihr wieder ein neues Kleid, Fräulein Hellum —"

Olga stand da, den Mund voller Stecknadeln und probierte an — legte vor dem Konsolspiegel die Falten über Fräulein Hellums Brust zurecht:

„So, mein ich." — Olga nahm die Lampe von der Nickeletagere daneben und hielt sie hoch.

„Jaja. Der Rücken sitzt doch wohl richtig, Frau Martinsen?"

Die beiden Mädchen, die im Halbdunkel auf dem Plüschsofa saßen und warteten, legten die Modezeitungen weg, sahen einander an und lächelten, sahen Fräulein Hellum an und lächelten wieder einander zu. „Guter Gott!" flüsterte die eine hörbar. Sie waren fast ganz gleich in Kleidung und allem — mit halblangen Jacken, einer kleinen Pelzkrause und flotten Filzhüten mit Flügeln darauf. Simonsen blieb in der Türe stehen — sie störten ihn ein wenig.

„Was meint Ihr, Simonsen — wird es schön, glaubt Ihr?"

„Großartig, wie Ihnen diese Farbe steht, Fräulein Hellum — aber einer Schönheit steht ja alles, sagt man —"

„Ach Sie —" sagte Fräulein Hellum und lachte. Ein nettes Mädchen, dieses Fräulein Hellum. Olga machte den Halsausschnitt — die andere beugte den Nacken und erschauerte ein wenig, die kalte Schere kitzelte — einen hübschen, rundlichen Nacken hatte sie mit blondem krausem Haar weit herab und weiche runde Arme.

„Das sind kostbare Sachen, das hier, denke ich", sagte Simonsen und griff nach der Seide — und nach dem Arm, während Olga den Ärmel holte.

„Nein aber, Simonsen", lachte Fräulein Hellum. Olga sah böse aus — sie schob ihn zur Seite und zog den Ärmel an.

„Nein aber, was ich noch sagen wollte — du Olga — könnte nicht der Henry hinunter gehen und ein paar Flaschen Bier holen —"

„Henry mußte wieder aufs Kontor, der Arme — er muß einen Voranschlag kopieren, sagte er."

„Nein, armer Kerl — mußte er wieder fort — ich glaube fast, das ist jetzt jeden Samstagnachmittag so. — Ja, es ist ein Kampf. Heute war's auch schon fast vier Uhr, als ich aus dem Lager kam. Nein, wer so jung und schön ist wie Sie, Fräulein Hellum!"

Svanhild schaute herein.

„Komm her zu mir, Svanhild — weißt du heute, wie ich heiße?"

„Fräulein Hellum", lächelte Svanhild bescheiden.

„Willst du heute auch Zuckerzeug haben, Svanhild?" — Fräulein Hellum griff in ihre Handtasche und brachte eine Tüte zum Vorschein.

„Nein aber, was sagst du dazu, Svanhild — gib schön die Hand, Svanhild — mach ein schönes Kompliment —"

Svanhild flüsterte Danke, gab schön die Hand, verneigte sich und machte sich daran, die zusammengeklebten Zuckersachen auseinanderzubrechen.

Fräulein Hellum zog sich wieder an und schwätzte und lachte.

„Ja — dann probiere ich also wieder an, wenn es fertig ist, am Dienstag — um diese Zeit — und lassen Sie mich nicht sitzen, Frau Martinsen, hören Sie — ja, adieu — adieu Simonsen — adieu Svanhild —"

Simonsen öffnete galant die Türe, und Fräulein Hellum schwebte hinaus mit wehenden Hutfedern, den Bisampelz flott über die Schulter zurückgeworfen.

„Guter Gott!" sagte das eine der Mädchen auf dem Sofa und kicherte — „die kann man so lassen —"

„Hehe — ja, das ist so die Richtige —"

Simonsen zog sich zu der alten Abrahamsen und seinem kalt gewordenen Mittagessen zurück. Olga kam nach einer Weile herein, brachte den Kaffee und schenkte ein.

„Ich begreife dich nicht, Anton — hat das nun einen Sinn, sich so aufzuführen — was fällt dir denn ein — wenn noch andere dabei sitzen —"

„Ach, was waren denn das für Mädels —"

„Das Mädchen vom Pfarrer oben auf der Terrasse und ihre Freundin. — Du hast mir wahrhaftig schon genug angetan und brauchtst dich nicht noch hinzustellen und dieser Hellum schönzutun — damit die Leute wieder was zu reden haben, als hätten sie nicht schon vorher genug zu reden gehabt —"

„Pah! So gefährlich war es doch nicht."

Es läutete an der Flurtüre. Die Abrahamsen ging hinaus und schloß auf.

„Fräulein Larsen."

Olga stellte die Tasse weg und nahm ein geheftetes Kleid über den Arm.

„Niemals hat man Frieden —"

Die Abrahamsen beugte sich wieder über ihren Saum.

Den ganzen Sonntag über nähten Frau Martinsen und die Abrahamsen. Mit dem Mittagessen warteten sie, bis es zum Arbeiten zu dunkel wurde, dann zündete Olga die Lampe an, und sie schafften wieder weiter.

„Den Ausputz für Fräulein Olsen, Abrahamsen, haben Sie nicht gerade daran genäht?"

Die Abrahamsen rasselte auf der Maschine weiter.

„Ich hab ihn auf den Tisch gelegt —"

Olga suchte — auch auf dem Boden.

„Svanhild — hast du nicht einen kleinen weißen Ausputz gesehen, aus Spitzen —"

„Nein", sagte Svanhild drüben im Fensterwinkel. Und sie kam herbei und half suchen — aber zuerst legte sie die Puppe in den umgedrehten Schemel, der das Bett darstellte, und deckte sie gut zu.

„Astri schläft — sie hat Diphtherie und Scharlach", protestierte Svanhild — die Mutter suchte unter den Puppensachen. Aber Olga hob unbarmherzig die Patientin aus dem Schemel heraus. Die Puppe war in weißen gefältelten Spitzenstoff gehüllt, der sorgfältig mit Sicherheitsnadeln festgesteckt war.

„Das Kind ist ja ganz verrückt! Und sogar Löcher hast du mit der Nadel hineingestochen — so ein Fratz —" klatsch, Svanhild bekam eine Ohrfeige — „mein Gott, was soll ich jetzt tun, der teuere Spitzenstoff von Fräulein Olsen und —"

Svanhild heulte.

„Ich hab geglaubt, es sei ein Rest, Mutter —"

„Hab ich dir nicht gesagt, du darfst nichts nehmen, was auf dem Boden liegt —? Ach, es ist zum Verzweifeln mit dir —"

Fräulein Abrahamsen untersuchte das Stück Stoff.

„Man kann die Falten auftrennen — und sie bügeln und wieder neu legen, so daß der Riß in eine Falte kommt — ich glaube nicht, daß man es sehen wird —"

Svanhild schrie aus Leibeskräften. Simonsen guckte zur Türe herein.

„Nein aber, Svanhild, was ist denn das — so zu schreien, wenn du weißt, daß der Vater seinen Mittagsschlaf —?"

Olga legte los und gab Bescheid.

„Pfui, wie schlimm du bist, Svanhild — wer wird der Mutter solche Streiche spielen — pfui, so etwas tut doch meine Svanhild nicht!"

„Wie wäre es, wenn du sie mit hinausnähmst, Anton — es tut dir auch nicht gut, so den ganzen Tag zu liegen und zu schlafen —"

Simonsen redete eifrig auf das Kind ein, während er es mit sich zog. Als sie jedoch in den Gang hinausgekommen waren, tröstete er es und zog ihm den Mantel an.

„Schrei doch jetzt nicht mehr — pfui, wer wird so häßlich schreien —! Wir wollen in den Schloßpark gehen und rodeln — du weißt aber ganz gut, daß es

nicht recht von dir war — so, putz dir jetzt die Nase, der Vater und du, wir wollen jetzt rodeln gehen, ja, komm jetzt, kleine Svanhild —"

Olga konnte aber bisweilen auch wirklich zu streng mit Svanhild sein. Jaja, natürlich sollten die Kinder ihre Strafe haben, wenn sie etwas Unrechtes getan hatten — aber Svanhild nahm es sich zu sehr zu Herzen — da saß sie nun hinter ihm auf der Rodel und schluchzte laut — armes Wurm.

Dunkellila stand der Abendhimmel hoch über den Türmen und Spitzen der Terrasse. Das Wetter hatte sich aufgeklärt — nur noch ein dünner, rußiger Frostnebel stand unten auf der Straße rings um die Laternen, während Simonsen dahinging und seine Tochter hinter sich auf der Rodel herzog.

Es war so schön oben im Schloßpark. Auf Bäumen und Büschen lag so dicker Reif, daß im Lichterschein die Funken von ihnen sprühten. Und was für eine Masse von Kindern überall — von jedem kleinsten Hügel rutschten sie herunter, auf Skiern oder mit dem Schlitten, es wimmelte in der großen Allee — gefährliche große Buben, fünf bis sechs auf einer Fischerrodel, brüllten und schrien, während sie über den glatten Weg heruntersausten, mit einem dünnen, langen Rattenschwanz von einer Steuerstange[2]) hinter sich. Aber Simonsen wußte einen schönen, ruhigen kleinen Hügel auf einer Wiese, er und Svanhild hatten schon früher an den Abenden dort gerodelt. Und für Svanhild war es nun wirklich großartig — der Vater stand oben und gab der Rodel einen Stoß, so daß sie in Schuß kam, und Svanhild schrie „Achtung", daß ihr fast die kleine dünne Stimme zerbarst, und Simonsen brüllte „Aufgepaßt" tief unten aus der Brust heraus, obwohl auf dem ganzen Hügel außer ihnen nur noch zwei winzig kleine Buben mit Lauparstiefeln und Zipfelmützen waren. Simonsen leitete die Bekanntschaft mit ihnen ein, sie hießen Alf und Johannes Hauge und ihr Vater war Bürochef und wohnte im Parkweg. Simonsen schob sie alle drei an — sie sollten sehen, wessen Rodel am schnellsten lief — aber er gab Svanhild den kräftigsten Stoß und sie gewann. Und er trippelte hinter den Kindern her und führte Svanhild hinauf, denn sonst blieb sie stecken, wenn ihr der Fuß in dem tiefen hartgefrorenen Schnee einbrach.

Aber nach einiger Zeit begann Svanhild zu jammern.

„Vater, ich friere so an den Beinen —"

„Du mußt herumlaufen, Svanhild — komm, wir wollen auf den Weg gehen und laufen —"

Svanhild lief und weinte — die Zehen taten ihr so weh.

„Oh, oh! Du mußt viel viel rascher springen, Svanhild — paß auf, ob du mich fangen kannst —"

Simonsen hüpfte mit kleinen Schritten davon wie ein Gummiball. Und Svanhild lief ihm aus allen Kräften nach und fing ihn ein, bis sie warm und zufrieden war und lachte.

Aber nun konnten sie die Rodel nicht wieder finden. Simonsen suchte überall — auf dem Hügel und unterhalb des Hügels und zwischen den Büschen — weg war sie. Alf und Johannes hatten sie noch vor kurzem bei dem großen Baum am Wege stehen sehen, mehr wußten sie nicht. Ja, und dann waren ein paar große,

2) Man lenkt die Fischerrodel mit einer langen dünnen Stange, deren freies Ende hinter der Rodel über den beiden gleitet und dabei wie ein Steuerruder wirkt.

garstige Jungen vorbeigegangen — das erinnerte sich auch Simonsen. Sicher hatten sie den Schlitten genommen.

Svanhild weinte herzzerreißend. Simonsen dachte an Olga — uff, sie würde nicht sanft sein, so gereizt, wie sie zur Zeit war. — Solche böse, freche Buben, einem kleinen armen Mädchen den Schlitten zu stehlen — daß Kinder so schlimm sein konnten!

„Nicht weinen, Svanhild — wir werden die Rodel schon wieder finden, wir —"

Simonsen wanderte von Hügel zu Hügel und fragte nach einem blaugestrichenen kleinen Schlitten. Svanhild ging weinend an seiner Hand, und Alf und Johannes folgten mit und hielten beide krampfhaft ihre Schlittenschnur fest, während sie mit weit offenen Augen Simonsen alle die Übeltaten erzählten, die sie von den großen Buben gehört hatten: wie sie Schlitten stahlen und kleine Kinder überfuhren und mit Eisbrocken warfen.

Der Schlitten war nicht zu erfragen. Und oben auf dem großen Weg trafen sie eine feine, zornige Dame, die sich als das Kinderfräulein von Alf und Johannes herausstellte. Sie zankte, weil die Kinder nicht schon vor einer halben Stunde heimgekommen waren, und drohte, daß sie von Vater und Mutter . . . Und es lag ihr nicht die Spur daran, zu hören, daß das kleine Mädchen Svanhild hieß und ihren Schlitten verloren hatte — wie sie sich gebärdete, während sie sich davonmachte, mit eisenhartem Kindermädchengriff an jeder Hand einen Knaben! — Und Simonsen hätte bei einem Haar eine Steuerstange ins Auge und eine Schlittenkufe ans Schienbein bekommen.

„Jaja, sie haben dir deinen Schlitten genommen, Svanhild — ich glaube nicht, daß wir den je wieder zu sehen bekommen", seufzte Simonsen entmutigt. „Still, wein doch nicht so, Kleines. Du sollst zu Weihnachten einen neuen Schlitten bekommen, ja — komm jetzt, wir wollen in die Karl-Johann-Straße gehen und die Läden anschauen, da gibt es heute Abend so schöne Sachen — vielleicht sehen wir auch einen neuen Schlitten für dich —" munterte er sie auf.

So gingen Svanhild und ihr Vater dahin und schauten die Läden an. Und wenn sie an ein Schaufenster kamen, wo der Menschenstrom sich zu einem großen schwarzen Klumpen zusammengeballt hatte, der still und zusammengepreßt dastand, hob Simonsen sie auf den Arm und schob und drückte so lange, bis sie ganz vor an die strahlende Scheibe gelangt waren, und dort blieben sie stehen, so lange es nur noch irgendein Ding gab, über das sie nicht gesprochen und bei dem sie nicht gefragt hatten, was es wohl kosten würde. — In einigen Läden stand ein geschmückter Weihnachtsbaum mit elektrischen Lichtern auf den Zweigen — und auch Svanhild sollte am Weihnachtsabend einen Christbaum haben. In einem Fenster war eine ganze Weihnachtsgesellschaft — Puppendamen, so fein, so fein, — wie Svanhild einmal werden sollte, wenn sie groß wäre. Und in einem Laden, wo Koffer verkauft wurden, schwamm ein kleines, kleines Krokodil in einem kleinen, kleinen Wasserbassin — hier mußten sie lange stehen bleiben. Ob es wirklich lebend war? Aber endlich bewegte es ganz leicht das eine Lid — ja wirklich, es war lebendig! Und so ein kleines Krokodil war, wenn es erwachsen war, so groß, daß es eine ganze Svanhild mit einem einzigen Schnapper verschlingen konnte — „aber das hier kann doch nicht beißen, nicht wahr?"

„Nein, das kann wohl kein Unheil anrichten."

In einem Fenster droben auf dem Marktplatz lief ein Kinematograph zwischen Reklamelichtbildern. Und Svanhild war mit dem Vater im Kino gewesen — dreimal — und sie mußten alles wieder aufzählen, was sie damals gesehen hatten — die beiden kleinen Mädchen, die von den Räubern in einem Automobil entführt wurden — und alles andere. Vergessen war der Schlitten, den sie verloren hatten, und die Mutter, die daheim saß und den Mund über der Näharbeit zusammenpreßte, bis sie müde und böse wurde — vergessen war alles andere, nur das nicht, daß Svanhild ihrem Vater gehörte und daß in siebzehn Tagen Weihnachten war.

Und nun kamen sie an ein Sportgeschäft — mit vielen Schlitten, großen und kleinen, aber den schönsten von allen, einen feuerroten mit darauf gemalten Blumen und einer Rückenlehne aus Eisen, die mit Bronze vergoldet war, den sollte Svanhild von ihrem Vater zu Weihnachten bekommen.

Aber nach allen diesen Erlebnissen mußte man doch etwas Warmes in den Magen bekommen. Simonsen wußte ein kleines gemütliches Abstinenzlercaffé, dorthin gingen sie. Es waren keine Leute da, und das Fräulein hinter dem Schenktisch zeigte sich Simonsens hofmachender Unterhaltung nicht abgeneigt, während er Kaffee und Butterbrot aß und Svanhild eine Crèmeschnitte bekam und ab und zu aus Vaters Tasse einen Schluck trinken durfte.

„Aber nichts der Mutter sagen", warnte Simonsen und blinzelte ihr mit einem Auge zu. Doch Svanhild mußte etwas Besseres, als es der Mutter daheim zu erzählen, wenn sie und der Vater bei ihren Spaziergängen an den Abenden da und dort so einkehrten. Und Svanhild bekam eine Zuckerstange, von der die Mutter glaubte, daß die kleinen Mädchen davon schlechte Zähne bekämen — und der Vater bekam etwas zu trinken, von dem die Mutter glaubte, daß er davon einen schlechten Magen bekäme. Aber die Mutter hatte immer so viel zu tun, und dadurch wurde sie so verdrossen — und der Vater hatte auch so viel zu tun, wenn er im Lager war, und Henry im Geschäft — wenn man groß war, dann mußte man so schrecklich viel arbeiten, das wußte Svanhild.

Aber nach dem Sonntag kam der Montag und kamen fünf andere graue Werktage. Svanhild saß in der Nähstube auf dem Boden und spielte, denn der Vater kam jetzt so spät abends heim, daß er keine Zeit mehr hatte, mit ihr danach spazieren zu gehen. Auch der Vater war jetzt verdrossen, das merkte Svanhild — ob das nun daher kam, weil er im Lager so viel zu tun hatte, oder weil die Mutter so viel zu tun hatte, daß sie oft kaum Zeit fand, das Mittagessen oder das Abendessen zu bereiten. Und Henry war auch verdrossen, denn in die Stube, in der er schlief, kamen die Damen und probierten an bis tief in die Nacht hinein, so daß sein Bett nicht abgedeckt war und er sich nicht schlafen legen konnte —. Aber Svanhild tröstete sich — denn sie sollte ja zu Weihnachten einen so schönen Schlitten bekommen.

— Am Fünfzehnten schrieb Anton Simonsen an seinen Sohn. Er war es müde, herumzurennen und eine Stellung zu suchen, die er doch nicht bekam. Und nun sah er der Zukunft wieder ruhig entgegen und hatte wieder Zeit, mit Svanhild abends fortzugehen und sie mit ihren Skiern in den Park zu führen, und sie sprachen von dem schönen Schlitten, den sie bekommen sollte.

Aber am Achtzehnten vormittags, gerade als Simonsen eine Kiste mit Maschinenteilen zunagelte, kam der Lagerchef und sagte, er solle ans Telephon

kommen. Es war Sigurd, der in der Stadt war und seinen Vater bat, er möchte ins „Augustin" kommen und mit ihm Kaffee trinken — er solle sich nachmittags ein paar Stunden freigeben lassen, damit sie miteinander reden könnten.

„Und wie geht es Mossa — und den Kleinen?"

Den Kindern ginge es gut, danke. Und Mossa, die sei mit in der Stadt, wolle allerlei zu Weihnachten einkaufen.

„Ich fürchte, mein Junge — daß es wohl kaum möglich sein wird, jetzt in der Weihnachtszeit auch nur eine Stunde frei zu bekommen", sagte Simonsen.

Sigurd wollte selbst mit dem Direktor darüber sprechen.

Jaja, da würde er ihm dankbar sein. Grüße an Mossa.

Ja, das sah ihr gleich. Ihn zum Mittagessen einladen — oh nein, das tat sie nicht. Der Teufel sollte ihn holen, wenn er sich nicht ein Glas Bier und einen gehörigen Schnaps leistete, bevor er diesen Kampf aufnahm, fluchte Simonsen.

„Findest du, daß das notwendig ist?" sagte Frau Mossa Carling[3]) zu ihrem Mann, der gerade im Begriff war, eine Flasche Punsch zu öffnen.

„Ich finde doch, daß wir unserem Vater ein Glas Punsch anbieten müssen."

„Jaja — mach, was du willst, mein Junge." Frau Mossa schob alle Doppelkinne vor, über die sie verfügte. Schön war sie nicht — die Augenlider wurden gegen die Schläfen hin verdickt, so daß die kleinen grauen Augen gleichsam stechend an den Nasenrücken herankrochen; das Gesicht hatte eine fette und frische Farbe, doch der Mund war klein und verkniffen, mit dünnen Lippen — und der Brustkorb eng und schmal, der Unterkörper jedoch behäbig und breit.

Sie saß mitten auf dem Plüschsofa unter dem elektrischen Kronleuchter, dessen Birnen die beiden eisernen Betten des Hotelzimmers, zwei Waschtische aus Mahagoni, zwei Nachttische, den Schrank mit dem Spiegel und die beiden Lehnstühle beim Tisch prachtvoll beleuchteten. Auf dem Tisch lag eine Chenillendecke, darauf eine Serviette, in deren Mitte ein Aschenbecher stand.

Es klopfte vorsichtig an der Türe, und Simonsen trat behutsam über die Schwelle. Er gab die Hand.

„Guten Tag, Sigurd — nett, dich wieder zu sehen, mein Junge — guten Tag, guten Tag, Mossa — wie schön, daß man auch dich wieder einmal sieht — und immer noch gleich hübsch und jung —"

Mossa klingelte nach dem Kaffee, schenkte dann ein, während Sigurd die Gläser füllte.

Simonsen schielte zu seiner Schwiegertochter hinüber, die stumm mit dem verkniffenen Mund dasaß, während er mit Sigurd sprach — langsam und gewunden schleppte sich das Gespräch weiter, bis es zur Hauptsache kam.

„Wir dürfen doch rauchen, Mossa? — Hier, Vater, eine Zigarre — Ja nun also zu der Sache, von der du geschrieben hast, Vater. Ich war heute oben im Kontor und habe mit deinem Chef gesprochen. Der Direktor war der gleichen Meinung wie ich. Du bist hier in der Stadt nicht am rechten Platz — die Arbeit ist zu schwer für einen Mann in deinem Alter, das meinte auch er. Auch kann ich dir hier nichts Neues verschaffen —"

3) Es ist in Norwegen nichts Ungewöhnliches, daß die Leute einen neuen Namen annehmen.

Simonsen erwiderte nichts. Mossa ergriff das Wort:

„Sigurd ist ja selbst in einer abhängigen Stellung — bis zu einem gewissen Grad wenigstens — willst du das bitte bedenken. Die Direktion würde es wohl kaum gerne sehen, daß er immer wieder die Verbindungen der Firma belästigt, um seinem Vater eine Stellung zu verschaffen. Er hat das jetzt dreimal getan — und überall mußtest du wieder gehen. Ich kann dir nur sagen, daß Sigurd wirklich sehr ernsthafte Unannehmlichkeiten gehabt hat, nachdem er dir diese letzte Stellung verschafft hatte, wo dir nun also gekündigt worden ist —"

„Ja, das ist wahr. Nein, wie gesagt, die Stadt ist für dich nicht das richtige, Vater. Du bist auch zu alt, um in einer neuen Branche anzufangen. Darum kann ich dir nur auf eine einzige Weise helfen. Ich kann dir eine Stellung unter dem Verwalter oben im Menstad-Werk in Öimark verschaffen — das ist eine leichte, schöne Arbeit — der Lohn ist nicht groß — sechzig Kronen am Anfang, soviel ich weiß. Aber wie gesagt, diese Stellung kann ich dir verschaffen."

Simonsen schwieg.

„Ja — das ist also die einzige Möglichkeit, die ich weiß", sagte Sigurd Carling.

„Willst du also, daß ich dir die verschaffe, Vater?" fragte er nach einer Weile.

Der Vater räusperte sich ein paarmal.

„Ja. Die Sache ist nur die, Sigurd — ich weiß nicht, ob du davon gehört hast — ich bin nämlich verlobt — mit der Dame, bei der ich seit den letzten sechs Jahren wohne. Ich muß also sozusagen mich erst ein wenig mit Olga besprechen — was sie dazu meint. Sie heißt Olga", erklärte er, „Witwe Olga Martinsen, ja."

Es entstand eine ungemütlich lange Pause. Simonsen spielte mit den Quasten am Lehnstuhl.

„Sie ist eine in jeder Beziehung reelle, ordentliche und tüchtige Person, die Olga — und sie hat eine große, gut gehende Schneiderei hier in der Stadt — so daß es wohl fraglich sein wird, ob sie gerne in dieses schwarze Hinterland ziehen mag. Ihr Junge ist außerdem hier in der Stadt in einem Kontor angestellt."

„Ist das die Dame" — Sigurd sprach sehr langsam — „mit der du — ein Kind hast — soviel ich gehört habe —"

„Wir haben ein kleines Mädchen, ja — Svanhild heißt sie — im April wird sie fünf Jahre."

„So." Es war Mossa. „Du hast also eine Tochter mit der Frau, bei der du wohnst — die in jeder Beziehung eine so ordentliche, tüchtige Person ist —"

„Das ist Olga auch wirklich. Tüchtig und ordentlich — und fleißig und strebsam ist sie. Und gut obendrein."

„Es ist doch eigentlich merkwürdig, Schwiegervater" — Frau Mossas Stimme klang ungeheuer sanft und süß — „daß du diese ausgezeichnete Frau Martinsen nicht früher geheiratet hast — dazu hättest du eigentlich schon seit langer Zeit guten Grund gehabt."

„Ich will dir etwas sagen, Mossa —" Simonsen wurde ganz froh und aufgeräumt über das, was er jetzt sofort zu sagen wußte: „Ich hatte keine Lust zu sehen, wie meine Frau so hart und schwer arbeiten und sich abplagen muß — darum wartete ich, bis ich ihr etwas Besseres bieten könnte. Aber daß ich Olga heiraten will, das habe ich oft und fest versprochen, und das werde ich auch halten, so wahr ich Anton Simonsen heiße."

„Ja—a —" Mossas Stimme wurde süßer und süßer. — „Sechzig Kronen

im Monat ist ja nicht gerade viel, um zu heiraten — um mit Frau und Kind davon zu leben. Und Frau Olga wird kaum erwarten dürfen, daß sie da oben in Öimark eine größere Schneiderei errichten kann."

„Das Schlimmste ist natürlich, Vater, daß du dieses Kind hast", äußerte Sigurd. „Aber — es muß doch immerhin möglich sein, Frau Martinsen ein Verständnis für die Lage beizubringen — so daß man unter Umständen eine Ordnung mit ihr treffen könnte."

„Du mußt nur Eines bedenken, Sigurd — und das ist deine kleine Schwester, Svanhild. Ich will nicht, daß es ihr einmal schlecht geht, weil sie ein uneheliches Kind ist. Ich finde, du nimmst eine große Verantwortung auf dich, Sigurd, wenn du dich in diese Dinge einmischst."

Mossa fiel ihm ins Wort — und jetzt war kein Schatten von Sanftmut mehr in ihrer Stimme:

„Wenn du von Verantwortung redest, Schwiegervater — für dein uneheliches Kind — dann finde ich das wirklich witzig. Sigurd erbietet sich, dir eine neue Stellung zu verschaffen — zum vierten Male — in Öimark — hier ist es ihm nicht möglich. Mein Lieber, wenn du meinst, daß du wegen deiner privaten Verhältnisse die Stadt nicht verlassen kannst, so steht es dir wirklich frei, zu bleiben. Gelingt es dir, eine Stellung zu finden, in der du heiraten kannst — so werden wir uns wahrhaftig nicht darein mischen. Aber Sigurd kann dir selbstverständlich auf keine andere Art helfen — vor allem anderen hat er doch wohl zuerst die Verantwortung für seine Frau und seine eigenen Kinder —."

Frau Mossa hatte sich mit ihrem seidenen Unterrock ausgerüstet und ihren neuen Pelz umgetan, als sie am Vormittag darauf die Treppe zu Frau Martinsens Schneiderei im Hinterhof in der Ruselökstraße hinaufstieg. Sie drückte mit festem Zeigefinger auf die Klingel unter Simonsens schmutziger Karte.

Die Dame, die öffnete, war klein, voll und dunkel. Sie hatte schöne, blaue Augen in einem stubenblassen, verwischten Gesicht.

„Sind Sie Frau Martinsen — ich bin Frau Kontorchef Carling — ich möchte mit Ihnen sprechen."

Etwas zögernd öffnete Olga die Tür zum nächsten Zimmer.

„Bitte schön. Sie müssen entschuldigen, daß hier nicht geheizt ist. Aber wir nähen in den anderen Zimmern."

Frau Mossa segelte hinein und nahm in dem einzigen Lehnstuhl des Raumes Platz. Das Zimmer war eingerichtet, wie Zimmer zum Vermieten eingerichtet zu sein pflegen. Auf der weißen Kommodendecke standen gewissenhaft aufgestellte Photographien der verstorbenen Frau Simonsen, von Sigurd und ihr selbst — die Verlobungsbilder und zwei Gruppenbilder von den Enkelkindern.

„Ja, beste Frau Martinsen" — Olga stand bei der Kommode und beobachtete den Besuch — „es gibt da Verschiedenes, über das ich gerne mit Ihnen gesprochen hätte — wollen Sie sich nicht setzen?"

„Danke, ich habe etwas wenig Zeit. Was wünschen Sie?"

„Ja — dann will ich Sie nicht aufhalten. Simonsen — der Vater meines Mannes — hat ja, wenn wir ihn gestern richtig verstanden haben, — Ihnen gegenüber gewisse Verpflichtungen. Nun weiß ich nicht, ob er Ihnen die Sachlage mitgeteilt hat —?"

„Daß er in Ösmark eine Stelle annehmen soll? Doch ja."

„Nun also. Ja, Sie wissen, daß es eine ganz kleine Stellung ist. Er wird dadurch vorläufig nicht imstande sein, seinen Pflichten gegen das Kind, das er mit Ihnen hat, nachzukommen. Infolgedessen haben mein Mann, der Kontorchef, und ich gedacht, Ihnen anzubieten —"

„Vielen Dank" —. Olga sprach rasch und kurz. „Mit diesen Dingen sollen Sie sich keine Mühe machen, gnädige Frau. Wir sind darüber einig geworden, mein Bräutigam und ich, wir sind darüber einig geworden, daß wir heiraten, sowie —"

„Ja, Frau Martinsen — da muß ich Sie aber auf Eines aufmerksam machen: von meinem Mann kann Simonsen sich keinerlei Unterstützung erwarten — auf keinen Fall. Mein Mann hat selbst eine große Familie. Und zu viert von sechzig Kronen im Monat leben — außer dem kleinen Mädchen, das also die Tochter meines Schwiegervaters sein soll, haben Sie ja noch ein Kind — "

„Mein Junge, der bleibt hier — ich habe eine Schwester hier in der Stadt, bei der er wohnen kann. Und dann haben wir die Absicht, eigentlich in Frederiksstad zu wohnen, Simonsen würde dann am Samstag heimkommen, auf diese Weise könnte ich meine Schneiderei in der Stadt dort betreiben —"

„So. Ja — das hört sich ja ganz vernünftig an. Die Sache ist nur die, sehen Sie — es sind bereits mehr als genug Schneiderinnen in Frederiksstad — und es ist eine große Frage, ob es sich für sie lohnt, Ihr Geschäft hier aufzugeben und dort von neuem anzufangen — Fräulein Martinsen."

Olga zuckte zusammen.

„Frau Martinsen, Verzeihung. So nennen Sie sich ja. Ja, mein Mann und ich haben ein wenig nachforschen lassen, es wird sie ja nicht wundern — daß wir gerne wissen wollten, was für eine Person es ist, mit der Simonsen sich zusammengetan hat."

Olga fauchte:

„Ja, das ist mir ganz gleich, Frau Simonsen — nein, Verzeihung, Frau Carling, wollte ich sagen. Aber wie die Dinge einmal liegen, so findet Simonsen, ich sei nicht schlechter, wenn mich auch mein Bräutigam hat sitzen lassen und nach Amerika gegangen ist, so daß ich dann für mich und für meinen Jungen allein sorgen konnte, wie es eben gehen wollte. Und das hat Simonsen mir versprochen, und er hat es auch oft und immer wieder gesagt: Von mir sollst du nicht betrogen werden, Olga. Und da meine ich eben, daß es Ihnen gleichgültig sein kann, Frau Carling — wir werden Sie nicht belästigen oder Ihnen das Haus einrennen — und da Ihr Mann nicht einmal den Namen seines Vaters behalten hat —"

„Liebe Frau Martinsen" — Mossa wehrte mit der Hand ab und schob alle ihre Doppelkinne vor — „nur nicht so hitzig, meine Liebe. Ich habe durchaus nicht vor, mich in ihre Verhältnisse einzumischen. Im Gegenteil — ich bin mit der besten Absicht der Welt hierher gekommen. Ich will ja weiter nichts, als Ihnen erklären — sollten Sie etwa gedacht haben, daß Simonsen eine Art gute Partie sei — dann werden Sie, das muß ich Ihnen gestehen, kaum etwas anderes davon haben, als das Vergnügen sowohl ihn als das Kind zu versorgen. Denken Sie doch nur daran, daß mein lieber Schwiegervater ja doch nie ein Mann der Ordnung gewesen ist. Wir haben ja keinerlei Gewähr dafür, daß ihm nicht wieder wie gewöhnlich gekündigt wird. Ja —. Glauben Sie etwa, daß es für einen

Mann in seinem Alter — mit Familie — so leicht sein wird, immer wieder eine neue Stellung zu finden?

Ich bin hierher gekommen, um Ihnen in aller Freundschaft ein Angebot meines Mannes zu machen. Sie sind ja bisher recht gut ohne Mann ausgekommen — nun. Der Kontorchef bietet Ihnen eine Summe — fünfhundert Kronen hatten wir gedacht — zur Deckung der Verluste, die Sie dadurch erleiden, daß Ihr Untermieter so plötzlich von Ihnen fortgeht — ohne Bedingungen. Sie verstehen — sollte mein Schwiegervater später eine Stellung finden, in der er heiraten kann, so werden wir uns nicht darein mischen — das geht uns nichts an, wie Sie ganz richtig bemerkten. Und was Ihr kleines Mädchen anbetrifft — so sind der Kontorchef und ich uns darüber einig geworden, ihr bei uns selbst ein Heim anzubieten —"

„Niemals im Leben!" Olga sprühte. „Svanhild fortgeben — nein, das tue ich nicht, darauf können Sie sich verlassen."

„Nein, nein —. Wie Sie wollen, natürlich. Und mein Schwiegervater und Sie tun natürlich auch ganz, wie Sie beide wollen. Wollen Sie auf ein Gehalt von sechzig Kronen im Monat hin heiraten — Ihren Broterwerb hier aufgeben und in Fredriksstad eine Schneiderei zu eröffnen versuchen, von der ich Ihnen von vornherein sagen kann, daß sie nicht gehen wird —? Es ist mir nur so vollkommen unfaßlich, was Sie mit Simonsen wollen. Herrgott, verheiratet sein — Sie nennen sich ja Frau — in ihren Kreisen nimmt man es doch nicht so genau, ob Sie mit einem Ihrer Untermieter eine kleine Geschichte gehabt haben. Daß Sie sich mit Simonsen einlassen konnten — Sie müssen wirklich entschuldigen, wenn ich es sage, aber in meinen Augen spricht das nicht zu Ihren Gunsten — offen gestanden, er ist doch ein altes Schwein —"

Olga unterbrach sie:

„So, nun hören Sie aber auf, Frau Carling! Aber was ich mit dem Anton Simonsen will, das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Es gibt freilich allerhand an ihm auszusetzen, aber ich merkte doch gleich, daß er im Grunde ein guter Mensch ist. Und deren gibt es nicht allzu viele. Und sowie er merkte, daß ich es für ihn nett und gemütlich machte, fühlte er sich wohl bei mir und wurde anständig und ordentlich, und er wäre es wohl schon früher geworden, das ist nun meine Meinung, hätte er es auch dort, von wo er herkam, gemütlich gehabt. Jaja, freundlich und dankbar, das war er, der Anton. Und wie gern er Svanhild hat! — Es ist ja ganz übertrieben, wie gern er die Kleine hat — er verwöhnt sie richtig. Ich habe Simonsen lieb, will ich Ihnen nur sagen, Frau Carling."

Mossa stand auf und schob die behandschuhten Fingerspitzen in den Muff: „Tja — wenn Sie Simonsen *lieben* — dann ist das ja eine andere Sache." Sie segelte hinaus.

Es verhielt sich tatsächlich so, daß Kontorchef Sigurd Carling große Stücke auf die Klugheit seiner Frau hielt — er hatte es so oft gehört, daß er es selber glaubte — Fräulein Mossa Myhre hatte „ihn in Schwung gebracht" und den Kontoristen Sigurd Simonsen zu dem Mann gemacht, der er war. Trotzdem aber hegte er seine Zweifel, ob sie geeignet dazu sei, mit Frau Martinsen eine Einigung zu erreichen. Denn sie hatte ja sehr strenge Ansichten, und diese Olga hatte nun eben zwei Kinder auf eine etwas unregelmäßige Art bekommen — und Mossa konnte ziemlich scharf und unangenehm sein. Nachträglich tat es ihm leid; es war

dumm, daß er sie hatte gehen lassen. Denn eine Ordnung mußte ja gefunden werden — wenn der Vater mit Frau und Kindern, die er nicht versorgen konnte, nach Fredriksstad kam, so war es ja sonnenklar, wozu das führen würde. Man konnte dann nie vor unvorhergesehenen Forderungen sicher sein — und dann außerdem noch die anderen Unannehmlichkeiten, die der Vater stets mit sich brachte. Und die ewigen Auseinandersetzungen mit Mossa.

Die Sache mußte geordnet werden, und zwar sofort, so daß der Alte keine Zeit hatte, ihnen vorher einen Streich zu spielen. Carling war im Maschinengeschäft Herkules gewesen und hatte die beiden neuen Turbinen bestellt, und war zugleich gewissermaßen im Vorübergehen ein wenig auf den Vater zu sprechen gekommen — Simonsen sollte am Weihnachtsvortag aufhören dürfen, so daß er zu Ihnen kommen und das Weihnachtsfest im Kreise seiner Familie zubringen konnte.

Danach machte er sich selbst auf den Weg zu Frau Martinsen.

Als Simonsen mittags nach Hause kam, war Olga ganz verweint. Carling war da gewesen. Er sei übrigens sehr nett gewesen, sagte sie — habe Svanhild sehen wollen und habe sie auf den Schoß genommen; sie würde zu Weihnachten etwas Schönes von ihm bekommen, hatte er gesagt. Danach hatte er mit ihr selbst geredet. Und nun hatte sie doch diese Schuld — sie war doch die Wohnungsmiete schuldig und war auch bei verschiedenen Krämern etwas schuldig — sie hatte das Geld angenommen. Er hatte ihr fünfzehn Kronen im Monat für Svanhild versprochen — das war doch wenigstens etwas Festes, sie hatte ja auch noch Henry, der einige Zeit noch nicht allein zurechtkommen konnte — fünfzehn Kronen im Monat hatte er gesagt, vorläufig — bis mein Vater es so weit gebracht hat, daß er Sie heiraten kann. — Olga saß auf Simonsens Knien, in seinem kalten Zimmer, in dem Lehnstuhl vor der Kommode mit den Familienbildern, und sie weinte und er streichelte sie.

„Ich weiß nicht, Anton — was ich sonst tun soll, was sagst du —? Wenn nicht einmal er dir helfen würde, dann weiß ich mir ja keinen Rat mehr. Und ich merkte es ihm an — auf andere Weise tut ers nicht. Wenn diese beiden gegen uns sind, können wir in Fredriksstad nichts machen, verstehst du —"

Sie putzte die Nase und trocknete die Augen. Und brach von neuem in Weinen aus:

„Man muß es wohl annehmen — man muß ja doch so vieles annehmen, wenn man arm ist."

Aber daß Simonsen zum Weihnachtsabend zu ihnen kam, nein, das konnten Sigurd und Mossa von ihm nicht erreichen. Sie lockten mit Christbaum und Enkelkindern und Gansbraten und Bier und Schnaps und Sulze für die ganzen Weihnachtstage. Aber der Alte blieb darauf bestehen, er wollte das Fest mit Olga und den Kindern feiern. Alles, wozu sie ihn bewegen konnten, war, daß Simonsen versprach, am zweiten Feiertag zu ihnen zu reisen. Sigurd hatte ihm fünfundzwanzig Kronen als Weihnachtsgeschenk gegeben, es war also am besten, ihn aus der Stadt zu locken — damit er nicht in der Weihnachtszeit mit dem Geld in der Tasche müßig umherging. Es war schon besser, wenn der Alte seine Weihnachtsschnäpse bei ihnen trank — unter Aufsicht.

Als er am Weihnachtsvorabend nach Hause kam, trug er die Rodel unter

dem Arm. Und er summte tief aus der Kehle vor sich hin, während er in seinem Zimmer die Lampe anzündete und seine Pakete auspackte.

Es war ein bißchen was zu trinken — Aquavit und Punsch und Kognak und süßen Portwein für Olga — wenn man jetzt noch etwas Bier holte, konnte man es schon aushalten. — Eine Pfeife für Henry — sie hatte ja nicht viel gekostet; es war deswegen, damit der Junge sehen sollte, daß er doch auch an ihn dachte — und es war ja auch etwas Männliches, Erwachsenes, was er da bekam. Im übrigen war alles fast lauter Tand — der Blusenstoff für Olga kostete nur 1,45, aber dann hatte er noch eine Brosche gekauft für 3,75, und die sah wirklich aus, als wäre sie ihre zehn Kronen wert. Simonsen nahm sie aus der Schachtel heraus — Olga würde sich sicher freuen —. Ja, für die Abrahamsen wollte er übrigens auch eine Kleinigkeit kaufen — zur Erinnerung. Nur eine Kleinigkeit — das würde schon noch herausspringen.

Und dann die Rodel. Simonsen nahm die Decke vom Tisch, packte die Rodel aus und stellte sie auf.

„Du, schau doch ein wenig herein zu mir, Olga", rief er in die Nähstube hinüber.

„Ja, was gibt es? Ich habe so wenig Zeit —"

Simonsen stellte die Lampe auf den Tisch:

„Was meinst du wohl, daß Svanhild dazu sagen wird, Olga?"

„Nein, die Politur, Anton" — sagte Olga und legte Zeitungen unter die Rodel und die Lampe. „Ja — das ist fein — eine schöne Rodel —"

„Schau her —" Simonsen schnallte das Kissen ab, so daß Olga die gemalten Blumen sehen konnte. „Ja, das Kissen habe ich eigens gekauft, weißt du."

„Hm. Das war wohl alles teuer?"

„Fünf Kronen und fünfundzwanzig Öre mit dem Kissen", sagte Simonsen stolz.

„Ja. Das ist aber viel Geld für so etwas, Anton. Sie ist ja noch so klein und hätte sich sicher über jede Rodel gefreut, wenn sie auch nicht so schön gewesen wäre." Olga seufzte.

„Ach — jetzt haben wir gerade etwas Geld. — Es macht doch Spaß, ein wenig flott zu sein, mein ich. — Na, und du wirst deine Schulden los —. Und ich habe auch etwas für meine Liebste —" er puffte sie in die Seite. „Ach, geh und hol doch gleich zwei Gläser, Olga — ich habe eine Flasche Portwein gekauft — ich will sehen, ob er dir schmeckt — ich habe ihn hauptsächlich für dich gekauft, siehst du."

Olga schielte zu den vielen Flaschen auf der Kommode hinüber. Sie seufzte ein wenig, dann holte sie die Gläser.

Es war schon spät am Weihnachtsabend, als man bei Frau Martinsen endlich fertig wurde. Aber schließlich war doch alles in Ordnung. Henry hatte das letzte fertig gewordene Kleid fortgetragen und alles übrige hatten Olga und die Abrahamsen zusammengeräumt und in Bündeln auf die Stühle und den Tisch in der Nähstube gelegt. Und die Abrahamsen hatte Kaffee und Backwerk und von Simonsen eine Flasche Kölnisches Wasser bekommen, ehe sie fortgegangen war.

Dann ging Olga ins Wohnzimmer. Sie räumte die Modezeitungen vom Tisch weg und die Stoffe und Spitzen von den Stühlen und las Stecknadeln und

Knöpfe auf und legte sie in die Glasschalen auf der Spiegelkonsole. Und sie zündete den Christbaum an, den sie in der Nacht vorher geputzt hatte. —

Und Svanhild und Henry und Simonsen kamen herein, und die Erwachsenen setzten sich auf die Plüschstühle, aber Svanhild sprang und tanzte herum und jubelte über alle Lichter, dann sah sie die Rodel — und schrie vor Wonne auf — und lief zurück zum Baum und wußte nicht, was sie vor lauter Begeisterung anstellen sollte. Simonsen strahlte und Olga lächelte — obwohl ihre Augen verdächtig rot gerändert waren — Simonsen hatte sie im Lauf des Nachmittags mehrmals heimlich betrachtet, uff, das fehlte gerade noch, daß sie heute abend weinen würde, wo sie es doch ein bißchen gemütlich haben sollten.

Er holte seine Geschenke herein. Und er lächelte pfiffig — sie fand wohl, daß der Blusenstoff nichts Großartiges sei. Dann rückte er mit dem Kölnischen Wasser heraus — er hatte seiner Lust, flott zu sein, nachgegeben, als er in dem Fünfzig-Öre-Basar war, um für die Abrahamsen etwas zu finden, und nun brachte er einen Knäuelbecher für Olga hervor und eine kleine Zündholzschachtel, die wie Silber aussah, für Henry. Der Junge gab ihm die Hand und legte die Pfeife und die Schachtel auf das Fensterbrett, wo er sich seinen Stuhl hingestellt hatte. — Doch dann kam die Brosche.

„Ja — das war nun gewissermaßen das Nützliche — jetzt sollst du auch etwas haben, was dir Freude macht, Olga —"

Olga nahm die Brosche heraus. Und die Augen wurden ihr ein wenig naß:

„Das ist ja doch viel zu viel, Anton."

Simonsen schlug großartig mit der Hand aus:

„Du mußt an mich denken, wenn du sie anlegst, nicht wahr, Olga?"

„Das werde ich freilich, Anton."

„Und die Schachtel, die heute abend für Svanhild kam?"

Olga holte sie herein.

„An das kleine Fräulein Svanhild
p. Adr. Frau Martinsens, Damenschneiderei" — stand da.

Olga machte sie auf. Auf der Visitenkarte, die obenauf lag, stand geschrieben „Fröhliche Weihnachten"; das war von Kontorchef Sigurd Carling. Und es war eine Puppe — aber was für eine Puppe!

Goldenes gelocktes Haar hatte sie und Augen, die sie öffnen und schließen konnte, und sie war in einen weißen Mantel gekleidet, mit weißer Pelzmütze und Muff, und über dem Arm hingen ihr zwei kleine Schlittschuhe — das war das Allerschönste. Svanhild verstummte ganz — aber Simonsen schwätzte darauf los; er und das Kind waren gleichermaßen entzückt über diese Puppe.

„Ja, die muß wohl die Mutter für dich aufheben — mit der darfst du nur an den Sonntagen spielen —"

„Er ist doch gut, der Sigurd", sagte er zu Olga, die mit den Gläsern und einem Krug mit heißem Wasser hereinkam, „es ist, wie ich sage, der Sigurd ist im Grunde ein guter Mensch; nur dieses verdammte Weib hetzt ihn auf, denn er selbst ist gutmütig —"

Simonsen braute sich seinen Grog und Olga bekam Portwein; auch Svanhild durfte einen kleinen Tropfen von dem süßen Wein aus einem eigenen Glas trinken, während sie auf den Knien ihres Vaters saß.

„Komm du auch her, Henry, und braue dir einen Grog — du bist ja jetzt ein großer Bursche."

Henry erhob sich ein wenig widerwillig. Er schaute Simonsen nicht an. Er hatte harte, helle Augen in einem blassen und sommersprossigen Gesicht — klein und schmächtig sah er in seinen verwachsenen Kleidern aus.

„Ja, euer Wohl, ihr Alle miteinander. — Jetzt haben wir's aber richtig gemütlich, finde ich. — Haben wir's nicht gemütlich, Olga? —"

„Ja freilich." Sie saß da und biß sich auf die Lippe. Sofort stiegen ihr die Tränen auf. „Wenn man nur wüßte, wie das nächste Weihnachten sein wird."

Simonsen zündete seine Zigarre an. Er sah gekränkt aus.

„Willst du nicht deine Pfeife probieren, Henry? Tabak findest du in meiner Kommode, wenn du selbst keinen hast."

„Nein, danke", sagte Henry.

„Nächstes Weihnachten, ja —" sagte Olga und kämpfte mit den Tränen.

„Man kann nicht wissen, was man nicht weiß", sagte Simonsen und lehnte sich auf dem Sofa zurück. „Diese Zigarre ist gut. Trink doch, Olga. Ja — vielleicht sitzen wir alle miteinander da oben in dem Hinterland und feiern Weihnachten. Sie sollen es gut verstehen Weihnachten zu feiern, die in Ösmark, habe ich gehört. Dir würde es sehr gut auf dem Land gefallen, Olga, glaube ich. Das wäre gar nicht so übel — nur einfach so vor die Türe zu gehen und sich einen Christbaum zu holen. Das würde dir taugen, Svanhild, mit deinem Vater in den Wald gehen und den Christbaum holen — und ihn dann auf deiner Rodel heimziehen."

Svanhild nickte strahlend.

„Dann müßte der Henry sich auf dem Kontor frei geben lassen und zu uns kommen und mit uns Weihnachten feiern."

Henry lächelte ein wenig — höhnisch.

„Das wäre ein Leben, Svanhild — du, so auf die Station gehen und Henry am Zug abholen? Denk, wenn wir, du und der Vater und die Mutter, auf einem großen Hof auf dem Lande wohnen würden, wo es Kühe und Pferde und Schweine und Hühner und alles Mögliche gibt? Und dann der gute Sigurd, der dir die Puppe geschenkt hat, der hat ein kleines Mädchen in deinem Alter — und einen Buben, der ein bißchen größer ist, und dann noch ein ganz ganz kleines Kind — zu denen allen könntest du in die Stadt fahren und mit ihnen spielen."

„Und dann fahre ich nach Fredrikstad hinein und geh in die Teeeinladungen deiner feinen Schwiegertochter — meinst du nicht auch, Anton —"

„Oh, das wäre wohl nicht gerade notwendig —"

„Wie du nur so dasitzen und so reden kannst —" Olga lachte — und dann brach das Weinen aus ihr aus.

„Nein aber, Olga — was ist denn, warum weinst du denn, Kind? — warum nimmst du es denn so?"

„Ja, wie willst denn du, daß ich es aufnehmen soll? — Ich soll mich wohl freuen, vielleicht, — wenn mir die feine Schwiegertochter ins Gesicht wirft, daß ich von Henrys Vater betrogen worden bin, und wenn du jetzt von mir fortreist. Dann sitzen wir hier mit der Schande — die Kinder und ich — meine Bankerte. Du findest wohl auch, so wie sie, daß ich gerade gut genug dazu bin, für diese Frauenzimmer zu nähen, mit denen du deinen Spaß treibst. Mir glaubt wohl jeder alles bieten zu können. — Jaja, für mich ist alles gut genug — ich hätte es ja wissen

sollen, wie ihr seid. — Wenn ihr das bekommen habt, was ihr wollt von einem armen Ding, dann lebwohl und schönen Dank, dann kannst du dasitzen und nachschauen."

„Nein, aber Olga!"

„Jaja, für dich ist es leicht. Du kannst ja nach Ömark hinauffahren — und kannst dich wieder mit Frauenzimmern und Saufbrüdern und alledem abgeben, und mit all dem Dreck, in dem du dich herumgewälzt hast, als ich dich kennen lernte — mein Gott, wie gut und dumm ich war, die ich dir glaubte und dich mit mit mir umspringen ließ, wie du nur wolltest."

„Olga, aber! — du mußt doch wenigstens an die Kinder denken!"

„Ha! — Die hören es schon von selbst, darauf kannst du dich verlassen — im Hof und auf der Treppe. Da können sie es genau so gut auch von mir hören."

„Aber heute ist Weihnachtsabend, Olga — denke doch wenigstens daran" — sagte Simonsen würdig.

Olga weinte still, den Kopf auf der Tischplatte. Simonsen legte die Hand auf ihre Schulter:

„Olga, du — du weißt doch wohl — du weißt doch wohl, daß ich dich gern habe. Und die Svanhild — denkst du vielleicht, daß ich mein unschuldiges Kind vergessen werde. Da kannst du ganz ruhig sein, Olga — ich hab dich nicht zum Narren, und ich betrüge dich auch nicht — ich werde das schon halten, was ich dir versprochen habe."

„Ach, du armer Teufel —" Olga setzte sich auf und putzte die Nase. Das hast wohl nicht du zu bestimmen, Anton."

„Du mußt nur eines bedenken, Olga —" Simonsen legte einen Arm um ihren Hals und umfaßte Svanhild mit dem anderen. Und er straffte sich auf und streckte den Bauch vor: „Es gibt einen, der größer ist als Sigurd und größer als Mossa und der hat über die Dinge zu bestimmen — und über uns alle."

„Ich finde, wir sollten jetzt ein Weihnachtslied singen", sagte er nach einiger Zeit. Er nahm einen Schluck aus dem Grogglas und machte den Hals frei. „Mein Herz ist froh an jedem Weihnachtsabend — wollen wir das singen — das kann die kleine Svanhild, soviel ich weiß. Sing du, kleine Svanhild."

Svanhild sang sehr vergnügt, Simonsen knurrte mit, setzte aus, so oft der Ton hinaufging, fing aber bei jedem Vers immer wieder von neuem an. Nach einiger Zeit fiel auch Olga mit tränenheiserer Stimme ein — nur Henry sang nicht.

Und als Olga hinausging, um nach dem Brei und dem Schweinebraten zu sehen, sangen Simonsen und Svanhild allein weiter. „Hier kommen deine Arme klein", sang Svanhild.

„Nein, nein, es heißt Arme klein", verbesserte sie der Vater. „Es sind nicht Arme — arme Kleinen, heißt es. Das ist Bibelsprache, verstehst du. Armselige Kleine bedeutet es — nicht solche Arme" sagte er und umfaßte ihre Arme und kitzelte sie, so daß sie laut aufschrie und auf seinen Knien mit den Beinen strampelte.

Und dann kam der letzte Morgen heran. Der Wecker bei Olga rasselte ab, aber Simonsen blieb liegen und schlief in der Dunkelheit weiter — es war so kalt zum Aufstehen. Und alles so traurig und ungemütlich. Daß er nun in der Kälte aufstehen und hinaus mußte — und fort von allem!

Ein so gutes Bett mit Federbett oben und unten hatte er nirgends gehabt, wo er auch sonst gewohnt hatte.

Olga öffnete die Tür. Und in dem Licht, das aus ihrem Zimmer herüberdrang, stellte sie die guten Dinge ab, die sie brachte, zündete die Lampe an, und trug das Brett hinüber ans Bett — es war Kaffee und Backwerk.

„Du mußt wohl ein bißchen schnell machen, Anton."

„Ach ja, leider."

Simonsen seufzte. Er zog sie aufs Bett herunter und streichelte sie — über die Wange, den Arm, Brust und Hüften, während er seinen Kaffee trank und die Kuchen eintunkte.

„Einen guten Kaffee hast du mir heute gekocht, Olga — willst du nicht auch einen Tropfen haben?"

„Oh — ich muß wohl hinausgehen und dir ein kleines Frühstück richten."

Simonsen kroch aus dem Bett und schlüpfte in die Kleider. Legte die letzten Sachen oben in den Handkoffer. Schloß beide Koffer. Und ging dann zu Olga hinüber.

Er trat an das Bett, in dem Svanhild schlief. Simonsen stand eine Weile da, die Hände in den Hosentaschen, und betrachtete sie. Jaja, meine Svanhild, ja.

Er warf auch einen Blick in die Stube. Dort war es leer, dunkel und eiskalt. Henry war am Morgen des ersten Feiertages mit einem Kameraden auf eine Skitour gegangen. Simonsen tastete einige Zeit drinnen herum, stieß im Dunkeln an Svanhilds Christbaum, so daß die kleinen Glaskugeln klirrten. Ach ja, ach ja — ob er wohl jemals wieder hierher kam.

Dann ging er wieder in Olgas Zimmer zurück. Dort war es so behaglich und warm. Und es war dort am untersten Ende des langen Tisches gedeckt, dort wo Olga und die Abrahamsen tagsüber saßen und nähten, ein weißes Tuch war aufgelegt und Sulze und Bier und Schnaps und alles war da, und die Lampe stand dabei und leuchtete friedlich und brannte mit leisem Summen. Und es fiel ein wenig Licht auf Svanhild, die in ihrem kleinen Bett lag und schlief, das schöne Haar auf dem Kissen ausgebreitet. Sein kleines, kleines Mädchen.

Olgas Bett, das noch ungemacht und aufgeschlagen da stand, mit einer Mulde dort, wo sie gelegen hatte, sah so warm und behaglich aus. Ja, wie gut hatte er es hier gehabt — mit ihr, Olga — und Svanhild. Seine Augen füllten sich mit Tränen — er ließ sie rinnen und wischte sie nicht weg, damit Olga sie sehen sollte. Seine blauroten Hängebacken waren ganz naß, als sie mit dem Kaffee hereinkam.

„Ja, nun müssen wir aber essen", sagte sie.

„Ja, wir müssen wohl — und die Svanhild — glaubst du nicht, es hätte ihr Spaß gemacht, mit an den Zug zu kommen — im Schlitten mitzufahren?"

„Ich habe schon daran gedacht, Anton — aber es ist so dunkel und kalt draußen — aber vielleicht soll ich sie jetzt wecken — dann kann sie einen Schluck Kaffee mit uns trinken."

Sie trat ans Bett — weckte behutsam das Kind.

„Svanhild — magst du aufstehen und mit Vater und Mutter Kaffee trinken?"

Svanhild blinzelte mit den Augen, als sie im Nachthemd auf Simonsens Knien saß. Der Kaffee machte sie ein wenig munterer, aber sie war ziemlich still und schüchtern — da ja die Erwachsenen es auch waren —.

„Wo fährst du denn hin, Vater?"

„Nach Fredriksstad, weißt du."

„Ja aber, wann kommst du denn dann wieder?"

„Ja — da werdet wohl ihr zuerst zu mir kommen, denke ich."

„Ist das dort auf dem Land, wie du uns erzählt hast?"

„Ja, ja, o ja —"

„Dort wirst du wieder mit mir rodeln, Vater — nicht wahr, das wirst du?"

„Ja, dort werde ich mit dir rodeln — das ist wahr."

Die Flurglocke schellte. Olga sah hinaus — der Schlitten war gekommen. Der Fuhrmann nahm Simonsens Koffer und ging.

Simonsen küßte Svanhild und erhob sich — stand eine Weile mit ihr auf dem Arm da.

„Ja, jetzt mußt du ein liebes, gutes, braves Mädchen sein, Svanhild — während der Vater fort ist, willst du?"

„Ja", sagte Svanhild.

Olga ging in die Küche hinaus, um alles auszulöschen — da Svanhild allein zu Hause bleiben sollte — und kam wieder herein und stand dann da, die Hand an der Lampe, um sie abzudrehen:

„Ja, ja, Anton —"

Er küßte Svanhild, daß es schmatzte, legte sie ins Bett und deckte sie zu.

„Nun leb wohl, meine kleine Svanhild."

Olga löschte aus. Und sie gingen hinaus. Im Gang umarmte er sie noch einmal, drückte sie an sich. Und sie küßten einander.

Sie saßen schweigend im Schlitten, während sie in der dunklen Morgenstunde dahinfuhren. Und sie wußten einander nichts zu sagen, als sie in der kalten, häßlichen Bahnhofshalle sich umhertrieben. Aber sie folgte ihm dicht auf den Fersen, während er die Karte löste und seinen Koffer aufgab — stand hinter ihm, klein und schwarz gekleidet und viereckig von lauter Überzeug.

Dann gingen sie in den Wartesaal, saßen da und schauten immer wieder nach der Uhr.

„Wir sind doch frühzeitig dran", sagte Olga.

„Das sind wir, ja — es ist auch am besten so, wenn man abreisen soll. Schade, Olga, daß du so früh hast aufstehen müssen — jetzt in den Feiertagen."

„Ach —" meinte Olga. „Ja, vielleicht ist es am besten, wir gehen jetzt zum Zug und suchen einen Platz.

Simonsen brachte sich und seine Sachen in einem Raucherabteil unter. Und dann stand er am Fenster, und sie stand unten auf dem Bahnsteig.

„Ja, und sei jetzt gut und schreib mir fleißig, Olga — wie es euch geht."

„Ja — du aber auch, Anton."

Jetzt wurden am Zug entlang die Wagentüren zugeschlagen. Olga stand auf dem Trittbrett, und sie küßten einander noch einmal.

„Ja — hab nun also Dank, liebe Olga."

„Ja — du auch, Anton. Und glückliche Reise!"

Die Lokomotive pfiff — es ging ein Ruck durch den Zug — dann begann er hinauszugleiten. Olga und Simonsen zogen die Taschentücher heraus und winkten einander zu — solange noch etwas zu sehen war.

Der Zug sauste in der ersten bleichen Tagesdämmerung dahin — vorbei an den Villen bei Baekkelaget—Nordstrand—Ljan. Da und dort war Licht hinter den Fenstern. Der Fjord lag eisgrau unter der Eisenbahnlinie mit schwarzen Inseln weiter draußen.

Scheußlich. Simonsen saß allein im Abteil, sog an der Zigarre und sah zum Fenster hinaus. Höfe und Wälder schwammen vorüber — graubraune Äcker mit weißen Schneestreifen in den Furchen, schwarze Wälder.

Ja, jetzt war die Olga daheim. Was sie wohl tat? Svanhild anziehen, wahrscheinlich, sie wollte auch heute nähen, die Olga, hatte sie gesagt. Dann saß Svanhild wohl auf dem Boden beim Fenster und spielte mit den Puppenflecken, die abgefallen waren. Ja, jetzt war kein Vater mehr da, der mit ihr zum Rodeln in den Schloßpark ging.

Das behagliche Zimmer mit den beiden weißen, warmen Betten — und die Lampe und die Näharbeit überall und die Stoffreste auf dem Boden, durch die man beim Gehen watete — Svanhild am Fenster — sein liebes gottgesegnetes Kind.

Er sah sie sitzen, wie sie so still mit ihren Sachen beschäftigt war. Dann und wann kam dann ein Fräulein Hellum oder ein anderes Fräulein und gab ihr eine kleine Näscherei. — Sie würde den Vater schon vermissen, die Kleine.

Es war nicht richtig so — nein, nein, es war nicht richtig.

— Einen Augenblick lang wollte es in ihm aufblitzen — wie wenig richtig das alles war. So, daß es durch alles, was das Leben von Anton Simonsens Herzen übrig gelassen hatte, brannte und schmerzte.

Svanhild, oh meine kleine Svanhild — er seufzte es vor sich hin.

Aber er schob die Gedanken weg.

Das kleine, unschuldige Kind — das so lieb war, so lieb — ihr würde es doch sicher gut gehen im Leben.

Er trocknete die Augen. Es gab wohl noch einen Höheren, der über diese bestimmte. Man mußte sich damit trösten, daß es ja doch einen Höheren gab, der alles bestimmte.

Vom Stilwandel
in der modernen wissenschaftlichen Methodik und von dessen Verständnisschwierigkeiten

Von

Friedrich Kuntze

Wenn man als ein in mittleren Jahren und im Universitätsbetriebe stehender Gelehrter gelegentlich in der Gesellschaft ältere Akademiker, Juristen, Geistliche, Ärzte, spricht, dann hört man oft die Klage: „Ja, wissen Sie, ich kann überhaupt kein modernes wissenschaftliches Buch mehr lesen. Das geht in meinen alten Kopf nicht mehr hinein." Dasselbe aber sagen einem auch die eigenen Konabiturienten, die etwa vor noch nicht 20 Jahren aus dem akademischen Betriebe ausgeschieden sind. Auch sie fragen: „Woran liegt das nur?! Ich verstehe doch die einzelnen Kunstausdrücke, ich verstehe die einzelnen Sätze, ich verstehe doch meine alten Bücher noch — die neuen verstehe ich als Ganze nicht mehr!" Dies ist gewiß eine merkwürdige Erfahrung, und das Merkwürdigste ist, daß sie sich nicht auf eine einzelne Wissenschaft beschränkt, sondern in vielen, wo nicht in allen gemacht wird. Der Grund davon aber ist, daß der Begriff der wissenschaftlichen Methode überhaupt in unseren Tagen die tiefgreifendsten Umwandlungen erlebt hat.

Ja, die wissenschaftliche Methodik hat einen „Stilwandel" durchgemacht, so wie man wohl in den bildenden Künsten von einem Wandel des zeichnerischen zum malerischen Stile spricht. Dieser Stilwandel ist denen, die ihn hervorgerufen haben und die in ihm leben, wohl kaum besonders zum Bewußtsein gekommen; für die anderen aber bietet er den Grund für die Schwierigkeit, das in dem neuen Stile Gedachte zu verstehen. Von ihm soll im folgenden für einige Gebiete die Rede sein. Dabei bin ich mir der Schwierigkeit, eine Schwierigkeit klarzumachen, wohl bewußt. Ich bitte also den Leser um Nachsicht, sowie auch um die Benutzung der zahlreich angegebenen Literatur; denn wirklich können diese Schwierigkeiten, wenn sie einmal aufgezeigt sind, nur dadurch überwunden werden, daß man sich in sie eindenkt, sich die neuen Denkgewohnheiten zu eigen macht und sie erprobt. Dies aber kann an der Hand eines kurzen Zeitschriftenaufsatzes nicht voll geschehen. Er kann nur die neue Typik illustrieren, nach der „man" jetzt die Dinge anfaßt.

Mit dem Ausdruck „neue Denkgewohnheiten" treffen wir wohl am besten den Kern der Schwierigkeiten für das Subjekt. Der sachliche Grund aber, aus dem diese Denkgewohnheiten aufkamen, liegt sehr tief: er liegt darin, daß ein neuer Begriff von dem, was man überhaupt wissen kann, oder besser, wie man überhaupt wissen kann, sich entwickelt hat. Kann man den alten Begriff dadurch definieren, daß man sagt: wissen kann man dadurch, daß man etwas Unbekanntes auf ein Bekanntes zurückführt, so ist eine solche kurze Definition für den neuen Begriff leider gar nicht möglich. Eben diese Schwierigkeit aber weist unserer Darstellung den Weg. Das systematisch korrekte Verfahren wäre natürlich dies, den neuen Begriff an die Spitze zu stellen, und dann zu zeigen, wie er mehr oder weniger in verschiedenen Wissenschaften die ganze Methodik beeinflußt hat. Dieser systematisch korrekte Weg würde aber nicht der pädagogisch richtige sein. Der neue Begriff würde als schwer verständlich und doch zugleich als windig, als willkürlich und nebenbei unpraktisch erscheinen. So habe ich es denn vorgezogen, den faktischen Stilwandel in einigen Wissenschaften zu verfolgen, und erst am Schluß das entscheidende Wort ganz auszusprechen.

Freilich: „Jeder Lotos hat seinen Stengel" — auch diese Darstellungsart führt gewisse Mißlichkeiten bei sich. Ich kann nämlich so nicht zeigen, wie der letzte Grundgedanke zu den methodischen Einzelheiten steht und muß mich durchgehend in Ausdrücken bewegen, die nicht das ganze Wesen der Sache erschöpfen. Viele solche Ausdrücke werden uns begegnen, „Form", „Struktur", „Gleichgültigkeit des Substrates", „Erschaffung des Faktums durch den Wissenschaftler" usw. Der Leser wolle also bedenken, daß alle diese Ausdrücke über sich hinausweisen, und eines gewissen Abschlusses harren, der sie dann am Ende in seinem Geiste ergänzen wird.

Ein Erstes, was dem Leser neuer wissenschaftlicher Bücher auffallen wird, ist dieses, daß der eigentliche sinnenfällige Gehalt der Dinge, von denen die Rede ist, in den Hintergrund tritt, zugunsten der Betrachtung ihrer Struktur, ihrer Form. In den eigentlichen Geisteswissenschaften spielt dieser Begriff die größte Rolle. Die neugeschaffene Disziplin der politischen Geographie macht von ihm den wichtigsten Gebrauch. In der anorganischen Chemie finden wir die Katalysatoren, die einen Prozeß, der an sich auch vor sich gehen, aber so langsam verlaufen würde, beschleunigen, selbst aber gar nicht aktiv einzugreifen scheinen, gleichsam als bloße Gönner dabei stehen, die nur durch irgendeinen rätselhaften Einfluß tätig sind, in der organischen und Biochemie die Fermente, Enzyme, Vitamine, Hormone, als welch letztere auf die ganzen Gestaltverhältnisse des Körpers den größten Einfluß üben usw. Aber schon die ganze Art, diese neuen Einflüsse zu deuten, scheint die geradlinige Bahn der Kausalität zu verlassen; sie wirken durch eine bestimmte Form, die sie geben oder enthalten, und das ist eben die Vorstellung, die so bedeutende Denkschwierigkeiten bereitet.

Wir stellen die Erwähnung dieser Schwierigkeit an den Anfang; eine Art ihrer Auflösung kann erst am Schluß im reinen Äther des Gedankens bei einer kurzen Betrachtung eines Teiles der Einsteinschen Theorie gegeben werden. Für jetzt wollen wir uns nicht groß mit Bedenken über den Weg quälen, den wir einzuschlagen haben, sondern frisch hereingreifen ins volle wissenschaftliche Leben, wie es, einem Gesurr von tausend Spindeln vergleichbar, um uns webt und schafft. — In den geschichtlichen Wissenschaften aller Arten fällt als ent-

schiedenster Stilwandel der Methodik auf, daß die Finalität des Entwicklungsbegriffes mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt wird. Als ein Erbe der Aufklärung war uns dies geblieben, daß wir, fast unwillkürlich jeden folgenden geschichtlichen Zustand als den vorhergehenden überlegen würdigten und glaubten, daß er eben deshalb kommen mußte, weil er überlegen war. Zwar hatte schon Ranke für seine Person mit dieser Auffassung energisch gebrochen, wenn er erklärte, jede Epoche sei unmittelbar zu Gott, und ihr Wert beruhe gar nicht auf dem, was aus ihr hervorgehe, sondern in ihrem eigentümlichen Sein selbst. Aber in die Geschichtsphilosophie des sog. „gesunden Menschenverstandes" hat diese Anschauung damals keinen Eingang gefunden.

Nehmen wir ein spezielles Beispiel: die Geschichte der bildenden Künste! Da erschien etwa die Malerei der Klassik in Italien als ein Gipfelpunkt schlechthin; was vorherging, war Vorbereitung, was folgte, ein Abfall. Auf einem ganz anderen, auf dem Rankeschen Standpunkt dagegen stehen, um nur ein Beispiel zu nennen, die Arbeiten Wölfflins und seiner Schule. Das Eigentümliche dieser Art von Betrachtung ist dieses, daß sie auf bestimmte allgemeine, vorkünstlerische Formen des Auffassens zurückgeht. Da haben wir etwa im Sehen den Gegensatz von Sehbild und Tastbild. Wir haben einzelne Individuen, bei denen das eine oder das andere vorwiegt, und wir haben geschichtliche Epochen, in denen das gleiche der Fall ist. Dementsprechend wird nun in den Werken der bildenden Kunst bald das eine, bald das andere ausgestaltet werden. Was ist nun klassisch, was legitim? Diese Frage ist ersichtlich leer. Eine bestimmte Art, die Dinge zu sehen, kommt eben in einer historischen Epoche oder Periode auf, sie lernt nach und nach all die Ausdrucksmittel beherrschen, die sachlich in ihren Kreis gehören, geht damit durch eine Periode der Klassizität hindurch, und macht dann, wenn in ihrer Sprache alles gesagt ist, was gesagt werden kann, einer neuen Art die Dinge zu sehen Platz. Die Kunstgeschichte ist die Betrachtung dieser einzelnen Formwillen in ihrer ganzen Verzweigung. Damit hängt es dann zusammen, daß bei Wölfflin nicht nur die einzelnen Glanzwerke, also etwa die im Bädeker besternten im Vordergrund der Betrachtung stehen, daß er vielmehr eine liebevolle Aufmerksamkeit der charakteristischen Ausstattung der Kleinigkeiten, namentlich der Stoffe, der Kleidergefälte, der Halskrausen, Tischdecken usw. zuwendet, die der flüchtige Kunstfreund, um nur schnell zu dem vorgeschriebenen Enthusiasmus zu kommen, erst gar nicht beachtet. So erscheinen also bei Wölfflin die Gestalten der einzelnen Künstler gewissermaßen nicht als freistehende Statuen, sondern als Reliefportäts aus einem gemeinsamen Hintergrund herausgearbeitet. Dieser aber ist das allgemeine Gestaltensehen der Zeit, der sie angehörten. Dies ist eine schöne, fruchtbare und tiefe Art der Betrachtung, in die man sich aber erst eindenken muß. Darf ich von hier aus eine Meinung über die so sehr auseinandergehende moderne Malerei sagen, so scheint mir die dominierende Richtung zu sein die Herausarbeitung der intellektuellen Komponente, die in alles Sehen ebenso eingeht, wie die Form und die Farbenkomponente. — Als charakteristisch für die Methode Wölfflins halten wir fest, daß es sich bei ihm nicht sowohl um die Beschreibung dessen handelt, wie dies und dies Kunstwerk gestaltet oder wie es zustande gekommen ist, als um die Erkenntnis, wie es gestaltet sein muß, wenn es als ein Vertreter des dann und dann herrschenden Formwillens beachtlich ist. Die einzelnen Künstler und die einzelnen Kunstwerke der Malerei, Plastik, Archi-

tektur erscheinen so als verschiedene Mittler und Materialien, in denen ein Abstraktes schafft: der Formwille, der einer bestimmten Art, die Welt zu sehen, überhaupt zugrunde liegt. Dies ist ein erstes durchgeführtes Beispiel jener Art der Kausalitätsauffassung, von der wir vorher geredet haben.

Ganz ähnlich ist, was die Weltgeschichte angeht, die Problemlage bei Spengler, ja man kann sagen, daß Spenglers Methodik die auf die Universalgeschichte angewendete Wölfflinsche ist. Sieht man nämlich auf den eigentlichen Einteilungsgrund, den Spengler den großen Epochen der Geschichte gibt, so findet man unterschiedliche Arten der Raumauffassung, den begrenzten griechischen euklidischen Raum, den höhlenartigen Raum der Magik, den Raum als Tätigkeit, als Sich-Ausdehnen, als Dynamik der faustischen Seele. Um dies scheinbar so weit abliegende Moment der Raumauffassung wird dann die ganze Kultur mit ihren Schicksalen angeordnet. Wie bei Wölfflin wird gezeigt, wie diese oder jene Art des Welterlebens nach und nach alle Ausdrucksmittel in seinen Kreis zieht und modelt, bis dann der Krater erlischt, nicht weil er durch fremde Gewalt zum Schweigen gebracht worden wäre, sondern weil sein Material erschöpft ist. Dies und nichts anderes war der Sinn jenes drohenden und suggestiven Titels „Der Untergang des Abendlandes“ — er bedeutet: „Die Erschöpfung der faustischen Seele.“ Die Weltgeschichte wird deduktiv. Irgendwann einmal tritt eine besondere „Seele“, „Gestalt“, „Formwille“ oder wie man will, auf. Diese Seele lebt sich aus, sie schafft die Profangeschichte, die Geschichte der Künste und Wissenschaften. Wenn sie alles geschaffen hat, was sie schaffen konnte, so erlischt sie und macht einer neuen Platz. Dies ist ein zweites Beispiel für die Kausalität durch Form in den Geisteswissenschaften.

Von der Weltgeschichte wenden wir uns zunächst unserer eigentlichen Universalgeschichte zu, d. i. zur Geschichte des Lebens und seiner Formen auf der Erde. Hier herrschte bis vor kurzem noch wesentlich der Darwinismus. Dieser übertrug durchaus die Methoden der modernen exakten Wissenschaften auf die Biologie. Gewisse kleine Veränderungen, die das Einzelwesen erfährt, machen dieses dann, wenn sie zweckmäßig sind, tauglicher zum Kampf um das Dasein, und werden durch Vererbung konserviert. So hatte man denn lange Ahnengalerien konstruiert, in denen immer eine Art durch Zeugung von der anderen abstammte und immer eine „höher“ als die andere, bis schließlich ein bestimmter Affe den Menschen zeugte.

Die außerordentliche Plausibilität aber, die diese Auffassung namentlich für den „gesunden Menschenverstand“ hatte, beruhte auf einer ganzen Reihe von stillschweigend gemachten Voraussetzungen. Eine unter diesen war die, daß man die größere oder geringere Formähnlichkeit der Arten und Gattungen auch für den unmittelbaren Ausdruck ihrer engeren oder weiteren Blutsverwandtschaft hielt. Aber damit geriet man bald in der Paläontologie in unheilbare Widersprüche. (Vgl. Dacqué, Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie, 1924, S. 44, eines der kühnsten — ich fürchte fast zu kühnen — Bücher über diesen Gegenstand.) So lernte man denn die Begriffe Gleiches, Ähnliches, Formverwandtes von dem Begriff des innerlich Verwandten zu trennen, und kam dazu, nicht mehr einen einheitlichen Stammbaum zu konstruieren, bei dem sich das „Höhere“ aus dem „Niedrigeren“ entwickelt hatte, sondern die erdgeschichtlich gegebene Geschlechterfülle anzusehen als die lebendige Aus-

wirkung fest gegebener Grundtypen. Diese haben von jeher nebeneinander bestanden, sie haben sich, nachdem sie einmal als organische Formen Fleisch und Blut gewonnen hatten, in immer neuen Gestalten zum Ausdruck gebracht, ohne jedoch mit den anderen Typen genetisch verbunden zu sein, sie paßten sich von Zeit zu Zeiten anderen Lebensverhältnissen an, bis sie ausstarben. Dies sind ganz die gleichen typischen Gedanken, wie sie auch Spengler beherrschen. Von Zeit zu Zeit kommt dann eine neue „Mode" auf, an der die verschiedensten Typen teilnehmen können, so etwa bei der niedrigen Beuteltierfauna Australiens. Sie gewinnen so allerdings eine gewisse äußere Ähnlichkeit; aus dieser aber darf man beileibe nicht auf ihre Abstammung von einem einzigen Beuteltiertypus schließen, nein „das Beuteltier als Wolf", „das Beuteltier als Ratte" usw. ist die angemessene Bezeichnung für diesen Vorgang — man „trägt" sich eben so in diesem Zeitalter; Wolf, Ratte usw. haben diese Mode mitgemacht. Die eigentliche Urform, die durch solche wechselnden Verhältnisse und „Moden" hindurchgeht, ist also nicht eigentlich etwas Materielles, sie ist etwas Geistiges, eine „Idee" im Schopenhauerischen Sinne. „Wir verstehen unter Urform nicht einen solchen stammesgeschichtlichen neutralen körperlichen Anfangspunkt, sondern die in allen zu einem Typus gehörigen Gattungen und Arten, auch in den anfänglichsten, schon vollständig vorhandene typenhaft konstitutionelle Gebundenheit und Bestimmtheit, die Potenz, die bei allem äußeren evolutionistischen Formenwechsel als das Lebendig-Beständige da ist — eine Entelechie, wie auch Goethe wohl den Begriff Urform faßte. Es bekommt damit auch das deutsche Wort Entwicklung erst seinen tieferen von der Sprache unbewußt schon erschlossenen Sinn zurück, als eine Manifestation des innerlich schon Vorhandenen." (Dacqué S. 56f.) So ist auch der Mensch in der Anlage immer schon das gewesen, was er wurde; er ist nicht etwa das jüngste Kind der Schöpfung, sondern geht vermutlich auf ein ziemlich hohes erdgeschichtliches Alter zurück. Wenn unsere Sagen also von Drachen berichten, so geschieht dies nicht deshalb, weil Spätere sich deren Bild aus Saurierresten konstruiert hätten, sondern weil die Früheren wirklich unter Sauriern gelebt haben. — Wir sehen auch hier wieder das Typische der modernen Methodik: das materiell Greifbare, das real anscheinend eng Zusammenhängende tritt zurück, nur auf „geprägte Form, die lebend sich entwickelt", auf den „Formwillen", auf die „Seele" kommt es an. Ein drittes Beispiel für die „Kausalität durch Form".

Eine ganz ähnliche Betrachtungsweise nach der Form, die, so viel ich sehen kann, erkenntnistheoretisch zuerst von Riehl und mir (Preuß. Jahrb. 1907) aufgestellt, und als allgemeine Art literarischer Betrachtung begründet worden ist, beginnt sich jetzt auch in der Literaturgeschichte durchzusetzen. Den früheren Literaturhistorikern bereitete die Aufstellung realer Stammbäume nach Art der Darwinisten sehr viel Freude. Da wurde etwa für den Goethischen „Faust" die ganze Summe von Lektüren, Erfahrungen, Modellen gesucht, die in ihn hätten eingegangen sein können. So verdienstlich dies Unternehmen auch an sich war: für das Verständnis des Dichtwerkes als solchen war damit nicht viel mehr gewonnen, als durch die Beschreibung der Buchdruckerpresse, mit der der Faust erstmalig gedruckt worden war. Dann aber kam jene neue Betrachtungsweise auf, deren Elementares wir etwa so charakterisieren können.

Wenn ich eine Novelle, ein Drama lese, so wird dies normalerweise von vorn nach hinten geschehen. (Ich weiß: es gibt Ausnahmen!) Der Dichter aber schreibt

von hinten nach vorn. Das Erste, was für ihn da ist, nennt der Franzose ein „dénouement“ d. i. die Entschürzung eines Knotens. Man kann sich dies sehr schön klarmachen an — Kriminalgeschichten; sie zeigen den hier gemeinten Mechanismus in seiner primitivsten Form. Ich benutze in meiner Vorlesung über diese Dinge Conan Doyles „Hund von Baskerville“. Hier ist das dénouement die Enthüllung eines, mit vorgetäuschter gespenstischer Hilfe begangenen Verbrechens, als dessen Instrument eine Dogge gewählt worden war. Nun überlege man sich, wie diese Problemlage die Gestaltung oder Schaffung der ganzen einzelnen Zutaten bedingt: den Ort der Handlung, die einzelnen Personen, nach Zahl, Gestalt, Bildung usw. Man sieht hier deutlich, wie dem Dichter an Freiheit, wenn er sich einmal für dies oder jenes dénouement entschieden hat, gar nicht allzuviel mehr übrig bleibt. Ein klassisches und wohl das erste Beispiel dieser Art von Analyse hat Poe von seinem Gedicht „The Raven“ gegeben. (Beides im Inselverlag als Sonderdruck.) Nehmen wir nun hinzu, daß bei dem wahren Dichter nun nicht bloß bei der Konzeption des Kunstwerkes ein nüchterner Kalkül vorschwebt (aber auch dieser schwebt vor) sondern ein Formwille waltet, der dem Vorschwebenden zu Gestalt und Wesen verhilft, so kommen wir zu Vorstellungen einer Seele, Entelechie usw. die den Vorhergehenden ganz ähnlich sind.

Lösen sich nun die Vorstellungen solcher Entelechien von ihrem Substrat ab, so wird man auch bei der vergleichenden Betrachtung von Dichtwerken weniger auf etwaige literarische Anlehnungen, als vielmehr darauf sehen, wie typische Entelechien typische Formen schaffen, denen die realen Abhängigkeiten nur so anhaften, wie die „Moden“ den Tierformen. Dies ist eines der großen Probleme der modernen sog. vergleichenden Literaturwissenschaft. Als besonders fruchtbar hat sich hier die Betrachtung des durch Reichs geniale Konstruktion wieder gekannten Mimus erwiesen (Weidmann 1903). Hiermit war ein echter Urtyp der Dichtkunst, oder allgemeiner der Ausdruckskunst überhaupt gefunden — und nachdem man ihn gefunden, fand man ihn bei allen Volksstämmen der Erde wieder, bei denen man bislang überhaupt nach ihm gesucht hat. Ja, man fand noch mehr. Es zeigte sich, daß die mimische Auffassung überhaupt, auch wenn die Dichter wenig oder gar nichts von ihr gewußt haben, doch zu einer typischen Durchgestaltung der mimisch erfaßten Figuren und Situationen führt. Dies gilt z. B. für die große Gestalt des Goethischen Mephisto und für die geplante und nur aus Schicklichkeitsgründen nicht voll zur Durchführung gekommene Ausgestaltung der „Walpurgisnacht“ im Faust. (Vgl. z. B. die Witkowskische Faustausgabe [Hesse u. Becker] S. 383ff.) So sehen wir im Mimischen einen typischen Formwillen am Werke, der ähnlich wie die in der Natur obwaltenden, sich überall den ihm zukommenden Körper zu bauen sucht. (Vgl. meinen Aufsatz: „Der Mimus und die Ahnen des Mephisto.“ Kunstwart 1924.) Dies sei ein viertes, und innerhalb dieses Wissenschaftskreises letztes Beispiel der „Kausalität durch Form.“

Bevor wir aber daran gehen, das gleiche Problem im Kreise der exakten Wissenschaften zu verfolgen und die Hilfsmittel zu schildern, die zu seiner Durchgestaltung in Gang gesetzt sind, möge eine Zwischenbetrachtung ihre Stelle finden, die da zeigt, daß die uns jetzt geläufige Kausalität durch Form in den exakten Wissenschaften nicht die einzig mögliche ist, daß sich vielmehr neben ihr andere denken lassen, von denen eine in ihren höchsten Ausgestaltungen übrigens auch Berührungspunkte mit den neuesten Spekulationen der Physik zeigt.

Wenn wir von der „Einheit des Weltbildes" reden, so meinen wir vorzugsweise das der exakten Wissenschaft. Nun ist aber diese exakte Wissenschaft doch, geschichtlich einigermaßen verfolgbar, einmal entstanden, es ist nach Spengler eine Form, die die faustische Seele sich geschaffen hat. Ist sie dann die einzige? Kaum. Neben dem Typ des exakten wissenschaftlichen Denkens gewahren wir andere, die etwa in Sprache, Religion, Kunst und Mythos Gestalt gewinnen, und genau so eine bestimmte und berechtigte Struktur der Auffassung zeigen, wie das wissenschaftliche Denken. Sehr schön hat dies für die „Begriffsform im mythischen Denken" Ernst Cassirer durchgeführt (Teubner 1922). Nach Cassirer ist der eigentümliche logische Sinn und die bestimmte Form und Richtung des mythischen Denkens etwa diese.

Das Raumbewußtsein des modernen Gebildeten ist im wesentlichen das der Astronomie. Das war es nicht immer, und das muß es nicht durchaus sein; neben die astronomische tritt eine astrologische Struktur des Raumbewußtseins. Der Raum erscheint dann nicht mehr farblos, sondern farbig, und dies sogar stellenweise buchstäblich. Mit dem Raum werden Wertbegriffe verknüpft; er erscheint als eingeteilt in Weltzonen, die ihrerseits der Herrschaft der Planeten unterstehen, mit all dem, was sie an Heil oder Unheil für den Menschen bedeuten mögen. In diesen Vorstellungen, die die meisten kindlich anmuten, sieht nun Cassirer eine bestimmte Denkform. Vor der Astrologie steht nämlich das gleiche Problem wie vor dem exakten wissenschaftlichen Denken: das Ganze der Welt als eine gesetzliche Einheit zu begreifen; das ursächliche Denken und Schließen, wie vage immerhin, herrscht auch hier. Der Unterschied aber ist der: Unser wissenschaftliches Denken muß, um irgendein Sein begreifen zu können, dies zuvor auf elementare Veränderungen beziehen, es gleichsam zerschlagen: die Form des Ganzen verschwindet hier. Ganz anders die Astrologie. Wenn etwa der ganze Lebensgang eines Menschen in seinem Horoskop vorgezeichnet ist, so liegt dies daran, daß eben die unmittelbare Einheit alles Seienden dies verbürgt. Der Grund dafür, daß der Mensch dem Gesetze des Kosmos untersteht, liegt nicht sowohl darin, daß er vom Kosmos Einwirkungen erfährt, als darin, daß er im verjüngten Maßstabe dieser Kosmos selbst ist (Cassirer S. 35). Der Denktyp der Astrologie rückt damit in die Nachbarschaft des biologischen Formbegriffes: die Welt ist ein Organismus, das einzelne Wesen ein Teil von diesem. Während also unser wissenschaftliches Denken dadurch charakterisiert ist, daß es dem Zeitbegriffe den Primat vor dem Raumbegriffe einräumt, findet man hier den Typ einer Anschauung, in der sich umgekehrt alles auf den Raum projiziert. „Das Himmelsgebäude und die Stellung und Gliederung seiner einzelnen Teile ist selbst nichts anderes, als die Anschauung des Wirkungszusammenhanges des Universums, sofern dieser Zusammenhang rein substantiell gefaßt und rein dinglich räumlich angeschaut wird (ebenda S. 43). Die Tendenz, das Ganze der Welt als ein geformtes Ganzes, als einen Komplex reiner Gestalten anzusehen, ist dasjenige, was den höchsten Ausgestaltungen dieses Weltbildes, das dem Goethischen sehr verwandt ist, die Signatur gibt.

(Schluß folgt.)

Brief über Delos*)

Mein lieber Freund Theodor Däubler!

Die ewige Wiederkunft des Gleichen bringt uns dieselbe Sonne jeden Morgen und nimmt uns dieselbe Sonne jeden Abend. Auf einer Fahrt nach Tiefurt mit Eckermann wiederholt der alte Goethe die Worte des späten Griechen: „Untergehend sogar ist's immer dieselbige Sonne". Alles Leben aber betont die steigende Bahn, wie auch es die fallende erkenne und verehre. Also tritt es auf die Seite des Lichtes und bestreitet die Nacht, die diesem wehren will. Das ist nicht Willkür sondern Kosmos, denn ohne Individuation ist kein Kosmos, die Individuation aber erheischt ihr Macht-, Höhen- und Licht-Wachstum. Der Kreiswirbel besteht, aber jenseits ihrer. Sie nimmt ihn auf in ihren Willen, aber sie überwindet ihn mit ihrem Wollen. Hierin wird faßlich, daß Nietzsche neben die Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen Bahn und Ziel des Übermenschen stellen mußte.

Unser Europa schwingt immer wieder zurück gen Hellas, um in gewaltigerem Bogen seine eigene Vollendung zu gewinnen. Seit mir Nietzsche und Herakleitos die größten Schicksale meines Lebens wurden, ist es meine Bestrebung geblieben, soviel ich zu leisten vermag, die geistige Aufnahme Asiens in Europa zu ermöglichen, um die völlige Hingabe Europas an Asien zu verhindern. Durch den europäischen Krieg, die russische Revolution, die politische Stellung Deutschlands, den antieuropäischen Amerikanismus und den antieuropäischen Orientalismus ist für einen Verantwortlichen die Angst vor einem Kulturbruche so gestiegen, daß sie geradezu öffentlich ausgesprochen werden muß. Wer Europa heute sagt, der meint Amerika oder Rußland oder einen Synkretismus aus beiden auf den angebeteten und verachteten Trümmern einer einheimischen Kultur. Dagegen zu wirken ist aber für die Dauer unmöglich, wenn man nicht bereit ist, wie die Hellenen es Asien gegenüber vermocht haben, sich allen Mächten auszuliefern, um über alle Mächte Macht zu gewinnen. Konservativ sein hilft nichts mehr, weil es nichts mehr zu erhalten gibt, was nicht schon sich selber preisgegeben hätte. Die Aufgabe ist zum Verzweifeln groß, eine Teilnahme fast nirgends vorhanden, — doch darüber zu klagen ist dieses nicht die Stelle.

Das verbindet uns, daß wir uns über das Gegenwärtige nicht erhaben dünken, aber für das Zukünftige verantwortlich fühlen. So ist Dein und mein Lebenswerk durch Jahrzehnte dahingegangen und sind wir uns, die wir voneinander kaum den Namen wußten, erst vor einer Reihe von Jahren geistig begegnet. Dein „Nordlicht" ist älter als all mein Werk, meine „Dionysischen Tragödien" und meine „Krisis der Europäischen Kultur" und „Deutsche Lehre" sind wiederum älter als Deine Erneuerung des deutsch-hellenischen Ideales und deren Gipfelung zuerst in „Sparta" nunmehr in „Delos". So verschränkt es sich zwischen uns und so bestätigt sich ein Bündnis, das allein in der Zukunft des deutsch-europäischen Geistes seinen tragenden Grund hat.

*) Erschienen in der „Deutschen Rundschau", Februar- und Märzheft 1925.

Du hast in Deinem unersetzlichen „Delos" vollkommen überzeugend gewiesen, was die Götter sind und daß die der Griechen noch an unseren Schicksalen mitwirken. Das berührt sich gar nicht mit den armen stofflichen Meinungen der Mystiker und ebensowenig mit den ebenso armen stofflosen der Begrifflichen. Wir fragen nicht nach Urgründen, da wir sie selber sind, und wir glauben an die Götter, die sich an uns zu beweisen vermögen, da sie als Mächte mächtiger sind als wir, als Wesen keines anderen als unseres eigenen bedürfen. Du hast von der Kindheit an das Leben und die Geschichte nie anders gesehen und so ist es Dir heute gelungen, dem zu begegnen, ohne den unser Europa nie geworden wäre und noch minder wieder werden könnte. Du hast den ewigen Satz gesprochen: **Europa ist Apollon.** Du hast Apollon mit dem Spur-Sinn, der keinem wie Dir eigen ist, durch seine zweieinhalb Jahrtausende des menschlichen Ablaufes verfolgt und in den Altern seines menschhaften Daseins erkannt und gekündet: zuerst seine Geburt und sein Wirken bis auf Christus, dann seine Verwandlung und Verbergung durchs Christentum, das ein Halbchristentum blieb, dann von der Renaissance und dem Verwandten Giordano Bruno bis auf heute sein Zusammen- und Gegeneinanderwirken mit Hermes, einen Übergang zur wachsenden Sonnen-Verwirklichung der Erde. Dein ältestes und bleibendes Wissen und Gewissen, daß unser Gestirn von dem, das ihm Leben und Licht gibt, abgesprungen ist, daß es als halbdunkles in dessen Bahn kreist und von dessen Glanz sich nährt, um aus sich selber seinen Erzeuger, nachdem es ihn ausgetragen, wiederzuerzeugen — diese Weisheit ist, auf andere Weise, auch der Leitstern meines Schaffens und Wirkens gewesen, und in meinem Faust-Prolog von 1912 lasse ich Gott die Worte sprechen:

Faustus liegt wie ein sohn am herzen mir.
Ihn aus der liebe übergeb ich dir.
Ich hoffe ihn / so nimm ihn / Fürst der Welt /
Wie ich ihn selber in die welt gestellt.
Er / zwischen Gott und chaos unverletzt /
Hat auf den abgrund seinen stuhl gesetzt
Bedienend sich des lichts wie alter nacht /
Dort schaffet er die höchste menschenmacht.
Faust / ausgeschaffner meiner schöpferhand /
Dämonen hingeworfen / weggebannt —
Versuche / führe ihn! der unternis
Gesamte kraft biet auf! noch ungewiß
Ist ob nicht meinen kindern selbst geling
Was ich / sie lenkend / immer erst vollbring /
Ein neues grünen frischem grund enttauch
Und dieser dom ausschlag in baum und strauch.
Abbaue ihn mit deinen fäusten / Faust!
Daß gottlos blau ihn aus einander braust!

Dieses alles aber bedeutet nur ein treues Fortgehen in der Richtung, die am stolzesten und furchtbarsten Protagoras bezeichnet hat: Aller Sachen Maß ist der Mensch so der seienden wie sie sind als der nichtseienden wie sie nicht sind. Uns aber erscheint das seltener als ein Vorrang der Kraft denn als eine Wahrheit-gebotene Aufgabe, die durchaus tragisch ist. Sie ist in der europäischen Wissenschaft, in der Zertrümmerung erst der kirchlichen dann jeder Gemeinschaft, in der Überwindung der Metaphysik durch Kant, in der Überwindung der Menschheit durch ihr hiesiges Ziel, den Übermenschen, durch Nietzsche, unbekümmert um alle Längen und Breiten und Massen der sogenannten Entwicklung, unerbittlich durch die Jahrtausende und Jahrhunderte vorgeschritten. Kulturen wie die des Hellenentums, der Renaissance und des homo Europaeus Goethe sind die zeitlichen Vollendungen und Beruhigungen, die homerischen Zwischenspiele

zwischen gigantischen Weltaltern. Es erweist sich, daß Dionysos in Apollon seine Furchtbarkeit gegipfelt hat.

Du unterscheidest zum ersten Male und endgültig den Apollon von Delos als den der Weltschau und den von Delphoi als den des Menschenschicksals. Eine alte Mythik ist bereichert und verjüngt durch Dein Gesicht von der Geburt des delischen Apollon. Die vorgöttliche Mutter überschweift die Erde, aber sie findet keine Stätte, die das Göttliche, das sie trägt, ihr abnehmen will. Endlich bietet sich ihr die kleinste der Inseln, die unscheinbare Delos, und zwischen den nackten Klippen, neben der ungeheuren Flutung des Meeres, unter dem allumfangenden Gewölbe des Himmels, über den verlassenen Wasser-bespülten Steinen, werden die letztgültigen Hochgestirne geboren: Sonne und Mond. Das ist Gipfelung der Einsamkeit und Reinheit, wie die See alles, was sie berührt, von dessen Selbstverwesungen durchdringend reinigt, und so wie der Äther, Nachbar des Feuers, aber noch Menschen erträglich, das empfindbar Reinste ist. Das winzige Eiland ist zugleich imstande, die unendlichen Gewalten in der Gestalt zusammengezogen festzuhalten, so daß sie dem Kreiswirbel der ganzen Gestirnung nicht alsbald wieder verfallen, sondern in vornehmer Absonderung von selbstgegründeter messender Mitte aus das All überschauen und in sich selber gebändigt und vereinfacht geradlinig und haltgebend lenken: vollkommen menschhaft. Hierher schon drängt sich die Vergleichung mit Christus. Auch er ist in der Dürftigkeit geboren, er zieht unerhört wie nie den Gott in den Punkt zusammen, er beruft jede einzelne Seele zu ihrer eignen Entscheidung über ihre eigne Ewigkeit und bestimmt ihr aus der Höhe herab nur das zeitliche Schicksal, den ihr unzugänglichen καιρός. Erschütternd bleibt der Unterschied. Apollons Reinheit wird kaum getrübt durch die rückwärtige Reihe: denn schon Leto kreist in fast göttlicher Einsamkeit, Christus aber wird unter Ehezweifeln auf einer Flucht und in einem Stall geboren: so blieb ihm, auch unter seinem Volke, nur die Rückziehung in den innersten Punkt der Seele, der in jeder Seele Gott selber ist, so übermachte er diese unbedingte Lichtsicherung uns verschatteten Europäern.

Du trennst mit Recht die Christusgestalt von der sie auflösenden Gnosis, wie den hellenischen Apollon von dem orientalischen Astralkosmos. Diese Trennung bleibt unser Gesetz, und die Seite, auf die wir gehören, ist nicht nur geschichtlich bestimmt. Dennoch hat meine lange Beschäftigung mit den östlicheren Welten mich gelehrt, daß diese von Reformationen, Renaissancen und europäischen Präformationen periodisch immerfort bewegt worden und dauernd durchsetzt sind. Ich halte den wirklichen Orient für etwas, das zu begreifen kein einziger Heutiger entfernt reif ist, dagegen das Orientalisieren, so wie es fast überall bei uns geschieht, für eine verhängnisvolle Preisgabe zwar nicht unserer Erstgeburt, aber unsres bestimmten und bestimmenden Erbes. Freilich ist, im größeren Verlaufe gesehen, auch das notwendig, da wir, als Kolonisierte der Jahrtausende-Kulturen und als ewig vorlaute Knaben, von immer ernsterem Begreifen der gewesenen und vollbrachten Menschentümer nieder und nieder geworfen werden müssen, um unsere Aufgabe nicht gar zu leicht zu nehmen und um überhaupt ein Maß des Menschen zu gewinnen. Der Agon des Europäers als des Jünglings mit dem Orientalen als dem Vollendeten — hier aber gilt ein Kungfutse oder ein Buddho — wird unerläßlich bleiben und unerläßlicher werden, damit wir nicht mit einem Jahrzehnte- oder Jahrhunderte-Gefühl ein Werk beginnen, das der Rücklehnung gegen Jahrtausende bedarf, um die Schwungkraft für den Vordrang auf Jahrtausende langsam sich zu erziehen.

Ich begrüße es auf das freudigste, daß Deine ekstatisch-mythische Schauung, die ja stets schon historische Komplexe verewigte, sich ins Denken und gedankliche Bilden verdichtet hat und Du zur äußeren Prägung Deiner inneren Erfahrungen und forschenden Arbeiten ins Kulturphilosophische hinüberschreitest. Schon Deine Athener Reden, in der „Deutschen Rundschau“ im Januar 1924 gedruckt, scheinen mir der Versuch zu sein, wissenschaftlichen Menschen solches höchst Geistige erlebbar zu machen. „Delos“ aber

wird, je weiter es vorschreitet, desto mehr, die unanfechtbare Geschichte der Unwandelbarkeit eines Gottes. Für Gelehrte wird es viele, auch berechtigte Einwände geben, und auch ich sage, daß beispiellose Witterungen manchmal aller Gewichte und Gleichgewichte spotten, daß das Einzelne nicht als Forschung, sondern nur als weniger und als mehr denn Forschung gelten kann, aber das Ganze ist nicht nur ein ungeheures Gesicht, sondern auch eine ehrwürdige Arbeitleistung, deren Besonderheit und Bedeutung am deutlichsten mit Hamann und Herder zu vergleichen wäre. Es ist nicht durchaus und dennoch Wissenschaft, der Ertrag aber ist unermeßlich für die Wissenschaft, unermeßlicher für das Leben. Die Spannweite erstreckt sich vom hellenischen Mythos bis zur heutigen Wirklichkeit. Ich müßte Dir selber ein Buch schreiben, wenn ich Deinen apollinischen Zug durch die Zeiten Dir nachweisen oder meinen eigenen Dir vorführen wollte. Das aber ist nicht unsere Bestimmung: es wird alles reicher und schöner, wenn jeder die eigne Bahn vollendet und an des andern Bahn, ohne sie zu berühren, sich zuschauend erfreut. Laß mich nur weniges Einzelne sagen, das aufs Gemeinsame Bezug habe.

Es ist auch das Ergebnis meiner Arbeit, daß ich Apollon aus Iran oder von da her, woher Iran selber stammt, bestimmt ableite. Ich weiß sehr wohl, daß die letzten Ursprünge viel früher fast und fast ewig sind: die ewige Gnosis, das Innre aller Religionen. Hier aber handelt es sich um etwas Bestimmtes und Geschichtliches, nicht nur um eine Lehre, nicht nur um ein Wesen, sondern um eine Gestalt und, ich kann nur sagen: um einen Menschen, der einmal gelebt hat und noch lebt. Dieser weist unzweifelhaft hinter sich auf Iran. Daher aber ist auch der Art-gebende Geist der Gnosis entsprossen, und so ist Deine Knüpfung von Apollon zu Christus — ein neuer Knoten, der den gordischen löst — auch auf diese Weise gültig. Es verschlägt dabei nichts, daß Christus außer dem Logos nur sich selbst einzusetzen hat, Apollon in zeugerische Bildkräfte übergeht. Die Sonne ist dennoch gerettet und die senkrechte Bahn vom Fuße über den Scheitel ist das Lebensziel auch des Kreuzestodes. — Deine Betrachtungen über die griechische Naturphilosophie betreffen ein Gebiet, mit dem ich mein Leben lang mich beschäftigt habe. Ich hätte so vieles dazu zu sagen, Bestätigungen, Widersprüche und Ergänzungen, daß ich nur eines andeuten kann: für mich ist der Größte unzweifelhaft Herakleitos, und er weist nach Iran, dagegen der indischere Empedokles voll unendlichen Zaubers, eines Zaubers auch der Harmonien, aber nicht der Schöpfer kosmischer Harmonie. Er, Empedokles, ist, verglichen mit Herakleitos, dem klassischen, noch romantisch. — Die alexandrinische Epoche und die katholische Kirche erretten uns das Erbe. Je größer wir das begreifen, desto tiefer müssen wir ihnen danken, aber desto fremder mögen sie uns auch werden. Unzweifelhaft bedurfte es dieser Übergänge, deren auch heute noch nicht zu entraten ist, damit der Kulturbruch nicht unheilbar wurde, sogar damit die Sonne nicht die Menschengestalt verließ und in reinen Äonologien die Erde floh. — Entscheidend ist Deine Spur-Verfolgung Apollons durch das Christentum, unwidersprechlich die reichliche Nachweisung dessen, daß unter anderem Namen und Begriffe immer wieder Apollon fortwirkt, des Besonderen durch die Renaissance. Tief erschütterte mich die folgende Stelle, das lösende Wort über Michelangelo: „Bacchus schien ihm nur ein harmloser Traumgenosse, Mitspieler im Geflüster von Lorbeer-Lauben: erst freundliches Gespenst dem Knaben — wenn es später gefährlich wird — ein guter dummer Bauernjunge. Auch Thomasos, des Ritters, erwehrte er sich männlich, durch Schilderung in eigenen Sonetten. Doch sollte Michelangelo Dionysos auch künstlerisch kennen, aus Marmor, im Dattelgold der Jugend erstrahlend, hauen, um nun schadlos, ohne Schuld, über glückliches Gelingen frohlocken zu mögen: unbeobachtet aber überwältigte ihn dabei ein — in Delphi listiger — fürchterlicherer Gott. Wir sprechen seinen Namen aus: „Apollo."
Dazu kommt das befreiende Wort, daß nicht Michelangelo, sondern das Mißverstehen seines Geratenseins Barock ist, und manches Beseligende über Leonardo und Rafael. Doch gipfelt Deine Betrachtung der Renaissance in dem Blutnahen, das Du über Deinen

Nordlicht-Vorfahren Giordano Bruno sprichst, in dem italische Entfaltung, nach dem römischen Irrtum und doch Segen, (daß Apollon chthonisch verstanden wurde, also doch angeeignet wurde, um in der Folge das ganze Ausmaß bis zum Summus Sol zu vollenden), ihren geistigen Scheitelpunkt erreichte und in Flammen gen Himmel sich aufschwang. — In all diesen Darstellungen bereicherst Du unerschöpflich die Gestalt Deines Gottes um Wirklichkeiten, die Gelegenheiten der Wiederkehr und Zeitspannen der Ewigkeit Dir aufschließen. Von hier aus führst Du Deine Geschichte auch weiter durch die Wissenschaft und Philosophie, Athena beginnt hinzuzutreten, die Astronomie, Descartes, Kant bilden ihre hohe Reihe, und Du sprichst Ausführliches, Weittragendes über die größten Begriffsbildner. So wie Du früher Apollon gegen den Astralkosmos und schon damals Apollon gegen den Halbbruder Hermes geschieden hast, damit gegen die Hermetik abgegrenzt, über die Hermetik erhoben, zwischen Samothrake und Delos einen unüberschreitbaren Wall des obersten Lichts gedämmt: so berichtest Du danach die wirkliche Geschichte von dem verhängnisvollen und unvermeidbaren Übertritte Apollons zu Hermes, der scheinbar unschuldig mit der Musik beginnt, also noch in der großen Renaissance, der im Rokoko eine unvermerkte Zurückziehung Apollons zur Folge hat und schon in dieser Epoche das Hermes-Reich des Handels und der Technik zum Siege führt. Dennoch erwuchs unsere Renaissance: Goethe und nach ihm Hölderlin, Nietzsche und nach ihm George.

Wir stehen wiederum in unserer Zeit, für deren Folge uns verantwortlich zu fühlen, uns am tiefsten verbindet. Du hast einen Mythos über Napoleon teils übernommen, teils weiter gesponnen, der als Dichtung aufschlußreich und bedeutend ist, als Forschung, die Du selbst bezweifelst, so bodenlos, daß es vielleicht nicht weise war, eine innere Wahrheit so anfechtbar zu umkleiden. Dies sage ich gerade darum, weil ich trotzdem den letzten Sinn selber bekräftigen will. Napoleon hat uns die vornehme Welt Apollons noch einmal errettet, er wollte Konstantinopel zu unserer Hauptstadt machen, vielleicht sogar, als Überschwang der bedeutsamen und dankbaren Formen, den Hellenen von heute zurückgeben, und er wollte Europa einigen, und das scheiterte daran, daß Europa schon damals teils auf dem Meere, teils gen Asien lag und die Mitte leider versagte. Es bedarf keines Wortes zwischen uns, unsere Besorgnisse und unsere Hoffnungen für ein großes Vaterland und ein noch größeres Mutterland uns mitzuteilen. Der einzige Grund, daß ich diesen Brief drucken lasse, ist das leidenschaftliche Verlangen, etwas was uns verbindet, möge auch über uns hinaus von den Berufensten und Gereiftesten bestätigt oder angenommen werden und zuletzt, aber nicht zu spät, als leitender Gedanke unseres Volkes ein apollinisches Europa gegen ein pythonisches Europa verteidigen.

Möge indessen Dir es wohlgehen und mögen die Verantwortlichen und Wohlwollenden Dir die Vollendung Deines Winckelmann-Werkes ermöglichen.

Dein Freund

Rudolf Pannwitz.

Nachbemerkung: Ich muß noch spät, in der Korrektur, auf das Werk und die Welt von Bachofen hinweisen, dessen Aufschließung des kosmischen Hellenentums und Orientes vor mehr als einem halben Jahrhundert geschah, und das ist, für was Rohde's „Psyche" gilt. Bachofen hat heute seinen Ruhm und seine Wirkung. Ich lernte ihn vor kurzem kennen, Däubler kennt ihn noch nicht. Dies ist für uns eine geringe Ehre, aber ein großer Verlust. Doch die wahren Quellen zwingen: Däublers „Delos" ist eine Wiederkehr und ein Seelen-Wachstum von Bachofens Erkenntnis

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Ziele slowenisch-nationaler Politik

Mit hochgespannten Erwartungen blickten die nationalen Slowenen beim Zusammenbruch der österreichischen Monarchie im Herbste 1918 in die Zukunft, obwohl sie erst in letzter Stunde den Anschluß an Österreichs siegende Todfeinde vollzogen hatten, um der Früchte des Sieges teilhaftig zu werden. Hatten sie bisher im Sinne der Erklärung des südslawischen Klubs des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 30. Mai 1917 einen Südslawenstaat unter habsburgischem Szepter gefordert, so machten sie sich jetzt die Erklärung von Korfu vom 20. Juli 1917 zu eigen, wonach die Nation der Serben, Kroaten und Slowenen, die „infolge ihrer Abstammung, ihrer Sprache und Schrift (!), ihres Gefühls der Einheit, ihrer gemeinsamen Interessen des nationalen Bestandes und ihres moralischen und materiellen Daseins eine und dieselbe sei", in ein freies und unabhängiges Königreich zusammengefaßt werden sollte. Trotz der Kleinheit des Volkes, das nur ein und eine Viertelmillion zählt, schmeichelte sich dessen geistige Oberschicht mit der Hoffnung, daß es kraft seiner höheren Kultur berufen sei, im neuen Staatswesen eine führende Rolle nicht bloß in kultureller, sondern auch in politischer Hinsicht zu spielen. Darum sprachen auch die slowenischen Blätter bis zu den entscheidenden Beschlüssen vom 24. November 1918 stets von der Republik der Slowenen, Kroaten und Serben, die nunmehr gegründet werden sollte. Die Slowenen, die fast bis zum letzten Augenblicke für Österreich gekämpft hatten, sollten also im Titel des selbständigen südslawischen Staates an erster, die Serben, die im Weltkriege Bewunderungswürdiges geleistet und die größten Opfer gebracht hatten, an letzter Stelle stehen. Nicht genug an dem, schrieb man in den Kreisen der christlichsozialen slowenischen Volkspartei, der stärksten slowenischen Partei, den Slowenen auch noch eine besondere religiöse Mission zu. Man hoffte, daß die Slowenen im Vereine mit den Kroaten und mit Unterstützung der Kurie im neuen Staate dem Katholizismus zum Siege verhelfen würden. Wenn der Laibacher Bischof Jeglitsch, der noch gelegentlich der Versammlung der slawischen Abgeordneten in Laibach Mitte August 1918 zu einmütiger Tätigkeit für die, wie er ausdrücklich sagte, patriotische Maideklaration des südslawischen Klubs angeeifert hatte, nach dem Zusammenbruche als eifriger Verfechter des selbständigen südslawischen Staates auftrat und im Mai 1919 mit einigen politischen Führern nach Paris reiste, um hier bei einflußreichen Persönlichkeiten vorzusprechen, so ließ er sich hierbei sicherlich auch durch den Gedanken an diese Mission leiten.

Nicht minder hoch waren die Hoffnungen der Slowenen bezüglich der Grenzen, die Südslawien im Norden und Westen bekommen sollte. Obwohl die Natur selbst den Slowenen ein einheitliches Gebiet versagt und die Grenzen im Norden klar vorgezeichnet hat, forderte man doch, daß alle Gebiete, in deren Bevölkerung auch nur „ein Tropfen slowenischen Blutes rolle" — und noch mehr als das — zu einem Verwaltungsgebiet vereinigt und als solches dem neuen Staatswesen angegliedert werden. So verlangte man denn die ganze Ostküste der Adria bis hinunter zur Mündung der Drina, nahezu das ganze ehemalige österreichische Küstenland mit Einschluß von Triest und den italienischen Teilen von Görz und in Kärnten — im Sinne des verstorbenen Krek — die Tauern als Grenze. Erst später schränkte man die Forderungen auf ungefähr die Hälfte von Kärnten mit Einschluß von Villach und Klagenfurt ein.

Alle diese hochfliegenden Pläne scheiterten.

An Stelle der slowenisch-kroatisch-serbischen Republik trat das zentralistische Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen, Kärnten erkämpfte sich das Abstimmungsgebiet und Italien nahm Görz, Triest und Fiume und schob seine Grenzen weit auf slowenisches Gebiet vor. Die slowenisch-nationale Selbstüberschätzung hatte zu schweren Enttäuschungen geführt. Nicht mit Unrecht schrieb der sozialdemokratische Laibacher „Naprej" in einem Nachwort zur Kärntner Volksabstimmung am 23. Oktober 1920: „Wir Slowenen sind ein an Zahl sehr geringes Volk. Das hindert uns aber nicht, daß wir uns gelegentlich wie ein Frosch aufblähen, ähnlich jenem Frosche, der mit einem male ein Ochse werden wollte."

Die Slowenen, die früher mehreren Verwaltungsgebieten ein und desselben Staates angehört hatten, sind nunmehr auf drei Staaten aufgeteilt. 1013000 leben in Südslawien (8,5 Proz.), 259000 in Italien und 38000 in Kärnten. So bilden sie heute Minderheiten in drei Staaten, auch in Südslawien; denn auch hier fühlen sie sich als eigenes Volk.

Die Zeiten, in welchen man von der Einheit der südslawischen Nation schwärmte, sind längst dahin. In Serbien empfinden viele die Slowenen als lästiges Anhängsel und die Angliederung Sloweniens als eine Dummheit. „Die Vereinigung mit den Slowenen", schrieb die Belgrader Wochenschrift „Istina" vom 9. November 1924, „ist ein regelrechtes Verbrechen. Wir hatten dort gar nichts zu suchen, weder national, noch wirtschaftlich, noch politisch, noch militärisch. Nach ihrem Wesen sind die Slowenen verdorbene germanische Abfälle, die mit großen Augen nach leichtem Verdienst sehen. Sie finden in uns, den leichtsinnigen Balkanesen, ein ausgezeichnetes Material zur Ausbeutung . . . Unser nationales Verbrechen gegenüber den Slowenen war aber auch außenpolitischen Charakters. Was haben wir es notwendig gehabt, uns als Keil in den großen Weltvölkerweg zwischen Triest und Wien zu schieben. Hier werden eines Tages das Germanentum und Italien aneinanderstoßen. Wir werden in einem passiven, katholisch-ultramontanen und gegenüber unserem Staat feindlich gesinnten Gebiete, das uns verachtet wie der Europäer den Mohren, die Schläge einstecken müssen, weil wir zwischen den italienischen Amboß und den deutschen Hammer geraten sind." Andere Serben sprechen den Slowenen das Recht eines eigenen Volkstums überhaupt ab. So erklärte Univ.-Prof. Mirko Kosić in der Belgrader „Politika" Ende 1924, die Slowenen hätten kein Recht auf eine eigene Sprache, Kultur und wissenschaftliche Betätigung. Ihre Pflicht und Schuldigkeit sei es, die serbische Sprache, Kultur und Denkart anzunehmen; es sei unerhört, daß sich die Slowenen eine wissenschaftliche Sprache und Literatur schaffen.

Dieser Auffassung entspricht auch die Behandlung, die den Slowenen im südslawischen Staat zuteil wird und deckt sich nach dem Laibacher „Slovenec" insbesonders auch mit der Belgrader Schulpolitik, die nach demselben Blatte nichts anderes bezweckt, als die Vernichtung der slowenischen Nation und Sprache. In den slowenischen Volksschulen hat die cyrillische Schrift und das Serbokroatische Einzug gehalten. „Slovenec" vom 19. Dezember 1923 klagt, die slowenische Sprache werde nicht mehr so sorgfältig und gründlich gepflegt wie einst; das Herz müsse jedem bewußten Slowenen weh tun, wenn er sehe, wie man heute die slowenische Sprache geringschätze und sozusagen systematisch aus den Volksschulen hinausdrücke. Erst Ende Juni d. J. führte das Belgrader Unterrichtsministerium einen neuen Streich gegen die slowenischen Privatschulen, indem es für deren Lehrkräfte die Gehaltszahlung einstellte. Nicht nur in der Schule, auch bei den Behörden wurde das Slowenische zurückgedrängt. Alle Drucksorten, die sich auf den südslawischen Staat als Ganzes beziehen: die Sichtvermerke auf den Pässen, die Eisenbahn- und Postformulare, die meisten Verordnungen der Zentralstellen, sind in serbokroatischer Sprache abgefaßt und meist in cyrillischer Schrift geschrieben, weshalb „Slovenec" behauptet, Serbien vergewaltige die slowenische Sprache. Dazu kommt, daß auch die einflußreichen Stellen der Zivil- und Militärbehörden in Slowenien fast durchwegs mit Serben besetzt sind. Die slowenischen Führer, die sich in den Tagen des Umsturzes an die Spitze der Bewegung gestellt hatten, sind mit Ausnahme der Demokraten im Staatsdienste verschwunden. Eine Änderung dieser Politik gegen die Slowenen dürfte auch unter der neuen Regierung kaum zu erwarten sein.

Auch bei den Slowenen stellte sich bald Ernüchterung und das Bewußtsein nationaler Selbständigkeit ein. Nur die Demokraten, deren Anhang jedoch gering ist, sind Serbenfreunde geblieben. Diese Freundschaft geht so weit, daß sie sogar die nationale Selbständigkeit der Slowenen aufgeben wollen. Der

demokratische Laibacher „Slovenski Narod“ tritt seit jeher für den Zentralismus ein. Einheitliche Kultur und einheitliche Schriftsprache seien notwendig, die Schule werde dazu verhelfen, schrieb er schon am 15. Juli 1920. Und ein andermal, am 21. Dezember 1920, ist darin zu lesen: Gefährlich ist für uns nur der Bestand des Volkstums der Slowenen neben einem Volksstamm der Kroaten und Serben. Eine derartige Dreiteilung ist dem Bestande Jugoslawiens am gefährlichsten und jeder Separatismus hat in dieser Unterscheidung seinen Ursprung. Daher ist es unsere Pflicht, dieser Unterscheidung entgegenzutreten.

Anders dachten und denken die Anhänger der slowenischen Volkspartei, welche die Masse des Volkes hinter sich hat. Schon die große Vertrauensmännerversammlung dieser Partei vom 21. November 1918 sprach sich für die Aufrechterhaltung der slowenischen Nationalität aus. Als nun die Dinge in Südslawien einen ganz anderen Verlauf nahmen, wie man es sich verhofft hatte, bäumte man sich leidenschaftlich gegen den serbischen Zentralismus auf, der das nationale Dasein der Slowenen bedrohte. Ihr Blatt, der „Slovenec“, sprach schon am 23. März 1920 von der „Phrase“ der nationalen Einheit des südslawischen Volkes. Dr Korošec, der maßgebendste slowenische Politiker in Laibach, schleuderte in der Skuptschina dem Unterrichtsminister Pribičević im Juni 1923 die Worte entgegen: „Wir sind keine Kroaten und keine Serben; wir sind ein besonderes Volk mit eigener Sprache, eigener Kultur und eigener Überlieferung.“ Und als Pribičević darauf verwies, daß Korošec in Paris eifrig für den Zusammenschluß eingetreten sei, erwiderte ihm Korošec: „Das war damals; jetzt stehen die Dinge anders und wir denken auch anders.“ Ähnlich erklärte Dr Brejc in geradem Gegensatze zur Erklärung von Korfu in einer November 1923 stattgefundenen Vertrauensmännerversammlung der slowenischen Volkspartei: „Wir Slowenen haben mit den Serben weder die Sprache gemeinsam, noch die Kultur, nicht einmal die Schrift, noch haben wir gleiche wirtschaftliche und soziale Interessen, am allerwenigsten dieselbe Denkungsart. Die Serben schätzen alles, was nicht spezifisch serbisch ist, gering, stellen die materiellen serbischen Interessen in den Vordergrund und erstreben mit aller Gewalt die Vorherrschaft über die Brüder, die eigentlich bloß Vettern sind.“

Auch der Gedanke der religiösen Mission hat sich als leeres Traumgebilde erwiesen. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß die Frage der Religionseinheit nunmehr, wie es scheint, von der entgegengesetzten Seite aufgeworfen wird. „Slovenski Narod“ trat schon am 29. Januar 1921 für die Orthodoxie ein, die für die Slawen die allerkräftigste Stütze und der verläßlichste Schutz des nationalen Gedankens gewesen sei. Bischof Jeglitsch aber sah sich schon im Februar 1921 veranlaßt, im Vereine mit Erzbischof Bauer in Agram und Bischof Akamovic in Djakovar bei der Belgrader Regierung gegen die Verfolgung der katholischen Kirche Protest einzulegen. Und jüngst hat Stefan Radič, wie die Blätter berichten, in der „Politika“ die Notwendigkeit betont, eine kroatische Nationalkirche, vollständig unabhängig von Rom, zu gründen; diese Kirche sollte sich allmählich mit der serbischen orthodoxen Kirche vereinigen; er müsse feststellen, daß ohne religiöse Vereinigung keine nationale Vereinigung möglich sei.

Unter solchen Umständen ist es erklärlich, daß die Masse des slowenischen Volkes in Südslawien von tiefer Unzufriedenheit ergriffen ist und mit Mißbehagen und Unruhe in die Zukunft blickt. „Slovenec“ vom 16. Dezember 1924 klagt, daß die slowenische Nation am Rande des Abgrundes stehe, so in politischer, so in kultureller, so in wirtschaftlicher Hinsicht; durch den Zentralismus hätten die Slowenen selbst jenes Minimum an Selbständigkeit verloren, das sie sich im alten Österreich erkämpft hatten; der Zentralismus habe aus Jugoslawien einen Polizeistaat gemacht.

Klingt das nicht wie eine leise Sehnsucht nach dem alten Österreich? Und es ist nicht das erstemal, daß „Slovenec“ solche Töne anschlägt, was „Slovenski Narod“ jedesmal zum Anlaß nimmt, das Schicksal glücklich zu preisen, das die Slowenen mit den Kroaten und Serben vereinigt habe.

Eines der wichtigsten Ziele, das sich zum mindesten die slowenische Volkspartei gesetzt hat, ist also, die nationale Selbständigkeit des slowenischen Volkes zu erhalten. Mit aller Deutlichkeit hat dies Dr Korošec erst am 7. Juni d. J. ausgesprochen, indem er erklärte, daß er wohl für die Staatseinheit, d. h. für das Zusammenleben im gemeinsamen Staate, aber gegen die nationale Einheitlichkeit sei und daß die Slowenen ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche be-

wahren wollten; darum bekämpfe die slowenische Volkspartei auch den serbischen Zentralismus und darum verlange sie politische Selbständigkeit, die für die slowenische Individualität notwendig sei.

In krassem Widerspruch zu diesem Streben nach Erhaltung der eigenen nationalen Selbständigkeit und zu den Forderungen, die man für sich selbst an den südslawischen Staat erhebt, steht das Verhalten der Slowenen gegenüber ihrer eigenen Minderheit, den Deutschen in Slowenien. Seit der Gründung des südslawischen Staates wird ein erbitterter Kampf gegen die deutsche Sprache und das Deutschtum überhaupt geführt. Er begann mit der Ausweisung und Vertreibung von Tausenden von Deutschen, insbesondere deutschen Staatsangestellten, auch vielen bodenständigen, mit der Auflösung von mehr als 200 deutschen Vereinen, von den Ortsgruppen des Deutschen Schulvereins und der Südmark angefangen bis zu den Feuerwehrvereinen und Sportvereinen und dem Vogelschutzverein in Gottschee, mit der Beseitigung aller deutschen Kultureinrichtungen und rücksichtslosen Wegnahme ihres Vermögens[1]), der Ausmerzung der deutschen Sprache aus den Ämtern, der vollständigen Beseitigung der deutschen Ortsnamen, die oft älter sind als die slowenischen, der Slowenisierung der deutschen Volks- und Mittelschulen. Die famose Verordnung, daß nur echt deutsche Kinder in deutsche Volksschulklassen aufgenommen werden dürfen, also nicht Kinder aus Mischehen oder Kinder mit slawisch klingenden Namen, und daß die Behörde entscheidet, ob ein Kind echt deutsch ist oder nicht, ermöglichte es, die Zahl der deutschen Kinder in zahlreichen Orten unter die vorgeschriebene Zahl von 30 herunterzudrücken. Aber auch dort, wo diese Zahl vorhanden ist, ließ man häufig die deutsche Schule nicht bestehen. Im reindeutschen Abstaller Becken z. B., wo die Zahl der echt deutschen Kinder in den einzelnen Gemeinden genügend groß ist, gibt es nicht eine einzige deutsche Schule. 34 deutsche Privatschulen wurden gesperrt, die gleichzeitige Erteilung von deutschem Privatunterricht an mehr als vier Kinder verboten, sieben deutsche Mittelschulen und drei Lehrerbildungsanstalten in slowenische umgewandelt. In den Kirchen herrscht ausschließlich die slowenische Predigtsprache, ausgenommen vielleicht das Gottscheer Ländchen. In der Stadt Gottschee müssen neuestens die Parteien trotz des Minderheitenschutzes auf eigene Kosten und Gefahr einen Dolmetsch in die Ämter mitbringen, wenn sie ein Anliegen vorzubringen haben. Dazu kommt ein unerträglicher Terror mit Bomben und Steinwürfen. Die Gewalttaten der „Orjuna", der slowenischen Faszistenvereinigung, macht jede gesellige Unterhaltung der Deutschen unmöglich. In der Zeit vom Februar 1923 bis Mai 1924 fanden nicht weniger als sieben größere Überfälle und andere Gewalttaten gegen die Deutschen statt. Am gefährlichsten ist die Lage der deutschen Führer, die trotz aller Verfolgungen ein großes Maß von Mut und Selbstverleugnung an den Tag legen. Erst im Frühjahr 1925 wurde, wie die Cillier Zeitung seinerzeit berichtete, ein Mordplan gegen den ehemaligen Abgeordneten Schauer aufgedeckt. Bei den Wahlen ist der Terror so groß, daß die Deutschen es nicht wagen dürfen, eine öffentliche Versammlung abzuhalten.

Die Wirkung dieser Deutschenverfolgung zeigte sich bereits bei der südslawischen Volkszählung von 1921, wobei allerdings zu beachten ist, daß diese kein richtiges Bild gibt, da die von den Behörden ernannten Kommissäre die Angaben der deutschen Bewohner in zahlreichen Fällen nicht gelten ließen. Danach beträgt heute die Zahl der Deutschen in den slowenischen Gebieten Südslawiens nur mehr 36 Proz., also etwas mehr als ein Drittel der Zahl von 1910. Im einzelnen zeigen sich nach dem „Slovenec" vom 22. Februar 1925 und anderen Laibacher Blättern folgende Veränderungen:

	1910 (Umgangssprache) deutsch	1923 bzw. 1921 (Muttersprache) deutsch
Slowenien mit Übermurgebiet:	105 300 = 10%	3 963 = 3,75%
Gottschee .	16 843 = 95%	12 000 = 70%
Abstall . .	3 754 = 95%	3 300 = 90%
Marburg .	22 653 = 87%	6 497 = 21%
Cilli . . .	4 625 = 70%	878 = 10%
Pettau . .	3 672 = 86%	794 = 22%
Laibach . .	5 950 = 15%	1690 = 3,2%
Mießtal und Seeland .	3 153 = 20%	717 = ?

1) Das Gesamtvermögen, das den Deutschen weggenommen wurde, wird auf 100 Mill. Dollar geschätzt. Aufgehoben wurden u. a. der Theater- und Kasinoverein, der Philharmonische Verein und das deutsche Mädchenheim in Marburg, der Verein Deutsches Vereins-Haus und der Musikverein in Pettau, das Deutsche Haus in Cilli, die Philharmonische Gesellschaft und das Kasino in Laibach, das Deutsche Studentenheim in Gottschee.

„Slovenec" bemerkt hierzu, daß es außer den echten Deutschen auch viele Deutschtümler gebe und der Kern der Deutschtümlerei vor dem Umsturze durch die Städte gebildet worden sei. Da aber nach dem Umsturze das ganze slowenische Streben auf die Befreiung dieser Städte sich konzentriert habe, so werde mit der Nationalisierung dieser Städte auch die Deutschtümlerei in deren Umgebung aufhören. Die einstigen deutschen Festungen Marburg, Cilli und Pettau seien sozusagen über Nacht in Städte der deutschen Minderheit umgewandelt worden. In Zukunft aber werde das Deutschtum noch schneller zurückgehen, weil die alte Generation aussterbe, die neue aber nicht deutsch sein werde; das Deutschtum dieser Städte werde im Meere der slowenischen Umgebung, welche es umgebe und überschwemme, untergehen.

Damit ist das Ziel, das die Slowenen gegenüber den Deutschen in Slowenien anstreben, klar angegeben, es heißt: Vernichtung. Doch steht das Deutschtum daselbst noch nicht am Ende seiner Tage. Was noch einen Schimmer von Hoffnung auf seine Erhaltung gibt, ist die wirtschaftliche Kraft der Deutschen in den Städten, wenn auch nur mehr ein Rest davon geblieben ist, das deutsche Bauerntum im steirischen Drautal und im Gottscheer Lande, vor allem aber die unwandelbare Treue zum eigenen Volkstum.

Und noch ein drittes Ziel haben die Slowenen im Auge. Unbelehrt durch die Niederlage in Kärnten von 1919/1920, die doch klar gezeigt hat, daß für Laibach kein Boden nördlich der Karawanken vorhanden ist, wenden sie ihre begehrlichen Blicke noch immer auf Kärnten. Sie hatten den Mut, die Volksabstimmung, deren Ergebnis um so schwerwiegender ist, als sie unter Aufrechterhaltung der südslawischen Verwaltung im Abstimmungsgebiete und — trotz interalliierter Kommission — unter einem furchtbaren jugoslawischen Drucke durchgeführt wurde, als deutschen Schwindel hinzustellen und eine Revision zu verlangen. Als sie damit nicht durchdrangen, forderten sie die Draugrenze, und als auch diese Forderung vom Obersten Rate zurückgewiesen wurde, setzten sie ihre Hoffnung auf den 1922 drohenden Zerfall Österreichs, der ihnen Kärnten als Beute in den Schoß legen sollte. Nun auch diese Hoffnung sich nicht erfüllte, rechnen sie darauf, daß ihnen der Anschluß Österreichs an Deutschland Gelegenheit geben werde, ihre Hände neuerdings nach Kärnten auszustrecken.

Schon als unmittelbar nach der Volksabstimmung im Oktober 1920 einige Kärntner Flüchtlinge bei der Belgrader Regierung vorsprachen, erklärte der damalige Außenminister Dr Trumbić, daß die Kärntner Frage in dem Augenblicke wieder offen sei, in dem sich Österreich an Deutschland anschließe. Seither stehen alle Parteien in Slowenien auf dem Standpunkt, daß am Tage des Anschlusses Österreichs an Deutschland Südkärnten „automatisch" an Jugoslawien fallen müsse. Selbst der sozialdemokratische „Naprej" erklärte am 6. Juni 1921, daß bei Geburt eines Großdeutschland die Nordgrenze Südslawiens so gezogen werden müsse, daß sie der Gerechtigkeit entspreche; die in Kärnten durchgeführte Abstimmung habe die gerechten nationalen Grenzen nicht gebracht; die Selbstbestimmung der Kärntner imponiere nicht, denn die Bevölkerung Kärntens sei für eine Selbstbestimmung noch nicht reif. Im übrigen fand er die Anschlußbestrebungen in Österreich aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen für ganz natürlich.

Auch die anderen Laibacher Blätter fordern geradezu den Anschluß, aber nur, um daran stets die Forderung nach einer Kompensation für Südslawien zu knüpfen. „Slovenski Narod" vom 19. November 1924 z. B. schreibt: Südslawien müsse mit der Möglichkeit des Zusammenschlusses von Deutschland und Österreich rechnen und sich für diesen Fall vorsehen; es müsse an der Grenze entsprechende Entschädigungen erhalten. Das mindeste, was man in diesem Falle verlangen müsse, sei eine Berichtigung der Nordgrenze. Und an anderer Stelle desselben Blattes heißt es: „Für uns Slowenen ist das Anschlußproblem eine der wichtigsten Lebensfragen; in der Außenpolitik sollen alle unsere Schutzvereine ihr Augenmerk auf die Möglichkeit der Vereinigung Österreichs mit Deutschland richten und schon jetzt den Boden vorbereiten, damit im gegebenen Augenblick unsere Regierung mit aller Entschiedenheit die Forderung stellen kann, daß der jugoslawischen Muttererde das entrissene Kärnten wieder zurückgegeben werde."

In der Tat arbeiten mehrere jugoslawische Vereine in diesem Sinne. Da ist zunächst der Verein „Maria Saaler Glocke", der die Slowenen schon durch seinen Namen ständig an den Verlust des Zollfeldes mit Maria Saal, diesem angeblichen slowenischen Mekka, erinnern und zugestandenermaßen die irreden-

tistische Idee in Kärnten pflegen will, dann der Cyrill- und Methodverein, der nach dem Rechenschaftsbericht des Säckelwartes vom 8. September 1921 erst dann seine Tätigkeit abschließen wird, wenn alle Slowenen unter einem Dache vereinigt sind, und die jugoslawische Matica, welche das Gefühl der kulturellen Zusammengehörigkeit der Südslawen pflegen und dann „Rechnung legen will, wenn der Tag der Befreiung kommt“.

Diese „Befreiung“ soll jedoch nicht bloß materiell, propagandistisch und diplomatisch vorbereitet werden, sondern man will auch, wenn der Augenblick kommt, rasch zugreifen können. Zu diesem Zweck wurden in den größeren Orten in der Nähe der Kärntner Grenze Ortsgruppen der „Orjuna“ gebildet, die im gegebenen Momente in Kärnten einfallen sollen. Erst unlängst leistete der Fahnenträger der Ortsgruppe Krainburg bei der Fahnenweihe den feierlichen Schwur, daß er seine Hände nicht früher sinken lassen werde, bevor nicht die Fahne am Zollfelde flattere.

Schon werden in den Laibacher Blättern auch die Grenzen erörtert, welche man verlangen müsse. Die einen fordern die Drau und den Wörthersee als Grenze, andere wollen sich damit nicht begnügen. Ein Ungenannter im „Slovenski Narod“ vom 31. Juli 1925 verlangt sogar als Mindestgrenze eine Linie, die 15 Kilometer nördlich von Klagenfurt und im Lavanttal nördlich von St. Paul verläuft, also das ganze Zollfeld einschließt. Wie 1918 faßt man auch jetzt rein deutsche Gebiete ins Auge. Darum werden auch gerade gegenwärtig in Laibacher Blättern die alten dummen Märchen vom slowenischen Klagenfurt, den 100000 Slowenen in Kärnten u. dergl. wieder aufgetischt.

In diesem Zusammenhange müssen auch die von der Laibacher Presse immer wieder gebrachten Lügen über die angebliche Unterdrückung der Kärntner Slowenen erwähnt werden, die u. a. auch den Zweck haben, Österreich der Verletzung des Minderheitsschutzvertrages bezichtigen und daraus einen Grund für die „Befreiung“ Kärntens ableiten zu können.

Die Belgrader Regierung läßt diese Umtriebe gegen Kärnten ruhig geschehen, verhält sich aber sonst gegenüber den Slowenen, mit welchen sie ja in mehr als einer Hinsicht recht unangenehme Erfahrungen gemacht hat, ziemlich zurückhaltend. Als der Abgeordnete Smodej in der Skuptschina im Juni d. J an den Außenminister die Anfrage richtete, welchen Standpunkt die Belgrader Regierung in der Frage des Anschlusses Österreichs an Deutschland einnehme und welche konkreten Projekte sie habe, wenn die meistinteressierten Mächte Österreich den Anschluß bewilligen, gab Außenminister Dr Ninčič am 14. Juli d. J., ohne die geheimen Wünsche des Fragestellers auch nur zu streifen, zur Antwort, die jugoslawische Regierung stehe auf dem Boden des Friedensvertrages, ihr Standpunkt decke sich daher mit dem der befreundeten und verbündeten Mächte. Es ist bezeichnend, daß sich der Abgeordnete Smodej mit dieser Antwort nicht zufrieden gab, sondern unter Hinweis auf die angebliche Unterdrückung der Kärntner Slowenen verlangte, daß im Falle des Anschlusses der slowenische Teil Kärntens an Jugoslawien fallen müsse, da das Plebiszit zwischen Österreich und Jugoslawien und nicht zwischen Deutschland und Jugoslawien stattgefunden habe.

Während nun die slowenischen Politiker darüber einig sind, daß Südslawien im Falle des Anschlusses Österreichs an Deutschland im Norden eine Korrektur der Grenze zugestanden werden müsse, verlangt das Hauptorgan der serbischen Radikalen, die Belgrader „Samouprava“, daß Südkärnten in d.e Lage versetzt werden müsse, sich hinsichtlich des Hinzufallens an Deutschland selbst zu entscheiden, und zwar auf derselben Grundlage, auf der ihm das Recht gegeben wurde, mittels Volksabstimmung seine Zugehörigkeit zu Österreich oder Jugoslawien festzusetzen. Gegen diese Auffassung nimmt „Slovenski Narod“ vom 17. Juli scharf Stellung, indem er erklärt, daß von einem zweiten Plebiszit in Kärnten keine Rede sein dürfe; denn die Rechte Südslawiens auf den slowenischen Teil Kärntens seien notorisch und diese Rechte müßten den Slowenen zuerkannt werden ohne alle Zeremonien, also auch ohne Volksabstimmung; das sei der einzige Rechtsstandpunkt und diesen Standpunkt müsse konsequent auch die Staatspolitik verfolgen.

Die Forderungen, die „Slovenski Narod“ und mit ihm die ganze slowenische Intelligenz da stellt, fallen genau mit denen der slowenisch-nationalen Politik vor und während der Friedensverhandlungen zusammen. Man fürchtet eine Volksabstimmung und verlangt daher einfach die Zuweisung der beanspruchten Gebiete, ohne sich um den Willen der Bevölkerung auch nur im geringsten zu kümmern.

Man sieht, das Spiel von 1918/19 soll sich, wenn es nach dem Willen der Lai-

bacher Politiker ginge, in allen Einzelheiten wiederholen.

Gegenüber diesen Laibacher Bestrebungen ist der Standpunkt Kärntens klar gegeben. Bei der Volksabstimmung des Jahres 1920 hat die Bevölkerung des Abstimmungsgebietes genau gewußt, daß der Anschlußwille in Österreich ein allgemeiner ist und der Anschluß nur eine Frage der Zeit sein kann. Die Jugoslawen haben selbst den kommenden Anschluß Österreichs an Deutschland propagandistisch verwertet, indem sie die „drohende preußische Pickelhaube" den Slowenen als Schreckgespenst in Wort und Schrift durch Plakate, Zeitungen und Flugschriften hinstellten. Trotzdem hat sich die Mehrheit der Bevölkerung nicht für Jugoslawien, sondern für Österreich ausgesprochen. Die Volksabstimmung vom 10. Oktober hat daher auch den Willen der Mehrheit in der Frage des Anschlusses Österreichs an Deutschland klar und deutlich zum Ausdruck gebracht.

Überdies sprechen die Artikel der Friedensverträge, welche die Selbständigkeit Österreichs festsetzen, nur von Österreich als Ganzem, ohne die geringste Einschränkung bezüglich jener Gebiete, die erst durch die Volksabstimmung bei Österreich verblieben oder zu Österreich gekommen sind. Wenn daher der Anschluß zustande kommt, darf kein Teil des heutigen Österreich ausgeschlossen werden.

Der 10. Oktober 1920 hat also über das Abstimmungsgebiet in Kärnten ein für allemal entschieden. Eine neuerliche Abstimmung wäre nicht nur überflüssig, sondern auch ganz und gar ungerechtfertigt.

Mit aller Kraft und Entschiedenheit aber würde sich die Bevölkerung Kärntens einer gewaltsamen Lostrennung der gemischtsprachigen Gebiete widersetzen. In diesem Falle würde sie mit derselben einmütigen Entschlossenheit und Begeisterung die Freiheit und Einheit Kärntens verteidigen und für den Anschluß kämpfen, wie sie 1918 bis 1920 gekämpft hat.

Karnute.

Die deutsche Schule in Nordschleswig

Vor dem Kriege fußte die Grenzpolitik des Deutschen Reiches wie fast aller Großstaaten Europas und der Welt auf den beiden Grundlagen der militärischen Macht und der wirtschaftlichen Kraft. Heute ist unsere wichtigste Waffe die deutsche Kultur. Zu diesem Wechsel hat uns nicht nur die Not veranlaßt — die deutsche Militärmacht ist zerbrochen, die Wirtschaft geschwächt — sondern ebenso sehr die Überzeugung, daß auf die Dauer im Kampf zwischen Volkstum und Volkstum nur kulturelle Kräfte den Ausschlag geben können.

Kultur, das heißt in der Praxis zum wesentlichen Teile: Schule. In einer Erörterung darüber, ob uns das deutsche Volkstum in den abgetretenen Gebieten als deutsches Volkstum — ganz abgesehen von seiner politischen Zugehörigkeit — erhalten bleiben kann oder nicht, wird also die Frage nach der deutschen Schule im Mittelpunkt stehen müssen.

Ist diese Einstellung zum Grenzkampf an allen Grenzen erforderlich, so scheint sie in Nordschleswig um so notwendiger, als sich der Kampf hier nicht um Rasse und Religion dreht, sondern allein um die Zugehörigkeit zu der deutschen oder dänischen Kulturgemeinschaft. Der Trennungsstrich geht mitten durch die Familien hindurch, scheidet Bruder und Schwester, Vater und Sohn; der Außenstehende merkt zuweilen nichts von diesem Kampf, und doch ist es ein zähes, erbittertes Ringen: hie deutsch — hie dänisch! Die Ideologen, die von der neuen Grenze Befriedung erhofften, sehen sich enttäuscht: Nordschleswig ist das Blachfeld eines heftigen Kulturkampfes geworden, dessen Verlauf wir Schleswig-Holsteiner alle Ursache haben mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Die Stellung unserer Landsleute in diesem Kampf wird durch eine Reihe von Umständen erschwert.

1. Wir müssen freimütig zugestehen, daß der Gegner eine jahrzehntelange Erfahrung im kulturellen Kampf vor uns voraus hat, eine Erfahrung, die er südlich der Grenze, wie wir täglich spüren müssen, mit derselben Gewandtheit, Umsicht und Tatkraft anwendet wie damals in Nordschleswig. Er hat es vor allem verstanden, den Bürger, den Bauern, den Werker zum Träger dieses Kampfes zu machen. Diese Erfahrung im kulturellen Kampf können die Deutschen, da sie praktisch erst seit 1920 auf diesem Gebiet arbeiten, erst allmählich gewinnen.

2. Das wichtigste Band, das die Auslanddeutschen mit dem Mutterlande verbindet, ist die deutsche Sprache. Sie wird wesentlich durch die Schule vermittelt, denn die Haussprache eines großen Teiles der deutschgesinnten Bevölkerung ist Plattdänisch. Diese sogenannten Heimdeutschen sind an und für sich die sichersten Stützen des Deutschtums. Aber in der Tatsache der plattdänischen Haussprache liegt eine große Gefahr, wenn die Schule die deutsche Sprache nicht mehr lehren kann. In klarer Erkenntnis dieser Sachlage haben die Dänen ihre Politik auf diesen Punkt eingestellt. Sie wissen: wer die Schule hat, gewinnt Nordschleswig.
3. Hinter den dänischen Nordschleswigern steht das opferbereite dänische Volk mit seinem geschlossenen nationalen Willen. Der national gesinnte Däne kennt nur ein Ziel: Schleswig! Er träumt den nationalen Traum vom Dannewerk, wie wir Deutschen vom Kyffhäuser träumten, aus dem der Retter des Reiches hervorsteigen sollte. Voraussetzung für die Erfüllung ist die Nationalisierung Nordschleswigs, die erste Etappe auf dem Wege zum nationalen Ziel. Die Deutschen Nordschleswigs sind wesentlich auf die eigene Kraft gestellt: denn das deutsche Volk, das an sich schon in viel stärkerem Maße weltbürgerlich empfindet, ist nach dem Zusammenbruch in besonderem Maße durch so viele Aufgaben in Anspruch genommen, daß es gegenüber der Grenzfrage „Deutschland—Dänemark" nicht die gleiche Stoßkraft zeigt wie sein nordischer Gegner.
4. Dieser Einstellung entspricht auch die geldliche Unterstützung. Der dänische Staat stellt für kulturelle Arbeit südlich der Grenze jährlich 200 000 Kr. in den Haushalt ein. Unter anderen hat er für zirka 400 000 Kr. die schöne Duburg-Schule in Flensburg gebaut, und große Summen werden aus den privaten dänischen Grenzorganisationen jährlich aufgewandt. Aber der dänische Staat wirft für kulturelle Zwecke im neugewonnenen Nordschleswig viel größere Summen aus. Die tüchtigsten Beamten, die besten Lehrkräfte sind unter Bewilligung besonderer Grenzzulagen in diesen Bezirk gesandt. Schon im Jahre 1921/22 wurden neben den 4 übernommenen preußischen höheren Schulen 6 weitere neue Realschulen, 3 Volkshochschulen, dazu Haushaltungsschulen, Nachschulen für Jugendliche im Alter von 14 bis 18 errichtet. Die Schulen erheben wenig oder gar kein Schulgeld; Freiheit der Lernmittel und viele andere Vergünstigungen werden gewährt. Die Klassenhöchstzahl der Schüler in den Volksschulen ist 36 Schüler! Kurz — es wird eine großzügige, vor keinen Kosten zurückscheuende Schulpolitik getrieben. Dagegen wird man im Haushalt des Deutschen Reiches den Posten „kulturelle Arbeit in Nordschleswig" vergebens suchen.
5. Und noch ein letztes: während mehrere andere Staaten bei der Besitznahme bisher deutscher Gebiete besondere Verpflichtungen zur schonsamen Behandlung der deutschen Minderheiten eingehen mußten, wurden dem dänischen Staate von der Entente derartige Garantieerklärungen erlassen. Von dänischer Seite machte man bei dieser Gelegenheit geltend, daß besondere vertragliche Garantien unnötig seien, da die liberale dänische Gesetzgebung, die für alle dänischen Staatsbürger in den Landesteilen gelten würde, ungeachtet der Sprache und Gesinnung, und in der namentlich die Unterrichtsfreiheit ein Prinzip sei, an sich genügende Gewähr biete. Deutschlands Angebot, die Rechte der Minderheiten diesseits und jenseits der Grenze vertraglich zu regeln, ist von Dänemark abgelehnt worden, wie ja auch das deutsche Anerbieten, sich über die Grenzziehung schiedlich-friedlich von Volk zu Volk zu einigen, von Dänemark zurückgewiesen worden ist. Dänemark hat daher bei der Behandlung der deutschen Schule völlig freie Hand gehabt; und man muß der dänischen Verwaltung das Zeugnis ausstellen, daß sie die Vorteile dieser Lage voll ausgenutzt hat.

Es wird erforderlich sein, zum besseren Verständnis ein kurzes Wort über die gesetzlichen Grundlagen zu sagen, auf denen sich die deutsche Schule in Nordschleswig aufbaut.

Wir müssen dabei unterscheiden das öffentlich-kommunale Schulwesen für die deutsche Minderheit und das private Schulwesen. Die wichtigsten Bestimmungen sind enthalten in den Gesetzen vom 30. Juni 1920 und 1. Mai 1923:

„In den Städten Hadersleben, Apenrade, Sonderburg und Tondern zerfällt die Volksschule in zwei Abteilungen, von denen die eine Dänisch, die andere Deutsch als Unterrichtssprache hat, Eltern und Vormünder können zwischen diesen beiden Abteilungen wählen."

Auf dem Lande wird nach folgenden Gesichtspunkten verfahren: „Wo die Unterrichtssprache Dänisch ist, soll, wenn mindestens 10% der Wähler des Schuldistrikts, die Elternrecht über Kinder unter 14 Jahren haben, bei der Schulkommission den Wunsch zum Ausdruck bringen, eine Abstimmung darüber stattfinden, inwieweit ein besonderer Unterricht mit Deutsch als Unterrichtssprache eingeführt werden soll. Wenn mindestens 20% der für die Schulkommission berechtigten Wähler des Schuldistrikts, die Elternrecht über Kinder unter 14 Jahren haben und mindestens 10 schulpflichtige Kinder vertreten, für den Unterricht mit Deutsch als Unterrichtssprache stimmen, werden die Anstalten dazu getroffen, daß ein solcher Unterricht für diejenigen stattfindet, die daran teilzunehmen wünschen."

Wer diese Bestimmungen liest, wird sich zunächst dem Eindruck, daß sie eine verständige und billige Ordnung des öffentlichen Schulwesens der deutschen Minderheiten darstellen, nicht entziehen können. Unsere deutschen Landsleute in Nordschleswig sind anderer Auffassung. Die Wirklichkeit entspricht nach ihrer Ansicht nicht ganz den Bestimmungen, wie sie auf dem Papier stehen. Um diesen Zwiespalt begreifen zu können, muß man wissen, daß die dänische Gesetzgebung — nicht nur auf dem Gebiete der Schule — die Gesetze weitmaschiger und elastischer faßt, als es z. B. in Deutschland üblich ist; sie setzt gern „kann", wo wir ein „muß" erwarten; so bleibt den örtlichen Behörden ein weiterer Spielraum in Auslegung und Anwendung als bei uns.

Die örtliche Behörde für die Schule ist die Schulkommission. Ihre Wahl — nach den Grundsätzen der Verhältniswahl — ist ein politisches Ereignis, das den kommunalen und Reichstagswahlen nicht nachsteht. Diese Kommission hat eine viel größere Machtbefugnis als irgendeine kommunale Schulbehörde in Deutschland. Ihr steht nicht nur die Regelung der äußeren Angelegenheiten, sondern die Aufsicht über den Unterricht, die Lehr- und Stundenpläne, die Wahl der Lehrer usw. zu. Hinter ihr steht der dänische Amtskolekonsulent, das schultechnische Mitglied der Amtsschuldirektion. Das Ministerium übt in einigen Fragen das Bestätigungsrecht aus; tatsächlich ist aber die örtliche Schulkommission der wichtigste Faktor. In ihr haben in der Mehrzahl der Fälle die Dänen die Mehrheit. Ich schätze — die genauen Zahlen der letzten Wahl liegen mir noch nicht vor — daß etwa in einem Drittel der Orte mit deutschen Schulabteilungen die Deutschen, in zwei Dritteln die Dänen die Mehrheit haben.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die dänischen Mitglieder ihre Mehrheit mit folgerichtiger Beharrlichkeit ausnutzen. Man mache ihnen daraus keinen Vorwurf — sie gebrauchen eben ihre Macht.

Können die örtlichen Schulkommissionen auch nicht die gesetzlichen Bestimmungen ändern, so können sie doch Hemmungen einschalten. Die Einrichtung einer deutschsprachigen Schulabteilung bedeutet selbstverständlich eine finanzielle Mehrbelastung für die Gemeinde. Diese Mehrbelastung, ja schon die Drohung der Mehrbelastung wirkt auf unsere Landsleute hemmend. Wirtschaftlich Schwache und Abhängige sind überdies unschwer zu beeinflussen. Die Abstimmung für die Errichtung einer Schule ist zwar nach den Buchstaben des Gesetzes geheim; da aber derjenige, der nicht mitstimmt, als Gegner gezählt wird, erscheinen nur die Anhänger des Antrages an der Wahlurne: die Abstimmung ist in Wirklichkeit öffentlich, und wie ich höre, scheut man im Kleinkrieg des Dorfes auch nicht vor dem Boykott zurück. Ferner weist man wohl die Deutschen auf den pädagogischen Nachteil hin, wenn etwa ein zweiklassiges Schulsystem in zwei einklassige getrennt wird. Schließlich wendet man auch jene hinzögernde — im Amtsstil: dilatorische — Behandlungsweise an, auf deren Handhabung sich die dänischen Behörden nach dem Urteil unserer Landsleute besonders gut verstehen sollen. So haben die Arbeiter in Ekensund, wo 40 deutsche Kinder der deutschen Ziegeleiarbeiter deutschen Unterricht verlangten, lange Jahre um ihre Schule kämpfen müssen; erst als unter dem Druck der bevorstehenden Kopenhagener Verhandlungen Nina Bang selber kam, fügten sich die örtlichen Behörden.

Der Kernpunkt ist, daß um die Einrichtung einer jeden neuen deutschen Landschule ein heißer Kampf entbrennt. Sie wird nicht ohne weiteres gewährt; die deutschen Schulabteilungen in den Städten sind auf Grund der oben genannten Bestimmungen ohne weiteres errichtet; auch in Flecken mit großer deutscher Einwohnerzahl — Hoyer, Tingleff, Augustenburg usw. — werden verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten gemacht worden sein; im übrigen muß aber jede neue deutsche Schulabteilung auf dem Lande erkämpft werden, und unsere Landsleute haben daher die Empfindung, als würde mit zweierlei Maß gemessen, als seien sie Staatsbürger zweiten Ranges.

Solche Stimmungsurteile lassen sich von dem Außenstehenden schwer nachprüfen; das Endergebnis der dänischen Verwaltungspraxis scheint indessen rein zahlenmäßig gesehen unsern Landsleuten recht zu geben; denn von 298 deutschen Volksschulen mit 26—27 000 Kindern im Jahre 1920 waren nach der statistischen Übersicht, die von der dänischen Völkerbundsliga kürzlich in Warschau vorgelegt ist, am 31. Dezember 1924 nur noch 28 öffentliche Schulen mit 2452 Kindern vorhanden, d. h. etwa ein Zehntel war noch deutsch beschult. Nun wollen wir ruhig einräumen, daß ein Teil der Nordschleswiger, insbesondere im Kreise Hadersleben, als überzeugte Dänen mit Freuden der deutschen Schule den Rücken gekehrt hat. Aber selbst wenn wir die Abstimmung von 1920 zugrunde legen, die bekanntlich unter sehr ungünstigen Umständen vorgenommen wurde und die nur 25% Stimmen für Deutschland erbrachte, so müßte demgemäß ein Viertel von 26 000 Kindern, also 6500 deutsch beschult werden — es sind einschließlich der Privatschulen etwa 3000 — über 3000 Kinder deutschgesinnter Eltern müssen demnach dänisch eingeschult sein.

Unsere Landsleute würden sich vielleicht doch noch mit dieser Minderheitsordnung abfinden, wenn sie wenigstens den Geist der Schule bestimmen könnten. Das Entscheidende an einer Schule ist die Persönlichkeit des Lehrers. Da die Schulkommission auch das Recht der Lehrerwahl hat, bemühen sich die Kommissionen, soweit sie über eine dänische Mehrheit verfügen, für die deutschen Schulabteilungen Lehrer vorzuschlagen, die wohl einigermaßen deutsch sprechen, die vielleicht auch deutsch vorgebildet sind, die aber im Herzen mehr dänisch als deutsch gesinnt sind. So erklärt es sich, daß wir wohl gute Schulen in Tondern, in Hoyer, in Tingleff usw. haben, daß aber eine ganze Reihe deutscher Schulabteilungen keine deutschen Schulen im eigentlichen Sinne sind, sondern nach Auffassung unserer Landsleute im besten Falle deutschsprachige Klassen, in denen dänische Geschichte in dänischem Sinne erteilt wird. Hier liegt der Angelpunkt des Minderheitenschulwesens. Ein Staat, der die national verschiedenen Stämme gleichmäßig gerecht betreut, wird den fremdsprachigen Teilen nicht nur die Pflege ihrer Sprache, sondern auch die Pflege ihres Volkstums einräumen.

Es ist von der Minderheit immer wieder gefordert worden, daß die deutschen Schulen auch von deutschen Schulkommissionen verwaltet würden. Dann könnten die Deutschen die Schulstellen an ihren Schulen selbst besetzen, dann würden die deutschsprachigen Klassen wirklich deutsche Volkstumsschulen werden. Diese Forderung ist immer wieder von den Dänen abgelehnt worden. Das Bild wird sich in Zukunft noch verdunkeln. Noch wirken eine Anzahl deutsch ausgebildeter Lehrer aus der deutschen Zeit. Mit jedem Jahr wird ihre Zahl naturgemäß geringer. Es fehlt an Nachwuchs. Um Dänemark für die Zukunft gegen deutsche Lehrer zu sichern, ist die bisher geltende Bestimmung, wonach für die Anstellung im Volksschuldienst dänisches Staatsbürgerrecht nicht nötig sei, durch das Gesetz vom 1. Mai 1923, das die Verhältnisse in den nordschleswigschen Landesteilen regelt, aufgehoben. Hier ist nach der Abstimmung die Gesetzgebung geändert zuungunsten Nordschleswigs. Damit ist der Nachwuchs an deutschen Lehrkräften abgeschnitten. In Nordschleswig befanden sich in deutscher Zeit 3 deutsche Lehrerseminare, 2 für Lehrer, 1 für Lehrerinnen, die alle dänisch geworden sind. So werden auch die Deutschgesinnten ihre künftigen Lehrer auf dänische Seminare schicken müssen.

Über das höhere Schulwesen ein kurzes Wort. Es kann ganz kurz sein, weil das höhere Schulwesen nach einer kurzen Übergangszeit völlig danisiert worden ist. Von dem einst blühenden deutschen höheren Schulwesen, das aus einem Gymnasium, einer Oberrealschule, drei Realschulen, mehreren höheren Mädchenschulen, drei Seminaren bestand, ist heute nichts mehr vorhanden. Auch die bescheidene Forderung der deutschen Minderheit, an eine dänische Staatsschule eine deutsche Schulabteilung anzugliedern, die zur Universität führt, ist abgeschlagen

worden. Als Ersatz bietet man Mittelschulen. Aber diese deutschsprachigen Mittelschulklassen in den 4 Städten erreichen keinen Abschluß, gewähren keine Berechtigung. Mittelschulen bilden im dänischen Schulsystem das normale Mittelglied zwischen Grundschule und höherer Schule. Auf der Mittelschule bauen sich zwei Zweige auf: die einklassige Realschule, die für die mittlere Laufbahn befähigt, und das dreiklassige Gymnasium, das zur Universität führt. Wollen aber die Schüler der deutschen Abteilungen in die dänische höhere Schule übergehen, so müssen sie eine Aufnahmeprüfung bestehen, auch im Dänischen, und dabei verlieren sie, wenn sie ihnen überhaupt glückt, mindestens ein Jahr. Dadurch werden manche Eltern veranlaßt, ihre Kinder schon gleich auf die dänische Schule zu schicken. Die deutschen Klassen würden allmählich veröden, weil sie eben in eine Sackgasse münden, wenn man sich nicht auf dem Wege der Privatschule geholfen hätte.

Nach dem § 83 der dänischen Verfassung sind Eltern und Vormünder, die selbst dafür Sorge tragen, daß die Kinder einen Unterricht erhalten, der dem allgemein in der Volksschule verlangten gleichkommt, nicht verpflichtet, die Kinder in der Volksschule unterrichten zu lassen. Dieses von altersher in Dänemark bestehende Recht zum Privatunterricht mußte zwangsläufig auch in Nordschleswig angewandt werden, wenn man sich nicht dem Vorwurf der Ausnahmegesetzgebung aussetzen wollte. Es ist nicht ohne Reiz festzustellen, daß in dem unter einem sozialistischen Unterrichtsminister lebenden Dänemark dieser liberale Gesichtspunkt aufrecht erhalten ist, während wir bekanntlich durch unser Grundschulgesetz die Eltern zwingen, ihr Kind in eine bestimmte Schule zu schicken. Überdies gewährt der dänische Staat unter gewissen Bedingungen einen Zuschuß von etwa 50 Kr. jährlich für jedes Kind. Auf Grund dieser Bestimmungen haben die Deutschen an einer Reihe von Orten Privatschulen errichtet, und wenn auch diese Schulen der örtlichen Schulkommission unterstehen, so sind sie doch wirkliche Volkstumsschulen. Die Deutschen können ihre Lehrer selbst wählen; er darf auch deutscher Staatsangehörigkeit sein; er ist unabhängig vom Amtskolekonsulenten. Aber dies Privatschulwesen erfordert große Geldmittel, die die deutsche Minderheit stark belasten. Im Jahre 1924 bestanden nur noch 7 deutsche Privatschulen, die von höchstens 250 Kindern besucht wurden. Das heißt, es wurde noch nicht einmal 1% der Kinder Nordschleswigs in privaten deutschen Volkstumsschulen unterwiesen. Nach den Berichten aus Nordschleswig scheint der Tiefstand überwunden zu sein: im letzten Jahr hat sich die Zahl der Privatschulen verdoppelt. Das ist ein erster bescheidener Anfang. Aber die Privatschule scheint mir der einzige Weg zu sein, um jenes gemäßigte Ziel zu erreichen, daß die Kinder deutschgesinnter Eltern auch deutsch unterwiesen werden.

Ich fasse zusammen:

1. Die Taktik der dänischen Verwaltung wird von unsern Landsleuten dahin gekennzeichnet, daß sie unter Wahrung des liberalen Gesichts und in liebenswürdiger Form einen zielbewußten Kampf gegen die deutsche Minderheit mit dem Ziele der Aufsaugung führt.

2. Das Ergebnis dieser Verwaltung ist, daß die deutsche Volksschule Nordschleswigs, die wichtigste Vermittlerin deutschen Volkstums, im Vergleich mit ihrer Blütezeit vor der Abtrennung nur noch ein Zehntel des damaligen Bestandes ausmacht, daß nicht einmal die Hälfte der Kinder, deren Eltern 1920 deutsch gewählt hatten, auch deutsch beschult werden, daß die höhere Schule völlig verschwunden ist, daß die öffentlichen Volks- und Mittelschulen in überwiegender Zahl von der deutschen Minderheit als deutschsprachige Schulen, nicht aber als deutsche Volkstumsschulen angesehen werden.

3. Die deutschen Privatschulen werden als deutsche Volkstumsschulen im eigentlichen Sinne angesprochen. Ihre Zahl ist noch gering; durch ihre Vermehrung ist es möglich, den Stand von 1920 wiederzugewinnen.

Dazu sind große Mittel erforderlich. Da staatliche Mittel nicht ausgeworfen werden können, bleibt nur die Hilfe aus dem deutschen Volk, insbesondere aus Schleswig-Holstein. Ohne diese Hilfe — das darf ich ganz ruhig und nüchtern aussprechen — ist das deutsche Volkstum Nordschleswigs stark bedroht.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob wir Deutsche, insbesondere wir Schleswig-Holsteiner, denn ein besonderes Interesse an dem deutschen Volkstum in Nordschleswig haben. Ich will dabei den Ehrenpunkt außer acht lassen, ob wir Deutsche, ein Volk von 63 Millionen, ruhig zusehen wollen, daß ein kleines Nachbarvolk von 3 Millionen unser Volkstum aufsaugt und zurückdrängt. Ich will auch den wirtschaftlichen Gesichtspunkt: Nordschleswig als Produktions- und Absatzgebiet, als das Hinterland Flensburgs,

als den Umschlagplatz nach Norden nur kurz berühren, obwohl gerade in letzter Zeit von führenden Wirtschaftlern immer klarer erkannt ist, welch eine große Bedeutung dem Deutschtum an allen Grenzen, im Osten, Süden, Westen, Norden, als dem natürlichen Vermittler deutscher Industrie und deutschen Handels zukommt. Ich will nur das eine betonen: der Bestand des Deutschtums in Nordschleswig ist eine Frage der Selbsterhaltung für unsere Heimatprovinz. Wer die Jahre nach der Abtrennung an der Grenze miterlebt, wer in den Inflationsjahren den stürmischen Siegeszug der Dänen nach der Schlei hin beobachtet hat — ich erinnere daran, daß in der guten Stadt Schleswig im Handumdrehen eine dänische Sprachschule mit 200 Schülern aus dem Boden gestampft war — der weiß, daß wir es mit einem entschlossenen, rücksichtslosen, bei aller äußeren Liebenswürdigkeit zielbewußten, auf Kampf und nicht auf Versöhnung eingestellten Gegner zu tun haben, mit einem Gegner, der seine Zeit abzuwarten versteht — wer hätte denn vor 1914 an eine Abtrennung Nordschleswigs gedacht? — der jahrzehntelang arbeiten kann, um endlich seine Früchte zu ernten. In diesem uns aufgezwungenen Kampf um unser Land sind die Deutschen Nordschleswigs die Vorposten. Wir sollten sie nicht im Stiche lassen.

Mit dem Wunder der Rentenmark sind freilich die kühnsten Träume der Gegner zerflattert — sie holen seit der Mitte des vorigen Jahres die zuweit vorgestoßenen Kräfte zurück — aber — und das gibt zu denken — seit der Mitte des vorigen Jahres setzt auch die Verteidigung der Deutschen in Nordschleswig ein; seit dieser Zeit gründen sie eine Privatschule nach der andern und machen offenbar den Dänen im eigenen Lande zu schaffen. Soll ich die Folgerung daraus ziehen? H. P. Hansen hat sie in seiner letzten großen Rede am Genforeningsdag ausgesprochen: in Nordschleswig wird die Entscheidung zwischen dänischem und deutschem Volkstum fallen. Dort liegt der Außendeich. Ihn müssen wir stärken! Wer die deutsche Schule in Nordschleswig stützt, der schirmt die Heimat! Ebert.

Die französische Literatur der Gegenwart

Komik, Humor und philosophischer Humor

Weist die heutige französische Literatur eigentlich bedeutende komische Schriftsteller auf? Einen konnte sie verzeichnen, freilich vor nunmehr zweieinhalb Jahrhunderten, einen hervorragenden: Molière. Als satirische Darstellung der Charaktere und Sitten bleiben die Komödien Molières Meisterwerke und jetzt, nach zweieinhalb Jahrhunderten, bewahren sie noch ihre ganze Wirkungskraft.

Es wäre ungerecht, wollte man die gegenwärtigen Schriftsteller durch einen Vergleich mit diesem Meister herabdrücken. Aber man muß zugeben, daß keiner den Titel seines Nachfolgers beanspruchen kann. Auf dem Theater sind die Versuche einer satirischen Beleuchtung der Sitten zahlreich; doch unsere modernen Komödien mühen sich ab, hauptsächlich mit Schilderungen der kleinen Verrücktheiten unserer Gesellschaft die Zuschauer zu erheitern. Von den Vaudevilles wollen wir erst gar nicht reden: alle ihre Absichten erschöpfen sich darin, durch die Darstellung merkwürdiger Lebenslagen Heiterkeit zu erwecken. Der Versuch einer wirklichen Charakterstudie wurde von Courteline unternommen, dem zweifellos eine recht bedeutende „vis comica" innewohnt. Catulle Mendès hat ihm den Titel des modernen Molière verliehen. Ich liebe und bewundere Courtelines Komödien sehr, doch hat er sich — außer in seinem unsterblichen Boubouroche — eigentlich nur mit untergeordneten Problemen befaßt.

So scheint es denn, daß dem gegenwärtigen Frankreich der Sinn für die große Komik abgeht.

Henri Becque, einer der gefeiertsten Dramatiker aus dem Ende des letzten Jahrhunderts, erwiderte mir einmal auf diese Behauptung hin mit einem Ausspruch, der mich sehr in Erstaunen setzte. Bekanntlich stellen „Les Corbeaux" (eines seiner Hauptwerke)

eine Familie dar, die nach dem plötzlichen Tode ihres Oberhauptes die Beute von Schiebern wird; so etwas nennen wir auf Französisch eine „pièce noire“, also ein trauriges und recht peinliches Stück, wie man ihm das oft zum Vorwurf gemacht hat.

„— Ich habe mein Werk falsch angefaßt“, sagte mir nun eines Tages Becque, „aus meinen Schiebern hätte ich nicht nur hassenswerte Kanaillen, sondern auch gleichzeitig Kanaillen, die zum Lachen reizen, machen müssen.“

Der wahrhaft komische Dichter ist im Romane nicht zahlreicher als im Theater vertreten. Auch da versucht man nur zum Lachen anzureizen mehr durch die Wiedergabe kleiner Absonderlichkeiten des täglichen Lebens als durch tiefe Kritik der sozialen Zustände ....

Aber eines hat den Platz, den ehemals das Komische innehatte, eingenommen, und das ist das — Humoristische.

Welcher Unterschied besteht nun zwischen Komik und Humor? Der komische Dichter scheint — wenigstens in Frankreich — mehr die Rolle eines Richters zu spielen, er ist also ein Mann, der die Wahrheit besitzt und den Fehler geißelt. Wenn er sich über diese und jene Abgeschmacktheit lustig macht, so tut er es durch den Vergleich mit einem Musterbeispiel, das er als geschändet ansieht: ein schlapper und trotteliger Soldat wird erst durch die Gegenüberstellung mit einem tapferen und klugen lächerlich.

Die Aufgabe des Humoristen hingegen ist es, an einer Betrachtungsart zu beweisen, daß es auch noch einen anderen Gesichtswinkel dafür gibt. Er behauptet nicht, sie sei minderwertig, sondern nur: sie sei nicht die einzige.

Wie das ein Schriftsteller sehr fein ausdrückte, über den ich sogleich noch ausführlich sprechen werde, nämlich Gaston de Pawlowski: Der Humor ist das sichere Wissen um die Bedingtheit aller Dinge, ist die dauernde Kritik an dem, was man für endgültig feststehend hält, eine offene Pforte allen neuen Möglichkeiten, ohne die jeder Fortschritt des Geistes unmöglich sein würde. Der Humor erkennt nichts als endgültig an und gerade diese negative Seite mißfällt den Leuten; aber sie setzt unserer Gewißheit Grenzen und damit leistet sie uns den größten Dienst, den man uns überhaupt erweisen kann.

Wenn man von den Humoristen des 18. Jahrhunderts absieht, so hat sicherlich der englische Humor heutzutage einen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der französischen Humoristik. Zum Beweise dürfte der Erfolg einiger englischer Schriftsteller in Paris dienen, wie Oscar Wilde, George Moore, Synge, Bernard Shaw (freilich sind eigentlich alle vier Irländer, so daß man versucht ist zu behaupten, der englische müsse vielmehr irischer Humor heißen) und schließlich noch Samuel Butler.

Der berühmteste Pariser Humorist ist Tristan Bernard, dessen Stücke Meisterwerke spöttischer Beobachtung sind und dessen witzige Ausdrücke so erfolgreich waren, daß die „Nouvelle Revue française“ eben von ihnen eine Auslese unter dem Titel l'Esprit de Tristan Bernard veröffentlicht hat. Auch von anderen ist eine ganze Sammlung von Aphorismen, Gesprächen, Anekdoten und Allerlei erschienen; so, von Léon Treich zusammengestellt, l'Esprit de Sacha Guitry, ferner l'Esprit de George Clemenceau, von dem schrecklichen Greise, von dem man behaupten kann, seine Aussprüche seien gefährlicher als Säbelhiebe, und endlich l'Esprit d'Aurélien Scholl, der sich vor einem halben Jahrhundert hervortat, und den der Herausgeber nur wiedererweckt hat ....

Der Humor ist in den zahlreichen Romanen der Gegenwart recht stark vertreten. Ich habe hier vor einigen Monaten von Jean Giraudoux gesprochen und könnte gleichfalls als Beispiel Pierre Mac Orlan anführen, der gerade einen Abenteurerroman veröffentlicht unter dem Titel „les Pirates de l'Avenue du Rhum, in dem er die sonderbarsten Abenteurergestalten heraufbeschwört, von denen, die sich ein Gewerbe aus dem Alkoholverbot in den Vereinigten Staaten machen.

Der letzte Roman von Philippe Soupault, le Bar de l'Amour ist nicht weniger charakteristisch. Philippe Soupault ist einer der jungen Menschen, die der Gruppe der Dadaisten angehört haben und Überrealisten geworden sind. Ich werde mich begnügen, den dichterischen Vorwurf seines Buches zu schildern, nicht ohne hinzuzufügen, daß er mit liebenswürdigstem Geiste behandelt worden ist.

Julien, die Hauptperson, schaut oft in seinen eigenen Wesensgrund hinein wie in einen Spiegel. Wenn er dann die Augen erhebt, so sieht er auch weiterhin sein eigenes Gesicht und die ihm eigentümlichen Gesten in den Augen seiner Mitmenschen. Bald bewußt, bald unbewußt dieser Täuschung der Spiegelbilder hingegeben, ist er des Kampfes mit sich selber müde, verlangt Klarheit über

sich und sucht ungestüm nach Anhaltspunkten. Kann er an ein anderes Selbst glauben, an eins, das dem Leben näher wäre, so daß er wähnt darin unterzugehen? — Es nützt ihm alles wenig. Er lebt wie ein vom Himmel Gefallener, wie ein eben aus tiefem Schlaf Erwachter. Bevorzugt er deshalb die Bars? Aber er verbringt vor einem Glase lange Stunden. Er versteht nicht, zu träumen. Er hat einfach Durst, er will das Glas leeren und den Boden mit seinen Augen erfassen. Wenn das Bild der Liebe an seinen Augen vorüberzieht, hebt er die Hand, führt das Glas zu den Lippen und trinkt und dann merkt er, daß er keinen Durst hat. „Die Liebe, ich kenne das", sagt er, und er lügt nicht, er kennt alles und nichts. Er ist durstig, sehr durstig — und sein Durst ist immer schon gelöscht.

* * *

Der Humor in allen diesen Werken hat eine Kritik der Sitten zum Gegenstand. Darf er seinen Ehrgeiz darauf beschränken? Ich hoffe, die gebildeten Kreise werden es mir danken, wenn ich ihnen von einem Versuch berichte, von dem nur wenige in Deutschland etwas wissen dürften, der mir aber der allergrößten Aufmerksamkeit wert scheint.

Der Humor, so sagten wir eben, ist das sichere Wissen um die Bedingtheit aller Dinge .... Gaston de Pawlowski erklärt, daß jedesmal, wenn der Mensch mit Genugtuung behaupte, er sei zu einer Gewißheit gekommen — sei es nun auf wissenschaftlichem oder moralischem Gebiet —, so könne es dem Humor gelingen, indem er die Urteilskraft überspannt und weiter ausdehnt bis in die Gefilde hinein, wo sie scheitern muß, auf überraschende Art ihre Relativität, ihre Bedingtheit deutlich zu machen. Der Humor erstreckt sich also nach seiner Ansicht nicht, wie man glauben könnte, einzig auf die Nichtigkeiten des täglichen Lebens, sondern in noch höherem Maße auf die tiefen Untersuchungen des Geistes. Er zeigt uns also die Grenzen der exakten Wissenschaft an, wie er uns auch täglich die Begrenztheit der moralischen Voraussetzungen aufweist. Er führt uns nicht in eine neue Welt ein, doch beweist er uns, daß unsere Welt begrenzt ist und daß es hinter den Mauern, die uns gefangen halten, noch andere Dinge geben dürfte.

Man hat also Unrecht, im Humor nur eine einfache nutzlose Belustigung des Geistes zu sehen, denn keine Kritik kann tiefer und ergebnisreicher sein. Wenn wir von diesen Voraussetzungen ausgehen, müßte sich der Humorist selbst mit den eigentlichen Grundsätzen der Mathematik, der anderen Wissenschaften, der Philisophie befassen und endlich auf einem langen Umwege wieder auf die Einsteinschen Theorien stoßen.

Ohne die wissenschaftliche Hypothese wäre freilich das ganze Weltbild unmöglich, wie auch eine Vernunftfolgerung nicht möglich wäre, die nicht mit Worten bestimmbar ist. Unsere Hypothese ist daher nicht minder wahr als die zahlreichen anderen, die — so unerläßlich sie auch seien — nur vorläufige Annahmen sind und die, wenn man sie tatsächlich als endgültige Gewißheiten hinnimmt, den Fortschritt der Ideen aufhalten und hemmen würden. Bei aller nur möglichen Bewunderung für die Hypothesen ist es doch unsere Pflicht, an ihnen die Relativität aufzuweisen, ihre Grenzen anzuzeigen und dem Menschen immer neue Möglichkeiten einzuimpfen.

Die Aufgabe des Humoristen ist es also, die Auswirkungsmöglichkeiten einer Hypothese ad absurdum zu führen, und Aufgabe des Dichters, dem Geist neue Ausblicke von unübersehbarer Tragweite zu erschließen. Und gerade das ist die doppelte Aufgabe, die Gaston de Pawlowski versucht hat, in seinem großen Werk zu verwirklichen, das Voyage au pays de la quatrième dimension genannt ist.

* * *

Pawlowski ist in Paris als Journalist sehr bekannt, und seine unermüdliche Tatkraft erstreckt sich gleichzeitig auf die Kritik des Dramas, auf Literatur, Kunst und Sport. Aber er gehört zu denen, die sich nicht mit ihrer einmal vollendeten Aufgabe zufrieden geben und an ihrem Lebensende gerade noch dem Drucker den Durchschlag ihres Tagesartikels eingesandt haben.

Er machte ferner durch wissenschaftliche philosophische Werke von sich reden, z. B. durch eine Philosophie der Arbeit, die er 1901 veröffentlichte. Gleichzeitig brachte er einige phantastische und humoristische Bücher heraus (humoristisch im landläufigen Sinne). Und sein Polochon, die Geschichte eines armen Teufels von Soldat, der einen Urlaub erhielt, mit dem er nichts anfangen konnte, hat einen sehr großen Erfolg gehabt, der auch jetzt noch andauert. Man darf sagen, daß die Voyage au pays de la quatrième dimension die Philosophie der Arbeit und die Studie über die seelischen Zustände des Polochon

auf einer höheren Stufe vereinigt und verbindet.

Um 1895 hatte Pawlowski eine erste Abhandlung über die Erforschung der Zeit geschrieben und seitdem hat er ohne Unterbrechung an dem Werk gearbeitet, dem er im Jahre 1912 eine erste Fassung gab, die aber schon den Titel „Voyage au pays de la quatrième dimension" trug. Aber er blieb nicht lange dabei stehen, und diese Arbeit ist für ihn so etwas wie sein Lebenswerk geblieben. Er nahm das Werk wieder auf, ergänzte es, gestaltete es wieder um, und erst ganz kürzlich, nach 30 Jahren des Überlegens und Durcharbeitens, ließ er seinen endgültigen Wortlaut erscheinen.

In der früheren wie in der heutigen Fassung bedeutet dieses große Werk eine anti-naturalistische Kundgebung. Ein leidenschaftliches Credo auf die unumwundene Schöpferkraft des Gedankens ist es, erklärt Pawlowski in seinem Vorwort, ein revolutionärer Protest gegen die wissenschaftliche Tyrannei der Gegenwart. Es ist wie ein Versuch zu einem Roman, dessen Hauptfigur nicht etwa ein Menschenwesen, sondern eine Idee sein würde, ein Roman, in dem die unerwarteten Entwicklungen sich in den Gedanken abspielen würden und die Abenteuer in den Wandlungen seiner gedanklichen Eigenart.

Die ersten Kapitel der Voyage au pays de la quatrième dimension befassen sich hauptsächlich damit, die überlieferte Ordnung unserer Anschauungen über den Haufen zu werfen und Möglichkeiten für eine neue Denkart zu eröffnen dadurch, daß man dem Beobachter genauer den Platz demgegenüber anweist, was er beobachtet. Im Anfang seines Buches versetzt uns also der Verfasser in das Land der vierten Dimension.

Was ist denn dieses Land .... und was die vierte Dimension?

Die Welt, in der wir leben, ist uns nur in der Form der drei euklidischen Dimensionen bekannt. Die vierte Dimension ist also etwas, was nur mathematisch begreiflich, praktisch aber unvorstellbar ist. Auch Pawlowski versteht darin vielmehr das notwendige Symbol von etwas Unbekanntem, ohne das das Bekannte nicht bestehen kann. Die vierte Dimension in unserer dreidimensionalen Welt ist diese veränderliche Größe, deren Bestehen unerläßlich in jeden Bezug des menschlichen Denkens eingreift, deren Eigenschaften aber in der Berührung mit den Ziffern verschwinden, sobald man nämlich versucht, ihnen einen bestimmten Wert zu geben. Ist es z. B. nicht lohnender, mit ihrer Hilfe die Geometrie beweglicher zu machen, indem man ihr erlaubt, sich den ästhetischen Kurven zu nähern, als daß man öffentlich jede Suche nach der Quadratur des Kreises ächtet? Und das künstliche Spiel der mathematischen Wissenschaften zu vermenschlichen, indem man wie Mörtel zwischen die Zahlen die ewige Fortdauer des Lebens einfügt? Ist es nicht notwendig, die Bewegung anders als durch unverrückbare Punkte in dem dreidimensionalen starren Raum zu erläutern?

Ist es nicht wichtiger, im Bereich der Gedanken die unbewegliche Bewegung eines Kunstwerkes im Vergleich mit den sichtbaren Bewegungen des Lebens zu erklären? Oder die nicht meßbare Eigenschaft im Vergleich mit den meßbaren Mengen? Und das zeitlose Verschmelzen von Vergangenheit und Zukunft in unserem Unterbewußtsein im Vergleich zu den unterschiedlichen Schwankungen des Bewußtseins zu betrachten? Die Gewißheit der hypothetischen vierten Dimension nimmt den Platz ein, der nicht leer bleiben darf. Einzig je nachdem, wie unsere Teilgleichungen sich erfüllen werden, wird das Symbol sich erheben, immer unantastbarer, und die beackerten Felder fliehen — neuen Ländern zuliebe. Hinter jeder abgetragenen Mauer finden wir eine andere, hinter der sich dann schon notwendig die vierte Dimension befindet, d. h. das ewige und unentzifferbare Geheimnis, das die Quadratur des Kreises unserm Wissen immer näher bringen wird.

Die Anfangskapitel haben die Aufgabe, den Leser auf die schwierige Reise vorzubereiten. Das erste Hindernis, dem man nun begegnet, wenn es darauf ankommt, im Land der vierten Dimension zu landen, sind die angeborenen Widerstände unseres Körpers, der an die drei Dimensionen gewöhnt ist. Pawlowski erzählt von den ersten Vorfällen rein materieller Art, die, obgleich sie auf den ersten Blick unbedeutend und an sich unerklärliche Erscheinungen sind, ihm dabei den Weg gewiesen haben:

Ein kleines Holzkästchen aus Indien, das er mit einem Band zu verschließen pflegte, und bei dem ihm, als er es einmal verknotet und versiegelt hatte, einfällt, daß er seinen Brief hineinzutun vergessen habe .... Unterbewußt, in Gedanken an anderes, öffnet er das Kästchen wieder, tut den Brief hinein und schließt dann wieder den Behälter. In diesem Augenblick fällt ihm ein, daß er vergessen hatte,

die Umschnürung zu lösen, und er stellt fest, daß tatsächlich weder der Knoten gelöst noch das Siegel erbrochen sei. Der Gegenstand entzog sich also den gewöhnlichen Regeln, die in den Gebieten der drei Dimensionen Gültigkeit haben.

Dann ist da die geheimnisvolle Treppe, die so beschaffen ist, daß man nach dem Ersteigen sämtlicher Stufen, ohne daß man je eine zurückgegangen ist, sich auf einmal wieder auf dem Ausgangspunkt befindet. Und endlich gibt es da eine Reise im Automobil, die der Dichter von Florenz nach Paris über Aoste, Ambérieu und Tournus unternahm, in deren Verlauf er vergaß, den Teil der Strecke zwischen Amberieu und Tournus zurückzulegen; mit dem Erfolg, daß er, nachdem er gerade in Ambérieu eingetroffen war, sich unvermutet und plötzlich in Tournus ankommen sieht.

Ich lasse andere Abenteuer beiseite und zitiere:

„Les hommes d'aujourdhui, liés par le préjugé de l'espace à trois dimensions et par celui de la division d'un même mouvement en points successifs dans le temps, sont un peu dans la situation d'un insecte qui, se promenant indéfiniment sur une statue, en sentirait les contours comme une succession d'événements et n'en pourrait jamais comtempler l'ensemble. Lorsque l'on sait se dégager pour toujours de cette infériorité traditionnelle, il semble au contraire que l'on soit brusquement dans la situation d'un artiste qui, d'un seul coup, admire l'ensemble de la statue, la voit tout entière dans le même moment et prend en pitié l'insecte maladroit qui poursuit fièvreusement sa route obscure d'un grain de marbre à l'autre. Pour moi qui sais maintenant qu'il n'y a pas, à proprement parler, d'espace ni de temps et que l'on peut, lorsque l'on a su se libérer des préjugés euclidiens se déplacer à volonté dans le présent ou dans l'avenir, je me suis informé avec curiosité des transformations de notre monde au cours des siècles, transformations qui ne sont, en somme, que le même geste complètement dessiné en dehors du temps."

Einmal in das Reich der vierten Dimension versetzt, d. h. außerhalb von Raum und Zeit, so wie wir es gemeinhin nennen, findet sich der Dichter mitten in der Leviathan-Epoche, die uns in einer ganzen Reihe von Kapiteln geschildert wird. Der Leviathan ist ein Tier, das den Menschen beherrscht und dessen Organismus dem menschlichen Organismus ähnelt. Er wird aus lebenden Zellen gebildet, die aber nach Art einer Kolonie von Protozoen, ohne Zusammenhang bewußter Zusammenarbeit nicht fähig sind. Er erinnert an die Meerhydroiden, die eine Kolonie von besonderen polymorphen Wesen bilden. Es ist das soziale Ungeheuer, das alle persönlichen Eigenarten in sich aufsaugt, es ist der „animal état", wie ihn Hobbes genannt hat. Und so kommt man zu einer Kritik der Staatswirtschaft.

Nach dem Verschwinden des Leviathans setzte feierlich die wissenschaftliche Periode ein. Man hätte einen Augenblick glauben können, daß die Wiedergeburt des Idealismus nun anfinge. Aber die materielle wissenschaftliche Organisation der Welt war so verwickelt, daß gerade das Wissen diese Wiedergeburt zu seinem Nutzen ausbeutete und die unbarmherzige Diktatur einer kleinen Schar Bevorzugter einleitete: Die Herrschaft des „reinen Wissenschaftlers." In der großen Zentralwerkstätte thronend, verwaltet er die Welt und man muß in Pawlowskis Buch selbst sehen, welches ihre verblüffenden Auswirkungen sind.

Ich führe eine davon an:

Man hatte zu den Methoden des Fernsehens seine Zuflucht genommen, die schon früher von den Spiritisten benutzt wurden und darauf ausgingen, den physischen Körper durch einen einfachen Willensakt zu verlassen, um das, was man früher seinen „Astralleib" nannte, an seine Stelle zu setzen.

Ich habe wohl nicht erst nötig, zu sagen, daß die Reisegesellschaften mit Energie dieses Problem aufnahmen und kurz darauf besondere Hotels einrichteten, in denen man alles das vorfand, was man brauchte um vorwärts zu kommen.

So konnte ein Mensch z. B. seinen erdhaften Körper in Paris verlassen und sich durch Gedankenkraft nach Marseille versetzen lassen, und dann fand er dort in dem Spezialhotel einen freien Körper, den man ihm zur Verfügung stellte, und der es ihm erlaubte, alle seine Stadtgeschäfte zu erledigen und mit seinen Kunden zu verhandeln.

Unglücklicherweise zog diese Methode, so einfach sie auch war, böseste Unannehmlichkeiten nach sich. Geschickte Gauner nutzten die Gelegenheit aus, und wenn sie sich versichert hatten, daß der physische Leib einer Person leer in Paris zurückblieb, während

sein Geist abwesend war, zwangen auch sie sich, ihren eigenen Körper zu verlassen, wie man das mit einem alten Kleidungsstück macht, und dann machten sie es sich bequem in der bekannten Persönlichkeit, aus der sie nicht mehr herausgehen wollten. Zweifellos hätte man von da an zu einem System der psychischen Menschenkunde seine Zuflucht genommen, die es gestattet, nicht mehr wie früher nach ihrem äußeren Körper, sondern nach ihren moralischen Eigenheiten die Leute festzustellen. Daraus ergeben sich nicht weniger bedauernswürdige Verirrungen, besonders in den ehelichen Beziehungen.

Die letzten Reisen Pawlowskis finden in der Epoche des „goldenen Vogels“ statt, die endlich die Zeit der großen Wiedergeburt des Idealismus ist und in reiner Philosophie mit einer in voller Schönheit strahlenden Vision geht das Buch aus.

Ebenso wie Swift in seinen „Gullivers Reisen“ führt uns Pawlowski in ein eingebildetes Land, das ihm für die En wicklung seiner Ideen als Rahmen dient. Aber während das Land, in dem Gulliver umherstreifte, sich nicht vernunftmäßig von unserem unterscheidet, so versetzt uns Pawlowski in eine metaphysische Welt.

Die neue Ausgabe seiner Werke ist unglücklicherweise mit Radierungen geschmückt, die, an sich sehr schön, doch nicht seinem Geiste entsprechen. Doch muß ich gestehen, daß, wenn die „Voyage au pays de la quatrième dimension“, obwohl sie in Frankreich sehr hoch geschätzt wird, doch nicht einen so großen Erfolg erlangt hat, wie es dem Buche zukommt, der Grund in der Schwierigkeit liegt, welche die allgemeine französische Öffentlichkeit davon abhält, sich zu philosophischen Gedankengängen aufzuschwingen. Diese Schwierigkeit ist wahrscheinlich für das deutsche Publikum geringer, und ich bin jedenfalls sehr glücklich, seine Aufmerksamkeit auf eines der bezeichnendsten Bücher der Epoche hinlenken zu können.

Edouard Dujardin.

Berliner Theater

I.

Der Aufmarsch zur Winterschlacht zeigt eine Neubesetzung verschiedener Stellungen: während Max Reinhardt seine drei Theater (Deutsches Theater, Kammerspiele, Die Komödie) nach wie vor fest in der Hand hält, wird Barnowsky seine Fähigkeiten in diesem Winter im Theater in der Königgrätzer Straße, im Komödienhaus und in der Tribüne bewähren können. Hellmer hat sich des Lessing-Theaters, des Kleinen Theaters und des Trianon-Theaters bemächtigt, und Saltenburg hat zu seinen bisherigen Bühnen auch das Deutsche Künstler-Theater und Theater am Kurfürstendamm übernommen. Die ersten Gefechte haben Entscheidungen bisher nicht gebracht. Es handelt sich auch wohl zunächst nur um ein gewisses Vorfühlen. Jedenfalls wollen wir das hoffen, denn sonst wird es trotz ausgesprochen ernstem Streben einiger Bühnenleiter auch kaum „besser als früher“ werden. So heißt übrigens der Titel eines Schauspiels von Luigi Pirandello, das in der Regie von Berthold Viertel im Kleinen Theater in Szene ging. Es war aber sehr viel schlechter als seine früheren, hier aufgeführten Stücke und sollte alle Theaterdirektoren davon überzeugen, daß man nicht auf Grund eines Erfolges nun unbesehen die anderen Stücke eines solchen Autors aufführt, lediglich auf die Zugkraft des Namens vertrauend. Der Erfolg der „heiligen Johanna“ sowie der „sechs Personen“, die einen Autor suchen, scheint den Direktoren den Glauben beigebracht zu haben, nur aus den Fabriken Shaws und Pirandellos ihre Munition beziehen zu sollen. Pirandellos Schauspiel „Besser als früher“ kann, ruhig geurteilt, gar nicht anders als Kitsch aus seelischer Provinz und Vorstadt mit tragischem Belag bezeichnet werden. (Daß Maria Orska Gelegenheit hatte, ihre komödiantenhafte Virtuosität nach allen Registern auszuleben, mag ein Gewinn sein.) Das Stück selber endet da, wo es beginnen müßte, wenn mehr als schlechtes Theater gegeben werden sollte. Ein berühmter Arzt wird zu seiner Frau ge

rufen, die ihm vor langen Jahren entfloh und nun infolge einer selbst beigebrachten Schußwunde im Sterben liegt. Sie, die ihm und ihrem Kinde entlaufen war, weil er — ganz klar wird das nicht — ihr als jungem Mädchen durch rüde Sinnlichkeit die Seele vergiftet hatte, ist in den langen Jahren der Trennung bis zur Straßendirne gesunken. Ihr letzter Liebhaber, der aus Leidenschaft für sie sein bißchen Verstand verloren hat, geistert um sie herum. Der Arzt rettet sie und versöhnt sich gleich so innig mit ihr, daß sie sich von ihm Mutter fühlt. Diese ganze trübe Vorgeschichte wird im ersten Akt langatmig erzählt. Er nimmt sie mit in sein Haus zurück, und nun beginnt die echt Pirandelloſche Konstruktion. Zu Hause lebt noch ihre erste Tochter wie alle Welt in dem Glauben, die Mutter sei tot. Da man ihr die Wahrheit ohne Bloßstellung der Mutter nicht sagen zu können meint, wird ihre rechte Mutter jetzt als Stiefmutter eingeführt, und es ergibt sich der rein theatermäßig nicht uninteressante Konflikt der Tochter als Verte digerin des Andenkens ihrer vermeintlich toten Mutter gegen die eigene lebende Mutter als Stiefmutter. Das Eingreifen des Verrückten bringt im letzten Akte, in dem das neue Kind geboren und die Mutter zu innerer Freiheit und Freude geläutert ist, den Stein ins Rollen. Die Tochter erfährt die Wahrheit und bricht zusammen. Die Frau verläßt das Haus nach Pirandellos Ansicht besser als früher, weil sie ihren Säugling mitnimmt. Man sieht, oberflächlicher könnte die Sache kaum angepackt werden. Die unstreitige Begabung für Theaterspannung und -wirkung täuscht nicht darüber, daß Pirandello nur Spiel, kein Sein gibt, trotzdem er versucht, seelische und menschliche Dinge nachher in den Theaterwurf hineinzumauern. Der erfolgreiche Dichter des vorigen Jahres hieß ja gar nicht Pirandello, sondern — Max Reinhardt. Bisher hat Arthur Hellmer keine glückliche Hand bewährt, denn auch die Aufführung von Goethes „Götz“, mit der das Lessing-Theater eröffnet wurde, war trotz Wegener als Götz, Lucie Höflich als Elisabeth und Gerda Müller als Adelheid eine böse Enttäuschung. Die Bearbeitung durch Richard Rosenheim kommt, wenn hier überhaupt Plan und Überlegung zugrunde lagen, doch fast einer Leichenschändung gleich. Das war auch spürbar in dem Auseinanderfließen des Zusammenspiels und in der seltsam unbeteiligten Leistung Wegeners.

Barnowsky, der das Theater in der Königgrätzer Straße mit Shakespeare eröffnete, ließ das Komödienhaus als erstes Stück Georg Kaisers Komödie „Margarine“ spielen, die man zunächst für eine neue Schöpfung halten mußte, jedoch dann bald als den neufrisierten Konstantin Strobel erkannte. Der Gedanke ist an sich lustig genug, vor allen Dingen, wenn der Held von Ralph Arthur Roberts und seine Schwiegermutter von Cläre Waldoff gespielt werden: Ein biederer Lehramtskandidat will die Tochter eines Oberlehrers heiraten, über deren Haupte eine Testamentsklausel ihrer verstorbenen Großmutter schwebt, nämlich, daß sie bis zu ihrer Volljährigkeit Frau und Mutter sein muß. Der ganz klischeemäßig weltfremde Kandidat glaubt in seiner Gewissenhaftigkeit unmoralisch zu handeln, wenn er seinen Teil bei Erfüllung dieser Klausel auf sich nimmt, ohne vor sich selbst den Beweis seiner Tauglichkeit abgelegt zu haben. Es gelingt ihm, bei dem von seinen künftigen Schwiegereltern entlassenen Dienstmädchen den vorgeschriebenen Erfolg zu erzielen, aber — und das hält Kaiser vermutlich für die große Ironie — nun kehrt sich die Moral, der zuliebe er so gehandelt hat, gegen ihn und bringt ihn um Stellung, Braut und Brot. Bis endlich — getreu allen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit — eine reiche Witwe auftritt, die nach dem Verlust ihres Sohnes ohne Kind nicht leben zu können meint und den Kandidaten gerade wegen seines unmoralischen Tauglichkeitsbeweises für ihren künftigen Gatten erkiest. Das könnte alles recht lustig sein, vor allem weil auch der freilich nur aufgeklebte Titel „Margarine“ aus einer höchst frivolen und amüsanten Anekdote entnommen ist. Aber kennen wir denn die Bekämpfung des Spießers nun nicht schon wirklich in allen Tonarten? Und muß denn immer bei Kaiser dieser menschlich so peinliche Nebenton sein?

Die Kammerspiele versuchten eine Ehrung des 60jährigen Max Halbe, indem sie ein Stück aufführten, das unberechtigterweise den Namen von seinem Drama „Der Strom“ entlehnte. Unberechtigterweise, weil Halbes stark von westpreußischer Heimatluft durchwehtes Stück, das den Kampf dreier Brüder um den unter dem Weichseldeich gelegenen Besitz mit dem Aufeinanderplatzen elementarer Leidenschaft im Ringen um eine Frau schildert, den der älteste Bruder durch Unterschlagung des väterlichen Testaments entfesselt hat, kaum wieder zu erkennen war. Denn aus diesem Stück, das auch

früher nicht gut war — Halbe war immer so ein Mittelding zwischen Hauptmann und Sudermann, jedoch mehr nach seinem ostpreußischen Landsmann hin sich neigend — hat eine unbarmherzige Bearbeitung ein völlig ungenießbares Etwas gemacht, indem es Szenen des 2. und 3. Aktes willkürlich umstellte und so arg verstümmelte, daß den Leuten auf der Bühne ihre Handlungen nicht logisch scheinen, geschweige denn dem Publikum klar werden konnten. Man sollte fast meinen, hier habe nicht Bedürfnis nach Pietät für den 60 jährigen Dichter gewaltet, sondern der Wunsch, zu beweisen, wie unangebracht ihm gegenüber solche Pietät sei. R. P.

* * *

II.

Selbst ernsthafte Menschen — also Menschen mit eigentlichem Humor — behaupten jetzt immer wieder, unsere Zeit hätte kein Organ mehr für den Humor Shakespeares. Aufführungen aus letzter Zeit beweisen das Gegenteil: so die Darstellung von „Der Widerspenstigen Zähmung" mit Agnes Straub in der vorigen Spielzeit und von „Wie es euch gefällt" mit Elisabeth Bergner, womit uns als Eröffnungsvorstellung Barnowsky im Theater in der Königgrätzer Straße erneut beschenkte. Früher glaubte man den Komödien Shakespeares durch das komische Pathos gerecht zu werden, dann durch burleske Clownerien (halb Zirkus halb Kabarett), doch man entdeckte sie neu in ihrer ganzen befreienden Heiterkeit und ihrer Tiefe, die unter geheimnisvoller Oberfläche „von scherzhaften Ungeheuern" wimmelt. Elisabeth Bergner spielte die Rosalinde nicht, sie war ein glückhaftes Stück Freude, körperhaft gewordene Mozartische Musik und steckte zauberhaft alles um sich her an mit ihrer liebenswürdigen, strahlenden Aufgelöstheit. Ein glücklicher Griff war es, Kortners dunkles seltsames Grave (als pessimistischer Jacques) dem sprudelnden Grazioso der Bergner entgegenzusetzen. Das war eine köstliche Frucht, diese erste Gabe des Herbstes — und keine fallenden Blätter, und erwartungsvoll ging man zu Shaw.

Doch eines wurde sogleich wieder deutlich: Shaws Humor hat einen anderen Ursprung als der Shakespeares. Dort war es Glauben — hier ist es Skepsis. Shakespeare zeigt seine Menschen nackt — Shaw im Neglige (und das ist peinlich).

Shaws „Große Katharina" gab es im Staatlichen Schauspielhaus. Er nennt dieses Stück eine Skizze in vier Szenen, richtiger sind es vier Skizzen und keine Szene. „Ihr sagt, die große Katharina — also zeige ich Euch die kleine", denkt Shaw. „Ihr meint die herrschende — darum zeige ich Euch das Weib im Bett." Warum so einseitig? Denn beide Seiten, wie er wohl doch gerne wollte, geben diese schwungvoll angesetzten und in kleiner Realistik sich verlierenden Bilder nicht. Er zeigt also seine Menschen im Neglige, Katharina nebenbei nicht nur seelisch sondern auch leiblich. Und das ist eben ein bißchen dürftig, auch wenn eine Frau wie Agnes Straub sich darin zeigt. Man ahnte wohl einige Male etwas von der Tragik dieses aus geschlechtlicher Unersättlichkeit leidenschaftlich auch mit der Politik hurenden, dämonischen Weibes, aber Shaw läßt der Darstellerin für seelische Durchbruchsversuche keine Zeit, und die Regie des Herrn Fehling tut das ihrige, durch plumpe Realistik diese groben, aber begabten Entwürfe zu einem Genrebild — das ja Shaw immer wieder der üblichen Historienmalerei lächelnd entgegenzusetzen beliebt (Heilige Johanna!) —, diesmal zum Rüpelbild eines schlechten Ostadejüngers zu machen.

Genrebild ist auch ein anderes Lustspiel Shaws, das uns dieser Herbst schon bescherte. „Man kann nie wissen" nennt Shaw seine Komödie, und tatsächlich, man kann nie wissen, wie bescheiden manchmal ein Dichter in seinen Anforderungen an sich selbst sein kann und warum gerade das „Deutsche Theater" damit den Reigen eröffnet. Es wird mit ein wenig Humor, nein, nur mit Ironie und etwas Technik ein harmloses Stückchen Familienleben vorgeführt, das keines ist, da die Frau ins Frauenrechtlerische und der Mann ins Geschäftsmännische sich voreinander geflüchtet haben. Ilka Grüning als Frau Clandon ist freilich ein Prachtexemplar der emanzipierten Engländerin. Sie schreibt dicke Bücher über Erziehung und ihre beiden jüngsten leiblichen Sprößlinge bilden — als eine Art moderner Max und Moritz — das vollendete Gegenstück zu ihren Geisteskindern. Brausewetter und Grete Moosheim geben mit guter Laune diese enfants terribles, und auch der Ober des Hermann-Schaufuß mit seiner freundlich abgeklärten Kellnerphilosophie waren, an sich betrachtet, ganz nette Typen, aber das Einzelne ging eben doch keine organische Verbindung zu einem geschlossenen Lustspiel ein

und blieb humoristische Analyse mit zuviel Kopf, mit zuwenig Blut und echter Laune.

Ein anderer Humor, den man wegen seiner erziehenden Absichten, die man ihm leider recht deutlich anmerkt, Oberlehrerhumor nennen könnte, bestimmt Jerome K. Jerome zu seinem Lustspiel „Lady Fanny und die Dienstbotenfrage" (Theater am Schiffbauerdamm). Diese „ganz gut mögliche Geschichte" hat wirklich recht glückliche Augenblicke, aber wehe, wenn eine Schauspielerin zweiter Güte an Stelle von Tilla Durieux diese Rolle übernommen hätte. Dann würde man ganz deutlich den erhobenen Zeigefinger des Autors erblicken, der da doziert über die aufrichtige, rührende Liebe eines Tanzmädchens und von dem Lohn für Wahrheitsliebe oder den Auswüchsen allzu großer Frömmigkeit. Denn diese Leute, die da auftreten, sind ein wenig gar zu unproblematisch; alle sind so liebe und gute Menschen, die das hübsche, hallenartige Schloßzimmer bevölkern, alle sind so schrecklich brav, die neue Lady inbegriffen, so daß man, wenn nicht Tilla Durieux mit köstlichem Ungestüm Leben ins Haus gebracht hätte, sicher mit einem Gefühl der Langeweile davongegangen wäre. Alles endet versöhnlich und leider auch die temperamentvolle Kabarettistin als allseitig anerkannte Lady Fanny an der Seite ihres langweiligen Gatten Lord Bantock. Und alles geht befriedigt nach Haus.

Doch halt — da wäre beinahe eine Szene von Tschechow vergessen worden, die als zweites Stück im Schauspielhaus den von Shaws „Großer Katharina" begonnenen Abend füllen mußte. Als Füllsel zu wertvoll, als selbständiges Stück zu bescheiden, muß es doch seiner psychologischen Eigenschaften und seiner schauspielerischen Leistung wegen erwähnt werden: es ist „Der Bär". Tiedtke spielte mit fürchterlichem Kraftaufwand den polternden Gläubiger und Gutsbesitzer, der zu einer Frau kommt, um Schulden einzukassieren und töricht genug ist, diese Frau selbst als Sicherheit und Entschädigung sich heimzuholen. Tschechows Begabung in der Seelenschilderung des russischen Menschen haben wir seinerzeit in der „Deutschen Rundschau" durch den Abdruck einer seiner Novellen erzeigen können. Tiedtke bewies aufs neue, daß Tschechow auch auf der Bühne seine Menschen lebendig hinzustellen weiß.

W. F.

England

London, den 13. Sept. 1925.

Solange England aufstieg und noch höher zu steigen hoffte, war es großherzig, war es, im englischen Sinne, liberal und ein Hort der politischen Zuversicht Europas. Nun es verliert oder zu verlieren fürchtet, ist aus dem Herrenvolk dieser Inseln eine Sippschaft von Krämern geworden. Aus dem Handel ward Erpressung, aus Sparsamkeit Geiz, aus dem Glauben an die eigene Mission ein Gemeinplatz, den die Zeitungsschreiber skeptischen Lesern täglich vorsetzen, um doch nur harmlose Ausländer damit zu verblüffen.

Wohl liegt über den alltäglichen Ereignissen auch heute noch der Abglanz einer großen Überlieferung, aber es ist Schaumgold, an dem sich die politischen Narren erfreuen — und Deutsche.

Die politische Ordnung dieses Inselreiches ist in ihren Grundfesten erschüttert. Der Engländer ist an sich selbst irre geworden. Als Beweis für die Richtigkeit seiner Politik galt ihm bislang sein Bankausweis. Stieg die nationale Dividende, fragte man nicht weiter. Die Furcht um das nationale Bankguthaben hatte den Krieg populär gemacht. Er wurde von Krämern geführt, von Krämern beendet und verloren. Denn der Krieg war, wie man heute begreift, eine Katastrophe, auch für das allmächtige England.

In diesen Wochen ist aus dieser Erkenntnis eine politische Aktualität geworden. Der Gewerkschaftskongreß in Scarborough hat die Frage nach der Existenzberechtigung des englischen Imperiums aufgeworfen und verneint. Imperialismus ist Knechtschaft der unterworfenen Völker. Selbst der gemäßigte Arbeiterführer Thomas, der im Kabinett Mac Donald Kolonialminister war, bekannte

sich zu dem Satz, daß England kein Recht auf seine kriegerischen Eroberungen habe. Eine mit überwältigender Mehrheit angenommene Entschließung sagte: Allen unterworfenen Völkern stehe das Selbstbestimmungsrecht zu. Sie könnten sogar aus dem Verbande des englischen Reiches ausscheiden, wenn sie wollten.

Vergleicht man diese Gedanken mit den Grundsätzen der Propaganda Moskaus, dann ergibt sich völlige Übereinstimmung. Der Gewerkschaftskongreß in Scarborough war ein Sieg der dritten Internationale. Man hat sich nicht nur zur Verkündigung allgemeiner erhabener Grundsätze verstiegen, man hat auch im besonderen allen Gegnern des englischen Einflusses, der englischen Macht unumwundene Unterstützung zugesichert. Arbeiterkommissionen sollen nach dem asiatischen Osten reisen, um die Arbeitsbedingungen zu untersuchen, um sozialistische Propaganda zu treiben. Die Streikenden in Shanghai sind, sagte der Gewerkschaftskongreß, im Rechte.

Deutsche Ideologen werden in dieser Kundgebung des Kongresses in Scarborough eine Wiedergeburt des englischen freiheitlichen Idealismus erblicken, werden sich sogar ob dieser Gewissensregung der englischen Arbeiterseele freuen. Sehen wir zu, wie es sich damit verhält.

Der Krieg hat Europa wirtschaftlich ruiniert. Die ständige Zunahme seines Wohlstandes vor dem Kriege, sich ausdrückend in stetiger Vermehrung des Umsatzes, ist durch eine nunmehr in das siebende Jahr gehende Stagnation abgelöst worden. Zwar zeigen die handelsstatistischen Nachweisungen noch gewaltige Zahlen, berücksichtigt man aber, daß bei normalem Verlauf der wirtschaftlichen Entwickelung, sich darstellend in Vermehrung des individuellen Konsums und Vermehrung der des Gesamtverbrauchs wachsender Bevölkerung, dann ist der Rückschritt in die Augen fallend. In den Jahren 1902 bis 1911 war der englische Generalhandel von rund 18 Milliarden Mark auf 25 Milliarden Mark gestiegen, also um etwa 39%. Er ist seither, d. h. von 1911 bis 1923, immer in runden Zahlen gerechnet, auf 39,66 Milliarden Mark gelangt. Aber von dieser Ziffer sind zunächst 10% für die Unterwertigkeit des Pfundes abzuziehen, fast 4 Milliarden also, worauf nur noch rund 35 Milliarden verbleiben. Diese 35 Milliarden sind aber deswegen mit den Vorkriegszahlen nicht vergleichbar, weil die Kaufkraft des Pfundes beträchtlich gesunken ist, bzw. die Preise gestiegen sind, und zwar um rund 50%. Demzufolge ist die Gesamtaußenhandelsziffer noch um ein Drittel zu ermäßigen; um etwa 11½ Milliarden Mark. Da indessen der Kursabfall des Pfundes schon berücksichtigt wurde, genügt es für die Zwecke dieser Betrachtung, wenn wir die Zahl von 35 Milliarden Mark um 10 Milliarden herabsetzen, um einen Vergleich mit der Vorkriegsziffer zu ermöglichen. Es bleiben alsdann 25 Milliarden Vorkriegsmark für das Jahr 1925. Da aber der Umsatz gegenüber der Vorkriegszeit quantitativ ebenfalls abgenommen hat, so ist diese Ziffer von 25 Milliarden als Vergleichswert eher zu hoch als zu niedrig. Wäre aber die Vorkriegsentwicklung nicht unterbrochen worden, so müßte der englische Außenhandel etwa die Ziffer von 35 Milliarden Vorkriegsmark im Jahre 1923 erreicht haben. Das ist nicht der Fall. Die Prosperität der englischen Volkswirtschaft hat sich um ein volles Drittel vermindert.

Der Wohlstand Europas beruhte aber zum großen Teile auf der Ausbeutung Asiens und anderer Erdteile. Die abgeschlossenen Handelsverträge, die industrielle Übermacht Europas, ganz abgesehen von dem militärisch-machtpolitischen Einflusse genügten, um den kolonialen oder überseeischen Wirtschaften den Aufstieg zu erschweren, wenn nicht unmöglich zu machen. Eine Unterhöhlung dieses Verhältnisses, sofern sie sich anbahnte, geschah allerdings überall dort, wo das europäische Kapital neue Anlagen schuf. Die Industrien Chinas, Indiens, Japans und der englischen Dominions und Kolonien sind von den europäischen Imperien geschaffen worden, nicht von den eingeborenen Bevölkerungen dieser Länder. Sie waren indessen tribut- und zinspflichtig. Durch den Krieg ist ihre Entwicklung beschleunigt, ihr Selbständigkeitsdrang gefördert, ihre wirtschaftliche Existenz unabhängig von der Heimat gesichert worden. Noch nicht ihre politische. Aber die Filialen des europäischen Kapitals, beispielsweise in Asien, gehen heute deswegen allmählich in den Besitz der eingeborenen Völker über, weil sie von Europa nicht mehr geschützt werden können.

Um an den Ausgangspunkt der Betrachtung zurückzukehren: Diese überseeischen Industrien sind die schärfsten Konkurrenten der alteingesessenen europäischen (englischen) Industrien. Ihre Bekämpfung ist eine Lebensfrage für England. Der Krieg des

Jahres 1914 war in diesem Zusammenhange ein Ringen um die industrielle Suprematie in Europa. Der Friedensvertrag, der Dawesplan wie die gesamte englische Politik verfolgen unbeirrbar das Ziel der finanziellen Oberherrschaft über die gesamten Industrien des Kontinents. Sie sollen England dienen. Die Voraussetzung dazu ist die Erhaltung der machtpolitischen Vormacht in Europa. Deutschland ist der einzig gefährliche Gegner auch heute noch. Es ist das einzige Land in Europa, das wirtschaftlich zu handeln versteht.

Wichtiger aber ist die Erkenntnis, daß in dem Ringen um die ökonomische Beherrschung Europas die ökonomische Beherrschung Asiens verloren wurde. Das gesunkene Prestige Englands gestattet gegenwärtig keine Kraftproben in Asien. Man hält mit Mühe die errungenen Stellungen fest.

Indessen ist der wirtschaftliche Ertrag dieser Politik nur gering. Die Baumwollindustrie wie alle anderen asiatischen Unternehmungen englischer Geldgeber florieren. Sie verkaufen die mit billiger Arbeit, geringen Steuerlasten und der Gunst des Standortes wohlfeil hergestellten Produkte an die Verbraucher, die bisher von Manchester oder Sheffield, aus Essen oder Leipzig versorgt wurden. Es ist aus Raumgründen nicht möglich, diese Entwicklung durch Zahlenmaterial zu veranschaulichen. Aber wir erinnern an den Kampf um die Textilzölle in Indien, an den Streik in den Baumwollspinnereien in Shanghai. Der Chinese erzeugt jetzt seinen Bedarf an Textilfabrikaten zum großen Teile selbst. Früher bezog er sie aus Manchester.

Will nun England aus diesen Anlagen auch in der Zukunft Gewinn ziehen, so bleibt nur eine Wahl, die Sicherung der Herrschaft in Indien, in China, kurz allenthalben, wo sich englisches Kapital Anlagen geschaffen hat, die heute Zinsen und Erträge bringen. Wie gesagt, ist das Ergebnis des Krieges allenthalben eine Unterwühlung des englischen Einflusses. Schritt für Schritt muß man zurückweichen. Darum ist der Strom englischer Kapitalanlagen im Auslande versiegt. Kein Geld geht mehr in die Kolonien. Die Grundlagen der englischen Weltherrschaft zerbröckeln. Warum? Weil die politische Unsicherheit den weiteren Ausbau des Systems finanzieller geldwirtschaftlicher Beherrschung des Ostens unmöglich oder nicht ratsam macht. Die englische Nation steht heute nicht mehr hinter ihren Unternehmern, und deswegen muß sie darben.

Auch der Arbeiterführung ist dieses Problem deutlich. Sie sagt aber: Es sind die niedrigen Arbeitslöhne im Auslande, die unseren Wohlstand untergraben. Herr Cook, der Sekretär der Bergarbeiter, ist neulich in Deutschland gewesen und hat den deutschen Bergleuten den Kampf um Erhöhung ihres Einkommens dringend ans Herz gelegt. Steigen die deutschen Bergmannslöhne, wird der englische Grubenarbeiter wieder konkurrenzfähig. Das gleiche Bild in China. Weil die örtlichen Industrien mit billigen Löhnen arbeiten, deswegen kann der Weber in Lancashire nichts verdienen.

Also, folgert der englische Menschenfreund, wollen wir die „Genossen“ dort mobilisieren, zur Auflehnung gegen die Ausbeutung zwingen. Störung der dortigen Produktion steigert die Nachfrage für unsere Fabrikate. Mit einem Worte, auch der englische Kommunist denkt im Grunde imperialistisch. Die Norm seines Denkens ist die Norm der englischen Lebenshaltung. Der Zweck des Dawesplans war Steigerung der deutschen Produktionsunkosten. Wenn Herr Cook im Ruhrreviere reist oder der Gewerkschaftskongreß in Scarborough die Entsendung einer Kommission nach Shanghai beschließt, bleibt das Ziel das gleiche.

Diese kommunistische Beweisführung hat natürlich ein Loch. Der Kommunist unterscheidet sich dadurch vom Sozialisten, daß er noch einige Funktionen seines Hirns mehr ausgeschaltet hat, als jener. Das Loch nun besteht darin: gesetzt den Fall, die kommunistisch-sozialistische Propaganda hätte den erwarteten Erfolg, so bestünde der nächstliegende Erfolg in der wirtschaftlichen Vernichtung der kolonialen Industrien. Die englische Volkswirtschaft würde bedeutende Anlagen im Auslande und die Zinsen daraus verlieren. Englands Lage würde sich, gelänge die Durchführung, kaum noch von der Deutschlands unterscheiden. Es wäre alsdann nur noch auf seine Arbeitskraft angewiesen. Die auf etwa 3 bis 4 Milliarden Goldmark zu beziffernden Einnahmen aus den ausländischen Kapitalsanlagen würden sich vermindern oder gar fortfallen. Im Auslande angelegtes Kapital pflegt nur solange einen Ertrag zu bringen, wie man es selber schützen, d. h. die Zinsen eintreiben kann. Der Krieg hat uns Deutsche die Gesamtheit unserer Anlagen gekostet (20 Milliarden Goldmark), weil die sozialistische Regierung des

Jahres 1919 den Kapitalisten nicht schützen mochte.

Die englische Arbeiterschaft hat aber längst vergessen, was Arbeiten bedeutet. 1350000 englische Arbeiter leben von dem Zinsertrag der englischen Auslandsanlagen. Sie sind arbeitslos. Sollte die Arbeiterbewegung morgen zur Macht gelangen und sollte sie ihr Programm durchführen, dann würde sich ihre Zahl vervielfachen, doch niemand würde sie zu ernähren imstande sein. Ein proletarisches Kabinett in England ist gleichbedeutend mit dem Abfall der Kolonien, der Zahlungseinstellung der ausländischen Schuldner. Dennoch will man, das bezeugt der Gewerkschaftskongreß, der in England sehr ernst genommen wird, diesem Ziele zustreben.

Aber die geschilderte Gefahr droht ohnehin. England ist heute in zwei Heerlager gespalten. Die Arbeiterschaft hat der regierenden Schicht den Fehdehandschuh hingeworfen. Man wird ihn aufnehmen. Die nächsten Monate werden die Entscheidung bringen. Baldwin, der Ministerpräsident, hat mit seiner Unterstützung des zusammenbrechenden Kohlenbergbaus vor den Kräften der Tiefe kapituliert. Er ist der Mann nicht, das drohende Unheil zu beschwören. Aber noch weniger die Kommunisten. Drohend steht man sich gegenüber. Links wie rechts fühlt man die nahende Entscheidung. Man spricht von der Gefahr des Bürgerkrieges. England steht vielleicht vor einem Chaos.

Unabwendbar aber bleibt der Niedergang. Die Herrschaft über die Völker Asiens ist am Zusammenbrechen. Gelingt die Niederwerfung des inneren Aufstandes auf den britischen Inseln, so bleibt immer noch die Frage, ob man den Forderungen der asiatischen Massen nachgeben soll oder nicht. Die Mossulfrage, indische Selbstregierung oder nicht, die chinesische Tarifkonferenz sind Prüfsteine der englischen Entschlossenheit.

Es ist wohl möglich, daß die englische Regierung im Gefühl ihrer inneren Schwäche zurückweicht. Das wäre der Anfang des Endes.

Das in den Pakthoffnungen verstrickte Deutschland muß begreifen lernen, daß eine englische Krisis mehr ist als eine Angelegenheit der Engländer. Europa hat sich daran gewöhnt, allenthalben in den Bewohnern der britischen Inseln die Vorkämpfer selbstischen Handelsimperialismus zu sehen. Aber England hat von jeher eine europäische Funktion ausgeübt. Wie Europa nicht denkbar ist ohne Deutschland, so auch nicht ohne England. Seien wir uns aber klar darüber, daß von dem britischen Löwen nur mehr das Fell und die äußere Erscheinung übrig ist. Daß er alterte und ängstlich zu werden begann, zeigte seine Teilnahme und die Art seiner Beteiligung am Weltkriege. Nun seine Rechnung nicht aufgegangen ist, wird er mutlos, enttäuscht, wenn nicht gar feige. Das englische Volk ist faul geworden. Es kennt nur noch Zinsfuß und Selbstsucht. Die Auflehnung gegen diese Gesinnung hat begonnen, aber es kann wohl sein, daß man in Deutschland, nicht begreifend, daß auch dies eine deutsche Angelegenheit ist, sich die englischen Dinge wieder durch die französische Brille betrachtend, zu dem Ergebnis kommt: je eher England alles verliert, um so besser für uns.

Unterliegt England in diesem Kampfe um seine innerliche und äußerliche Existenz, so bedeutet das den Zusammenbruch der europäischen Handelsherrschaft, Hungersnot und Krieg. Alle Völker Europas leben gleichsam unter dem Dach der englischen Wirtschaft. Wie es selbst von Europa abhängt, hängt Europa von England ab. Englands Reichtum war eine Emanation Europas. Wir dürfen nie vergessen, daß das stolze England der Schrittmacher unserer wirtschaftlichen Entwicklung war.

Der Kampf mit dem Moskowitertum hat nun auch in England begonnen. So bedeutungsvoll für uns Deutsche die russische Freundschaft auf dem Felde der Politik war, so wenig können wir Deutschlands wirtschaftliche Zukunft zum Experimentierobjekt hergeben, so wenig können wir die Vorkämpfer des russischen Wirtschaftssystems werden. Gewinnt Rußland den Kampf mit England, und damit die asiatische Herrschaft, muß es zu unserem Feinde in Europa werden. Deutschland ist das einzige Land, welches dem russischem Reiche die Herrschaft in Asien entreißen könnte. Auch Rußland kann Asien nicht ohne ein zustimmendes Europa unterwerfen, noch viel weniger halten. Ebensowenig kann es England. Dem asiatischen Kontinent gegenüber ist Europa eine wirtschaftspolitische Einheit. Will Europa sich wirtschaftlich erhalten, dann ist es auf Asien angewiesen. Eher liegt es im Sinne Deutschlands, daß Englands Kolonien eines Tages Mandatsgebiete eines europäischen Völkerbundes werden, als daß Rußland, das letzte Quentchen europäischer Geltung vernichtend, den Weißen für immer in Asien verfehmt. Vor dem Kriege bestand die europäische Wirtschaftsgemeinschaft. Sie

ist dahin geopfert dem Krämergeiste des alternden England. Ihm hat nunmehr auch der kommunistisch geführte Gewerkschaftskongreß in Scarborough den Krieg angesagt. Das letzte Bollwerk europäischen Einflusses in der Welt ist erschüttert, wenn sich England und mit ihm Europa nicht besinnt, ehe es zu spät ist. **Wilhelm von Kries.**

Politische Rundschau

Die Stimmung aller Deutschen ist aufs tiefste niedergedrückt. Weithin ist die Entmutigung in eine stumpfe Gleichgültigkeit umgeschlagen. Wer noch nicht gleichgültig geworden ist, nimmt starr das unvermeidlich gewordene Verhängnis hin. Die bittere Frucht des 8. und 9. November 1923 und des 29. August 1924 ist pflückreif geworden. Beide Male teilten sich die Führer der Rechten und wandten sich gegeneinander in einem Augenblicke, wo das erste Mal der entscheidende Sieg zu erkämpfen war und das zweite Mal der entscheidende Widerstand hätte geleistet werden müssen. Nachdem schon vor dem Londoner Abkommen die amerikanischen Angelsachsen der Gefolgschaft ihrer englischen Rassegenossen sicher geworden waren, haben sie durch die Versetzung des amerikanischen Botschafters Houghton nach London, durch die Förderung der Kanzlerschaft Luthers und der Finanzministerschaft Caillaux' sowie durch die Ernennung Gilberts nach Berlin alle maßgebenden politischen Stellungen in den Besitz von Männern gebracht oder im Besitz von Männern gehalten, von deren Einstellung auf ihre Beurteilung der Weltlage sie überzeugt sein durften. So wird denn irgendwo in der Schweiz demnächst der Sicherheitspakt vollzogen werden. Daran werden sich die Verhandlungen der Vereinigten Staaten mit Frankreich über dessen Schulden an Amerika anschließen. Dabei wird es nur von der Geschicklichkeit Caillaux' abhängen, ob auch Frankreich mehr oder minder „dawesiert", unter amerikanische Wirtschaftsverwaltung genommen wird. Das aber ist Frankreichs Sorge. Unsere Sorge ist der Sicherheitspakt.

Die Franzosen haben seltsam wenig dagegen getan, daß die Wogen des Festrausches am Rhein bei der Jahrtausendfeier höher und höher stiegen. War es kluge Berechnung von ihnen, um die deutsche öffentliche Meinung auf den Rhein abzulenken, während das Schwergewicht ihres Ringens mit uns in den Osten gerückt war? Auf jeden Fall haben sie die Monate im Osten für ihre Politik bis zum letzten Augenblicke ausgenutzt. Im vorigen Bericht mußte darauf hingewiesen werden, welche außerordentlichen Anstrengungen in ganz Ostmitteleuropa noch einmal gemacht werden, um uns dort völlig aus der Scholle herauszureißen. Damals entwickelte sich schon ein ebenso nachdrücklicher Angriff auf das, was vom Schul- und Bildungswesen deutscher Nation dort noch übrig geblieben ist. Dieser Angriff ist zur Stärke eines wahren Ausrottungskampfes gesteigert worden. Einer deutschen Regierung, die bei der Überreichung des Aide Memoire im Februar ganz im alten liberalen Sinne staatlich dachte, glaubte man offenbar bieten zu dürfen, daß man ihr Volkstum außerhalb der augenblicklichen Staatsgrenze um so gewalttätiger und mörderischer anfaßte. Die Tschechoslowakei und Polen rechneten damit nicht unrichtig. Sie sind heute sicher, daß die deutsche Regierung, unbeirrt durch ihre Schandtaten, mit ihnen über Schiedsgerichtsverträge verhandeln wird und nach wie vor auch bereit bleibt, gute wirtschaftliche Beziehungen mit ihnen zu pflegen. Wie nahe Polen an die Tschechoslowakei und an den Kleinen Verband herangebracht worden ist, können wir vielleicht am ehesten daraus erschließen, daß die baltischen Staaten auf Betreiben Finnlands, dessen Annäherung an England wir kürzlich verzeichneten, von Polen schroff abgerückt sind. Sie trauen der Haltung Polens gegen Rußland nicht mehr. Es ist aber alle die Zeit hindurch Benesch' stärkstes Bemühen gewesen, indem er den Graben zwischen seinem Stamme und den Polen möglichst zuschüttete, zugleich alle west- und südslawischen Staaten und Rumänien mit Moskau wieder zu verbinden und daraufhin auch Moskau und Paris wieder zu-

sammenzubringen. Seine Hoffnungen für die Erreichung auch dieses seines höchsten Zieles sind so weit gediehen, daß sein französischer Gesinnungsgenosse de Monzie während der letzten Wochen sozusagen im Feldherrnzelte des feindlichen Lagers, in Berlin, mit den Polen Verhandlungen führen konnte, die der Annäherung Warschaus an die Bolschewisten dienten.

Ungarn, dessen Bevölkerung uns über den Krieg hinaus treuer als viele andere die waffenbrüderliche Gesinnung bewahrte, schickt soeben den Politiker, der im letzten Jahr seine Annäherung an den Völkerbund und damit an Frankreich mit großer Klugheit durchgeführt hat, als Gesandten nach Berlin.

Ein weiteres Seitenstück aber zu der ganz großen französisch-tschechischen Aktion, die das gesamte Slawentum zum Druck gegen uns vereinigen soll, bildet die Umstellung der großdeutsch-antipreußischen Publizistik in bewußtes Handeln. Der deutschen Rechten war es im vergangenen Winter gelungen, dem Zentrum seinen Führer Marx zu Fall zu bringen. Während der vergangenen Wochen ist diese Führung von dem einstigen Bundeskanzler Seipel ausgeübt worden. Die überaus vorsichtigen, aber in ihren letzten Zielen nicht mehr zu verkennenden Reden, die er nach dem Beispiel Windthorsts auf dem Stuttgarter Katholikentag und auf der Innsbrucker katholischen Akademikertagung gehalten hat, müssen politisch zusammen gesehen werden mit dem Redaktionswechsel der Zeitschrift „Das neue Reich" in Wien und mit der Begründung der Zeitschrift „Abendland" in Köln. Das „Abendland" trägt auf seinem Titel die Namen Seipel (großdeutsch-habsburgisch), Graf Lerchenfeld (bayr. Volkspartei, demokratische Richtung), Landeshauptmann Horion (die rechte Hand Adenauers in der Rheinprovinz), Hermann Platz (der Festredner der Republik am letzten 11. August und der Führer der pazifistisch und westlerisch gerichteten katholischen Intellektuellen). Aus der Schriftleitung des „Neuen Reiches" ist Eberle ausgeschieden. Die Schriftleitung ist von dem alten Führer der Tiroler Katholiken, Aemilian Schöpfer, einem nahen Freunde Seipels, übernommen und zugleich ein Bayer hineingezogen worden. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß auch der deutsche Katholizismus in der Schweiz dieser Zusammenfassung der österreichischen, süd- und westdeutschen Katholiken Neigung entgegenbringt und ihre Arbeit unterstützen wird.

Das alte Preußen erscheint in diesem Augenblicke vollkommen von den Drahtziehern der französischen Politik eingekreist und umsponnen. Nichts regt sich in ihm, was darauf schließen läßt, daß seine Politiker sich der Gefahr bewußt sind, und nichts läßt erkennen, daß sie Waffen zur Gegenwehr bereit halten. Pertinacior.

Literarische Notizen

Bücher der Bildung. Herausgegeben von Oberstudienrat Dr Josef Hofmiller und Dr Josef Bernhart. München, Albert Langen.

Es gibt eine tiefsinnige deutsche Volkssage: daß in der Stunde höchster Gefahr die Gräber sich öffnen und die Toten gewaffnet zum Beistand der Lebenden emporsteigen. Wir Lebenden von heute sehen uns bedroht nicht nur im äußeren Besitz, sondern in den inneren Gütern, welche die eigensten Wurzeln unseres Daseins bilden. In diesem Kampfe um unseren geistigen Hort erscheint es natürlich, die Toten zu Hilfe zu rufen, die da Begründer, Hüter, Mehrer unserer alten reichen Kultur gewesen sind.

Die beiden Herausgeber der „Bücher der Bildung" haben es in glücklicher Weise unternommen, berühmte Vertreter der verschiedensten Denkgebiete in einer Auswahl aus ihren Schriften dem Leser vorzuführen. Zehn Bände der Sammlung liegen bereits vor; jedem ist als Nachwort eine kurze treffliche Charakteristik des Verfassers, von einem der Herausgeber, angefügt. Es sind lauter Geistesträger des 19. Jahrhunderts, mit Ausnahme des einen, ohne den alle Bücher der Bildung unvollständig wären: Goethe.

Mit Goethe also wird begonnen. Der 1. Band der Sammlung enthält den Urgötz, den Urfaust, die ursprüngliche Iphigenie. Ein prachtvolles Geleitwort Josef

Hofmillers schildert uns den vorschillerischen, voritalienischen Goethe, der später „die tragische Wucht seines Jugendwerkes nicht mehr aushält“. Übrigens lernen die Vielen, die in Goethes Allseitigkeit nicht vollständig eingedrungen sind, Goethe auch aus seinen kritischen und beschreibenden Aufsätzen kennen, von denen der 5. Band — „Die schönsten Essays von Goethe“ — eine schöne Auswahl bietet.

Ein getreuester Goethejünger, der auch jenseits der Alpen ihn gesucht und erreicht hat, tritt im 2. Band vor uns hin: Viktor Hehn mit seiner „Italienischen Reise“. Klassisch die Sprache, klassisch die Auffassung von dem so viel bereisten, so wenig verstandenen Lande.

Der 3. Band vereinigt unter dem Titel „Geschichte und Kirche“ eine Auswahl von Aufsätzen Ignaz Döllingers. Wenn die Klarheit Hehns an die durchsichtige Luft der Campagna gemahnte, so ist der Klarheit Döllingers ein wenig Kühle und feines Grau beigemischt. Josef Bernhart vergleicht im Nachwort seine Schreibweise mit der des Erasmus und bezeichnet den Sohn des Anatomen — (Döllingers Vater war der berühmte Anatom der Würzburger Universität) — treffend „als einen Geist, der im Verfolg seines Forscherweges von den rätselhaften Erschütterungen aus dunkler Tiefe, die den Verstand des Religiösen über den Haufen werfen, nicht beirrt wird“.

„Rom im Mittelalter“ führt der 6. und 7. Band der Sammlung in der monumentalen Darstellung von Ferdinand Gregorovius uns vor Augen. Zu feierlichem Zuge geordnet, ziehen die barbarischen Heldengestalten der Völkerwanderung vorüber, dann der Alle überragende Theodorich, die gewaltigen Träger des christlichen Gedankens: der heilige Benedikt, Gregor der Große, Karl der Große. Kirchenstaat und Imperium wachsen empor, stützen und befehden einander; die Ottonen, der Investiturstreit, Glück und Ende der Staufer leben auf, weichen neuem Völkerschicksal, bis das Papsttum aus den Mauern der Weltbeherrscherin auswandert nach Avignon. Ein Blick auf Dante und die Bildung des 13. Jahrhunderts macht den Beschluß.

Der vierte Band enthält sieben treffliche literarische Charakteristiken von „Wolfram bis Goethe“ von Wilhelm Scherer. Wolfram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Luther, Lessing, Herder, Schiller, Goethe. Deine Ahnen, Deutscher! In seinem Nachwort hebt Josef Hofmiller das Familienhafte, die durchklingenden Züge dieser sieben Meisterbildnisse heraus. Und er deutet auf das achte, das dahinter steht: Wilhelm Scherers eigenes Bild in seiner mäzchenlosen Vornehmheit.

Band 8: Abendländische Bildung von Karl Hillebrand. Einer, der aus seinem Weltsinn und aus seiner Deutschheit heraus empfand, welche Gefahr dem alten humanen Bildungsideal schon in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts drohte: wie der volle Strom abendländischen Geistes mählich zu verflachen, zu versanden begann. Von den sieben Essays, die der Band vereinigt, ist nur einer „Halbbildung oder Bildung“ betitelt; aber alle, gleichviel ob von Weltanschauung und Gesellschaft, von Schopenhauer, vom Sprachverfall, von Kunst oder Geschichte die Rede ist, drehen sich im Grunde um dies eine Problem. „Es handelt sich nicht um angehäuftes Wissen, sondern um durchgebildete Seelen.“

Dem Begriff „Bildung“ stellt sich ein zweiter zur Seite: „Recht und Sitte“ von Rudolf Jhering (9. Band). Leider gilt vielen Gebildeten das Recht als etwas heillos Trockenes, daher vom Laien lieber zu Meidendes. Möchte dies Buch, worin auf den Urgrund des Rechts in der Menschenseele gegangen wird, sie eines Besseren belehren! Gleich zu Anfang steht das lapidare Wort „Das Leben des Rechts ist Kampf“ — und weiterhin „Alles Recht in der Welt ist erstritten worden“ ... „Das Recht ist nicht bloßer Gedanke, sondern lebendige Kraft“ ... „Recht ist unausgesetzte Arbeit und nicht etwa bloß der Staatsgewalt, sondern des ganzen Volkes.“

10. Band: Die schönsten Essays von Taine. Der erste der Essays „Mein sogenanntes System“ — könnte ein Vorurteil erwecken, weil er zu sehr zeitlich begrenzt ist. Aber zum Glück durchbricht Taines Temperament, sein intuitives historisches Empfinden überall sein etwas verstaubtes „System“. Die Studien über das „grand siècle“ sind zum Teil unübertrefflich; auch das Stück Dichter, das in diesem kühlen, skeptischen Denker steckte, kommt uns zum Bewußtsein durch Josef Hofmillers schöne Analyse von H. Taines begonnenem, nicht vollendetem Schulroman.

So weit der bisherige Inhalt der Sammlung, die fortgesetzt wird. Das Vorhandene gibt bereits ein deutliches Bild des Jahrhunderts, das im Zeichen Goethes begann und im Zeichen Darwins endete. Von den Äußerungen jenes Materialismus, der mit zunehmender Verflachung der „abendländischen Bildung“ seine Herrschaft antrat, ist begreiflicherweise abgesehen worden, denn es handelt sich ja um Bücher der Bildung, nicht der Halbbildung. Jede Epoche der Menschheitsgeschichte hat ihre besondere Aufgabe; keine kann daher als die ausschließlich maßgebende für die Entwicklung der Nachkommenden gelten. Vielmehr obliegt es den letzteren, das Werk der Vorfahren zu ergänzen, auszubauen, das zeitlich Bedingte daran zu überwinden und mit um so

mehr Dank das Überdauernde davon sich zu eigen zu machen. Vor allem aber sich zu spiegeln an dem Ernste, der Lauterkeit und unermüdlichen Arbeitskraft, das die vorangegangenen Kulturträger uns als Erbe und leuchtendes Vorbild hinterlassen haben.

Helene Raff.

René Beeh. Zeichnungen, Briefe, Bilder, Einleitungen. Von Wilhelm Hausenstein und Hans Haug. Mit 29 Lichtdrucktafeln. München, R. Piper & Co.

Einem Frühverstorbenen hat pietätvolle Freundschaft in diesem Buche ein schönes Erinnerungsmal errichtet. Neben den Verfassern der Einleitungen und dem Verleger hat René Beeh selbst, und zwar in erster Linie, daran mitgearbeitet. Seine Briefe, die den Band füllen, sind ungewöhnlich, erfüllt von einem unruhigen, sehr intensiven Leben. Es sind Briefe eines Menschen von starker visueller Reizbarkeit und Empfänglichkeit, der zugleich eine hochentwickelte Fähigkeit besaß, seinen Eindrücken anschauliche, farbige, sehr durchgefühlte literarische Form zu geben. Seine Schilderungen aus Algier, seine Briefe von einer Kanalfahrt in Belgien während des Krieges, kindlich, vergrübelt, unmittelbar, haften im Gedächtnisse. Man versteht Hausensteins Andeutung, daß Beeh zwischen Literatur und Malerei schwankte; seine literarischen Interessen treten in den Briefen vielfach zutage. Unter den Bildern befinden sich blutvolle Selbstporträts, unzweifelhafte Zeugnisse einer starken Begabung; die Zeichnungen, besonders nach Tieren, bezeugen mehr, wie diese Begabung heftig nach ihrer Form suchte; es ist ein Wille zum Großen und Ganzen in allem. René Beeh war 1886 in Preßburg geboren, starb daselbst im Jahre 1922. Hausenstein zeichnet ihn als Urtyp des alemannischen Elsässers, auch in einer gewissen, kulturellen Zwiegeschlechtigkeit zwischen Deutschland und Frankreich. Wer aber ein solches Deutsch schreiben konnte, den darf man dreist als Deutschen ansprechen. Hausensteins warm geschriebene Seiten vermitteln den Eindruck, daß es noch mehr die Existenz Beehs selbst als seine Leistung war, die ihn seinen Freunden wert machte. Beehs Briefe bestätigen diesen Eindruck.

A. D.

England im Zeitalter der bürgerlichen Reform. Von Bernhard Guttmann. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Ein nüchternes Buch, das aber gerade in seiner ruhigen Sachlichkeit dem gewaltigen Stoff durchaus gerecht wird. Wer den Aufbau und die innerpolitischen Triebkräfte des heutigen England verstehen will, wird immer wieder zur letzten großen Krisis zurückgeführt, die auch das Inselreich nach den siegreich durchgefochtenen Kriegen des Napoleonischen Zeitalters erlebte. Legten die „glorreichen Revolutionen" des 17. Jahrhunderts den Grund zur Kolonial- und Weltmacht Großbritanniens, so festigte doch erst das Zeitalter der bürgerlichen Reform im 19. Jahrhundert den inneren Kern dieses gewaltigen Gebäudes derart, daß es selbst den Stürmen der letzten Jahre Trotz bieten konnte. In schwerem Ringen, in dem doch alle Parteien gewaltsame Stöße vermieden, gelang 1832 die Wahlreform, der die Aufhebung des Kornzolls und der Freihandel unmittelbar folgten. Gerade weil aber der scharfe Bruch mit der Vergangenheit fehlt, sah sich die Darstellung vor schwere Aufgaben gestellt: Im „aristokratischen System", das in und neben Whigs und Tories bereits eine Reformpartei emporkommen sah, wie in den „neuen Kräften" der Entwicklung waren „Männer und Zeiten", ökonomische und geistige Gewalten gleichmäßig zu werten; in lose aneinandergereihten Kapiteln läßt sie der Verfasser vornehmlich nach englischen Quellen auftreten und vergehen. Die „Herrschaft der Reaktion" und der „Versuch konservativer Erneuerung" bereiten die „Reform der Verfassung" und endlich die „Frühzeit des bürgerlichen Staates" vor. — Aufschlußreich und anregend fügt sich das Werk den übrigen Veröffentlichungen der „Politischen Bücherei" zur englischen Geschichte trefflich ein.

P. Wentzcke.

Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten. Von H. Achelis. Leipzig, Quelle und Meyer.

Bei der Neuauflage des Werkes hat der Verfasser den Grundgedanken seiner Arbeit betont, eine für einen größeren Leserkreis bestimmte Geschichte des christlichen Lebens in den ersten drei Jahrhunderten zu schaffen. Das ist ihm gelungen. Er hat erheblich gekürzt, hat die zahlreichen Anmerkungen gestrichen und den Text auf seine hauptsächlichsten Bestandteile beschränkt. Achelis ist der Überzeugung, daß das Leben, die Lehre und Verfassung der ersten christlichen Gemeinden auf Leben und Lehre Christi fußten. Er steht damit im Gegensatz zu manchen anderen Forschern. Was er aber über die Mission Pauli, die heidenchristlichen Gemeinden, über das Ende des Judenchristentums, die Ausscheidung des Heidentums, weiter über die katholische Kirche sagt, muß als unbestreitbar gelten. Es ist ein selten gelungenes Zeitbild. Das letzte Kapitel behandelt das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, eine Frage, die heute wieder zu einer neuen Entscheidung drängt.

P. W.

H. Harmsen, Die französische Sozialgesetzgebung im Dienste der Bekämpfung des Geburtenrückganges. B. 19, H. 2 der Veröffentlichungen aus

dem Gebiete der preußischen Medizinalverwaltung. Berlin 1925, R. Schoch.

Frankreich ist das Land, in dem zuerst die Erscheinung des Geburtenrückganges, die sich inzwischen in allen Ländern des westeuropäischen Kulturkreises bemerkbar gemacht hat, in einem solchen Ausmaße zeigte, daß sie die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung, der Gelehrten und der gesetzgeberischen Faktoren stark auf sich lenkte. Es ist daher auch das Land, in dem sich zuerst Gesetzgebung und Verwaltung an Maßnahmen heranwagten, die geeignet scheinen, dem Sinken der Geburtenziffer Halt zu gebieten. Erfolglos sind diese Bemühungen nicht gewesen; denn es ist immerhin gelungen, den bereits in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts erreichten Bevölkerungsstillstand noch nicht zu einem Bevölkerungsrückgang sich auswirken zu lassen. Auch ist es nicht ausgeschlossen, daß die planmäßige wirtschaftliche Begünstigung der Elternschaft durch die Gesetzgebung kurz vor und jetzt wieder nach dem Kriege schließlich doch noch ein Wachsen der Geburtenziffer bewirkt. Jedenfalls haben wir in Deutschland alle Ursache, diese Gesetzgebung sorgfältig zu verfolgen, da der Geburtenrückgang sich auch bei uns schon vor dem Kriege und noch erheblich stärker in den Nachkriegsjahren offenbart hat. Es ist daher zu begrüßen, daß uns obige Schrift kurz, aber erschöpfend auf Grund eines Materials, das gewiß unter den heutigen Umständen nicht leicht zusammenzubringen war, mit der französischen Gesetzgebung bekannt macht, soweit sie sich in den Dienst der Bekämpfung des Geburtenrückgangs gestellt hat. Die Schrift hilft hoffentlich die unbegreifliche Gleichgültigkeit beseitigen, die zurzeit noch angesichts der bedenklichen Bevölkerungsbewegung unseres Volkes besteht, und die Erörterung einer Frage eröffnen, die aktuell werden muß, wenn erst Reparation, Okkupation und Währungsfrage ein wenig mehr Raum auch für Probleme lassen, die letzten Endes für die Zukunft der Nation doch noch wichtiger sind.

Das heutige Frankreich kennt nicht nur eine erhebliche steuerliche Begünstigung der kinderreichen Familien und zahlreiche andere Vergünstigungen wie z. B. im Wohnungswesen und bei der Militärdienstzeit, sondern hat auch unmittelbare Geldbeihilfen des Staates und der Gemeinden für unbemittelte kinderreiche Familien eingeführt; die Einzelheiten mögen in der Schrift selbst nachgelesen werden. Die Publikation Harmsens wird hoffentlich der bei uns neuerdings aufblühenden Bewegung der Bünde der Kinderreichen ein Ansporn werden, ihr Augenmerk nicht nur der Selbsthilfe und der Wohlfahrtspflege, sondern auch der Sozialpolitik und der Gesetzgebung zuzuwenden. A. Grotjahn.

Berichtigung

Aus Kreisen ehemaliger österreichisch-ungarischer Offiziere in Italien wird uns geschrieben, daß die Angaben im Aufsatz von Dr Max Fischer „Deutsche Rundschau" August 1925 Seite 137 letzter Absatz, die besagen: „Das gilt insbesondere von den Kriegsinvaliden, für die in Italien weit besser gesorgt wird als in Jugoslawien; insbesondere werden in Italien Angehörige der früheren k. und k. Armee schlauerweise genau so gestellt wie die früheren Angehörigen der italienischen Armee" unzutreffend sind. In Wahrheit sind alle Kriegsinvaliden und die anderen ehemaligen österreichischen Heeresangehörigen den italienischen Nicht-Kämpfern (non combattanti) gleichgestellt. Außerdem erhalten invalide Offiziere nicht die ihrem Dienstgrad entsprechende Invaliden-Pension, sondern die Mannschaftspension. Beispielsweise erhält ein Kriegsinvalide schweren Grades (ehemaliger österreichischer Oberleutnant) ungefähr 200 Lire monatlich, während ein italienischer Oberleutnant desselben Invaliditätsgrades ungefähr 7 bis 800 Lire erhält. Die Schriftleitung.

Bemerkung

Wir verdanken es dem freundlichen Entgegenkommen von Frau Camilla Meyer, der Tochter Conrad Ferdinands, daß wir sein bisher noch nicht veröffentlichtes Jugendbildnis von M. Paul Deschwanden vom Juni 1842 unseren Lesern als eine reizvolle Gabe zum hundertsten Geburtstage des Dichters darbringen können.

Verlag der „Deutschen Rundschau".

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ratcliff. — Traum und Schicksal. Eine Geschichte von Träumen. Von A. J. J. Ratcliff. Aus dem Englischen übersetzt von Otto Francke. 328 S. Dresden 1925, Sibyllen-Verlag.

Rheinische Heimatblätter. Jahrtausendfeier des Rheinlands. Sonderausgabe der Rheinischen Heimatblätter. Coblenz 1925, Rheinische Verlagsgesellschaft m. b. H.

Riehl. — Der philosophische Kritizismus. Von Alois Riehl. 1. Bd. 599 S. Leipzig 1924, Krömer.

Rifat. — Der Orient in wahrer Beleuchtung von Dr. med. Mansur Mustapha Rifat 7 S. Berlin 1925, Ägyptische national-radikale Gruppe.

Roelli. — Mittag, Lautenlieder von Hans Roelli. 52 S. Zürich, Orell Füßli.

Rolland. — Ein Spiel von Tod und Liebe von Romain Rolland. 146 S. Zürich und Leipzig, Artapfel Erlenbach.

Rosley, Karl. — Das Körpergesetz von Karl Rosley. 120 S. San Franzisko 1924, Calif U.St.A.

Roth. — Lieder eines deutschen Bettelstudenten in Italien von Hans Roth 61 S. Ems 1924, Georg Heil.

Roth. — Stürmen und Stranden. Ein Stephan Ludwig Roth-Buch, zusammengestellt und eingeleitet von Otto Folberth. 197 S. Stuttgart 1924, Ausland- und Heimat-Verlag. (3,60 M.)

Ruggiero. — Italienische Philosophie von Guido de Ruggiero. 130 S. Breslau 1925, Ferdinand Hirt. (3,— M.)

Russell. — A. B. C. der Atome von Bertrand Russell. 109 S. Stuttgart 1925. Franckhsche Verlagsbuchhandlung.

Saedler. — Hypothekenreform und Wohnungsreform von P. Saedler S.T. 15 S. Berlin 1924, Gebr. Mann. (—,50 M.) (Soziale Zeitfragen.)

Sarkar. — Hindu Achievements in Exact Science. A Study in the History of Scientific Development by Benoy Kumar Sarkar. 78 S Leipzig 1922, Markert & Petters. (3,50 M.

Schneider. — Handbuch der Bibliographie von Georg Schneider. 560 S. Leipzig, Hiersmann.

—. — Erziehung zum Deutschsein von Prof. Hermann Schneider. 351 S. Breslau 1925, Ferdinand Hirt.

Schönemann. — Mark Twain als literarische Persönlichkeit von Friedr. Schönemann. 119 S. Jena 1925, Frommann.

Schönfelder. — Franckes Gartenbuch. Ein praktisches Handbuch für Garten- und Obstbau, herausgegeben von Bruno Schönfelder. 477 S. Stuttgart, Franckh.

Schüßler. — Österreich und das deutsche Schicksal. Eine historisch-politische Skizze von Dr. Wilhelm Schüßler. 215 S. Leipzig 1925, Quelle & Meyer.

Schultze-Naumburg. — Der Bau des Wohnhauses von Paul Schultze-Naumburg. 261 S. München 1924, Georg Dr. W. Callwey.

Schurek. — Entfesselung von Paul Schurek. 228 S. Bremen 1924, Carl Schünemann.

Schurig. — Kleiner Katechismus der Lebenskunst. Gedanken und Meinungen eines unbebrillten Einzelgängers, herausgegeben von Arthur Schurig. 135 S. Nürnberg 1924, J. L. Schrag. (2,50 M.)

Schwartzkopf. — Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England von Werner u. Maja Schwartzkopf. 338 S. München 1925, Bruckmann A.-G.

Schweitzer. — Mitteilungen aus Lambarene. Frühjahr bis Herbst 1924 von Albert Schweitzer. 48 S. Bern 1925, Paul Haupt.

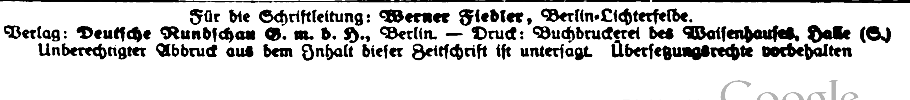
Sergel. — Saat und Ernte. Die deutsche Lyrik um 1925 von Albert Sergel. 502 S. Berlin, Deutsches Verlagshaus, Bong & Co.

Sieck. — Von der Landschaft. Bruchstücke und Skizzen mit 23 Bildern von Rudolf Sieck. 80 S. Heilbronn 1924, Eugen Salzer.

Soden. — Erlösung ohne Religion von Frhr. von Soden. 32 S. Detmold, Naturwissenschaftlicher Verlag.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Professor Dr Brecht, Wien. — Generalmajor a. D. Professor Dr Haushofer, München. — Dr Max Krell, Leipzig. — Dr Gisbert Beyerhaus, Bonn. — Sigrid Undset, Oslo. — Professor Dr Friedrich Kuntze, Berlin. — Rudolf Pannwitz, Sutvid-Janjina, Jugoslavien. — Edouard Dujardin, Paris. — Wilhelm v. Kries, London.


Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Das neue Rußland

Eindrücke von der Jubiläumsfeier der russischen Akademie der Wissenschaften

Von

Eduard Meyer

Wenn ich, der an mich ergangenen Aufforderung Folge leistend, den Versuch mache, die Eindrücke und Erfahrungen zu schildern, welche ich zusammen mit zahlreichen Vertretern der deutschen Akademien und Universitäten, die der Einladung der Akademie der Wissenschaften von Rußland zu ihrem zweihundertjährigen Jubiläum gefolgt sind, während der Festtage in Leningrad und Moskau (5.—14. September 1925) erhalten habe, so versteht es sich von selbst, daß von einem irgendwie erschöpfenden Bilde nicht die Rede sein kann. Ein wirklich allseitig begründetes Urteil läßt sich bei einem vierzehntägigen Aufenthalt in zwei Städten nicht gewinnen, sondern würde ein angespanntes Studium vieler Monate wenn nicht Jahre erfordern. Mir aber ist, wie den meisten meiner Kollegen, selbst die russische Sprache völlig fremd, und auch von der Geschichte und Geographie des gewaltigen Reichs, von seinen kulturellen und materiellen Zuständen besitze ich lediglich eine ganz oberflächliche Kenntnis. So kann es sich nur um eine Wiedergabe der Eindrücke handeln, die sich uns aufgedrängt haben; diese sind aber so gewaltig und weichen zugleich so stark von dem Bilde ab, das uns vorschwebte und das bei unserem Volke in weitesten Kreisen herrscht, daß es sich doch vielleicht lohnen dürfte, sie der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten.

Vorausschicken muß ich, daß wir uns durchweg völlig frei bewegen konnten. Niemals ist der geringste Versuch gemacht worden, uns irgendwie zu kontrollieren oder auch nur uns zu beeinflussen. In beiden Städten konnten wir so ungehindert verkehren wie nur in irgendeiner anderen Großstadt; und mit den russischen Kollegen gestalteten sich die Beziehungen und Gespräche ebenso intim und zwanglos, wie daheim. So haben wir uns vielfach auch über die gegenwärtige Lage und die inneren Zustände Rußlands eingehend unterhalten und zu informieren gesucht; und ebenso haben wir natürlich die Vorgänge der Kriegszeit und der Revolution in beiden Ländern eingehend besprochen.

Unter den Eindrücken möchte ich in den Vordergrund die Erkenntnis stellen, die sich auf Schritt und Tritt aufdrängt, daß die gegenwärtige, revolutionäre Re-

gierung vollkommen unerschütterlich dasteht und die Macht ganz fest in der Hand hält. Wohl wird es auch in Rußland selbst an zahlreichen Elementen nicht fehlen, die sie verabscheuen und im stillen die Faust gegen sie ballen — wie könnte das, nach den furchtbaren Ereignissen, die über das Land dahingegangen sind, anders sein? — aber zu einer Erhebung, zu einer Gegenrevolution fehlt ihnen jede Möglichkeit, sie sind völlig in der Hand der Regierung, die die gewaltigen Machtmittel, die ihre Organisation ihr bietet, jederzeit rücksichtslos verwenden wird. Und es ist doch nicht nur ein passives Sichfügen in das Unabwendbare, was in den höheren Volksschichten herrscht, die ehemals alle Macht in Händen hatten und jetzt, mit totaler Umkehr der alten Ordnung, zu Knechten des Proletariats herabgedrückt sind; sondern oft genug ist mir bei hochgebildeten Männern, die sich ein unabhängiges Urteil über den Parteien zu wahren suchen, die Anschauung entgegengetreten, daß die Umwälzung, so entsetzlich sie in ihren Einzelerscheinungen gewesen ist und so furchtbar sie und ihre Angehörigen darunter haben leiden müssen und noch leiden, doch ihr Gutes gehabt hat, daß der Sturz des alten, innerlich verrotteten zaristischen Regiments im letzten Grunde doch ein Segen gewesen ist, daß aus der Gärung der Gegenwart ein neues besseres Rußland erwachsen wird, an dem mitzuwirken ihre patriotische Pflicht ist.

Noch weniger ist an einen Umsturz von außenher zu denken. Wenn die Emigranten sich in solchen Hoffnungen wiegen, so dürfte das ebenso illusorisch sein, wie in allen ähnlichen Fällen; bei einem Versuch, ihre Rückkehr und eine Restauration zu erzwingen, würden sie nirgends Anklang, sondern nur einmütigen Widerstand finden. Durch einen feindlichen Angriff aber ist, wie die Geschichte immer wieder gelehrt hat, Rußland völlig unbezwingbar, selbst wenn die Feinde noch so tief eindringen sollten. Das gewaltige Reich ist in sich geschlossen und steht auch gegenwärtig politisch viel unabhängiger und selbstherrlicher da, als irgendeine andere Macht nicht nur Europas; es kann jedes Versuchs spotten, es durch Drohung einzuschüchtern und ihm, wie es die Entente der innerlich ganz schwachen zarischen Regierung gegenüber vermochte, einen fremden Willen aufzuzwingen und es für Ziele zu benutzen, die seinen Interessen fremd sind. So kann es denn auch im diplomatischen Verkehr mit dem Auslande eine Sprache führen, wie sie die übrigen durch tausend Rücksichten gebundenen Staaten nur dem ohnmächtigen, durch sie völlig gefesselten Deutschland gegenüber anzuschlagen wagen dürfen.

Auf die geschichtliche Entwicklung, aus der der gegenwärtige Zustand Rußlands erwachsen ist, kann ich natürlich nicht näher eingehen. Der Krieg hatte den von Peter d. Gr. geschaffenen Gegensatz zwischen der dünnen, nach der westlichen, europäischen Kultur gravitierenden Oberschicht und der einer ganz anderen Welt angehörenden Masse des Volkes aufs äußerste gesteigert: dort, bei den „Intellektuellen“, eine ins Ungemessene vordringende Eroberungslust, die sich mit dem Nimbus nationaler Ziele umgab, aber die Volksmassen als willenlose Herde auf die Schlachtfelder trieb, und ein fanatischer, von den englischen und französischen Verbündeten eifrig geschürter Deutschenhaß, hier dagegen keine Spur von nationaler Begeisterung für einen dem Volke völlig fremden und unverständlichen Krieg und von Erbitterung gegen das Nachbarvolk, sondern eine mit den riesigen Opfern stets wachsende Sehnsucht nach Frieden und nach Erlösung von dem furchtbaren Druck, mit dem eine zahlenmäßig geringe Minderheit die Massen niederhielt und ausnutzte. Dadurch wurde die Widerstandskraft der Front immer mehr ge-

lähmt, die Stellung der Regierung durch die deutschen Siege immer schwerer erschüttert. Von der Verblendung der deutschen Regierung, die diese Lage nicht erkannte und durch ihre unselige Polenpolitik die Möglichkeit eines Friedens verscherzte, habe ich hier nicht zu reden. Als dann der Zar unter dem Einfluß Rasputins doch noch zum Frieden neigte, verstand die Kriegspartei in Verbindung mit England, das mit der bei ihm herkömmlichen Skrupellosigkeit den ehemals so hochgepriesenen Verbündeten seinen Todfeinden kaltblütig preisgab, die Revolution zu benutzen, um unter Führung Kerenskis den Krieg gegen Deutschland noch einmal wiederaufzunehmen. Das hat die letzte Entscheidung gebracht; während die Deutschen siegreich immer weiter vordrangen, bemächtigte sich im November (oder nach altem Stil noch im Oktober) 1917 in Petersburg das im Arbeiter- und Soldatenrat (Sowjet) organisierte Proletariat unter Führung Lenins und Trotzkis der Regierung und begann sofort die Friedensverhandlungen.

Allerdings sah es zunächst so aus, als sei das ungeheure Reich der vollen Auflösung verfallen. Nicht nur die zahlreichen von ihm umschlossenen Nationalitäten suchten sich selbständig zu machen, sondern auch im eigentlichen Rußland selbst entstanden zahllose lokale Gruppen und Atomrepubliken, die ihre Sonderziele verfolgten und sich fanatisch bekämpften. Dazu kamen die Versuche, die alte Ordnung ganz oder wenigstens teilweise wiederherzustellen, die extreme Richtung niederzuwerfen und auszurotten. Von den ehemaligen Verbündeten, England und Frankreich, wurden sie eifrig gefördert; die „weiße“ Armee, zum großen Teil aus tschechischen Überläufern gebildet, wurde von französischen Offizieren geleitet, ebenso die Erhebung Wrangels in Südrußland, während Deutschland den Versuch gemacht hatte, wie aus den übrigen Randgebieten so aus der Ukraine selbständige Staaten zu bilden. Da ist es der Sowjetregierung gelungen, durch Trotzki die „rote Armee der Arbeiter und Bauern“ zu schaffen und in den furchtbaren Bürgerkriegen von 1919 und 1920 die Einheit des Reichs wiederherzustellen. Von beiden Seiten sind die Kämpfe, wie allbekannt, mit schonungsloser Brutalität geführt worden, von den Strömen Blutes, die damals geflossen sind, von der Verheerung weiter Gebiete, bei der große Städte in Flammen aufgingen (so namentlich im Wolgagebiet), und von den Schrecken der Hungersnot, die dadurch entstand, hält es schwer, sich auch nur annähernd einen Begriff zu machen. Die Methode ist die altherkömmliche geblieben, dieselbe, durch die die „schrecklichen“ Zaren von Moskau, Iwan III. und Iwan IV., das russische Reich geschaffen hatten, durch die dann Peter der Große dem widerstrebenden Volk die abendländische Kultur wenigstens äußerlich aufzuzwängen versuchte und die auch seitdem dem zaristischen Regiment niemals gefehlt hat: rücksichtslose Vernichtung und Ausmordung aller Gegner und schonungslose Durchführung der als Dogma verkündeten Grundsätze. Diese Methode hat bekanntlich die neue Regierung auch weiter befolgt; sie ist begründet auf ein Schreckensregiment, das noch weit hinausgeht über das der französischen Revolution, die Regierung wird immer bereit sein, es weiter anzuwenden, falls die Umstände es erfordern sollten. Aber zugleich besitzt sie eine weit breitere Basis dadurch, daß weite, von den neuen Idealen durchtränkte Massen hinter ihr stehen und von ihr mit großem Geschick organisiert sind, sowohl die Arbeiter, die sie aus Knechten zu Herren gemacht hat, als auch, wie es scheint, die Bauern, die sie durch Überweisung des Landes an sich gefesselt hat und unter denen sie eifrig Propaganda für ihre Ideen treibt.

Damit berühre ich freilich ein Gebiet, das sich meiner Beurteilung vollständig entzieht; denn von der wirklichen Gestalt der agrarischen Verhältnisse auch nur ein oberflächliches Bild zu gewinnen, war natürlich während des kurzen Aufenthalts unmöglich, und die gelegentlichen Mitteilungen, die man darüber erhält, stehen oft in starkem Widerspruch zueinander. Soviel dürfte aber klar sein, daß, wenn die Entwicklung ungestört weiter verläuft, der Schwerpunkt sich aus der Industriebevölkerung der Großstädte allmählich immer mehr auf die zahlenmäßig unendlich überlegene Bauernschaft verschieben muß. Hier dürfte das größte Problem liegen, das dem neuen Staat gestellt ist. Zugleich aber liegt darin seine Hauptkraft; denn Rußland ist seinem Wesen nach durchaus ein Agrarstaat und so unabhängig gestellt, wie kaum irgendein anderer Staat der Welt.

Noch ein weiteres Moment bildet die Stellung zu den zahlreichen Volksstämmen des Reichs. Das zaristische Regiment hat sie bekanntlich auf alle Weise unterdrückt und zu russifizieren versucht — so war es z. B. nicht gestattet, ein Buch oder eine Zeitung in kleinrussischer Sprache zu drucken — und sie dadurch in erbitterte Opposition, in einen Kampf für die Erhaltung ihrer Nationalität getrieben. Die neue Regierung dagegen zeigt ihnen, sobald sie das Programm des Sowjetstaats annehmen, das größte Entgegenkommen: „wir sind ja alle Brüder, wir haben die gleichen Interessen und wollen daher in Freundschaft miteinander leben und auf jede Weise für diese eintreten." So wird ihnen nicht nur der Gebrauch ihrer Sprache gestattet und gefördert, sondern auch die Erhaltung und Pflege ihrer Sonderart, ja sogar, wenn sie noch so rückständig und für die wissenschaftliche Aufklärung noch nicht reif sind, auch die Beibehaltung ihrer Religion und ihres Kultus. Das neue Rußland ist bekanntlich kein Einheitsstaat, sondern eine Union einer großen Zahl nationaler „sowjetistischer sozialistischer Republiken", und auch in diesen stehen wieder die Einzelvölker als republikanische Sondergruppen mit eigener Verfassung, so in Großrußland die Wolgadeutschen, in der transkaukasischen Republik die drei Sonderrepubliken Georgien, Armenien und Adserbeidschan. Auf allen Kundgebungen der Zentralregierung stehen die Hauptsprachen gleichberechtigt nebeneinander, und ebenso auf dem Papiergeld: großrussisch, kleinrussisch, armenisch, georgisch, tatarisch, und gelegentlich erscheinen auch noch andere Sprachen, ja selbst arabisch. Durch dies Verhalten sind die alten Gegensätze überbrückt und all diese Völkerschaften bis zum Stillen Ozean hin an Rußland gefesselt, da sie ohne dieses doch auf die Dauer nicht existieren können. Darauf beruht zugleich die gewaltige propagandistische Kraft, welche Rußland sowohl in der mohammedanischen Welt wie in Zentral- und Ostasien entwickelt. Sie bedeutet für den Bestand des englischen Weltreichs eine noch weit stärkere Bedrohung, als ehemals die Rivalität des Zarenreichs.

Dabei sind der Zentralregierung der Union, mit dem Sitze in Moskau, die entscheidenden Machtmittel vorbehalten. Sie prägt und druckt alles Geld; ihr gehören die sämtlichen Eisenbahnen und vor allem die ganz einheitlich organisierte Armee. Diese Armee steht unter strengster Disziplin und ist militärisch voll ausgebildet, wobei mit den aus dem Proletariat hervorgegangenen Offizieren zahlreiche aus der zaristischen Armee stammende zusammenwirken, die unter dem alten Regiment in Opposition standen und großenteils durch die Revolution aus der Verbannung nach Sibirien zurückberufen sind. So verfügt die Regierung über ein schlagfertiges Heer von einer Million Soldaten, das jeden Widerstand nieder-

geworfen hat und weiter niederhält. Dahinter steht das Gesamtaufgebot: bis zum vierzigsten Jahr besteht die allgemeine Wehrpflicht, die soeben durch ein Gesetz neu geregelt ist.

Die Regierung ist das Exekutivorgan der kommunistischen, in den Sowjets organisierten Partei, der einzigen, die geduldet wird und der daher auch die Presse ausschließlich angehört. Die Aufnahme als Parteimitglied — ihre Zahl beträgt m. W. gegenwärtig nicht mehr als 600000 Männer und Frauen — wird nur nach langer Prüfung gewährt; die Prüfungszeit beträgt bei Arbeitern ein Jahr, bei Angehörigen der höheren Stände mehrere Jahre. Aber weit darüber hinaus geht die mit großem Geschick betriebene Propaganda, die Dressur des gesamten Volkes, und vor allem die der Jugend, für die herrschenden Ideen. Sehr anschaulich trat das an einem Sonntage in Leningrad hervor: vom frühen Morgen an zog die gesamte Jugend in vielen Hunderten von langen, gleichmäßig organisierten Scharen durch den Newski-Prospekt und die weiteren Straßen der Stadt, voran die Knaben mit einem Musikkorps, in deren erster Reihe an zwei Stangen ein langes rotes Tuch mit dem Wappen der Sowjets, der Vereinigung von Hammer und Sichel als den Symbolen der Arbeiter und der Bauern, und mit entsprechenden Inschriften getragen wird, dann die jungen Mädchen, denen man deutlich ansieht, daß ihnen die Geheimnisse des Geschlechtslebens nicht unbekannt sind, dann die älteren und am Schluß meist ein vollbesetzter Leiterwagen oder Auto, alle singend in strammem militärischem Schritt, in heiterster Stimmung, mit strahlendem Blick, aber durchweg in musterhafter Ordnung ohne die geringsten Ausschreitungen. So wird neben der militärischen die geistige Uniformierung durchgeführt; die gesamte Jugend ist von Kindesbeinen auf mit den Idealen des Marxismus und des Sowjetstaates durchtränkt und kennt nichts anderes.

Daneben geht die Agitation durch das ganze ungeheuere Land einher. Alle Reden und Kundgebungen werden durch Radio und Fernsprecher überall hin verbreitet, das Ziel ist, den Radioapparat in jede Bauernhütte zu bringen, und so, zugleich unter Gewährung einer aufklärenden Diskussion, eine einheitliche, alle Gegensätze aufhebende Überzeugung des Gesamtvolkes zu schaffen. Dem gleichen Ziele dienen die sehr geschickt eingerichteten und ständig von großen Massen besuchten Revolutionsmuseen in Moskau und Leningrad, die die Mängel und Verbrechen des alten Regiments drastisch darstellen und die Taten der Revolution verherrlichen — für ein erschöpfendes geschichtliches Verständnis wäre freilich eine gleichartige Darstellung von entgegengesetzter Seite unentbehrlich. Zur Propaganda auf dem Lande werden in die einzelnen Dörfer junge Leute geschickt oder in ihnen angeworben, die mit diesen Gedanken erfüllt und für die Diskussion geschult sind; sie sollen die „Zellen“ bilden, welche die stumpfe, gedankenlos am Herkommen festhaltende Landbevölkerung in Gärung setzen und sich assimilieren. So hofft man zugleich die Fortschritte der Landwirtschaft und eine rationelle Einzelwirtschaft in die Bauernschaft hineinzutragen und dadurch die Produktion gewaltig zu steigern.

Seinen symbolischen Ausdruck hat das neue Rußland in der Verlegung der Hauptstadt von Petersburg nach Moskau gefunden, die gleich im März 1918 verfügt wurde. Es ist die Reaktion des echten Rußland gegen die ihm von Peter dem Großen aufgezwungene, seinem inneren Wesen fremde Gestaltung, die Pseudomorphose, wie sie Spengler treffend bezeichnet hat. Allbekannt ist, wie jene Gestaltung

gerade durch die Träger der Intelligenz, welche Stellung sie auch einnehmen mochten, von allen Seiten her systematisch unterwühlt worden ist; die gesamte neuere Literatur ist durch und durch zersetzend und revolutionär. Da der von Peter eingeführten Kultur die strenge geistige Schulung fehlt, welche nur eine in angespannter Arbeit von Jahrhunderten aus dem eigenen Boden erwachsene Kultur zu gewähren vermag, nimmt sie die oft genug ganz phantastischen Theorien, die ihr zugetragen werden, mit um so größerem Enthusiasmus auf, je radikaler sie sind; eben daraus erklärt sich der tiefgreifende Einfluß, welche das seinem innersten Wesen nach internationale Judentum mit seiner zersetzenden Logik auf die russische Entwicklung aller inneren Abneigung zum Trotz gewonnen hat. Das Heil suchte man im Nihilismus, der Vernichtung aller bestehenden durch und durch faulen Zustände und Ordnungen; dann werde sich das mystisch-sentimentale Ideal, von dem die russische Volksseele träumt, von selbst verwirklichen. Von der gleichen Tendenz ist seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die russische Malerei beherrscht, die in den großen russischen Gemäldesammlungen von Petersburg und Moskau dem Beschauer so gewaltig entgegentritt in den Gemälden von Rjepin, Ssurikow, Wassnezow, Gay, Perow u. a., die durch meisterhafte psychologische Gestaltung das Innenleben der Gestalten oft genug erschütternd zum Ausdruck bringen. Mit Vorliebe wählen sie, neben meist mit ironischer Färbung behandelten Szenen aus dem Volksleben, die furchtbarsten Vorgänge aus der russischen Geschichte, die mit all ihren Greueln erbarmungslos geschildert sind: Peter der Große, wie er hoch zu Roß mit starrem Blick der Hinrichtung der auf der Folter furchtbar zerfleischten Strelitzen auf dem Kremlplatz zuschaut, oder wie er seinem Sohn, dem völlig degenerierten Alexei, das Todesurteil spricht, Iwan den Schrecklichen, der blutüberströmt seinen im Zorn von ihm mit dem Eisenstabe tödlich an der Schläfe getroffenen Sohn jammernd in den Armen hält, den Aufstand des Kosaken- und Bauernführers Pugatschow (an der Wolga 1773), dem die gefangenen Grundbesitzer zur Hinrichtung vorgeführt werden; daneben stehn die immer erneuten Versuche, das Christusbild in seiner ganzen Tiefe zu erfassen und zu verkörpern.

So war das zaristische Rußland von Grund aus unterwühlt und zum Untergang reif. Eben um sich durch äußere Erfolge zu retten, hat es sich in den Weltkrieg gestürzt; als dann Niederlage auf Niederlage erfolgte und das Massenelend immer weiter um sich griff, war der Zusammenbruch unvermeidlich; die höheren Stände, die die Revolution selbst hervorgerufen und geschürt hatten, und die vermittelnden Gruppen erlagen der radikalsten Strömung und wurden von ihr hinweggeschwemmt.

Der Schöpfer des neuen Rußlands ist Lenin. Die gewaltige Bedeutung seiner Persönlichkeit tritt dem Fremden bei jedem Schritt entgegen. Auch er war ein enthusiastischer Idealist, ein überzeugter Anhänger der Lehren von Marx; sein Bruder war als Teilnehmer an einem Attentat auf den Zaren hingerichtet, er selbst war entkommen und hat jahrelang im Exil gelebt. In der Revolution hat er dann den vollen Sieg des Bolschewismus herbeigeführt und die allmächtige Stellung seiner zaristischen Vorgänger gewonnen. Aber er war weit mehr als ein Volksführer und Agitator: er ist unter all den Politikern, die seit Bismarck die Geschicke der Völker zu leiten versucht haben, vielleicht der einzige, der den Namen eines Staatsmannes in vollem Sinne des Wortes verdient. Wir haben keinen Grund, zu bezweifeln, daß die idealen Theorien, die er verkündete, wirklich seiner

Überzeugung entsprachen; aber sein Handeln ist beherrscht von dem Bewußtsein, daß im politischen Leben das Entscheidende die Gewinnung und Behauptung der Macht ist und daß sich die Politik den gegebenen Umständen anpassen und, wo es geboten ist, auch das schönste Programm umgestalten muß, um die Macht festzuhalten und sicher zu begründen. Demgemäß hat er gehandelt und seine gewaltigen Erfolge errungen. Daß das in vollster Auflösung begriffene Weltreich unter Strömen Bluts aufs neue zusammengeschweißt wurde und jetzt wieder fest und einheitlich dasteht, ist sein Werk. Daß er dabei, da er sich den militärischen Aufgaben nicht gewachsen fühlte, die Schöpfung der Armee und die Leitung der Operationen Trotzki überließ, er der echte Russe einem Juden, und daß er dabei doch seine leitende Stellung zu wahren und diesen in Abhängigkeit zu halten wußte, zeigt die Überlegenheit seiner Persönlichkeit und das sichere Bewußtsein der Herrscherstellung, das den Erfolg verbürgt.

Noch eindrucksvoller tritt diese Überlegenheit und Kraft der Persönlichkeit darin hervor, daß, als er erkannte, daß der betretene Weg ins Verderben führte, er die Einsicht und die Fähigkeit besessen hat, das Steuer herumzuwerfen, und daß ihm das Volk auch darin gefolgt ist. Nach der Revolution wurde das Wirtschaftsleben zunächst ganz nach den kommunistischen Grundsätzen gestaltet: alles Privateigentum galt als aufgehoben, aller Grundbesitz wurde vom Staat beschlagnahmt, die Zwangszuweisung der Wohnungen im größten Maßstabe durchgeführt, aller individuelle, „kapitalistische" Geschäftsbetrieb war beseitigt, das Geld war vollständig entwertet, ja wenigstens theoretisch abgeschafft, der Staat übernahm die Zuweisung der Lebensmittel. Zwar erkannte man die unbedingte Notwendigkeit der Arbeit und der wirtschaftlichen Produktion, und so wurde ein strenger Arbeitszwang durchgeführt und auch von den höheren Ständen körperliche Arbeit gefordert; aber alle Arbeit sollte unentgeltlich für die Gemeinschaft geleistet werden bis zu den Reparaturen in den Wohnungen hinab; auch für die Fahrt auf den Eisenbahnen und Straßenbahnen, soweit sie noch in Betrieb gehalten wurden, wurde keine Gebühr erhoben. Die Folge dieser Wirtschaft und des gleichzeitig tobenden entsetzlichen Bürgerkrieges war, daß alle Unternehmungen stillstanden, die Felder nicht mehr bestellt wurden, aller Verkehr stockte und so die furchtbare Hungersnot eintrat, die im Jahre 1920/21 ihren Höhepunkt erreichte. Die dürftigen Lebensmittelrationen — vor allem Heringe — reichten nicht entfernt aus, Brennholz war in dem eisigen Winter trotz allen Waldreichtums des Landes nicht zu beschaffen; unzählige Menschen sind damals durch Entkräftung, durch armselige, ganz unzuträgliche Ernährung und die dadurch erzeugten Krankheiten und Epidemien zugrunde gegangen — die Akademie der Wissenschaften hat in einem Jahr 18 Mitglieder verloren, darunter mehrere Gelehrte, die sich in aller Welt des größten Ansehens erfreuten — in manchen Gegenden kam es bis zum Kannibalismus. Von dem Elend, das damals in Rußland herrschte, kann man sich kaum einen zutreffenden Begriff machen; alles, was wir im Kriege und in der Inflationszeit durchgemacht haben, ist ein Kinderspiel gegen das, was sich dort abspielte. In Petersburg sieht man noch jetzt, vor allem in den abgelegenen Stadtteilen, zahlreiche Schutthaufen von Ziegeln, die Trümmerstätten eingestürzter Häuser, aus denen alles Holz geraubt wurde, um sich einiges Brennmaterial zu verschaffen; und es dürfte dort wohl kaum jemand auch aus den gebildeten Kreisen geben, der nicht aus den Holzlagern trotz aller Wachsamkeit der von der Regierung

aufgestellten Wachposten mit den raffiniertesten Diebeskniffen Holz gestohlen hätte.

Da hat Lenin erkannt, daß es so nicht weiter gehe und man einlenken müsse. Für die volle Durchführung des kommunistischen Programms sei die Zeit noch nicht reif, einstweilen müsse man wenigstens innerhalb bestimmter Grenzen zu den kapitalistischen Methoden zurückkehren. So stellte er 1921 das „neue ökonomische Programm“ (in üblicher Weise mit den Anfangsbuchstaben als N E P bezeichnet) auf und hat es und damit den Abbau in den folgenden Jahren Schritt für Schritt durchgeführt. Das Privateigentum wird wieder anerkannt, auch an den Wohnungen, soweit sie nicht, was im größten Umfange geschehen ist, verurteilten Gegnern und Flüchtlingen angehörten und daher vom Staat konfisziert sind, und natürlich mit stärkster Verwendung der Zwangsmieter, vor allem in Moskau, wo infolge der Revolution und der Verlegung der Regierung hierher und weiter durch den Zuzug zahlreicher Flüchtlinge, vor allem Juden aus Polen, die Bevölkerung etwa verdoppelt ist und daher die ärgste Wohnungsnot herrscht. Das Land ist tatsächlich ins Eigentum der Bauern übergegangen. Eine feste Geldwährung ist wieder eingeführt und funktioniert jetzt ebenso sicher und ohne Schwankungen, wie seit der Überwindung der Inflation bei uns in Deutschland. Der private Geschäftsbetrieb ist wieder zugelassen und in vollem Gange, wenn auch nicht wenige Gebiete dem Staatsbetrieb vorbehalten sind und der Unternehmer einen recht ansehnlichen Teil seines Gewinnes abgeben muß. Die Kaufläden sind wieder eröffnet, ebenso die Restaurationen, und man kann in den Städten wieder alles kaufen, ebenso wie ehemals.

Gerade in dieser Beziehung bot Rußland uns ein ganz anderes Bild, als wir erwartet hatten. Die Verhältnisse haben sich gesetzt, die Zeit der Not ist überwunden, das Leben ist wieder im Gange und kehrt in die gewohnten Gleise zurück. Und dabei besteht durchweg Ruhe und Ordnung, die polizeilichen Vorschriften werden vom Volk willig befolgt. Das beim Kriegsausbruch eingeführte Verbot alkoholischer Getränke ist aufgehoben, neben Wein und Bier wird der Branntwein allgemein getrunken — allerdings nur dreißigprozentiger; doch soll er jetzt auf 40 Prozent erhöht werden — aber Betrunkene haben wir nirgends gesehen. Deutlich empfindet man, daß die Revolution die Massen diszipliniert hat. Dem entspricht es, daß systematische Plünderungen und Verwüstungen nicht vorgekommen zu sein scheinen, vielmehr das jetzt dem neuen Staat und damit dem Gesamtvolke zugefallene Eigentum sorgfältig geschont worden ist. Von den unermeßlichen Werten, welche die Eremitage umschließt, ist kein einziges Stück weggekommen; wohl aber sind sie, vor allem die Gemäldesammlung, durch Kunstwerke aus den Zarenschlössern und aus Privatbesitz wesentlich vermehrt worden. Auch die Denkmäler der Zaren stehen alle unversehrt, nur hat man unter die Statue Alexanders III. die Inschrift gesetzt: „Da könnt ihr sehen, was für Menschen früher über euch geherrscht haben!“

Lenin ist, nach langer Krankheit, die ihn unfähig machte, an der Regierung aktiv teilzunehmen, am 21. Januar 1924 gestorben. Aber sein Geist lebt weiter und beherrscht Rußland noch immer; zwischen den Gehilfen, die jetzt an seine Stelle getreten sind, mögen im einzelnen manche Differenzen bestehen, aber sie wirken einheitlich zusammen und führen die Regierung weiter auf den Bahnen, die er gewiesen hat. Für das Volk aber ist er zum Heros erwachsen. Seine Leiche ruht

in dem für ihn auf dem Roten Platz vor dem Kreml als schlichter Holzbau errichteten Mausoleum und ist mit erstaunlicher Kunst in mehrmonatiger angestrengter Arbeit durch chemische Mittel so konserviert, daß die Gesichtszüge völlig unverändert erhalten sind und er daliegt wie im Schlummer. Allabendlich wallfahrten zu ihm die von nah und fern zusammenströmenden Volksscharen; sein Name erscheint auf Schritt und Tritt und fehlt in keiner öffentlichen Kundgebung; und überall erblickt man seine Statue, den kleinen, untersetzten Mann mit echt russischen Gesichtszügen, in Arbeitertracht mit kurzem, wehendem Kittel, der in feuriger Rede die Rechte hocherhoben hinausstreckt — übrigens ein Kunstwerk, das die Aufgabe, den gewaltigen Agitator und Volksmann lebensvoll vorzustellen, vortrefflich gelöst hat. Es kann kein Zweifel sein, daß Lenin an Stelle der Apostelfürsten und der zahlreichen Heiligen, deren Reliquien die Kirche bewahren, zum Schutzpatron des neuen Rußlands erwachsen wird oder vielmehr schon erwachsen ist; und auch Männer, die mit ihren Anschauungen auf ganz anderem Boden standen, haben mir ausgesprochen, daß die Zeit nicht fern ist, wo jeder Russe, welcher politischen Richtung er auch angehören mag, stolz sein wird, daß sein Land einen solchen Mann hervorgebracht hat.

Dieser Kultus Lenins steht freilich in schroffem Gegensatz zu der offiziell verkündeten Lehre des Marxismus und der materialistischen Geschichtsauffassung, die nur die Massenfaktoren anerkennt und von der Bedeutung der Persönlichkeit und ihrer die Entwicklung gestaltenden und beherrschenden Kraft nichts wissen will. Es wird denn auch von dieser Seite ausgesprochen, daß dem neuen Rußland nichts ferner liege, als aus Lenin nach alter Weise einen Heiligen zu machen; durch die Konservierung und Ausstellung seiner Leiche habe man lediglich dem Pietätsgefühl und dem Verlangen der Massen Rechnung tragen wollen. Aber in Wirklichkeit stehen auch hier die Tatsachen in schroffem Widerspruch zur Theorie und widerlegen sie schlagend; die im realen Leben wirkenden Kräfte sind hier wie überall ganz andere, als die theoretische Konstruktion sich ausdenkt und allein anerkennen will.

Auch in diesem Zusammenhang ist weiter zu betonen, daß die Revolution ja keineswegs von den Massen ausgegangen ist, sondern von der Intelligenz, die sie organisiert und zum Siege geführt hat. Alle Führer der Bewegung gehören der Oberschicht an, auch Lenin selbst, dessen glänzendes Schulzeugnis im Revolutionsmuseum zu Moskau liegt. Gewiß ist die russische Revolution eine gewaltige Massenbewegung; aber dennoch bestätigt auch sie den unumstößlichen Satz, daß das entscheidende Moment in allem menschlichen Geschick nicht in den Massen und den materiellen Kräften liegt, sondern im Geist und in der Führerpersönlichkeit, die diese Massen und Kräfte zusammenballt und beherrscht.

Die weitere Entwicklung, die in den letzten Jahren eingetreten ist, hat diese Tatsache nur weiter erwiesen. Sie hat ganz drastisch gezeigt, daß die marxistische Theorie auch mit den gewaltsamsten Mitteln sich nicht verwirklichen läßt, sondern notwendig scheitern muß. Das „Neue Programm", das Lenin durchgeführt hat, bezeichnet in Wirklichkeit — offiziell hat man das natürlich nur verhüllt auszusprechen gewagt — die entscheidende Abkehr von dem ursprünglichen Programm und tatsächlich den Bruch mit dem Marxismus und Kommunismus; und in dieser Richtung geht die Entwicklung ständig weiter. Es ist ja verwegen, über die Möglichkeiten, welche die Zukunft birgt, etwas vorauszusagen. Aber wenn nicht

alles täuscht, ist, falls nicht von außen neue Ereignisse eingreifen, der Krater der Revolution langsam im Verlöschen, wenn er auch noch lange nachglimmen mag, noch manche Erschütterungen und Zuckungen folgen mögen. Die gänzlich zersetzten Zustände der zarischen Zeit haben die Revolution unabwendbar gemacht; aber sie ist durchgekämpft und ihr Werk gefestigt, und jetzt machen sich die zeitweise niedergedrückten Kräfte aufs neue geltend und führen langsam, wenn auch unter ganz veränderter politischer und sozialer Gestaltung, die Entwicklung innerhalb des Rahmens der neuen Ordnung, die eine gewaltige Steigerung der Volkskräfte ermöglicht, doch wieder in eine Gestaltung zurück, wie sie den unabänderlichen Grundbedingungen des menschlichen Gemeinschaftslebens entspricht.

Auf diesen Bedingungen beruht auch die Stellung des neuen Rußland zum geistigen Leben, in deren Rahmen die Feier des Akademiejubiläums sich einfügt.

Nur ganz kurz berühre ich vorher das Verhältnis zur Religion und zum Kultus, so schwerwiegend die Probleme sind, die dadurch gestellt werden. Bekanntlich steht, der Theorie entsprechend, die jetzt herrschende Schicht der Religion ganz ablehnend gegenüber und sieht von der Höhe der rein materialistischen Aufklärung mit unverhohlener Geringschätzung und Verachtung auf sie herab. Sie ist im besten Falle ein von der Wissenschaft längst überwundener Irrwahn der noch rückständigen Massen, zugleich aber das Mittel, durch das die jetzt aus ihrer usurpierten Stellung gestürzte Klasse ihre Gewaltherrschaft zu festigen und dem in Unwissenheit gehaltenen Volke mundgerecht zu machen versucht hat.

Daß die volle Trennung der Kirche vom Staat durchgeführt wurde, ist selbstverständlich, ebenso daß man gegen Geistliche aller Konfessionen, einschließlich der jüdischen, die irgendwie verdächtig waren, mit größter Härte vorging und nicht wenige den Tod gefunden haben. Aber zu einer prinzipiellen Religionsverfolgung ist man nicht fortgeschritten, vielmehr mag jede Kirche und Sekte ihre Angelegenheiten selbst besorgen, wenn auch unter strenger Kontrolle durch den Staat. Offiziell besteht volle Religionsfreiheit; die Leute, welche noch dumm genug sind, um an irgendeine Offenbarung und an die Trugbilder der Theologie zu glauben, mögen ihren Gelüsten folgen, mögen sie nun Orthodoxe oder Sektirer, Juden, Mohammedaner oder Buddhisten oder was sonst sein. So hat man auch in den orthodoxen Kirchen zwar die Edelmetallschätze größtenteils konfisziert und, soweit sie nicht einen wirklichen Kunstwert darstellen, eingeschmolzen, so z. B. die riesigen Silbermassen in der Isaakskathedrale von Petersburg, aber die Gebäude den Gemeinden gelassen; nur in Moskau sind die berühmten Kirchen im Kreml dem Kultus entzogen, da der Kreml jetzt als Regierungssitz für das Publikum unzugänglich ist, und werden als Museen erhalten, die Bilder von den späteren Übermalungen gereinigt und unter wissenschaftlicher Aufsicht sorgfältig in ihrer ursprünglichen Gestalt restauriert; und dasselbe Geschick teilt vor dem Kreml die berühmte Wassili Blaschenny-Kirche, in der Verbindung von elf ganz engen Kapellen mit hochaufragenden bunten Kuppeltürmen das bizarrste Bauwerk der Welt und zugleich dasjenige, in dem die Glanzzeit des alten Moskau ihren vielleicht charakteristischsten Ausdruck gefunden hat.

Die breiten Massen des altgläubigen Volkes haben sich unter dem schweren auf ihnen lastenden Druck dieser Behandlung gefügt, zugleich abgelenkt durch die materiellen Interessen und die Vorteile, die ihnen hier geboten sind. Aber es scheint, daß sich auch hier die Empfindung geltend macht, daß ein Einlenken nötig ist. So

hat man versucht, innerhalb der orthodoxen Kirche eine Gemeinde zu schaffen, die sich auf den Boden der revolutionären Lehren stellt. In Moskau ist ihr die große Erlöserkirche zugewiesen worden, in der, als wir sie besuchten, gerade der zu ihr übergetretene Bischof in vollem Ornat vor einer großen Menschenmenge eine Predigt hielt; in der Liturgie ist dabei die altslawische, dem Volke nicht verständliche Kirchensprache durch modernes Russisch ersetzt. Aber viel Anklang scheint diese Gestaltung nicht zu finden. Zu einem weiteren Eingehen auf diese Fragen fehlen mir die Kenntnisse; aber klar ist, daß hier Probleme vorliegen, die die Zukunft noch lange beschäftigen werden.

Für die Kunst, sowohl die bildende wie Dichtung und Musik, hat von Anfang an ein warmes Interesse bestanden; die Revolution will ja gerade die Schöpfungen der modernen Kultur, wie die materiellen so auch die geistigen, dem gesamten Volke zugänglich machen. So stehen denn auch sowohl die Konzerte wie die Theater in Leningrad und Moskau in Schauspiel und Oper ganz auf der Höhe; und das gleiche gilt von den berühmten Ballets beider Städte, die sowohl in der Grazie wie in dem bei aller stürmischen Leidenschaft immer streng gewahrten Anstand aller Bewegungen wohl nirgends ihresgleichen haben. Von den Arbeitern wird die Musik eifrig gepflegt. Sehr interessant war in dieser Beziehung das Schlußbankett in Moskau, das von dem Verbande der Moskauer Konsumvereine in den ihm von der Regierung zugewiesenen prachtvollen und aufs glänzendste ausgeschmückten Räumen des ehemaligen Adelsklubs gegeben wurde. Dabei gab das „erste symphonische Ensemble des Moskauer Sowjets" ein Konzert, das sich dadurch von allen anderen unterscheidet, daß das aus 85 Mitgliedern bestehende Orchester nach Art der Kammermusik ohne Dirigenten spielt. „Die Idee des kollektiven Schaffens, welche durch die Revolution gesiegt hat", wird auch hierauf übertragen; „jedem Orchestermitglied soll die größtmögliche Freiheit bei der gemeinsamen Ausarbeitung der Partituren und bei der Ausführung der Kompositionen geboten werden."

Noch ein anderer kleiner Zug, diesmal aus dem Programm der musikalischen Aufführung im „akademischen großen Theater des Staats" von Moskau, verdient Erwähnung: aus der Masse der Künstler sind einige durch den Titel „Volkskünstler der Republik", andere durch den höheren Titel „ausgezeichneter (— oder in der deutschen Übersetzung des Programms „verdienstvoller" —) Künstler"[1]) hervorgehoben. Es zeigt sich, daß für Künstler auch die Sowjetrepublik Titel nicht ganz entbehren kann.

Eingehendere Besprechung erfordert die Stellung zur Wissenschaft. An sich beansprucht ja gerade der Sozialismus, gegenüber den veralteten Irrtümern der Bourgeoisie die Ergebnisse der wahren vorurteilslosen Wissenschaft zu verkünden und durchzuführen. Aber diese Wissenschaft ist natürlich lediglich die Lehre von Marx. In üblicher Weise wurde uns diese in der feierlichen, vom Leningrader Sowjet veranstalteten Sitzung von dessen Vorsitzendem, Sinowjew, vorgetragen; als Vorgänger von Marx erkannte er nur Darwin an; alle anderen Anschauungen sind reaktionär und schlechthin verwerflich. Daß die Durch-

1) Die französische und englische Übersetzung gibt es durch artiste émerité, artist emeritus wieder, was aber nicht etwa ausgedienter oder in den Ruhestand getretener Künstler bedeuten soll.

führung der wirtschaftlichen Aufgaben und die Beherrschung und Verwendung der Naturkräfte ohne energische wissenschaftliche Arbeit unmöglich sei, hat man nie verkannt. Die wissenschaftlichen Anstalten und Organisationen, welche praktischen Zwecken dienen, vor allem die naturwissenschaftlichen und medizinischen, sind denn auch in vollem Betriebe erhalten und in der Folgezeit weiter vermehrt und ausgebaut worden, und alle kompetenten Beurteiler bezeugen, daß das neue Rußland auf diesem Gebiet hinter keinem anderen Kulturlande zurücksteht.

Aber für die radikale Theorie ist bekanntlich die mechanische körperliche Arbeit das maßgebende Moment; die geistige Arbeit wird höchstens als dieser gleichstehend, im Grunde aber als inferior gewertet, zumal wenn sie sich in den Regionen der reinen Forschung bewegt und nicht unmittelbar in die Augen fallende, praktisch greifbare Resultate vorzeigen kann. Es kommt hierzu, daß die Gelehrten, auch wenn sie sich allem politischen Getriebe fernhalten, doch immer als Träger einer anderen Weltanschauung und daher reaktionär verdächtig erscheinen. Darunter haben namentlich die Geisteswissenschaften schwer gelitten; denn andere als die orthodoxen Lehren duldet der Staat nicht, auch hier setzt sich die angebliche errungene „Freiheit" in Wirklichkeit sofort in den härtesten Despotismus um. So ist es natürlich, daß zahlreiche angesehene Gelehrte ins Ausland flüchteten. An der Moskauer Universität wurde ein großer Teil des Lehrkörpers abgesetzt. Aus dem Geschichtsunterricht wurde die gesamte vor der französischen Revolution liegende Zeit gestrichen,[2]) das Studium des Griechischen und Lateinischen als überflüssiger Ballast und vollends die Beschäftigung mit so obsoleten und sinnlosen Dingen wie Religion und Kirchengeschichte als absurde Zeitvergeudung angesehen.

Dazu kam, daß dem Grundsatz der allgemeinen Gleichheit entsprechend die Bezahlung für gelehrte Arbeit ganz geringfügig war und höchstens die eines Handarbeiters erreichte; den vom Staat als monatliches Höchsteinkommen eines Beamten festgesetzten Betrag von 193 Rubeln (rund 400 M) durfte das Einkommen eines Gelehrten in keinem Falle übersteigen. Es bedarf keiner Ausführung, daß bei einem so niedrigen, kaum die dringendsten Bedürfnisse deckenden Einkommen eine intensive wissenschaftliche Tätigkeit so gut wie unmöglich war. Trotzdem haben nicht wenige auch unter den hervorragendsten Gelehrten Rußlands mannhaft auf ihrem Posten ausgehalten und mit Anspannung aller Kräfte weitergearbeitet.

Andererseits wurde der Arbeiterbevölkerung in weitestem Umfang der Zutritt zu den Hochschulen eröffnet. Die dafür nach ihren Leistungen und ihrer Parteitätigkeit als geeignet Ausgewählten werden Jahr für Jahr in großen Massen in die Vorbereitungskurse und dann in die Universitäten aufgenommen. Aus den höheren Schichten dagegen wird nur ein beschränkter Prozentsatz zugelassen und alle, die nach ihrer Herkunft und ihrem Bildungsgange irgendwie verdächtig erscheinen, rücksichtslos davon ausgeschlossen. Die Theorie behauptet, daß alle Klassenunterschiede beseitigt seien; in Wirklichkeit treten sie gerade hier mit voller Deutlichkeit hervor, nur daß die früher abhängige Klasse jetzt die volle Herrschaft gewonnen hat und sie rücksichtslos ausbeutet.

2) Jetzt soll auch die alte und mittlere Geschichte wieder in den Lehrbetrieb eingeführt werden.

Allmählich hat jedoch auch auf diesem Gebiete ein Einlenken begonnen. Nicht nur war, wie schon angedeutet, für viele und große Aufgaben die wissenschaftliche Grundlage ganz unentbehrlich, sondern dazu kam weiter das sehr deutlich empfundene Gefühl, daß das neue Rußland, das ja weit über alle anderen Nationen hinausgeschritten zu sein beansprucht, sich vor der zivilisierten Welt nicht in den Ruf bringen lassen durfte, als vernachlässige es seine wissenschaftlichen Pflichten und lasse diese verkommen. Diesem Gefühl ist es wohl zu verdanken, daß ebenso wie die großen Kunstinstitute auch die Akademie der Wissenschaften nicht angetastet worden ist, und daß auch auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, in Kulturgeschichte, Ethnologie, Archäologie manche ihrer Unternehmungen vom Staat erfolgreich unterstützt und gefördert worden sind. Allmählich hat sich dann die Überzeugung immer mehr durchgesetzt, daß die wissenschaftlichen Aufgaben, die Rußland im Zusammenhang mit der gesamten Kulturwelt gestellt sind, einer noch weit intensiveren Förderung bedürfen, und daß man über den nächstliegenden praktischen Zielen auch die Bearbeitung der abstrakten, zunächst rein theoretischen Probleme nicht entbehren könne, wenn man wirklich kulturell vorwärts kommen wolle.

Diese Forderungen zu erfüllen, hat die Regierung jetzt in Angriff genommen. In ihrem Erlaß zum Jubiläum der Akademie ist ihr Programm deutlich ausgesprochen, natürlich unter reichlicher Verwendung der von der Theorie geforderten Wendungen. „Die frühere, auf Privateigentum, Ausbeutung einer Bevölkerungsmehrheit durch eine feudale und kapitalistische Minderheit fußende soziale Organisation hat den Entwicklungsgang des wissenschaftlichen Denkens gehemmt und verzerrt. Indem die Oktoberrevolution, dank dem heldenhaften Mühen der meistgeknechteten Klasse, des Proletariats, diese Hindernisse beseitigte, hat sie in der Geschichte der Menschheit eine neue Epoche eröffnet, deren Inhalt eine tiefgreifende Umänderung der sozialen Verhältnisse auf der Grundlage kollektiver und bewußter Leitung der wirtschaftlichen Tätigkeit durch die sozialen Kreise selbst sein soll, mit Beseitigung der Klassenteilung. Diese grandiose historische Aufgabe, deren Verwirklichung den wahren Sieg der Menschheit über die blinden Naturkräfte bedeuten wird, ist jedoch ohne weitgreifende und vertiefte Entwicklung der Wissenschaft auf allen ihren Gebieten nicht zu bewältigen. Gerade die sozialistische Gesellschaft erfordert mehr als jede andere in erster Linie die weiteste Entwicklung sowohl der abstrakten wie der praktischen wissenschaftlichen Disziplinen; sie ist es auch, die zum ersten Male den wissenschaftlichen Gedanken und die wissenschaftliche Arbeit in die Verhältnisse wahrer Freiheit und fruchtbringender Einigung mit den weitesten Volksmassen rückt. Nur in diesen neuen sozialen Verhältnissen wird die Wissenschaft endgültig die alten Ketten von sich werfen, die sie zur Rolle einer Dienerin der Theologie und der schlimmsten Vorurteile der herrschenden Klasse verurteilten. Das ist von dem großen Theoretiker und Organisator der gesellschaftlichen Verhältnisse, Wladimir Iljitsch Lenin[3]), in höchstem Maße vorhergesehen und gewürdigt worden, und diese Einschätzung der großen Bedeutung des wissenschaftlichen Gedankens, der wissenschaftlichen Forschung, und der wissenschaftlichen Verallgemeinerung bildet die Grundlage der praktischen Politik des Sowjetreichs."

3) Auch im russischen Text gesperrt gedruckt.

Mit großem agitatorischem Geschick hat die Regierung das zweihundertjährige Jubiläum der Akademie benutzt, um die Volksmassen für diese Gedanken zu gewinnen und damit die Durchführung ihrer Absichten unter allgemeiner Zustimmung zu ermöglichen. Daher wurde die Feier als nationales Fest gestaltet, an dem denn auch wirklich in beiden Städten die gesamte Bevölkerung teilgenommen hat. Überall in den Straßen sah man die breiten Streifen von rotem Tuch mit Inschriften zur Begrüßung der Akademie — in Moskau dem internationalen Charakter des wissenschaftlichen Festes entsprechend in geschmackvollem Lateinisch abgefaßt — oder zum harmonischen Zusammenwirken von „Wissenschaft und Arbeit". Vor allen Gebäuden, in denen die Versammlungen stattfanden, und ebenso vor den Hotels, in denen die fremden Gäste untergebracht waren, drängten sich die Massen, um die Gefeierten zu sehen und mit freudigem Zuruf zu begrüßen; am ersten Empfangsabend im Akademiegebäude bildeten die Truppen auf der Treppe Spalier. Die Zentralregierung der Union feierte die großen Leistungen der Akademie bei jedem Anlaß; in dem schon angeführten Erlaß spricht sie weiter aus, daß es in den ersten Jahren nach der Oktoberrevolution infolge der Kämpfe um die Existenz nicht möglich gewesen sei, die wissenschaftliche Arbeit so zu unterstützen, wie man gewünscht hätte; jetzt aber betrachtet die Sowjetregierung es „als eine ihrer ersten Aufgaben die Sicherung weitestgehender wissenschaftlicher Arbeit, die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse unter den Millionen der jetzt zu historischem Leben berufenen Arbeiter, die Heranziehung der zahlreichen ehemals unterdrückten Nationalitäten des Sowjetsreichs zur Mitarbeit." In dieser Überzeugung „hat das Zentrale Exekutivkomitee des Verbandes der Sozialistischen Sowjetrepubliken (abgekürzt russisch SSSR, deutsch VSSR) den Beschluß gefaßt, die Akademie der Wissenschaften von Rußland als dem Rate der Volkskommissäre des Verbandes zugezählte höchste Allverbandliche Gelehrte Anstalt anzuerkennen und ihr die Benennung 'Akademie der Wissenschaften des Verbandes der Sozialistischen Sowjetrepubliken' beizulegen". Der Präsident der Union, Kalinin, war zu der feierlichen Sitzung in Leningrad selbst herübergekommen und hielt hier eine Ansprache. Der Sowjet von Leningrad wie der von Moskau hielt unter regster Beteiligung der Volksmassen eine Festsitzung, dort, wie schon erwähnt, unter dem Vorsitz von Sinowjew, hier unter dem von Kamenjew, wobei neben den führenden Volkskommissaren Vertreter der Akademie und aller Nationalitäten der anwesenden Gäste unter lebhaftestem Beifall ins Ehrenpräsidium gewählt wurden; und auch diese hatten dann Ansprachen zu halten, die sogleich in sehr gewandter Weise teils durch den Unterrichtsminister Lunatscharsky, teils durch den ständigen Sekretär der Akademie Prof. v. Oldenburg ins Russische übersetzt wurden.

Alle Reden, die von seiten der Regierungsvertreter gehalten wurden, waren nicht sowohl auf die gelehrte Körperschaft und ihre Gäste — die ja auch unter den Hörern in den riesigen Sälen nur eine kleine Minderzahl bildeten — sondern vielmehr auf das gesamte russische Volk berechnet; sie wurden sogleich durch den Fernsprecher aufgenommen und weithin über Stadt und Land getragen. Durch ausführliche Berichte in allen Zeitungen, mit zahlreichen Illustrationen — unzählige Male sind wir zu dem Zweck photographiert worden — wurde das Interesse und die Stimmung verbreitet. Der „Volkskommissar für den öffentlichen Unterricht" Lunatscharsky, ein hochgebildeter Mann, der seit der Revolution im Amte ist und

in den schweren Jahren für die Wissenschaft und die Gelehrten alles getan hat, was in seinen Kräften stand, ergänzte seine Ansprachen in den Sitzungen durch eine Rede in einer Volksversammlung über die Notlage der Gelehrten, in der er ausführte, daß man bisher, von einseitiger Auffassung verleitet, die hier vorliegenden Aufgaben nicht richtig behandelt habe, daß geistige Arbeit doch andere Mittel und Bedingungen erfordere, als körperliche Arbeit, und daß sie daher auch anders gewertet und bezahlt werden müsse. So kann die jetzt sofort in Angriff genommene Aufbesserung der Gehälter und der den wissenschaftlichen Anstalten und Unternehmungen zugewiesenen Mittel unter allgemeiner Zustimmung der Öffentlichkeit durchgeführt worden.

Von wesentlicher Förderung dabei war die Teilnahme der ausländischen Gelehrtenwelt an der Feier. Auch der Regierungserlaß betont den internationalen Charakter aller wahren Wissenschaft und die Notwendigkeit gemeinsamer Arbeit. Die Einladungen ergingen an alle Akademien, Universitäten und Technischen Hochschulen des Auslandes; ihre Beteiligung trug nicht wenig dazu bei, das Ansehen der russischen Akademie zu heben. Immer wieder wurden wir von Pressevertretern gefragt, ob die Behauptung der Emigranten wahr sei, in Deutschland werde sie geringschätzig angesehen, sie habe gegenwärtig, nachdem die hervorragendsten Gelehrten geflüchtet oder gestorben seien, keine Mitglieder von Bedeutung mehr. Unsere Antwort war natürlich, wie hoch wir sie schätzten, gehe doch deutlich daraus hervor, daß die angesehensten Gelehrten Deutschlands in so großer Zahl zu ihrem Jubiläum gekommen seien. Auch im übrigen entspricht diese Behauptung der Emigranten in keiner Weise den Tatsachen; denn auch gegenwärtig gehören der Akademie nicht wenige Mitglieder an, deren hervorragende Bedeutung und Leistung in der ganzen wissenschaftlichen Welt unbestritten ist.

Durch die Beteiligung von Vertretern nahezu der gesamten Kulturwelt ist zugleich erreicht, daß das neue Rußland auf dem Gebiete der Wissenschaft als gleichberechtigt und ebenbürtig anerkannt ist und als Gastgeber mit besonderem Glanze auftreten konnte. Regierung und Akademie haben denn auch alles getan, um den Gästen den Aufenthalt in jeder Beziehung angenehm und lehrreich zu machen. Wer, wie ich mit den meisten Berliner Kollegen, zur See über Stettin nach Reval reiste, fand hier, auf dem Gebiet der estnischen Republik, von dem diplomatischen Vertreter Rußlands zur Verfügung gestellte Autos, die uns nach dem Bahnhof brachten. Auf der Bahn war alles für uns besorgt; dieser Diplomat, Herr Petrowski, begleitete uns selbst und hielt uns auf der Fahrt nach Leningrad in behaglichem Plauderton einen stundenlangen, ebenso lehrreichen wie geschickten Vortrag über die Zustände und Einrichtungen im neuen Rußland, wobei er die zahlreichen Mißgriffe, die dabei angesichts des gewaltigen Umfangs der zu bewältigenden Aufgaben aus Unerfahrenheit gemacht waren, keineswegs verhehlte, zugleich aber die erfolgreichen Versuche darlegte, sie zu überwinden, den übermäßigen Beamtenapparat durch ganz energischen Abbau auf ein vernünftiges Maß zu reduzieren, Verkehrsleben und Wirtschaft wieder in vollen Gang zu bringen, und feste Ordnung zu schaffen.

Die Einladungskarte beseitigte bei der Einreise wie bei der Ausreise alle Schwierigkeiten an der Grenze und gewährte freie Fahrt auf sämtlichen Bahnen Rußlands. In den Städten standen uns wie bei der Ankunft so während des ganzen Aufenthalts Autoomnibusse — nach Leningrad, das keine besitzt, von der Regierung

aus Moskau geschickt — und Autos in Fülle jederzeit zur Verfügung. Untergebracht waren wir in Leningrad gegen herabgesetzten Preis in den prächtigen Räumen des großen Hotel de l'Europe, das nach der Revolution in ein Kinderhospital verwandelt, aber jetzt, eben um des Akademiefestes willen, seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegeben und wieder in vollen Stand gesetzt war. In Moskau waren wir auf mehrere Gasthöfe verteilt; hier war Unterkunft und Verpflegung vollständig frei. Bei den großen Banketts, durchweg mit vielen Hunderten von Teilnehmern, gab es die erlesensten Genüsse in Fülle, und die gesamte Ausstattung kam der der zarischen Glanzzeit zum mindesten gleich. Dazu kamen, wie schon erwähnt, die prachtvollen Aufführungen in den Theatern, mit sorgfältig ausgewähltem Programm, das den Fremden einen lebendigen Einblick in das Kunstleben Rußlands gewährte. Den tiefsten Eindruck hat vielleicht auch auf den, der die Sprache nicht verstand und der Handlung nur in den allgemeinen Umrissen folgen konnte, die auch schauspielerisch über jedes Lob erhabene Aufführung der Tragödie Fedor Iwanowitsch von Alexej Tolstoj gemacht, die ja auch in Deutschland mehrfach vorgeführt ist; sie behandelt die Geschichte des Zaren Fedor I., des gutmütigen, aber ganz schwachen Sohnes Iwans des Schrecklichen, der ganz unter der Herrschaft seines Schwagers Boris Godunow steht und von diesem benutzt wird, um sich durch Beseitigung seiner Rivalen und des Knaben Demetrius, des Bruders des Zaren, den Weg zum Thron zu bahnen. Der Eindruck war um so nachhaltiger, da wir am Morgen den Kreml mit seinen Kirchen, mit dem alten Zarenpalast, und mit den Kostümen und Rüstungen eingehend besichtigt hatten und uns jetzt, was wir dort gesehen hatten, auf der Bühne in vollem Leben entgegentrat.

Für Führungen durch die Museen und die übrigen Sehenswürdigkeiten hatte die Akademie alles sorgfältig vorbereitet; die Führung für die einzelnen, nach Zahl und Sprachen gesonderten Gruppen übernahmen meist junge Damen, die vortrefflich orientiert waren und mit großem Geschick aus der Überfülle überall die Hauptsachen herauszuheben wußten.

Die Festsitzungen waren etwas anders gestaltet, als es sonst meist üblich ist[4]). Die fremden Gäste saßen nicht, wie wir erwartet hatten, geschlossen neben den Akademikern oder ihnen gegenüber, sondern waren im Saal verteilt. Daher hatten sie hier auch keine Ansprachen zu halten und die Glückwünsche ihrer Körperschaften zu überbringen, sondern diese Reden waren den großen Banketten zugewiesen. Hier erfolgten sie aber erst, nachdem der Hauptteil des opulenten Mahles erledigt war. Die Folge war, daß sie in der unvermeidlich ständig wachsenden Unruhe größtenteils verhallten und nur von den wenigen gehört wurden, die sich in die unmittelbare Nähe des Redners drängten. In Leningrad hielt die erste Rede unter den Gästen, nach den Regierungsvertretern, der deutsche Botschafter Graf Brockdorf-Rantzau, der in knappen, vortrefflich formulierten Sätzen ausführte, daß zwar in den grundsätzlichen Fragen die deutschen Anschauungen vielfach sehr andere seien als die russischen und eine ihnen entgegengesetzte Stimmung erzeugten, daß aber die Lage der beiden Völker und die großen Aufgaben, die sie bewältigen müssen, trotzdem eine Interessengemeinschaft geschaffen hätten, die ein ehrliches Zusammengehen ermögliche, das beiden zum Segen gereichen werde.

4) Erwähnen möchte ich hier noch, daß den Schluß der Festsitzung in Leningrad das Finale der neunten Symphonie Beethovens mit dem Lied an die Freude gebildet hat.

Einen schlichteren Charakter trug natürlich das Zusammensein bei den einzelnen Ausflügen, mit etwa zweihundert Teilnehmern, so vor allem am Schlußtag bei dem nach dem konfiszierten und in ein schönes Genesungsheim für Moskauer Dozenten verwandelten Schlosse des Fürsten Trubetzkoi, außerhalb Moskaus, mit großem Park. Hier wurde das Essen durch zahlreiche kurze Reden in den verschiedensten Sprachen belebt, und den Abschluß bildete der gemeinsame Gesang des Gaudeamus.

Weiter auf Einzelheiten einzugehen würde den Leser ermüden. Erwähnen will ich nur noch, daß der Gesamteindruck der beiden Städte durchaus den Erwartungen entsprach. Petersburg, ehemals die glänzende internationale Residenzstadt der Dynastie, in herrlicher Lage an dem großen Flusse, der zwischen Winterpalais und Peter-Paulsfestung so breit ist wie der Rhein bei Köln, jetzt aber als Leningrad von seiner Höhe herabgestürzt und verödet, trotz all seiner reichen Kunstschätze das Bild vergangener Herrlichkeit. Zu allen übrigen Nöten ist im September 1924 eine furchtbare Überschwemmung hinzugetreten, wie sie die Stadt nur noch genau 200 Jahre zuvor im Jahre 1724 erlebt hat. Durch heftigen Westwind wurden die Wasser der Newa gestaut und die des finnischen Meerbusens hineingetrieben; in wenigen Stunden war die flach gelegene Stadt weithin in einen unermeßlichen See verwandelt. Dann sanken, als der Wind umschlug, die Wasser ebenso rasch wie sie gekommen waren. Aber der Schaden ist unermeßlich; das Wasser drang in den Unterstock zahlloser Privathäuser und hat z. B. manchen Gelehrten einen beträchtlichen Teil ihrer Bibliothek vernichtet; alles Holzpflaster der Straßen wurde losgelöst und weit nach Finnland hinübergetrieben. Trotz eifrigster Arbeit ist die Zerstörung noch längst nicht wieder ausgeglichen. Die Bevölkerung der Stadt war nach der Revolution von weit über zwei Millionen auf 750 000 herabgesunken; jetzt ist sie wieder auf mehr als anderthalb Millionen angewachsen. Aber noch immer stehen zahlreiche Häuser unbewohnt, die breiten Straßen erscheinen verhältnismäßig menschenleer.

Ganz anders Moskau, wo die Bevölkerung sich, wie schon erwähnt, nahezu verdoppelt hat und daher die größte Wohnungsnot herrscht. Hier drängen sich die Menschen auf den Straßen und waltet überall das regste Leben. Und zugleich empfindet man, daß man erst hier wirklich in Rußland ist, und damit zugleich in einer ganz anderen, in jeder Beziehung dem Orient nahe verwandten Welt. Schon bei flüchtigem Besuch durchlebt man hier die gesamte russische Vergangenheit, von den Anfängen der Kultur und Religion und der Kunst unter byzantinischem Einfluß durch die Zeiten der furchtbaren Zaren des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts bis hinab auf Napoleon, und nicht minder lebendig empfindet man hier den Pulsschlag des neuen Rußlands.

Zum Schluß noch ein Wort über die Fragen, die uns Deutsche unmittelbar betreffen.

Die Beteiligung des Auslandes an der Feier war sehr verschiedenartig. Zwar waren fast alle Kulturstaaten Europas durch einzelne Gelehrte vertreten; dazu kamen außer dem Abt des buddhistischen Klosters bei Petersburg und einem Lama ein Vertreter Japans, ein Amerikaner aus Kalifornien und zwei Gelehrte aus Indien, der Physiker der Universität Calcutta, Prof. Raman, der sich auch in England und bei uns großen Ansehens erfreut, ein hochgebildeter Mann, der aber als Brahmane streng an den Vorschriften seiner Kaste festhält und daher von den aufgetischten Gerichten fast nichts genießen konnte, und aus Bombay

der Parse Dr Modi; durch ihre fremdartige Tracht und Erscheinung haben diese begreiflicherweise bei der Menge und bei den Photographen besonderes Interesse erregt und wurden immer mit lebhaftestem Applaus begrüßt. Aber die Akademien und Universitäten hatten sich meist damit begnügt, ihre Glückwünsche schriftlich zu übersenden, viele der anwesenden Gelehrten waren lediglich persönlich der Einladung gefolgt; auch die beiden hervorragenden Mitglieder der französischen Akademie, die an den Festen teilnahmen, sind nicht etwa als Vertreter derselben aufgetreten. Dagegen haben die Akademien von Berlin und Göttingen und zahlreiche deutsche Universitäten offizielle Vertreter entsandt, und daher erschienen wir bei den feierlichen Sitzungen in der bei uns bei solchen Anlässen üblichen Tracht, die Sekretare der preußischen Akademie und die Rektoren mit der Amtskette, die Ritter des Ordens pour le mérite mit diesem. Dadurch trat das deutsche Element bedeutsam und geschlossen hervor; die Zahl der deutschen Teilnehmer wird der aller übrigen Ausländer zusammen mindestens gleich gewesen sein.

Dadurch wurden die alten, seit zwei Jahrhunderten bestehenden Beziehungen zwischen der deutschen und der russischen Wissenschaft aufs neue belebet und vertieft. Der Gedanke faßte Boden, in gemeinsamer vertrauensvoller Zusammenarbeit diese Beziehungen noch fester und dauerhafter zu gestalten. Der Vorsitzende der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, der frühere preußische Kultusminister Exz. Schmidt-Ott, veranlaßte eine vertrauliche Besprechung, an der von deutscher Seite die anwesenden Mitglieder der preußischen Akademie, von russischer der Unterrichtsminister Lunatscharsky und der beständige Sekretär der Akademie Prof. v. Oldenburg sowie als Vertreter der Zentralregierung Gorguoff, der ehemalige Sekretär Lenins, teilnahmen. Es ergab sich allgemeines Einverständnis, daß eine solche gegenseitige Förderung und Zusammenarbeit sowohl auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, der Medizin und Hygiene wie auf dem der Kulturgeschichte, der Völkerkunde und Sprachforschung ohne Schwierigkeit durchführbar sei, ohne daß dazu ein allgemeines Programm mit ausgearbeiteten Satzungen erforderlich wäre, die eher hemmen als nützen würden. Vielmehr werden sich die Einzelheiten aus der Natur jedes einzelnen Falles ergeben, wo auf beiden Seiten das Bedürfnis und die Kräfte vorhanden sind, ein bestimmtes Problem anzugreifen und gemeinsam zu bearbeiten. Auch der Satz wurde allgemein anerkannt, daß die Akademien der Wissenschaften und die verwandten Institute nicht unmittelbar praktische Aufgaben zu behandeln haben, sondern die Probleme der reinen Wissenschaft, wenn diese auch oft genug aus der Praxis erwachsen; wenn diese Probleme gefördert sind, ergeben sich daraus die praktischen, von der Technik zu lösenden Aufgaben von selbst. Wir dürfen erwarten, daß weitere Schritte in dieser Richtung in den nächsten Monaten erfolgen und bestimmte Aufgaben in diesem Sinne von beiden Seiten gemeinsam in Angriff genommen werden.

Über die politische Seite der Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland habe ich nicht zu reden. Ihre fundamentale Bedeutung liegt vor aller Augen, und ebenso die unermeßliche Bedeutung eines wirtschaftlichen Verständnisses und der Möglichkeiten, die sich hier bieten. Nur auf ein Moment will ich noch hinweisen. Die einzige Fremdsprache, deren Erlernung in Rußland obligatorisch ist und von den zum Universitätsstudium Zugelassenen in den Vorbereitungskursen verlangt wird, ist die deutsche Sprache. Was das für die Entwicklung der kulturellen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland bedeutet, bedarf keiner Ausführung.

Helfferich und die Rentenmark[1]

Von

Karl von Lumm

Eine besonders eingehende Würdigung erheischen die hohen Verdienste Helfferichs um die Schaffung eines real fundierten Zahlungsmittels und damit um die Anbahnung einer neuen Goldwährung in der Zeit höchster wirtschaftlicher Not. Schon im Mai 1923 hatte er sein in sechster neubearbeiteter Auflage erschienenes Buch über „Das Geld“ mit folgenden Worten geschlossen: „So bleibt einem Lande in unserer Lage — es mag phantasielos klingen, aber es ist das Ergebnis unerbittlicher Logik — abgesehen von kleinen Notbehelfen nur die Arbeit an der Wiederherstellung der Goldbasis für seine Währung. Wann und unter welchen Umständen und mit welchem Goldäquivalent dieses Ziel sich für uns erreichen lassen wird, steht dahin. Denn das Geldwesen des Landes ist nicht ein Ding an sich, nicht eine auf sich selbst stehende juristische, administrative oder technische Konstruktion, sondern ein Glied, das an der Gesundheit und Krankheit des Gesamtkörpers teilnimmt.“

Die Entwertung des Geldes hatte inzwischen rasende Fortschritte gemacht und drohte in kürzester Zeit den völligen Zusammenbruch der deutschen Währung herbeizuführen und damit eine unübersehbare Katastrophe über unser Volk heraufzubeschwören. Der Wert der Papiermark war von Ende April 1923 bis zum 10. August 1923 von einem Siebentausendstel in raschen Sprüngen auf nahezu ein Millionstel ihres Goldwertes gesunken. Am 7. August unterbreitete Helfferich der Reichsregierung einen währungs- und banktechnisch bis ins einzelne gehenden Plan über eine neu zu schaffende Roggenwährung, die als Zwischenlösung und als erster vorbereitender Schritt für die Wiedereinführung einer Goldwährung gedacht war. Der leitende Gedanke lag in der Erkenntnis, daß angesichts des Versagens der staatlichen Macht über das Geld eine vom Staate unabhängige Wertgrundlage nur gefunden werden könne durch die Heranziehung der freiwilligen Mitarbeit und des Vermögens der deutschen Wirtschaft zum Zweck der Schaffung eines neuen substantiell fundierten Geldes. Aber jeder Versuch mußte von vornherein aussichtslos sein, wenn das Defizit des Reichs auch weiterhin im Wege der Inflation gedeckt wurde. Die Übergangslösung durfte mithin nicht eine rein währungstechnische sein, sie mußte auch den staatsfinanziellen Notwendigkeiten dadurch gerecht werden, daß dem Reiche Übergangskredite zur Verfügung gestellt

1) Der Aufsatz bildet einen gekürzten Abschnitt aus einem demnächst im Verlage von C. L. Hirschfeld in Leipzig erscheinenden Buche über „Karl Helfferich als Währungspolitiker und Gelehrter.“

werden konnten, die das Ziel der Wertbeständigkeit des neuen Geldes nicht gefährdeten.[2]) Aus diesen Erwägungen ist der Plan Helfferichs entstanden, der schließlich die Grundlage für die Schaffung der Rentenbank und damit für eine vorläufige Stabilisierung der Markwährung bildete. Das Wesentlichste über die Organisation, die Wirksamkeit und den Erfolg der Rentenbank hat Helfferich in einem Presseaufsatz vom 27. Januar 1924 unter dem Titel „Der Erfolg der Rentenmark" zusammengefaßt, der hier auszugsweise wiedergegeben sei:

„In der durch Verordnung vom 15. Oktober 1923 errichteten „Deutschen Rentenbank" haben die auf Grund freiwilligen Angebots zu einer solidarischen Aktion zusammengeschlossenen wirtschaftlichen Berufsstände Deutschlands ein autonomes Institut geschaffen, dessen Zweck die Ausgabe eines neuen durch die Haftung eines ansehnlichen Teils des Grund- und Betriebsvermögens der wirtschaftlichen Unternehmungen real fundierten Geldes ist. Die Fundierung besteht bekanntlich in erststelligen auf Goldmark lautenden Grundschulden in Höhe von 4 v. H. des Wehrbeitragswertes, die auf alle land- und forstwirtschaftlich genutzten Grundstücke zugunsten der deutschen Rentenbank gelegt werden, und auf einer entsprechenden Belastung der industriellen und kommerziellen Betriebe, die, soweit die Errichtung von Grundschulden nicht in Betracht kommt, der Rentenbank erststellige, gleichfalls auf Goldmark lautende Schuldverschreibungen zu übergeben haben.

Diese Fundierung der von der Rentenbank auszugebenden Geldzeichen, der „Rentenmark", ist im Gegensatz zu allen bisher auf immobile Werte abgestellten Geldarten, zu einer jederzeit greifbaren, mobilen und fungibeln Deckung ausgestaltet: Die Rentenbank stellt auf Grund der zu ihren Gunsten errichteten Grundschulden und der ihr übereigneten Schuldverschreibungen auf Goldmark lautende Rentenbriefe aus, die — als Ersatz für das uns unzugängliche Gold — als Einlösungsfonds für die auszugebenden Rentenmarkscheine dienen. Da die Rentenbank nur bis zur Höhe der in ihrem eigenen Besitz befindlichen Rentenbriefe Rentenmarkscheine ausgeben darf, ist die ihr auferlegte Verpflichtung, ihre Rentenmarkscheine auf Verlangen des Inhabers Zug um Zug gegen auf Goldmark lautende Rentenbriefe einzulösen, unbedingt gesichert. Diese substantielle Fundierung durch eine erste Hypothek auf das Grund- und Betriebsvermögen der deutschen Wirtschaft und in Formen, die diese Fundierung jederzeit greifbar und realisierbar machen, ist die denkbar stärkste Sicherung, die einem Geldzeichen, abgesehen von der vollen Deckung durch bares Gold, überhaupt gegeben werden kann.

Die der Rentenbank übertragenen Sicherheiten gestatten die Ausfertigung von Rentenbriefen im Betrage von rund 3200 Millionen Goldmark, mithin die Ausgabe von 3200 Millionen Rentenmark. Die Lösung des staatsfinanziellen Teils des Problems, soweit die Rentenmark dafür in Betracht kommt, ist dadurch versucht worden, daß dem Reiche zum Zwecke der Deckung seines Defizits für die Übergangszeit Kredite in Höhe von 1200 Millionen Rentenmark zugesagt worden sind. Das Reich hat sich gegen diese Kreditzusage verpflichten müssen, bei der Reichsbank keine weiteren Reichsschatzwechsel zu diskontieren und aus den ersten 300 Millionen Rentenmark des ihm bewilligten Kredites seine bei der Reichsbank diskontierten Schatzwechsel einzulösen. Die Reichsfinanzverwaltung ist dadurch in den heilsamen Zwang versetzt worden, mit den ihr von der Rentenbank gewährten Krediten unter allen Umständen auszukommen und zu diesem Zweck endlich an die durchgreifende Reform nicht nur ihrer Einnahmewirtschaft, sondern auch ihrer Ausgabewirtschaft und vor allem auch der Betriebsverwaltungen heranzugehen. Die unbequemen, ja gefährlichen Situationen, die dadurch entstehen können, müssen ertragen werden. Ohne die Rentenbank und ihre Kredite wären diese Situationen

2) Karl Helfferich „Die deutsche Währung im Jahre 1923", Essen 1924, S. 7.

noch viel unbequemer und gefährlicher geworden, denn es ist kein Zweifel daran möglich, daß die „Inflation", mit der das Reich bisher seine Ausgaben bestritten hat, infolge der beginnenden und sich rasch ausdehnenden Repudiation der Mark im Begriffe war, sich tot zu laufen.

Mit der Rentenmark hat das deutsche Volk nicht nur ein neues, real fundiertes Geld erhalten, sondern auch sein bisheriges Geld, die Reichsbanknote, ist durch die Errichtung der Rentenbank und die zwischen dieser und der Reichsfinanzverwaltung getroffenen Abreden saniert worden. Die Reichsbank ist nicht nur für die Zukunft von weiteren Inanspruchnahmen durch das Reich befreit worden; sie hat darüber hinaus für ihre Noten und Giroverbindlichkeiten an Stelle der bisherigen, völlig immobil gewordenen Deckung in Reichsschatzwechseln eine absolut sichere und liquide Deckung in Rentenmark erhalten. Am 15. November, dem entscheidenden Tage des Überganges, hatte die Reichsbank einen Notenumlauf von 92,8 und einen Girobestand von 129,6 Trillionen Mark, also zusammen rund 222 Trillionen Mark an täglich fälligen Verbindlichkeiten. Dieser Verpflichtungssumme standen 190 Trillionen Mark an diskontierten Reichsschatzwechseln und 39,5 Trillionen an Handelswechseln und Schecks gegenüber. Für die 190 Trillionen Mark Schatzwechsel hat die Reichsbank 190 Millionen Rentenmark erhalten. Die Reichsbank verfügt also nach Durchführung dieser Transaktion über eine mehr als volle Deckung ihrer Verbindlichkeiten in Rentenmark und kommerziellen Wechseln und Schecks; darüber hinaus über einen Goldbestand, dessen freier Teil am 15. November zweifellos erheblich größer war als der damalige Betrag ihrer Notenausgabe. Die Reichsbank ist also auf Grund ihrer Entlastung durch die Rentenbank mit einem Schlage zu einem der bestfundierten Noteninstitute der Welt geworden.

Durch die ausgezeichnet gute Fundierung der Rentenmark und durch das mit deren Einführung bewirkte Flottmachen der auf der Sandbank der Reichsfinanzen festgefahrenen Reichsbank ist in der Entwicklung des deutschen Geldwesens ein Umschwung herbeigeführt worden, wie er an Plötzlichkeit und Stärke nicht seinesgleichen hat. Die Rentenmark hat das Wunder vollbracht, dem sich hemmungslos überschlagenden Sturze des deutschen Geldwertes in das absolute Nichts mit einem Schlage Einhalt zu gebieten. Die offizielle Berliner Dollarnotiz, die allerdings noch unter dem Zwangsregime des „Einheitskurses" steht, konnte — entgegen der Ansicht gewisser Sachverständiger, die sich von der Rentenmark nichts versprachen und auch jetzt noch die Devisenkurse höher und höher setzen wollten — seit dem 20. November unverändert beibehalten, und die zu diesem Kurse erfolgenden Zuteilungen von Devisen konnten beträchtlich erhöht werden. Auf den freien Börsen des Auslands ist sogar eine starke Besserung des Markkurses eingetreten: In New York von 12 Cts. auf 25 Cts. für die Billion Mark, in London von 47½ Billionen Mark für das Pfund Sterling auf 18 bis 19 Billionen Mark. Bei dem Verhältnis von 1 Billion Mark = 1 Rentenmark steht heute die deutsche Valuta auf den ausländischen Börsen über der Goldparität!

Der inländische Goldwert hat auf diesen Umschwung sofort reagiert: Der Lebenshaltungsindex der „Industrie- und Handelszeitung", der in der letzten Novemberwoche auf 1648 Milliarden angekommen war, hat seither eine Senkung auf 1283 Milliarden in der dritten Dezemberwoche erfahren. An Stelle des wahnsinnig gewordenen und wahnsinnig machenden Davonjagens der Preise endlich wieder ein Beharren, ja, eine Besserung!

Der Versuch, durch die Schaffung eines neuen real fundierten Geldes, beruhend auf einer neuartigen, in der Geschichte des Geldwesens niemals versuchten Konstruktion, einen Halt in dem rasenden Abgleiten zu gewinnen, ist also auf den ersten Anhieb in einer geradezu verblüffenden Weise geglückt."

Über das Maß des Anteils, den Helfferich an der Schöpfung der Rentenbank genommen hat, ist ein häßlicher Streit entbrannt, in dessen Verlauf seine

politischen Gegner seine Verdienste zu schmälern suchten. Zur Beurteilung dieser Verdienste ist es unumgänglich, auf diesen Streit näher einzugehen, und die Frage einer sachlichen Prüfung zu unterziehen. Vor allem kann gar nicht nachdrücklich genug betont werden, daß der Helfferichsche Plan in seinen wichtigsten Grundgedanken, zum Teil sogar in der ursprünglichen Wortfassung, in die Verordnung vom 15. Oktober 1923 übernommen worden ist. Die in dem vorstehenden Presseauszug entwickelten konstruktiven Gedanken stammen ausnahmslos von Helfferich. Nur in zwei wichtigen Punkten, die den Charakter des neuen Zahlungsmittels betrafen, ist der Plan abgeändert worden.

Zunächst ist die Belastung des Eigentums der wirtschaftlichen Berufsstände nicht, wie es Helfferich vorgeschlagen hatte, auf Roggen, sondern auf Gold abgestellt worden. Helfferich hatte zwar anerkannt, daß der ganze Entwurf in seiner Konstruktion nicht geändert werde, wenn man statt des Roggenwertes den Goldwert zugrunde lege, und schon bei den ersten Besprechungen war unter seiner Mitwirkung der Entwurf alternativ aufgestellt worden, auf Roggengrundlage und auf Goldgrundlage. Aber persönlich vertrat er die Ansicht, daß aus psychologischen Gründen die Abstellung auf Roggen bei weitem vorzuziehen sei, weil wir den Roggen im Lande hätten und fortgesetzt neu erzeugten, während das Gold nicht in der Wirtschaft vorhanden sei. Bei der endgültigen Regelung hat er sich dann ebenso wie die Vertreter der Landwirtschaft mit der Abstellung auf Gold abgefunden und ihr zugestimmt. Sie war fast allgemein gefordert worden. In der weiteren Entwicklung hat sich dann gezeigt, daß in der Tat die Roggenwährung wegen der starken Schwankungen des Roggenpreises unzweckmäßig gewesen wäre. Die zweite Änderung bestand darin, daß von der gesetzlichen Festsetzung eines bestimmten Wertverhältnisses zwischen der Rentenmark und dem alten Papiergelde abgesehen wurde, weil die Regierung fürchtete, daß sich sonst etwaige Werteinbußen der alten Papiermark sofort auf das neue Zahlungsmittel übertragen würden und sie dieses Risiko nicht auf sich nehmen wollte. Dementsprechend wurde auch auf die Statuierung einer Einlösungspflicht der Reichsbanknoten gegen Rentenmark verzichtet und auch der Rentenmark nicht der Charakter eines gesetzlichen Zahlungsmittels beigelegt. Auch dieser, in letzter Stunde getroffenen Regelung hat Helfferich zugestimmt, weil er sie für nicht so wesentlich hielt, zumal die Rentenmarkscheine von den öffentlichen Kassen in Zahlung genommen werden müssen. Praktisch hat diese Regelung keine Bedeutung erlangt, denn die Notwendigkeit zur Aufrechterhaltung des festen Verhältnisses von 1 Rentenmark = 1 Billion Papiermark war so zwingend, daß sie wie ein Gesetz wirkte. Alle sonst an seinem Plan getroffenen Änderungen berühren nicht die Grundgedanken, sondern nur das Maß ihrer Durchführung. Über ihre Zweckmäßigkeit kann man verschiedener Meinung sein.

Angesichts dieser klaren Sachlage erscheint es schwerverständlich, daß überhaupt Zweifel an der Priorität und damit an der Urheberschaft des von Helfferich vorgelegten Planes auftauchen konnten. Es erklärt sich das aber vielleicht daraus, daß Helfferich seinen Plan zunächst am 7. August den Ministern von Rosenberg und Hermes und dann am 10. August dem Reichskanzler Cuno mündlich vorgetragen und ihn erst am 21. August dem ersten Kabinett Stresemann schriftlich formuliert eingereicht hat. Schon in der Zwischenzeit mögen gewisse Grundgedanken seines Planes von Mund zu Mund gegangen und von einzelnen Personen als Grundlage „eigener Vorschläge" benutzt worden sein. Jedenfalls erhoben einzelne

Reichstagsabgeordnete der Deutschen Volkspartei den Anspruch, ähnliche Gedanken früher als Helfferich gehabt und auch ausgesprochen zu haben. Allerdings waren es nur mehr oder minder unausgetragene und unklare Ideen, die nicht wie bei Helfferich schon zu Anfang August ihren Niederschlag in einem festumrissenen, formulierten und paragraphierten Plan gefunden hatten.

Von Interesse ist es, daß Helfferich den Plan während seines Aufenthalts im Engadin entworfen und ihn seiner Frau bereits am 31. Juli in allen Einzelheiten auseinandergesetzt hatte. In seinem schöpferischen Drang war er bestrebt, ihn möglichst schnell in die Tat umzusetzen, wobei er sich der Schwierigkeiten voll bewußt war. „Es liegt viel Kampf auf diesem Wege und ein fast übermenschliches Maß von Verantwortung," — sagte er — „denn wenn es nicht gelingt, wird man mich steinigen." Und zu dem Minister von Rosenberg, den er unmittelbar nach seinem Wiedereintreffen in Berlin besuchte, äußerte er sich nach dessen Mitteilung wie folgt: „Oben in den Bergen kommen einem die guten Gedanken. Man sieht dort alles viel klarer und richtiger als in der Ebene. Ich habe mir da oben im Engadin das Währungsproblem überlegt und bin zu folgender ganz einfacher, in wenigen Tagen durchführbaren Lösung gekommen." Dann habe Helfferich, wie von Rosenberg weiter mitteilt, in kurzen Strichen, aber fast schon in Paragraphen gefaßt, in seiner präzisen, scharf durchgearbeiteten Diktion das Rentenmarkprojekt entwickelt, das allerdings damals noch ein Roggenmarkprojekt gewesen sei. Die Sache sei so schlagend und in ihrer genialen Einfachheit so überzeugend gewesen, daß er Helfferich geraten habe, sofort Hermes oder Cuno zu informieren. Helfferich habe sich nach telephonischer Verständigung zum Finanzminister Hermes begeben und er (von Rosenberg) sei sofort zum Reichskanzler Cuno gegangen und habe ihm berichtet.

Helfferich hat selbst wiederholt Veranlassung genommen, sich zu dem bedauerlichen Streit um die „Vaterschaft" der Rentenmark zu äußern und die gegen ihn gerichteten Angriffe und Verleumdungen zurückzuweisen.[3]) Ich lasse aber hier seine eigene schlagende Beweisführung außer Acht und beschränke mich auf das Zeugnis anderer prominenter Persönlichkeiten, die mit der Sache von Anfang an befaßt waren. Dabei ist es von Wichtigkeit nachzuweisen, daß bereits der von Helfferich am 7. August gegenüber den Ministern von Rosenberg und Hermes, und am 10. August vor dem Reichskanzler Dr. Cuno mündlich entwickelte Plan die gleichen bestimmten Grundlagen enthielt, wie sein am 21. August schriftlich dem Kabinett Stresemann vorgelegter Plan. Diese Feststellung ist in vollem Umfange durch den ehemaligen Reichskanzler Dr. Cuno erfolgt, und zwar in einem von ihm an den Abgeordneten Dr. Gildemeister gerichteten Schreiben vom 27. Februar 1924, das auszugsweise hier als Anlage beigefügt ist. Die von Dr. Gildemeister in der „Nationalliberalen Correspondenz" früher aufgestellte Behauptung, die Rentenmark sei etwas grundsätzlich anderes als das Projekt Helfferichs, bedarf hiernach und nach der gründlichen und objektiven Untersuchung, die Dr. Friedrich Ramhorst, Geschäftsführer des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, über „die Entstehung der Rentenbank" an der Hand aller darüber vorhandenen Protokolle und sonstigen Unterlagen veröffentlicht hat, keiner weiteren Widerlegung

3) „Die Wahrheit über die Rentenmark", Berlin 1924, Presseaufsatz Helfferichs vom 15. Februar 1924. „In eigener Sache", S. 28 ff. und Reichstagsreden Helfferichs vom 9. Oktober 1923 und 12. März 1924.

mehr.[4]) Ramhorst hat am Schluß seiner Schrift sein Urteil in unzweideutigen Worten dahin zusammengefaßt, es könne keinem Zweifel unterliegen, daß die Rentenbank in erster Linie und fast in vollem Umfange auf die Gedankengänge zurückzuführen sei, die Helfferich Anfang August 1923 den zuständigen amtlichen Stellen zur weiteren Veranlassung unterbreitet habe. — — Das Deutsche Volk habe somit allen Anlaß, Helfferich dankbar zu sein, und es dürfe sich dies Empfinden der Dankbarkeit nicht durch parteipolitische Einstellung verkümmern lassen.[5]) Und der Finanzminister Dr. Luther hat sich dahin geäußert, daß sich der Plan Helfferichs hoch über all die meisten sonst hervorgebrachten Reformpläne erhob und daß, so wichtiges schließlich auch daran abgeändert worden sei, er dennoch den Ausgangspunkt für die spätere Rentenmark bildete. Es sei geradezu lächerlich, dem Abgeordneten Helfferich dieses große Verdienst zu bestreiten.[6])

Schließlich seien noch die Ausführungen erwähnt, die das geschäftsführende Vorstandsmitglied des Reichsverbandes der Deutschen Industrie Geheimrat Dr. Bücher auf einer Tagung in Frankfurt a. M. gemacht hat, wobei er hervorhob, daß das endgültige Projekt in seinen Grundzügen vollkommen das Werk Helfferichs sei; alles andere sei um so dümmeres Geschwätz, je mehr es sich der politischen Seite nähere; Helfferich habe das Projekt geschaffen und zu einer Zeit vorgelegt, in der kein anderer etwas in der Hand gehabt habe. Ähnliche Erklärungen sind noch von anderer autoritativer Seite, insbesondere für den Verwaltungsrat der Deutschen Rentenbank von dessen Vorsitzendem Staatsminister Dr. Lentze abgegeben worden.

So war Helfferich der eigentliche Schöpfer der Rentenbank trotz aller gegenteiligen Behauptungen, die noch immer nicht ganz verstummt sind. Von dem heißen Willen beseelt, das drohende Verhängnis von unserem Volke abzuwenden, hat er den Weg zur Rettung aus der Not gefunden und einen ungeheueren Erfolg erzielt. So groß aber auch dieser Erfolg war, immer ist Helfferich sich bewußt geblieben, daß es sich dabei nicht um eine Endlösung und Dauerlösung handeln könne, solange die für das Schicksal des Deutschen Volkes letzten Endes entscheidenden Probleme der inneren Wirtschaft und der Außenpolitik nicht in einer Weise geregelt seien, die gleichzeitig mit den Existenzgrundlagen des Volkes auch die Voraussetzungen für eine normal funktionierende Geldverfassung schaffe. Daß diese Geldverfassung die Goldwährung sein müsse, war für ihn selbstverständlich.

Über die Stabilisierung der deutschen Währung hat Helfferich neben zahlreichen Artikeln in der Tagespresse eine Reihe größerer Arbeiten veröffentlicht, insbesondere „Die Deutsche Währung im Jahre 1923“, Essen 1924, (Wirtschaftsbuch für das niederrheinisch-westfälische Industriegebiet) und drei Aufsätze in der Londoner Zeitschrift „The Statist“ 1924 u. z. „The Succes of the Rentenmark“ (Band 103, Nr. 2396/97), „German Currency and Finance“ (Band 103, Nr. 2400 ff.) und „The Gold-Discount-Bank and the proposed Gold-Note-Bank“ (Band 103, Nr. 2407).

Der Erfolg der Rentenmark wäre noch ein bedeutend größerer gewesen, wenn nicht die Beratung des Planes und damit die schließliche Lösung des Pro-

4) Berlin 1924.
5) S. 48 und 51.
6) Dr. Hans Luther „Feste Mark — solide Wirtschaft.“ Berlin 1924, S. 65 66.

blems durch ungünstige Umstände und durch eine teils doktrinäre, teils parteipolitisch verblendete Gegnerschaft lange Zeit hinausgezögert worden wäre. Als Helfferich seinen Plan im Kabinett Cuno dargelegt und die grundsätzliche Zustimmung gefunden hatte, hatte er auf die Frage Cunos, binnen welcher kürzesten Frist der Plan durchgeführt werden könne, geantwortet, daß dies binnen zwei Wochen möglich sein müsse.[7] Am 10. August schrieb er an seine Frau: „Mich beschäftigt noch immer das meiner Ansicht nach ganz brennende Problem, welches wertbeständig fundierte Geld an Stelle der sterbenden Mark gesetzt werden soll. Wenn die Lösung dieses Problems nicht in der allernächsten Zeit gelingt, dann sterben wir mit der Mark. Denn eine Wirtschaft wie die deutsche kann ohne Geld ebensowenig leben, wie der Mensch ohne Luft.“ Unter Helfferichs Vorsitz sollte eine kleine Kommission zu beschleunigter Durchberatung gebildet werden, als am 12. August das Kabinett Cuno gestürzt wurde.

Dieses Ereignis war die erste und folgenschwerste Hemmung für eine schnelle Verwirklichung, und man geht wohl nicht fehl mit der Behauptung, daß die Stabilisierung in kürzester Zeit herbeigeführt worden wäre, wenn die damalige Regierung am Ruder geblieben wäre. Helfferich selbst hat wiederholt geäußert: „Wäre mein Plan gleich befolgt worden, so wäre die Stabilisierung statt auf der Basis von einer Billion bei einem Stande von einer Million Papiermark (für eine Goldmark) gelungen.“ Aber das erste Kabinett Stresemann, besonders der sozialdemokratische Finanzminister Dr Hilferding und auch der Reichstag standen dem Plan keineswegs freundlich gegenüber. Das hatte sich schon bei den Beratungen im Steuerausschuß und dann in der Plenarsitzung des Reichstages vom 15. August gezeigt, als Helfferich dafür eintrat, daß durch freiwillige und tätige Mitarbeit der wirtschaftlichen Berufsstände auf Grundlage der Vermögenswerte der deutschen Wirtschaft ein real fundiertes Zahlungsmittel geschaffen werde, um eine Sanierung der Reichsfinanzen und eine Stärkung des Reichskredits in die Wege zu leiten. Die von ihm eingebrachte Resolution wurde durch die von den Sozialdemokraten bis zur Deutschen Volkspartei reichende „große Koalition“ abgelehnt zugunsten einer von ihm bekämpften Entschließung, derzufolge das gleiche Ziel durch eine Belastung der Vermögenswerte der Wirtschaft zugunsten des Reichs erreicht werden sollte. Das bedeutete nichts anderes als eine Erfassung der Sachwerte durch das Reich, wie sie dem marxistischen Ziel einer Enteignung des Besitzes entsprach und in einem Antrage des Ausschusses zum Ausdruck gekommen war.[8])

Gleichwohl fand am 18. August auf Wunsch und unter Beteiligung Stresemanns eine erste besonders wichtige Besprechung Helfferichs mit den Ministern Dr Hilferding, v. Raumer und Dr Luther statt, bei der auch die beiden Fraktionsgenossen Helfferichs Schiele und Dr Reichert anwesend waren. In dieser Besprechung trug Helfferich seinen Plan in allen Einzelheiten vor. Er hatte sich unter gewissen Voraussetzungen und unter Zurückstellung aller parteipolitischen Gesichtspunkte bereit erklärt, an der Verwirklichung weiter mitzuarbeiten. Äußerst charakteristisch für die geistige und moralische Einstellung des ehemaligen österreichischen Arztes und neuen Finanzministers Dr. med. Hilferding war ein Zwischenfall,

7) Siehe den als Anlage beigefügten Brief des Reichskanzlers a. D. Dr Cuno an den Reichstagsabgeordneten Dr Gildemeister.

8) Vgl. „Helfferich, Reichstagsreden 1922—1924.“ S. 169ff.

der sich in jener ersten Besprechung vor Eintritt in die eigentlichen Verhandlungen ereignete. Er beleuchtet am besten die Situation und sei deshalb hier nach den Aufzeichnungen eines Teilnehmers wiedergegeben.

Als der Reichsfinanzminister Dr. Hilferding zum erstenmal Dr. Helfferich aufforderte, den anwesenden Mitgliedern des Reichskabinetts seinen Währungsplan vorzulegen, fragte zunächst der vorsichtige Helfferich, ob denn nicht der Reichsfinanzminister selbst einen Währungsplan in sein neues Amt mitgebracht habe. Dr. Hilferding erwiderte sofort, daß er daran denke, zur Goldwährung übergehen zu können. Er wolle die Reichsbank teilen, und zwar den Teil, der auf die Papiermark gestellt sei, sich selbst überlassen, hier sei doch nicht mehr viel zu retten, während er den Goldschatz der Reichsbank zur Grundlage einer neuen Goldwährung machen wolle. Helfferich erkundigte sich danach, wieviel Gold denn bei der Reichsbank hierfür zur Verfügung stehe. Darauf antwortete Hilferding, das könne man ja aus den Reichsbankausweisen lesen. Dr. Helfferich bestritt dies und erklärte, daß es sich doch nicht um 400 bis 500 Millionen freie Goldvorräte handele, sondern daß für Markstützungszwecke usw. über 200 Millionen verpfändet sein dürften. Darauf gab Hilferding die für einen Finanzminister in der Revolutionszeit kennzeichnende Antwort: „Das macht nichts, man verwendet das Gold einfach noch ein zweites Mal.“ Helfferich aber erwiderte wörtlich: „Herr Minister, Sie fangen Ihre Amtsgeschäfte mit einem Bankerott des Reiches an. Ich warne Sie, aus dem einfachen Bankerott einen betrügerischen Bankerott zu machen.“

Das mußte sich der Reichsfinanzminister sagen lassen, und so sah der Mann aus, in dessen Hände die Führung und die Verantwortung in dieser für Leben und Sterben des deutschen Volkes entscheidenden Frage gelegt war.

Der von Helfferich am 21. August schriftlich eingereichte, formulierte Entwurf wurde schon bei den ersten Sachverständigen-Erörterungen im Reichsfinanzministerium am 29. August durch den Finanzminister stark bekämpft. Hilferding äußerte sich dahin, daß die Voraussetzung, derzufolge die Bedürfnisse des Reichs für eine gewisse Übergangszeit ohne Vermehrung der Zahlungsmittel gedeckt werden könnten, nicht mehr gegeben sei angesichts der Größenverhältnisse, mit denen gerechnet werden müsse. Der Ruhrkampf habe zu einer völligen Finanzanarchie geführt. Er machte geltend, daß er, solange wir für die Leistungen an das besetzte Gebiet keine festen Einnahmen hätten, sich weigere, wertbeständiges Geld herauszugeben. Dennoch war in den Beratungen der Sachverständigen, die am 8. September zum Abschluß kamen, schließlich eine auf der Grundlage des Helfferichschen Entwurfs durchgearbeitete Gesetzesvorlage fertiggestellt und dem Kabinett vorgelegt worden. Damit war die Angelegenheit endlich für die Fassung eines Entschlusses reif. Aber das Reichskabinett hat am 10. September die Vorlage nicht genehmigt und ganz wider Erwarten, entsprechend der Hilferdingschen Auffassung und einem vom Währungsausschuß des vorläufigen Reichswirtschaftsrates gestellten Antrag (Dr. Georg Bernhard — Dr. Feiler) beschlossen, die Lösung der Frage auf dem Wege einer Goldnotenbank zu suchen. Am Tage darauf kündigte Stresemann die Schaffung einer Goldnotenbank in etwa vierzehn Tagen an. Dieses Ergebnis stand im Einklang mit der von sozialdemokratischer und demokratischer Seite gegen Helfferich gerichteten heftigen Agitation in der linksstehenden Presse, die seinen Plan als einen Mißgriff bezeichnet hatte, weil sich nach Meinung

dieser Kreise die neue Mark genau so wie die alte Papiermark entwerten müsse. Wie gründlich die Abkehr Stresemanns von dem Helfferichschen Plane war, ging aus seiner in der erwähnten Rede enthaltenen überraschenden Mitteilung hervor, derzufolge er dem französischen Ministerpräsidenten erneut das Angebot gemacht hatte, zugunsten der Reparationsgläubiger eine erste Hypothek auf den gesamten deutschen Privatbesitz eintragen zu lassen. Das war geschehen, obgleich durch die Nichtbeantwortung eines den Großmächten am 7. Juni 1923 gemachten ähnlichen Angebotes der Weg frei geworden war, um die Belastung der Wirtschaft für die Währungsreform und den zeitweiligen Ausgleich des Reichshaushalts zu benützen.

Da trat Helfferich mit seinem auf Wunsch der Reichsregierung bisher von ihm geheim gehaltenen Plane an die Öffentlichkeit. Am 12. September gab er seine Vorschläge unter dem Titel „Brotwährung" an zahlreiche Tageszeitungen. In diesem Artikel kam seine schmerzliche Enttäuschung über den Gang der Dinge in folgenden Worten zum Ausdruck: „Das Reichskabinett hat keinen Entschluß, sondern nur einen Beschluß gefaßt, einen Beschluß nicht zugunsten eines fertigen, sofort in die Tat umzusetzenden Planes, sondern zugunsten der vagen, noch in keiner Weise konkret gestalteten Idee einer Goldnotenbank. In einer Zeit, die sofortiges Handeln forderte, wird also nicht gehandelt, sondern aufs Neue beraten. Die vom Reichskanzler Stresemann gestern ausgesprochene Zuversicht, daß auf der vom Kabinett ins Auge gefaßten Grundlage die Lösung der Währungsfrage in den nächsten zwei Wochen möglich sein wird, darf füglich bezweifelt werden." Und über das Angebot Stresemanns zugunsten der Reparationsgläubiger gab er seiner Meinung dahin Ausdruck, daß es geeignet sei, die Grundlagen für die Schaffung eines real fundierten Zahlungsmittels zu zerstören, denn auf eine zweite Hypothek nach einer jedenfalls erheblichen, vorläufig aber zahlenmäßig noch unbegrenzten Vorbelastung lasse sich ein neues Zahlungsmittel nicht aufbauen. Der Reichskanzler Dr Wirth habe seinerzeit das Wort ausgesprochen: „Erst Brot, dann Reparationen." Er fürchte, das Angebot des Reichskanzlers Stresemann stelle die Reparationen vor das Brot.

Die Spitzenverbände der Industrie und Landwirtschaft trafen inzwischen trotz der ablehnenden Haltung des Kabinetts ihre Vorbereitungen. Am 15. September begab sich Helfferich auf eine Erholungsreise nach Italien. In der Tat erwies sich nun, daß das Projekt der Goldnotenbank bei dem Fehlen an Gold in Deutschland und mangels ausländischer Hilfe nicht durchführbar war, und Hilferding sah sich veranlaßt, notgedrungen auf den Helfferichschen Plan zurückzugreifen. Am 19. September legte Hilferding im Reichsfinanzministerium den Sachverständigen einen von ihm ausgearbeiteten Entwurf über die Schaffung einer Bodenmark vor, der entsprechend der vom Reichstage am 15. August angenommenen Resolution die Grundgedanken Helfferichs zum Aufbau einer reinen Staatskreditbank mißbrauchte und auch sonst wichtige Abänderungen enthielt. Helfferich war schon am Tage vorher durch Hilferding telegraphisch nach Berlin zurückgerufen worden, da dieser auf seine Mitwirkung nicht verzichten konnte. Das dringende Telegramm lautete: „Wäre dankbar für Anwesenheit wegen Entscheidung über Währungsfrage. Reichsminister Hilferding." Aber die Entscheidung kam nicht, obgleich Helfferich dem Rufe sofort Folge geleistet und sich erneut zur Verfügung gestellt hatte.

Es ist unmöglich, hier auf die nun folgenden zahlreichen und einschneidenden Änderungen des Helfferichschen Planes sowie auf die inzwischen neu aufgetauchten Projekte, deren Besprechung täglich Sitzungen und lange Beratungen erforderlich machte, einzugehen. Es sei deshalb auf die ausgezeichnete Schrift von Dr Friedrich Ramhorst verwiesen, in der die Entwicklung in all ihren Stadien geschildert ist.[9])

Als am 26. September der Ruhrkampf abgebrochen wurde, war noch immer in der Währungsfrage keine Lösung gefunden. Die Verzögerung war auch der Grund dafür, daß nun fortwährend neue Vorschläge und Reformideen vorgebracht werden konnten, die die Zeit der Regierungsorgane und Sachverständigen ungebührlich in Anspruch nahmen und die ganze Angelegenheit weiter in die Länge zogen. So nährte sich die Verzögerung gleichsam durch sich selbst und wurde immer größer. Inzwischen tauchte immer wieder der ursprüngliche Entwurf Helfferichs in mehr oder minder entstellender Verkleidung aus der Versenkung auf, ohne daß es zu einem endgültigen Entschluß gekommen wäre. Es wurden zu viele Instanzen gehört und viel zu viel verhandelt, weil es der Regierung an der tieferen Sachkenntnis, dem nötigen Verantwortungsgefühl und an der sicheren Führung fehlte. Nur diese Eigenschaften hätten sie befähigt, in zielbewußter Entschlossenheit die Verhandlungen auf das unbedingt notwendige Maß zu beschränken und mit allen Mitteln eine schnelle Entscheidung herbeizuführen. Die Durchführung des Helfferichschen Planes ist durch diese schwankende und planlose Haltung der Regierung im ersten Kabinett Stresemann, insbesondere durch den von Hilferding am 10. September veranlaßten Kabinettsbeschluß und die darauffolgenden unfruchtbaren Verhandlungen um mehr als einen Monat verzögert worden.

In der Reichstagsitzung vom 9. Oktober 1923 nahm Helfferich Anlaß, die Änderungen, die der Minister Dr Hilferding in wichtigen Einzelheiten an dem Projekt vorgenommen hatte, und durch die der Plan — wie Helfferich sich ausdrückte — „denaturiert" worden war, zu erörtern.[10]) Er wies u. a. darauf hin, daß der Staat bei der heutigen Lage der Dinge nicht imstande sei, ein Geld zu schaffen, das das erforderliche Vertrauen finde, daß dies vielmehr nur geschehen könne auf der Grundlage der freien Betätigung der wirtschaftlichen Berufsstände. In diesem Punkte sei aber sein ursprünglicher Entwurf erheblich eingeschränkt worden, obgleich er von der Durchführung dieser Konstruktion von Anfang an seine weitere Mitarbeit abhängig gemacht habe und ihm erst am 18. August seitens der Regierung unter Zustimmung Hilferdings diese Bedingung erneut zugestanden worden sei. Auch über die ihm ferner gegebene Zusage einer Beseitigung der Betriebs- und Landabgabe sei man in dem vorliegenden Entwurf einfach hinweggegangen. Bei der Schaffung eines neuen Geldes, dessen Schicksal in erster Linie auf dem Vertrauen beruhen müsse, würde er es als geradezu selbstmörderisch ansehen, wenn die Schaffung dieses neuen Geldes damit anfangen sollte, daß ein gegebenes Wort gebrochen werde. Der Entwurf sei so verändert, daß er die schwersten Sorgen habe, ob die von ihm angestrebte Wirkung damit erreicht werden würde.

Glücklicherweise waren diese Sorgen unbegründet. Denn nach dem inzwischen erfolgten Rücktritt Hilferdings und der am 6. Oktober vollzogenen Neubildung des Kabinetts Stresemann gelang es den tatkräftigen und zielbewußten Bemühungen

9) „Die Entstehung der Deutschen Rentenbank." Berlin 1924.
10) Vgl. „Helfferich, Reichstagsreden 1922—1924." Berlin 1925, S. 190 ff.

des neuen Finanzministers Dr Luther, den Plan Helfferichs nach anstrengenden und schwierigen Verhandlungen in der Hauptsache wiederherzustellen und ihm in der überraschend kurzen Zeit von neun Tagen zum Siege zu verhelfen, trotz der in letzter Stunde von der Vertretung der Banken und vom Reichsrat erhobenen Einwände. Auf Grund des am 13. Oktober verabschiedeten Ermächtigungsgesetzes konnte am 15. Oktober die Verordnung über die Errichtung der Rentenbank erlassen werden. Es war ein Treppenwitz der Weltgeschichte, daß die Ausführung des Helfferichschen Planes durch das Ermächtigungsgesetz ermöglicht wurde, das von ihm selbst und von seiner Partei auf das heftigste bekämpft worden war. Die Papiermark war in der Zeit vom 10. September bis zum 15. Oktober von einem Zwölfmillionstel bis auf ein Neunhundertmillionstel ihres Goldwertes gesunken.

Ein sehr wichtiger Grund für die lange Hinzögerung war — wie erwähnt — die durch Hilferding von Anfang an vertretene Ansicht gewesen, daß die Durchführung einer Währungsreform nicht möglich sei, solange unsere Geldwirtschaft durch den passiven Widerstand im Ruhrgebiet belastet und deshalb die Wiederherstellung des Gleichgewichts im Reichshaushalt ausgeschlossen sei. Dieser Einwand war von um so größerer Tragweite, als er von Stresemann und auch von Luther als richtig anerkannt wurde. Der tiefere Grund lag darin, daß der Ruhrkampf, der unübersehbare Summen verschlang, nicht planmäßig durch valorisierte Steuereingänge finanziert wurde und deshalb mit Hilfe der Notenpresse finanziert werden mußte. Diese Art der Geldbeschaffung war damals nicht mehr zu vermeiden. Wie die Dinge lagen, war es in der Tat unmöglich, während der Dauer des Ruhrkampfes ein wertbeständiges Zahlungsmittel herauszugeben.

Eine andere Frage aber ist es, ob es nicht für die Regierung angezeigt und möglich gewesen wäre, schon vorher die Valorisierung der Steuern mit allen Mitteln zu betreiben und mit den so geschaffenen Einnahmen auf eine planmäßige Finanzierung des Ruhrkampfes Bedacht zu nehmen, um dadurch eine frühere Durchführung der Stabilisierung zu erreichen. Mit anderen Worten: War diese verhängnisvolle Entwicklung zwangsläufig, oder hätte sie bei rechtzeitiger Vorsorge der Regierung abgewendet werden können? Helfferich selbst hat wiederholt seiner Meinung dahin Ausdruck gegeben, daß der Mangel jeder planmäßigen Finanzierung des Ruhrwiderstandes der Regierung zur Last falle. In seiner Reichstagsrede vom 6. März 1924 wies er darauf hin, daß unsere finanzielle Front im Herbst 1923 nicht nur bedroht, sondern zerschmettert und aufgelöst gewesen sei. Im Kampf um die Ruhr seien Mittel eingesetzt und verzettelt worden, ohne daß für die rechtzeitige Bereitstellung von Reserven Sorge getragen worden wäre. Seine seit Beginn des Jahres 1923 oft wiederholten Bemühungen auf Herbeiführung einer automatischen Anpassung der verschiedensten Steuern an die Geldentwertung haben erst viel später zu einem Erfolge geführt, und als es ihm im Juli 1923 gegen den Widerstand der Sozialdemokraten und des Finanzministers Hermes gelungen war, wenigstens die sofortige Valorisierung der Brotabgabe durchzusetzen, die dann auch mit vielen Millionen dem Goldwerte nach erhoben worden war, zerrannen diese namhaften Beträge durch Fehler in der Veranlagung der Regierung unter den Händen. „Der Steuerzahler hatte die gewaltige Last getragen, aber dem Staat waren die Millionen durch die Finger geglitten.“ Die Verantwortung hierfür fiel, wie Helfferich im Reichstage am 6. März 1924 ausgeführt hat, der Reichs-

regierung zu, in der die Sozialdemokraten durch den Finanzminister Hilferding vertreten waren.[11]) Trotz dieser Auffassung Helfferichs wird es angesichts der tatsächlichen Entwicklung, die die Dinge genommen haben, kaum möglich sein, eine präzise Antwort auf die gestellte Frage zu geben. Eine weitere Untersuchung erscheint daher unfruchtbar und müßig.

Aber auch wenn man sich lediglich auf den Boden der Tatsache stellt, daß der Ruhrwiderstand am 26. September 1923 abgebrochen und damit der Weg für die Währungsreform frei wurde, so drängt sich doch der Gedanke auf, daß es für die Regierung sehr wohl möglich gewesen wäre, in der Frage der Schaffung eines real fundierten Zahlungsmittels schon vorher grundsätzlich ihre Entscheidung zu treffen, was auf Grund des bereits durchberatenen Helfferichschen Planes, auf den ohnehin später wieder zurückgegriffen wurde, schon nach dem 10. September geschehen konnte. Die Regierung hätte dann wenigstens rechtzeitig alles vorbereiten und namentlich das neue Zahlungsmittel bis auf Datum und Unterschriften fertig drucken lassen können, um es nach Erlaß der Verordnung tunlichst bald in ausreichenden Mengen in den Verkehr zu bringen und die Notenpresse stillzulegen. Bei solchen Vorbereitungen wäre, selbst wenn der gesetzgeberische Beschluß nicht vor dem 15. Oktober erfolgt wäre, doch der Zwischenraum zwischen diesem Tage und der Herausgabe des neuen Zahlungsmittels wesentlich abgekürzt worden, denn die endgültige Fertigstellung des Druckes hätte sich sehr schnell erledigt. Vor allem wären aber schon zu diesem früheren Zeitpunkte genügend große Mengen an Rentenmarkscheinen zur Verfügung gewesen; man hätte — wie Luther hervorhebt — sofort mit der Zurückziehung von Papiergeld beginnen und damit die Besserung des Kurses der Papiermark schon früher herbeiführen können.[12]) Luther hat sich weiterhin über die Wahl des Zeitpunktes wie folgt geäußert:[13]) „Gewiß war die Auffassung des Ministers Dr. Hilferding, daß wir eine Währungsreform tatsächlich nicht durchführen konnten, solange unsere Geldwirtschaft durch den passiven Widerstand belastet war, durchaus richtig. Der Zeitpunkt der Herausgabe mußte sicher unter diesem Gesichtspunkte ausgewählt werden. Die 100 Millionen Rentenmark, die wir nach dem 16. November noch besonders für die Erwerbslosenfürsorge im besetzten Gebiet haben ausgeben müssen, zeigen, was der Rentenmark hätte widerfahren können, wenn sie zu früh, also etwa schon Mitte Oktober herausgekommen wäre, nachdem der passive Widerstand erst am 26. September beendet war. Andererseits hätte vom währungspolitischen Standpunkt aus der gesetzgeberische B e s c h l u ß durchaus früher ergehen können, und der 15. Oktober war jedenfalls die allerletzte Stunde."

Mit dieser äußerst vorsichtigen Fassung steht die Annahme durchaus im Einklang daß bei früherer Herbeiführung einer grundsätzlichen Entscheidung zugunsten des Helfferichschen Planes die Herausgabe des neuen Zahlungsmittels zu einem früheren Termin möglich gewesen wäre. Auch die Tatsache, daß erst nach dem 16. November noch hundert Millionen Rentenmark über die Vorschätzung hinaus gezahlt werden mußten, wäre kein Hindernis gewesen, denn sie sind ja ohnehin aus dem dem Reiche zur Verfügung gestellten schmalen Übergangskredit gezahlt worden. Aber Helffe-

11) „Helfferich, Reichstagsreden 1922—1924." Berlin 1925, S. 225/26.
12) A. a. O. S. 70/71.
13) A. a. O. S. 70.

rich selbst hatte ja den Reichskredit von Anfang an weit reichlicher, nämlich auf zwei Milliarden Mark bemessen. Die Kürzung auf 1,2 Milliarden Rentenmark ist erst auf Vorschlag Hilferdings mit Zustimmung Luthers erfolgt. Eine nur um wenig reichlichere Bemessung des Kredits würde dieses Bedenken völlig ausgeräumt haben. Daß überhaupt eine Nachforderung für Erwerbslose in dieser Höhe noch so spät möglich war, zeigt deutlich die Berechtigung der von Helfferich an der Regierung geübten scharfen Kritik, derzufolge der Abbau des passiven Widerstandes jede Führung und Organisation vermissen ließ.[14]) Das gilt namentlich hinsichtlich der finanziellen Liquidation. Durch rechtzeitiges Eingreifen der Regierung wäre zum mindesten die Überraschung, die diese Nachforderung verursachte, vermieden worden, und man hätte mit ihrem ungefähren Betrag bei der Bemessung des Reichskredits rechnen können.

Daß all dies nicht geschehen ist, erklärt sich meines Erachtens lediglich durch die ablehnende und intransigente Haltung, die Hilferding während der ganzen Dauer seiner Amtszeit gegenüber dem Helfferichschen Plan eingenommen hat. Ihn trifft in erster Linie die Verantwortung für diese Verschleppung und deren Folgen. Daran vermag auch der Umstand nichts zu ändern, daß drei hervorragende Vertreter der deutschen Bankwelt auf dem VI. Allgemeinen Deutschen Bankiertage in Berlin am 15. September 1925 übereinstimmend erklärten, daß die mit der Rentenmark erfolgreich durchgeführte Zwischenlösung nicht früher als im November 1923 hätte versucht werden können. Denn diese Erklärung nimmt ihre Begründung lediglich aus den tatsächlichen Vorgängen und Maßnahmen der Regierung, ohne zu untersuchen, ob nicht gewisse Fehler und Unterlassungen hätten vermieden werden können. Das ist durchaus verständlich. Aufgabe des Historikers aber ist es, diese wichtige Frage zu klären. Denn die Allgemeinheit hat ein Recht, darüber unterrichtet zu werden angesichts der schwerwiegenden Bedeutung jeder auch noch so kleinen Verzögerung für Land und Volk. Vielleicht ist der Zeitpunkt für eine solche Klärung heute noch nicht gekommen, weil ein erschöpfendes Material noch nicht vorliegt. Meine Aufgabe kann es daher nur sein, die Dinge so darzustellen, wie ich sie auf Grund des bereits vorliegenden Materials sehe. Und da will es mir allerdings scheinen, daß bei einem anderen Verhalten des Finanzministers Hilferding die Herausgabe der Rentenmark zwei bis drei Wochen früher hätte stattfinden können.

Die Folgen der Verschleppung sind verheerend gewesen. Brachte doch jede, noch so kurze Verzögerung in der Durchführung den Besitzern von Ansprüchen in Papiermark gerade in jener kritischen Zeit unermeßliche Verluste. Bedeutete doch jeder Tag die Vernichtung zahlloser Existenzen. In der Zeit vom 20. August, dem Tage vor der Übergabe des Helfferichschen Planes an das erste Kabinett Stresemann, bis zum 20. November, dem Tage, an dem es gelang, den Kurs zu stabilisieren, ist der Wert der Papiermark von einem Millionstel auf ein Billionstel ihres Goldwertes herabgesunken. Für die großen Substanzverluste, die hauptsächlich die erwerbstätigen Kreise der Bevölkerung damals erlitten haben, und die das Betriebskapital der Unternehmungen völlig aufzuzehren drohten, sind die Wochen vor der Stabilisierung entscheidend gewesen. Das Mitglied des Reichsbankdirektoriums, Geheimrat Dr. Friedrich, der allen Verhandlungen beiwohnte,

14) „Reichstagsreden 1922—1924." S. 241.

sagt über die Verzögerung:[15]) „Ganz anders fällt ins Gewicht, daß die in ihrer Wirkung allerdings auch nicht so sicher im voraus zu beurteilende Gründung der Rentenbank trotz der eifrigsten Bemühungen Helfferichs sowie des damaligen Ernährungsministers Dr. Luther wochenlang verzögert wurde — — und man kann wohl sagen, daß, wenn jene Verzögerung nicht stattgefunden hätte, der Absturz der Mark an einem ganz anderen Punkte angehalten worden wäre als bei 1:4,2 Billionen." Wäre z. B. die Rentenmark statt am 20. November am 31. Oktober, also nur drei Wochen früher in den Verkehr gebracht worden, so wäre ihre Bewertung mit 18,1 Milliarden statt mit 1 Billion Papiermark möglich gewesen. Wäre sie nur etwa zwei Wochen früher herausgebracht worden, bei Bewertung der Rentenmark mit 150 Milliarden Papiermark am 7. November, so wäre uns, wie Dr. Luther mit Recht hervorhebt — ganz schwerer Schaden in der Preisbildung erspart geblieben.[16]) Die für die Verschleppung Verantwortlichen, die so unverantwortlich handelten, werden vielleicht geltend machen, daß sie die katastrophale Entwicklung des Währungsverfalls nicht hätten voraussehen können. Andere haben sie vorausgesehen. Männer, die an führender Stelle der Regierung angehörten, hätten sie voraussehen müssen. Helfferich hat sie nicht nur vorausgesehen, sondern die Regierung immer wieder auf die furchtbaren Folgen der Verschleppung hingewiesen und sogar nach dem verhängnisvollen Kabinettsbeschluß vom 10. September seine warnende Stimme in der Öffentlichkeit erhoben. In seinem Presseaufsatz vom 12. September sagte er: „Wenn mein Plan oder irgend ein anderer noch die Rettung vor der fast sicheren Katastrophe bringen soll, so ist keine Zeit mehr zu verlieren. Es ist fünf Minuten vor Zwölf."

Die große Tragweite der Verschleppung und die ungeheuere Verantwortung ihrer Urheber dem Volke gegenüber lag in dem Fortschreiten der sozialen Umschichtung, als Folge der täglich rapid wachsenden Entwertung der Papiermark. Dieser Währungsverfall bedeutete, wenn man von der Entwicklung in Sowjet-Rußland absieht, die größte, schnellste und wirksamste Proletarisierung, die die Welt jemals erlebt hat.

Für Helfferich war es besonders schwer gewesen, sich durchzusetzen, weil das Problem mitten im Streit der politischen Parteien stand, deren Führer und Angehörige die von ihm vorgeschlagene Lösung durch die Brille ihrer Partei betrachteten. Und wenn er auch ausdrücklich erklärt hatte, daß er bei seiner Mitwirkung alle parteipolitischen Gesichtspunkte zurückstellen werde, und dies auch tat, so handelten doch seine politischen Gegner keineswegs nach dem gleichen Grundsatze. Vielmehr hat der Umstand, daß er als Reichstagsabgeordneter der zur Regierung in Opposition stehenden deutschnationalen Volkspartei angehörte, seiner Sache außerordentlich geschadet, nicht nur bei einzelnen Mitgliedern der Regierung und bei den linksstehenden Parteien des Reichstags, sondern auch in der ganzen linksgerichteten Presse, deren Agitation mittelbar viel zu der Verschleppung beigetragen hat. Denn den linksstehenden Parteien konnte eine Rettung aus der

15) „Vom alten zum neuen Bankgesetz." Bankarchiv, Jahrg. XXIV, Nr. 2 vom 15. Oktober 1924.
16) A. a. O. S. 70.

Not durch einen verhaßten politischen Gegner nicht erwünscht sein. Man suchte nach politischen Gründen, um die von ihm gemachten Vorschläge zu diskreditieren, und bemängelte vor allem den tragenden Gedanken, daß die Verwaltung der Rentenbank und damit das Hoheitsrecht der Notenausgabe — wenn auch nur vorübergehend und innerhalb bestimmter Grenzen — in die Hände der wirtschaftlichen Berufsstände gelegt werden sollte, weil diesen dadurch ein weitgehender Einfluß auf die Finanzgebarung des Reichs eingeräumt werde. In der Öffentlichkeit hat neben dem Chefredakteur der Vossischen Zeitung Dr Georg Bernhard, der damalige Bankdirektor und jetzige Reichsbankpräsident Dr Schacht die Vorschläge Helfferichs in Zeitungsartikeln und Vorträgen auf das heftigste bekämpft. Noch am 3. Oktober hat Schacht in einem Artikel der Vossischen Zeitung den Helfferichschen Plan als die Fortsetzung der bisherigen Politik bezeichnet, die zu der ungeheueren Entwertung unseres Reichsmarkgeldes geführt habe; sie könne nur mit einem neuen Mißerfolg enden, dessen Opfer wieder weite Kreise der Wirtschaft sein würden. Und am 10. Oktober veröffentlichte er im Berliner Tageblatt den Entwurf eines Gesetzes über eine private Goldnotenbank. Wäre Helfferich damals selbst Mitglied der Regierung gewesen, so wäre ihm die Erreichung seines Zieles wesentlich erleichtert worden. Vor allem wäre man schneller ans Ziel gelangt.

Daß er sich trotz all dieser Hemmungen und Widerstände persönlicher und sachlicher Art schließlich doch durchzusetzen vermochte, ist in erster Linie dem Umstande zu verdanken, daß von all den vielen sonst vorgebrachten Vorschlägen und Reformgedanken kein einziger sich als geeignet und praktisch brauchbar erwiesen hat, um als Grundlage für eine wirksame und sofortige Regelung zu dienen. Hätte ein solcher Plan vorgelegen, so hätte die Regierung sicherlich nicht auf den Entwurf Helfferichs zurückgegriffen. Und dann war es sein besonderes Verdienst, daß er — obwohl außerhalb der Regierung stehend — allen Widerständen zum Trotz viele Wochen hindurch unter Hintansetzung seiner damals ernstlich angegriffenen Gesundheit seine ganze Zeit und Kraft daran gesetzt hat, den Grundzügen seines Planes sowohl in den maßgebenden Wirtschaftskreisen wie auch bei der Regierung Anerkennung zu verschaffen und sie zur Geltung zu bringen. Namentlich die Vertretung des Projekts gegenüber der zuerst gänzlich abgeneigten Landwirtschaft und Industrie erforderte ein seltenes Maß von Energie und den Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Diese sittliche Leistung muß dem schöpferisch genialen Entwurf des ganzen Planes an die Seite gestellt werden, wenn man die Leistung Helfferichs richtig würdigen will. Nur das zähe und unerschütterliche Festhalten an dem von ihm als richtig erkannten Gedanken und das harte Ringen um die Durchführung haben ihn schließlich zum Erfolge geführt. Das ist von Dr Luther ausdrücklich anerkannt worden,[17]) der übrigens auch von vornherein alles getan hat, was in seiner Macht stand, um den Plan zu fördern. Schon am 3. September hatte er Helfferich den Inhalt eines von ihm an den Reichskanzler Stresemann gerichteten Schreibens mitgeteilt, in dem er betonte, daß er durchaus an den konstruktiven Gedanken des Helfferichschen Planes, der ihm einfach als „die Lösung" erschien, festhalte, aber empfehle, das Zahlungsmittel auf die Goldmark abzustellen. Und am 13. Oktober führte er bei der entscheidenden letzten Beratung

17) A. a. O. S. 66.

im Finanzministerium aus, es sei erforderlich, mit Hilfe des Helfferichschen Planes — „es ist", so sagte Dr. Luther, „noch immer das alte Helfferichsche Projekt" — in eine endgültige Währung hineinzukommen, von der er noch nicht wisse, wie sie aussehe.[18]) Von größter Wichtigkeit war es ferner, daß sich die maßgebenden Vertreter der Landwirtschaft und der Industrie nach Aufgabe ihres anfänglichen Widerstandes für Helfferich einsetzten, besonders Geheimrat Dr. Bücher als Vertreter des Reichsverbandes der Deutschen Industrie, der ebenfalls von Anfang an an der Schaffung der Rentenbank beteiligt gewesen war. Mit berechtigtem Stolz konnte Helfferich in seiner vorletzten im Reichstage gehaltenen Rede vom 12. März 1924 aussprechen: „Es war allerdings noch nicht da, daß unter einem sozialdemokratischen Finanzminister ein deutschnationaler Abgeordneter die Grundlage zu einem Projekt geliefert hat, auf Grund dessen die Stabilisierung der Währung herbeigeführt worden ist."

Die unvornehme Art des politischen Kampfes gegen Helfferich ist vom Grafen von Westarp treffend charakterisiert worden:[19]) „Dieser Kampf ist in ganz besonders hohem Maße in denjenigen Formen und Methoden geführt worden, die infolge der Not und Krankheit der Zeit vielfach jedes letzten Restes an ästhetischem Reiz, aber auch an Rücksicht auf gerechte und sittliche Würdigung des Gegners entkleidet worden sind und ein objektives Urteil kaum noch aufkommen lassen." Das gilt besonders für den Kampf um die Rentenmark. Für das Bestreben, die Leistung Helfferichs zu verkleinern, ist die ihm von gewisser Seite gezollte „dankbare Anerkennung" bezeichnend, „daß er — obwohl zur Opposition gehörend — sich praktisch an der Lösung der Frage beteiligt habe." Die Wahrheit ist, daß niemand anders als Helfferich die Lösung gefunden hat und daß er seinen Plan trotz der Gegnerschaft des wichtigsten Vertreters der Regierung, nämlich des Finanzministers Hilferding und trotz des passiven und lauen Verhaltens des Reichskanzlers Stresemann dennoch durchgesetzt hat. Daß dies erst so spät der Fall war, daran war nicht Helfferich, sondern die Regierung schuld. Das wird jeder feststellen müssen, der die Anteilnahme Helfferichs an der Schaffung der Rentenmark objektiv nachprüft.

Die Verkleinerung der unvergleichlichen Leistung des um Reich und Volk hochverdienten Mannes erheischt ebenso wie die gegen ihn gerichtete unschöne Polemik die entschiedenste Zurückweisung. Helfferich hat sich anläßlich einer ihm auf dem Hamburger Deutsch-nationalen Parteitag am 2. April 1924 dargebrachten Ehrung darüber in der ihm eigenen vornehmen Weise geäußert:[20]) „Ich habe nichts anderes getan als die Pflicht eines Mannes, dem das Wohl des Vaterlandes über alles geht. Herr Dr. Stresemann hat jetzt in Hannover erklärt, die größte Tat der Regierung sei die Schaffung der Rentenmark. Er hat hinzugefügt, sie sei die größte antimarxistische Tat. Sie ist eine Tat des Opfersinns gewesen. Aber die Regierung sollte sich diese Tat nicht auf ihr Konto schreiben. Nachdem die Herren mich eingeladen hatten, ihnen meine Vorschläge zu unterbreiten, die ich bereits der Regierung Cuno mitgeteilt hatte, habe ich nach eingehenden Besprechungen mit meinen Freunden der Landwirtschaft und Industrie mich dazu ver-

18) Ramhorst, a. a. O. S. 41.
19) „Helfferich, Reichstagsreden 1922/1924." Berlin 1925, S. 7.
20) „Die Wahrheit über die Rentenmark." Berlin 1924, S. 27.

standen. Ich halte es gewissermaßen für unmöglich, daß man mir in der Presse jener Parteien das Verdienst bestreitet. Ich habe nicht etwa der Regierung Stresemann das Leben verlängert, sondern ich glaube, die Rentenmark hat dem Deutschen Volke das Leben gerettet."

Es ist weiterhin behauptet worden, das Wichtigste sei gar nicht die Schaffung einer neuen Währung gewesen; dafür habe man Dutzende von Ideen gehabt. Das Entscheidende und auch das Schwerste sei gewesen, den Kurs festzuhalten dadurch, daß es gelungen sei, den Staatshaushalt in Ordnung zu halten. Diese Äußerung läßt eine besondere Urteilsfähigkeit nicht erkennen. Dafür steht sie um so mehr im Bannkreis parteipolitischer Einstellung. Gewiß hatte man Dutzende von Ideen für die Stabilisierung, aber nur eine einzige, die mit Aussicht auf Erfolg sofort in die Tat umgesetzt werden konnte. Das aber war die Idee Helfferichs. Und dann ist es doch sicher, daß die Aufrechterhaltung des Markkurses gar nicht möglich gewesen wäre ohne dessen vorhergegangene Stabilisierung, die erst die Voraussetzungen für die Aufrechterhaltung des Kurses schuf und den Weg dafür bereitet hat. Das Wichtigste ist aber dies: Ohne den großen Verdiensten der Reichsregierung und der Reichsbank um die Aufrechterhaltung des Markkurses zu nahe treten zu wollen, muß doch gesagt werden, daß es sich dabei hauptsächlich um das verständnisvolle und opferwillige Zusammenarbeiten der zahlreichen dazu berufenen Instanzen und Organe im Rahmen der durch die Errichtung der Rentenbank gegebenen Richtlinien handelte. Die ingeniöse Maschine des Schiffes, das aus dem Wirbelsturm der Inflation in das ruhige Fahrwasser einer gesicherten Währung führen sollte, war mit all ihren Einzelheiten und mit dem Ineinandergreifen all ihrer Teile von Helfferich erdacht worden, und bei dem Bau hatte er selbst Hand mit angelegt. Aber die Ingangsetzung der Maschine, die Regelung ihres Betriebes und die Steuerung mußte er anderen überlassen. Sicherlich war es außerordentlich schwierig, den Kurs zu halten, namentlich wegen der unumgänglichen Notwendigkeit, das Gleichgewicht des in völlige Unordnung geratenen Reichshaushaltes wiederherzustellen durch Ausschreibung neuer Steuern und Beschränkung der Ausgaben. Auch für die Reichsbankleitung erwuchsen äußerst schwierige, zum Teil ganz neue Aufgaben. Es handelte sich aber bei all dem nicht, wie bei der Schaffung der Rentenmark, um die durchaus originelle, schöpferische Leistung eines Einzelnen, für die es kein Vorbild in der Welt gab, eine Leistung, die weit abliegt von der Arbeit, die sich nach hergebrachten Regeln und feststehenden Normen vollzieht, und mit dieser überhaupt nicht in einem Atem genannt werden kann.

Man hat die Schaffung der Rentenmark als die genialste Schöpfung auf währungspolitischem Gebiet in der Geschichte der Völker bezeichnet. Sie war aber mehr. Denn sie griff über das enge Gebiet der Währungspolitik weit hinaus. Nicht nur, weil sie gleichzeitig auch den Bedürfnissen und Notwendigkeiten der Finanzpolitik des Reiches Rechnung trug, sondern weil sie von vornherein nach ihrem Zweck und in ihrem Ziel darauf abgestellt war, die Gesamtwirtschaft Deutschlands wieder in normale Bahnen zu lenken und dadurch mittelbar auch Deutschlands Geltung in der Welt entscheidend zu beeinflußen. Sie war ein Wunder, das die Welt in Erstaunen setzte, die der Vaterlandsliebe entsprungene Tat eines Realpolitikers, in der sich seine Staatskunst offenbarte. Aus einem nahenden Verhängnis hat sie einen entscheidenden Erfolg gemacht.

Parteipolitischer Haß, Neid und kleinliche Eifersucht reichen an diese Tat

nicht heran. Sie wird Bestand haben vor dem Forum der Geschichte, und Helfferichs Ruhm wird noch leuchten, wenn die Namen und Worte derer, die heute sein Werk verkleinern möchten, längst vergessen sind.

* * *

Anlage

Auszug eines Schreibens des Reichskanzlers a. D. Dr Cuno vom 27. Februar 1924 an den Reichstagsabgeordneten Dr Gildemeister.

Wenige Tage vor meinem Rücktritt kam Exzellenz Helfferich von einem Erholungsaufenthalt nach Berlin zurück und besuchte mich, um mich dringend zu bitten, von dem Rücktritt abzusehen und mir seine Sorgen wegen der Währungssituation mitzuteilen. Wir waren uns einig in der Notwendigkeit, sofort in der Währungsfrage mit aller Beschleunigung entscheidend einzugreifen. Exzellenz Helfferich entwickelte mir hierbei in allen Einzelheiten den Plan einer neuen Währung, die in ihrer Grundidee und Konstruktion mit der jetzigen Rentenmark übereinstimmte mit der Maßgabe, daß als Wertgrundlage nicht das Gold, sondern der Roggen vorgeschlagen war. Er sprach in diesem Zusammenhang von einer Roggenmark. Ich habe ihm geantwortet, daß ich den Grundgedanken für richtig hielt, und daß auch die dem Reichstag vorliegende wertbeständige Anleihe auf das steuerbare Vermögen und nicht auf den Grundbesitz als solchen basiert sei, in dem Empfinden, daß dieser für spätere Notwendigkeiten verfügbar gehalten werden soll. Ich fragte Exzellenz Helfferich, binnen welcher kürzesten Frist sein Plan durchgeführt werden könne. Er antwortete mir, daß dieses binnen 2 Wochen möglich sein muß. Das Gespräch schloß mit meiner Bemerkung, daß mit größtmöglichster Beschleunigung der Gedanke verfolgt werden soll.

Das ist die Darstellung, wie ich sie Ihnen im wesentlichen bei unserer Unterhaltung gab. Inzwischen bin ich aus Anlaß der mir bekannt gewordenen Auseinandersetzung in der Presse meinen Erinnerungen weiter nachgegangen und habe noch folgendes festgestellt:

1. Schon einige Tage, bevor Exzellenz Helfferich bei mir war, hat mich Herr Minister von Rosenberg auf das Projekt angesprochen, indem er mir mitteilte, daß Exzellenz Helfferich ihm den Plan einer neuen Währung vorgetragen habe, die in ihrem Aufbau mit den mir später von Exzellenz Helfferich gemachten Mitteilungen übereinstimmte. Ich habe Herrn Rosenberg gegenüber hierbei schon damals meine grundsätzliche Zustimmung zur Weiterverfolgung des Gedankens ausgesprochen, weil ich von der dringenden Notwendigkeit der Schaffung einer neuen Währung überzeugt war.

2. Bei dem Vortrag seiner Gedanken berührte Exzellenz Helfferich auch die für die Durchführung der Stabilisierung wesentliche Entlastung der Reichsbank von den Reichsschatzwechseln und die Gewährung der notwendigen Übergangskredite an das Reich, ähnlich wie sie in der Reichs-Rentenmark-Verordnung vorgesehen ist.

Begegnung

Von

Hans Friedrich Blunck

„Herr Rechtsanwalt kommt nicht vor heute abend zurück." Der Bürovorsteher zuckte bedauernd die Achseln und wandte sich zum nächsten Fragenden. Giese nahm eine Karte aus der Tasche und schrieb rasch einige Worte an den Freund darauf, Höflichkeiten, wie sehr er das Verfehlen bedaure. Er gab die Karte über die Brüstung. „Ich kam von Frankfurt eigens nach Berlin, um Herrn Rechtsanwalt zu sprechen."

„Darf ich Sie heute abend erwarten?" fragte der andere und warf einen Blick auf die Karte.

Dann stand Giese ein wenig ratlos in der glutheißen Straße der Hauptstadt. Das hatte er nun davon, daß er aufs Geradewohl nach Berlin gefahren war! Er ging unentschlossen einige Schritte, wollte seiner Frau den Tag Verzögerung drahten, ließ es dann — es war ja auch gleichgültig — und hatte nur das Bedürfnis, der erstickenden Schwüle zu entfliehen, die vom Asphalt aufschlug, aus den Häusermauern dunstete und blaß und stickig vorm Himmel stand.

Ein Knirps machte sich an ihn heran. „Wenn Sie zum Wannseebahnhof wollen, Herr Doktor" — er wies verschmitzt den Weg, die Linke war für ein Trinkgeld geöffnet.

„Es gibt hier doch gefällige Leute", lachte Giese und folgte bereitwillig der Richtung. Er hatte so recht die Laune, sich treiben zu lassen. „Was hätte ich auch Besseres beginnen sollen?" dachte er, als er durch die Kiefern nach draußen fuhr.

Am Wannsee folgte er eine Weile dem Strom der Stadtflüchtigen. Als er dabei einer Händlerin am Weg eine Erfrischung abkaufen wollte: „Wenn Sie den Dampfer noch haben wollen," wies die ihn hastig zurecht, „rasch hier herunter!"

Giese sah überrascht ein großes Schild „Zur Pfaueninsel" über sich. Das trifft sich ja vorzüglich, mußte er lachen, warum sollte ich nicht zur Pfaueninsel?

„Rasch, rasch", drängte die Frau und wechselte ihm im Nebenherlaufen den Betrag für Waffeln ein.

Giese erreichte das Dampfboot noch gerade eben. Er war über die beiden ungefragten Ratschläge in gute Laune geraten, es kam ihm so recht vor, als

brauchte er sich keine Sorgen mehr zu machen. Er war einer jener Männer, deren Leben bedeutungslos ist oder von besonders starken Geschehnissen getragen wird, die kleinen Erlebnisse fehlen. Heute hatte er einen rechten Tag der mittleren Dinge vor sich, und er nahm sich vor, ihn zu nützen.

Die Sonne hatte hier draußen die stechende Schwüle verloren, ein munterer Wind schlug gegen das Schiff und ließ das Wasser schaumig aufleuchten. Giese nahm den Hut in die Hand und pfiff vergnügt durch die Zähne. Frische Mädchen rundum auf dem Dampfer, ein Buschbart von Schiffer, dem der Schelm um Mund und Augwinkel saß, und ein Tag, mit dem wider Willen nichts anzufangen war, als sich zu vergnügen. Allein? Giese blickte sich abenteuerlustig um. Er war Richter von Beruf und hatte bedächtige Meinungen über sich und andere. Aber hinter aller Gemessenheit blieb wie oft das Erwarten eines besonderen Erlebens, das ihn noch einmal überfallen könnte. Seine Ehe war oberflächlich, er hatte eine tanzende, trällernde Frau ohne Herzwärme. Er trug es als etwas ihm Auferlegtes und doch immer mit dem Unterwarten, daß ihm noch einmal ein anderes begegnen würde, ein abseitiges Glück, dessen Erinnerung er ins Alter hinübernehmen und von dem er heimlich zehren könnte.

War's nicht ein Tag, um ihm dergleichen zu bescheren?

Die Sonne glühte vom Himmel, die gebräunten Gesichter der Menschen um ihn lachten und schwatzten. Giese fühlte sich heute beteiligt an ihrer einfachen Fröhlichkeit, blinzelte umher und fand doch kein Gesicht, das ihm so recht behagt hätte. Mein Schicksal, dachte er enttäuscht, daß die kleinen Zufälle mich meiden! An einen verstorbenen Freund erinnerte er sich, es war eigentlich sein einziger naher Freund gewesen — der hatte es ähnlich wie er zu tragen gehabt. Bedeutungslos sein Alltag und jedes Geschehnis darüber hinaus, in seinen Verknüpfungen oder in seinen Folgen stets wuchtig gegen den Träger gewandt. Die kleinen ergötzlichen Erlebnisse — oh, welche Sehnsucht kann man nach kleinen launigen Dingen haben, wenn die Wirklichkeit nur schwer, immer nur hämmernd schwer an einem vorüberströmt.

Ein junges Mädchen, wohl eine Verkäuferin, saß Giese gegenüber. Es war ein fröhliches Ding, das seine Blicke suchte und mit einem Schalk zurückwarf. Einmal spannte sie ihre Tasche auf, verlor ihr Tuch daraus. Da hatte ein Jüngerer es flink vor Giese erhascht. Worüber hätte er sich auch um Gotteswillen mit dem Mädchen unterhalten sollen, fiel ihm ein.

Er horchte noch eine Weile in launiger Wißbegier dem Redefluß, der sich entwickelte, vergaß acht zu geben und ließ sich vom Anblick der Ufer fesseln. Dies Berlin, das er als Westdeutscher immer nur mit dem Gefühl der notwendigen Hauptstadt empfand, hatte doch verwünscht schöne Seen rund um seinen Pforten! Giese mußte heute die rotbrennenden Kiefern, die hügelige Weite um die endlosen Wasser lieben. Sie konnten voll sehnsüchtigen Sommers sein, das empfand er in dieser Muße gern; das Herz konnte aufgehen, auch unter den roten Höhen der Föhren und im glitzernden, vor der Sonne treibenden Sandflug der märkischen Winde.

Eine Knabenstimme neben ihm; da hatte er kaum acht gegeben, daß er seit der letzten Brücke Gesellschaft bekommen hatte! Eine junge Frau mit ihrem Kind, gut gefiel ihm beider Gesicht. Aber der Tonfall war weicher als die Mundart rundum. Ein wenig gedehnt — aus einem Land, wo sie Zeit haben, dachte Giese,

und es gefiel ihm, in seiner Muße abgewandt zuzuhören. Wien? riet er, aber es kam nicht recht hin.

Natürlich war ein struppiger Pinscher als Dritter dabei, und der Pinscher war ungezogen. Das sah nach geübter Anknüpfung aus. Aber es war doch wohl ernsthafter, es war wirklich erschöpfend für die Frau, das kräftige Tier in der Hand zu behalten. Der Pinscher wasserscheu, fiel an jeder Brücke in ein elendes Winseln und versuchte beständig zwischen Gieses Beinen hindurch über Bord zu gelangen. Die Fremde saß streng, mit hochrotem Kopf daneben und drohte und schalt. Aber so zerknirscht der Pinscher zwischendurch tat, wenn das Ufer näher kam, versuchte er wieder aus Leibeskräften sein Leben in Sicherheit zu bringen. Alle Mitfahrer lachten und wurden aufmerksam.

„Geben Sie mir den Hund, gnädige Frau!" bat Giese endlich unwillig, es tat ihm auch leid um ihre wachsende Verlegenheit. Sie gab ihm die Leine mit einem leichten Dankniden. „Es ist nicht mein Tier", entschuldigte sie sich, ohne ihn anzusehen. Dann schwieg sie, die Lippen geschürzt, und Giese merkte, wie wohl es ihr tat, daß er für seine Gefälligkeit keine weiteren Worte verlangte. Aber er tat es doch, als sei es ein umständlicher ernsthafter Ritterdienst, dem er sich da hingab, und wo so viel Schelmerei in der Luft lag, machte auch er sich mit dem Tier mehr Umstände, als nötig war. Er suchte dabei das Seitenbild der Frau zu erhaschen; jeden unbewachten Augenblick mußte er flink ihre Züge prüfen. „Sie ist wirklich lieblich", dachte er, noch im Mißtrauen zufälligen Begegnens befangen. Ihr Gesicht war nicht eigentlich schmal, was er sonst von einer schönen Frau verlangte, es hatte auch eine sehr grade, fast männliche Nase, nur mit merkwürdig feinen, erregt federnden Flügeln. Aber die Stirn und das Kinn waren so weiblich weich und die unter tiefschwarzen Wimpern liegenden Augen so warm und umfangend, es wurde dem Schauenden, je mehr er prüfte, ein selten schönes Antlitz, es verlangte nur, daß man sich darin versenkte.

Der Knabe sprach übrigens mit niederdeutschen Anlauten. Ob es ihr Kind war?

Der Pinscher machte ihm jetzt wirklich reichlich viel zu schaffen, er war nicht nur unerzogen, er war knurrig und bissig und ließ sich durchaus nicht gefallen, daß irgendein Unbekannter ihm den rettenden Sprung an Land verwehrte. Er verlegte sich abwechselnd auf Betteln und Drohen und schlüpfte plötzlich mit List aus seinem Halsband, so daß der Hüter ihm stolpernd über das halbe Schiff folgen mußte. Als Giese zurückkam, gab ein Dritter seiner Nachbarin schon gute Ratschläge, aber sie überhörte sie. „Es tut mir so leid," sagte sie sehr verlegen zu Giese, „ich habe ihn des Kindes wegen mitgenommen, es ist nicht einmal mein Tier."

„Ich bin beschäftigt," lachte er, „da habe ich keine Langeweile." Ihr Blick streifte ihn dankbar, er merkte, irgendwie gefiel er ihr, das gab ihm heute ein warmes Behagen.

Es gab ihm auch Mut, er hätte ihn vielleicht sonst nicht gehabt. „Wollen Sie zur Pfaueninsel?" fragte er. Und weil's keine andere Möglichkeit gab, fuhr er gleich fort: „Würden Sie mir die Insel zeigen, gnädige Frau? Gewiß kennen Sie sie, und ich bin hier fremd."

Sie wiegte den Kopf, man konnte nicht erkennen, ob es ja oder nein war.

Aber als sie über die Brücke an Land gingen, mußten sie beide lächeln und blieben wie selbstverständlich beisammen.

„Ich bin der Richter Giese aus Frankfurt," stellte er sich vor. Sie nickte flüchtig ohne zu antworten. Nicht sehr gewandt in solchen Dingen — dachte er und war froh, daß sie ein wenig ungezogen tat.

Dann ließen sie sich mit der Fähre übersetzen, vermieden das Schloß und gingen gleich seitlich an dem großen Rasen entlang. Das Gras welkte schon in den Spitzen, seit Tagen lag die Gluthitze eines südliches Sommers über der Mark. Aber die Schatten an den Föhren waren gütig und reich, allmächtig die uralten Buchen und riesigen Eichen.

Der Knabe ließ sich spielend von dem Hund voranziehen. „Er bat mich so sehr," lächelte sie und wies nach vorn, „ich wußte nicht, daß das Tier auf der Fahrt so ungezogen ist!"

„Ihr Junge, gnädige Frau? Er spricht eine andere Mundart!"

„Wir lebten lange bei meinen Schwiegereltern, erst nach ihrem Tod bin ich wieder nach Berlin gezogen." Er sah den Witwenring an ihrer Hand und suchte zu raten. „Ich glaubte erst, Sie seien Wienerin."

„Von Linz komme ich!"

„Und Berlin gefällt Ihnen?"

„Muß einem gefallen — und, ach ja, es gefällt mir!" Es klang ein wenig hilflos, er hatte sie gern, wie sie es so sagte, verlegen abgewandt. „Man mag über Berlin sagen, was man will, dies hier ist schön und edel." Sie schlug einen Kreis mit beiden Armen. Ihre Blicke streiften über die Baumwipfel träumerisch horchend.

Die lärmenden Besucher der Insel waren im Schloß zurückgeblieben. Die beiden Menschen wurden einsamer; das Verwehen des heißen Tages, das leise Rascheln des Laubes und die Allmacht der aufgereckten Äste nahmen sie in sich auf. Vereinzelt fuhren Winde über die Grasflächen, neigten sie und sanken unter den Schatten ein.

Der Mann war stehengeblieben und nahm die Weihe des Parks in sich auf. Er war ein großer Baum- und Vogelfreund, freute sich über dies und jenes und war glücklich, überrascht zu werden. „Diese japanische Föhre — wie kam man damals dazu?" — staunte er und: „Hören Sie, das war ja der Kleiber, und Grünspechte sind da drüben, das gellt ja nur so von Auslachen und Hacken!"

„Ich will Ihnen noch Schöneres zeigen!" Die Frau tat recht geheimnisvoll, sie merkte seine echte Freude, da gab sie gern von ihrer hinzu. Er ließ sich von ihr führen, sie schritten den glitzernden Sonnenläufern nach, die den Weg vorausbuschten. Moosig waren die Büsche und dufteten, vom Schilf der Abhänge kam mitunter ein erschrockenes Aufschilpen, das in den See hinausflüchtete. Aber immer wieder irrte Gieses Blick vom Weiten zum Nahen. „Was wird das doch ein fröhlicher Tag in solchem Geleit," dachte er, „wie lange sehne ich mich schon nach einer kleinen abenteuerlichen Verliebtheit." Schlank, mit sanft fallenden braunen Schultern schritt sie neben ihm, unbefangen, nun sie ihm die Insel wies. Auch die Augen, die sie im Gespräch öfters zu ihm hob, waren warm und hatten ihre Verlegenheit verloren.

„Nun sehen Sie hier," blieb sie plötzlich stehen. Durch zwei tiefästige Birken ging ein schmaler Einblick über den Rasen, der in der Tiefe vom Gefieder zweier

Blutbuchen und ausholend von glitzernden Edeltannen umfaßt wurde. „Grün, rot und silbern, ist das nicht berückend schön?" Ihre Stimme war schwärmend weich bei den Worten, zwiefach freute ihn der Anblick. Ich hab die drei Farben nie als besonders empfunden, dachte er erstaunt, aber es ist wahr, es liegt etwas Aufreizendes darin. Wie sein Blick dabei die Gestalt der Frau streifte, überraschte es ihn: Auch die Grundfarbe ihres Überwurfes war silbergrau, der Gürtel grün geschlossen und purpur der Einsatz.

Der Junge kam und wollte gar zu gern den Hund ableinen. Die Mutter mußte ihm erklären, warum dieser Wilderer, und wenn's noch so fromme Pinscher waren, nicht durch den Busch und Vogelschutz pirschen durfte. Die Erklärung lenkte ab. Ist es die Sonne, die so empfänglich macht, dachte Giese weiterschreitend oder hast Du dich wirklich in einer Stunde verliebt? Karger, mitunter auf Schönes weisend, wanderten sie in Bogen durch den Park. „Kommen sie oft auf die Insel?" fragte er. „Ist es Ihnen bewußt, daß Sie die Farbe jenes Durchblicks im Kleid tragen?"

„Nein," sagte sie ehrlich erschrocken und sah an sich herab, „das weiß ich nicht einmal."

„Frauen sind so anders, sie fühlen wo wir rechnen," sagte er ritterlich.

„Glauben Sie wirklich?"

„Ja, alles Überlegen stützt sich zuletzt auf jene halbwachen Eindrücke, die die Frauen unbewußt klären, längst, eh wir sie zergliedert und begriffen haben."

„Selten, daß man unsere Überlegenheit so freundlich anerkennt."

„In allen Dingen des Gefühls —" Da war ihm, als wüßte sie von kommenden Worten und bäte erschreckt um Schweigen.

„Sind die Farben nicht ein gutes Beispiel? Übrigens finde ich das Silber zu matt."

„Es darf das Grün nicht aufheben."

Und beide dienen der Blutfarbe, dachte Giese, eine magische Ebene! Er lächelte aufgerüttelt und wehrte sich nicht.

Der Junge kam dazwischen, er behauptete durstig zu sein oder bewies, daß er Kaffee trinken müsse. „Ich zeige Ihnen jetzt einen schönen Heimweg," bat seine Mutter den Richter und wies den Weg nach der Fähre zurück. Er nickte drollig seufzend: „Wenn Sie mich absetzen wollen. Aber wenn ich darf, wäre ich gern noch beim Kaffee dabei!"

Sie wurde wieder verlegen, aber lachte vor sich hin und ihm schien, daß sie seine Bitte nicht abweisen konnte. Wer mag sie sein, dachte er wieder. Ihre Nähe machte ihm alles feiertägig froh. „Silber, rot und grün", dachte er. Ob die Farbenlaune einer Frau einen beflügeln kann? Oder gibt es Spiegel in uns, die über Gleichem aufleuchten?

Sie erreichten die Fähre rechtzeitig, fast ungesehen stiegen sie als Letzte ein, auch den mahlenden Sandweg nach Nikolskoi wagte in der Glut kaum einer zu gehen. Oben auf dem Hügelhaus fanden sie ein abseitiges Plätzchen. Der Kellner brachte brummig den Kaffee, dann waren sie allein, geschützt vor den lauten Bänken der Berliner Ausflügler.

Sehr schön und doch anders war es auch hier. „Sieh, die Grasmücke, Junge! Ich habe kaum gewußt, daß hier Grasmücken nisten."

„Daß Sie die Vögel so gut kennen," nickte Giese zufrieden, „man findet es selten bei Frauen!"

„Mein Mann wußte alle Namen!" — sie sprach zum erstenmal von ihm — „er fuhr mit einem Freund tagelang fort, nur um ein seltenes Tier zu beobachten. Die Zwergralle hat er nisten sehen und der Rohrdrossel wußte er nachzupfeifen, als säße man mitten im Sumpf mit ihm."

Jetzt hätte er prahlen mögen, daß er als einer der besten Vogelkenner galt. Er unterließ es, hätte es nicht vorlaut in ihre Erinnerungen geklungen? Außerdem scheute Giese sich irgendwie, nach dem Verstorbenen zu fragen. So sonderbar reif war dieser Nachmittag, er mochte sich nicht vorstellen, daß ein anderer ihn vorher hätte erleben können. Ja, triebhaft verbrachte Giese die Stunde nahe dieser Frau. Ihre Bewegungen, die Weichheit der Stimme, der seltsam abwendige Glanz im Blick, alles zwang ihn in ein Hingezogen, das er so stark und überraschend nie gekannt hatte. Er widerstand dem auch nicht, es schien ihm ein Tag, der nun einmal kommen sollte.

Die schwarze Mauer des Blockhauses spannte sich durch das Grün. Der Mann tat schleppend einige Fragen über Berlin, über Linz und Hamburg. Er spürte eine gesteigerte Befangenheit aus ihren Antworten, zumal wenn sie aus ihrem Alltag erzählen mußte. Einmal versuchte sie ihn ängstlich zu verabschieden, sprach von einer Freundin, die wohl kommen würde. Er überhörte, sie vermochte nicht zu lügen.

Buchfinken kamen und pickten die Brosamen auf; der Junge spielte neben ihnen, er war glücklich, den Hund frei zu haben und lief von Baum zu Baum. Dann fiel ein Schatten. Vorübergehende Schüler sangen ein trauriges Lied aus dem Krieg: „Wenn ich bleib, nimm einen andern, Annemarie, aber keinen, aber keinen von meiner Kompagnie."

Giese empfand jäh, warum es ihn scheu machte, nach ihrem Mann zu fragen. Er trug nach seinem Glauben die Verantwortung für jede seiner Handlungen. Er entschuldigte sich nicht, er war sich eines Unrechtes bewußt, das er tat. Aber die Worte waren ihm irgendwie schwerer geworden; auch die Frau sprach nicht viel, obschon sie Manches berührt hatten, das gewiß noch einmal zu besprechen war. Giese ließ sich einzelnes durch den Kopf gehen, aber es gehörte nicht mehr in diese Stunde.

Der Himmel glühte nach Westen zu in roten Feuern, Dunst und Staub ließen ihn wie einen Meerabend brennen und widerscheinen. Die Blicke füllten sich davon. „Rot, Grün, Silber", sagte die Frau befangen und wies lächelnd auf den Feuerkranz um die Sonne im Dunst.

Er nickte und sah sie an. „Es ist Ihr Bannkreis," sagte er.

Sie lachte und wehrte sich: „Hab' ich Sie in den Kreis gerufen? Es ist fürwahr das erste Mal, daß ich fremde Begleitung annahm."

„Um so ängstlicher müßte ich werden," lachte er. Es war ihm indeß mehr Ernst als Scherz. Eine jener sinnenfreudigen Stunden, die den Mann plötzlich überkommen, hatte sich seiner bemächtigt. Jeder Atem, jede Bewegung, Wort und Aufblick der Frau berückte ihn irgendwie. Er mußte an seinen Freund denken, der einmal stärker als er, jenes überwältigende Erliegen gespürt hatte, damals, im großen Glück seiner jungen Ehe. Es kommt über jeden, hatte er gewarnt.

Ich muß acht geben, mahnte sich Giese und suchte einen leichten Ton anzuschlagen. Er sprach von den alten Stadtüberlieferungen des Westens, tiefer ver-

wurzelt, als die der jungen Hauptstädte im Osten. Ihre Antworten waren überlegt und voll Kenntnis, geordnet und doch unruhig.

Der Kellner störte sie, es war ihnen beiden lieb, sie brachen auf, obschon der Abend noch vorfrüh war.

„Was fangen wir jetzt an", fragte er. Sie antwortete nicht, war wieder bei den Vögeln im Weg und nannte sie ihrem Kind bei Namen. Der Mann kam sich überflüssig vor, da fielen Worte von ihr dazwischen, die ihn hielten und wieder verstießen. „Wann fährt der Dampfer? Ich könnte eigentlich noch jemanden in Potsdam besuchen oder sollte es zu spät sein?"

„Schenken Sie mir den Abend heute!"

„Aber wieso, kenne ich Sie denn?"

„Ist es nicht sonderbar," antwortete er langsam und verzögerte die Schritte, „bei mir wird alles allzu wuchtig oder einfältig. Was bedeutet unser Zusammentreffen?"

Er konnte mit ihr darüber sprechen, als seien sie alte Kameraden, er brauchte nichts mehr zu verbergen, es war als wüßten sie beide genug vom Erlebnis dieser Stunden.

„Nehmen Sie es einfältig," lächelte sie ängstlich. Ihr Blick streifte den Ring an seinem Finger.

„Ich nehme es nicht einfältig, ich kann es nicht. Man kann es oft nicht mehr!"

Sie bückte sich nach einem zertretenen Vogelei, war dunkelrot, als sie sich erhob, aber sie hatte nicht die Kraft, ihn gleich abzuweisen.

„Als wir zur Pfaueninsel gingen, wußte ich, daß es ein seltener Tag werden würde", sagte sie mutig.

„So hab' ich recht," antwortete er, frohlockend über ihr Bekenntnis, „hab' ich recht, daß das Gefühl der Frauen rascher ahnt, was kommen soll."

„Sie sind ewig mit Gesetzen bepackt!"

„Wir kommen auch über das Gesetz hinweg!"

Es tat ihm fast leid, was er gesagt hatte, er spürte, wie sie zum letzten Mal nach Freiheit rang. „Wunderlich, wie es einem überfallen kann," fragte er sich. —

„Ich habe niemand kennen gelernt, seit meines Mannes Tod, ich wollte nicht, was kommen Sie daher?" Etwas umschlang sie beide aus Tag oder Dämmerung, sie bekannten es sich frank und wagten nicht weiter zu denken.

„Wir wollen uns für heute trennen," sagte sie, als sie wieder am Bootssteg standen, „fahren sie ein Boot später!"

„Darf ich den Abend nicht mit Ihnen verbringen?" Ihm war es gleichgültig, was ihn hergeführt hatte, er mußte dies zu Ende bringen. Unrecht? Ja, Unrecht, es war ihm gleich. Zu schön war dies Begegnen, erspart für den Tag, wo sich ihm das Leben schenken wollte.

„Noch nicht," wehrte sie sich, „machen Sie morgen einen hübschen Besuch, stellen Sie sich vor, kommen Sie zum Tee zu uns und sagen Sie, Sie seien mit meinem verstorbenen Mann bekannt gewesen." Ihre Stimme zitterte, als sie ihm die kleine Unwahrheit vorschlug, ihre Hand flatterte in seiner.

„Ich habe nicht einmal Ihre Adresse — ach, bis morgen ist so lange." Die Erwähnung des Toten hat ihn gleich etwas Feindlichem berührt. „Werden Sie denn morgen so schön sein, wie heute?" scherzte er. „Hören Sie, ich brauche Sie ja jetzt nicht zu begleiten, aber ich komme noch heute."

Sie wurde dunkelrot, drückte ein wenig seine Hand und konnte den Blick nicht aufheben. Ein Gefühl kommenden Unrechts, das sie beide verband, strömte hin und wieder. Er ließ ihre Hand nicht los, verlangend, frohlockend wie ein Versprechen hielt er sie. Da haschte sie nach ihrer Tasche. „Ja, Sie haben nicht einmal Namen und Wohnung von mir.“ Ein kleines Kärtchen, wie man es Sträußen und Glückwünschen beilegt. „Damit Sie es nicht vergessen, Sie sonderbarer Mann. Und wenn Sie kommen, ein Freund meines Mannes, nicht wahr?“

Er verbeugte sich und küßte ihre Hand, dann nahm er die Karte, las die Wohnung, den Namen.

Er hatte Mühe, nicht schrill nachzurufen — sie hatte sich schon zum Gehen gewandt. Der Name? Der Name des Freundes, des einen, den er besessen hatte. Sie irren, wollte er schreien, wollte hinterdrein laufen. Da blieb er stehen und strich sich über die Stirn. Er wußte, es war kein Irrtum.

Nein, er erlebte keine mittleren Dinge, nur Einfältiges oder Überschweres. Seines Freundes Weib! Ihm war, als grinse es ihn von allen Seiten an, so war sein Leben!

Vom Wald stiegen die wandernden Schüler herab.

„Annemarie,“ sangen sie, „aber keinen von meiner Kompagnie.“

Er richtete sich hart aus dem Zusammensinken auf, vom Schiff winkte jemand herüber. Er winkte zurück, gierig, sie noch einmal zu sehen.

Es bleibt so, dachte er und sprach den Toten an, wir erleben nur Einfältiges oder Tragisches.

Aber er wußte auch, daß die vom Schicksal Beschwerten sich nicht berühren dürfen, wie die im Alltag es tun.

Giese sagte sich das absagende Telegramm vor. Sofortige Reise oder dergleichen. Ein Gewitter zog auf, „Es ist nicht um des Unrechts willen,“ verteidigte er sich, „nein, davor scheue ich mich nicht, es ist die Keuschheit, die Achtung vorm Leid des andern.“

Aber nicht von meiner Kompapnie — das Lied im Walde brach in Lachen ab.

Unveröffentlichte Briefe Hugo Wolfs an seine Mutter und Schwester Käthe

Mit Bewilligung des Wiener akademischen Wagner-Vereins mitgeteilt und mit Erläuterungen versehen

von

Heinrich Werner

Die im Nachstehenden zum ersten Male der Öffentlichkeit übergebenen Briefe Hugo Wolfs an seine Mutter Katharina Wolf und seine einzige noch lebende Schwester Käthe, verwitwete Salomon, geben rührende Zeugnisse von dem Familiensinne und der Anhänglichkeit Wolfs namentlich an seine betagte Mutter. Er bangt stets um ihre Gesundheit, nicht ahnend, daß er von ihr werde überlebt werden. Jedenfalls bilden die Briefe eine wertvolle Bereicherung zur vollen Erfassung des bei Lebzeiten so arg verkannten Charakters des Meisters.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Die Namenstagsbescheerung ist richtig, wenn auch verspätet, eingelangt. Die Linzertorte ist ein rechtes Prachtexemplar oder vielmehr sie war es, denn sie ist nicht mehr. Dennoch aber bitte ich Dich inständigst, mich künftighin mit diesem verfluchten Tortenzeug und Backwerk und dergleichen Kram ausgiebigst zu verschonen, wenn Du nicht willst, daß ich daran krepiere. Die Folge dieser verwünschten Liebesgaben ist immer ein akuter Magenkatarrh, denn erstlich esse ich diese Sachen aus Gier, weil sie wirklich stets gut gemacht sind, und zweitens, damit sie nicht zu alt und ausgetrocknet werden — item, die Folgen sind dann höchst betrübend.

Also seid vorsichtig in puncto Eurer Magenattentate. Würste aber, besonders wie die vorletzten, — die letzten sind gar zu dünn, wenn auch gut, — werden immer willkommen sein, am willkommensten aber, wenn sie mir auf mein spezielles Ansuchen geschickt werden. So z. B. würde mir eine Ladung Würste während meiner Einsiedlerei in Unterach, die ungefähr Anfang Mai beginnen wird, eine höchst willkommene Gesellschaft sein, die meinen Gaumen und Magen in einen angenehmen Verkehr brächten. Aber ja nicht unangesagt. Die liebste Gesellschaft ist mir immer die, die ich mir gerade wünsche. So geht es wohl auch Dir, Du kecker Schnabel? Oder ist Dein vorwitziges Urteil über die Zusammenstellung der weltlichen und

geistlichen Lieder im spanischen Liederbuch nicht recht keck? Was weißt denn Du, wie man eine Liedersammlung zusammenstellt? Welche zu geistlich und welche zu weltlich sind? Du, die weder Fisch, noch Fleisch, sondern nur eine amphibische Fastenspeise bist, Du darfst schon gar nicht mucksen. Also nur hübsch bescheiden, mein schönes Fräulein, und nicht zu laut kritisiert, sonst bekommst ein schiefes Maul und es wäre doch schade darum. —

Ob ich am Dienstag nach Mannheim fahren werde, ist noch ungewiß. Fast hätte ich Lust, hier zu bleiben und am Ende tue ich es auch. Sollte ich dessen ungeachtet und so zu sagen wider meinen Willen die Reise unternehmen, werde ich am Freitag, falls ich mit meiner Christnacht Ehre einlege, Euch telegraphieren. Ihr braucht dann nicht zu erschrecken, wenn ein Telegramm kommt, daß Ihr's jetzt schon wißt. Maxens Brief hab' ich trotz angestrengten Suchens nicht finden können, selbst dann nicht, als ich die Torte nach allen Richtungen auseinanderschnitt. Wirst ihn wohl irgendwo haben liegen gelassen. Nun leb' wohl, Du artiges Weisheitkräutchen, gestrenge Kunstrichterin, bewunderungswürdige Tortenerzeugerin — addio! Der guten Mutter danke ich vielmals für ihre lieben Zeilen. Es geht ihr doch wohl? Es küßt dich auf's Nasenspitzel Dein zärtlicher Bruder

Ober-Döbling, 4. April 1891. Hugo.

Wolf reiste damals zur Uraufführung seines Chorwerkes „Christnacht" nach Mannheim und blieb dann einige Wochen bei seinem Freunde Grohe in Philippsburg zu Gaste.

An Frau Katharina Wolf.

Liebe Mutter!

Nahezu eine Woche schon bin ich zu Gaste bei meinem Freunde Dr. Oskar Grohe, welcher die Stelle eines großherzoglichen Amtsrichters hier in Philippsburg bekleidet. So angenehm mir auch der Aufenthalt hier sein kann, dennoch sehne ich mich wieder in mein Nest nach Döbling zurück, um wieder meinen Gewohnheiten gemäß leben zu können. Vor Dienstag, dem 21. werde ich wohl schwerlich von hier abkommen. Vermutlich findet die Aufführung meiner Hymne „An das Vaterland" am 24. in Stuttgart statt, wohin ich zunächst meine Schritte lenken werde. Hernach bleibe ich ein paar Tage in dem in der Nähe von Stuttgart gelegenen Tübingen bei Kauffmanns, um dann in größter Beschleunigung über den Bodensee mit der Arlbergbahn den Rückweg nach Wien anzutreten. Leider ist die Witterung rauh und höchst unfreundlich, so daß ich von den Schönheiten der Umgebung des Bodensees nicht viel profitieren werde. Wenn uns morgen ein Sonnenstrahl begünstigt, beabsichtigen wir, auf einem Kahn die Rheinfahrt nach dem eine Stunde von hier entfernten Speyer zu machen, das wegen seines alten Domes berühmt ist und worin die alten deutschen Kaiser zur Ruhe gebettet wurden. Leider ist wenig Aussicht auf günstiges Wetter. Ist's denn in Windischgraz auch so kalt? Wie steht's überhaupt zu Hause? Sie sind doch gesund, liebe Mutter? Von mir darf ich dies kühnlich behaupten.

Bis zum Dienstag bleibe ich in Philippsburg bei Carlsruhe, dann reise ich nach Stuttgart. Vielleicht schreiben Sie mir ein paar Zeilen hieher. Nun tausend Grüße und Küsse von Ihrem dankbaren Sohn

Grüße an Jenny. Hugo.

(Datum wahrscheinlich April 1891.)



Jenny war eine jüngere Schwester Wolfs. Der im nächsten Briefe erwähnte Dr Heinrich Potpeschnigg ist der bekannte Grazer Freund Wolfs, der schon damals sich um die Verbreitung der Wolfschen Kunst in Graz große Verdienste erworben hatte.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Eben wollte ich mich an den Schreibtisch setzen und Dir wegen des Konzerts Nachricht geben, als Dein Kartenbrief mir überbracht wurde. Aus beiliegender Karte des Dr Potpeschnigg wirst Du ersehen, daß aus dem Konzert wieder nichts wird. Zuerst schrieb mir P., daß, falls meine persönliche Mitwirkung zugesichert sei, das Konzert einen guten Verlauf nehmen müsse. Hernach aber schrieb er mir, daß trotz meiner Mitwirkung die Unterstützung durch Frl. Mayer nicht ausreichend sein könne, das Grazer Publikum en masse anzulocken. Ja, wenn mir die berühmtesten Sänger der Welt zu Diensten wären, brauche ich nicht nach Graz zu gehen und den Leuten dort 'nen Narren vorzumachen, da ginge ich gleich lieber nach Berlin oder New-York, was sowohl für meinen Geldbeutel, als auch für mein Renomee vom Vorteil wäre. Mit diesen prätentiösen und doch so spießbürgerlichen Grazern ist nun einmal nichts anzufangen. Nicht einmal für die Spesen von 150 fl. wollte man gutstehen. [. . . . . . .]

Einstweilen kann von einer Reise nach Windischgraz gar nicht die Rede sein, leid es mir tut.

Die Würste habe ich erhalten. Sie sind ausgezeichnet. Anfang März werde ich nach Berlin reisen und gegen Mitte des Monats wieder in Döbling eintreffen.

Alle herzlich grüßend Dein an Zahngeschwulst leidender Bruder

12. Jänner 1892. Hugo.

An Frl. Käthi Wolf.

Liebe Käthi!

Heute erst bin ich in meine Wohnung nach Döbling gezogen, ob ich gleich seit Mittwoch, den 9. d. M. in Wien verweilte. Ein heftiges Fieber, das ich mir wahrscheinlich auf der Rückreise zugezogen, überfiel mich am Tage meiner Ankunft so plötzlich, daß ich, bei Köchert abgestiegen, mich dort gleich zu Bette legen mußte. Eine schauderhafte Halsentzündung war die nächste Folge. Ich mußte 5 Tage das Bett hüten und nur meinem Geburtstag zu Ehren verließ ich dasselbe, um mich am nächsten Tage wieder niederzulegen. Heute, wie gesagt, fühlte ich mich stark genug, nach Döbling zu ziehen, und da fand ich denn zu meiner angenehmsten Überraschung die ganze Geburtstagsbescheerung vor. Die Würste sahen wundervoll aus, solche Prachtexemplare habt Ihr mir nie zuvor geschickt. Auch die Torte schmeckt herrlich, aber wie soll ich sie bewältigen? Jenny gratulierte mir zum „Namenstage". Vermutlich wird sie mir am 1. April zum Geburtstage gratulieren. Es wäre aber doch schön von ihr, wenn sie sich einmal merken wollte, daß ein gewisser Hugo Wolf am 13. März geboren wurde. Auf den Namenstag mag sie dann immerhin vergessen, ich gebe nichts darauf. Anbei eine Rezension über mein Konzert. Da ich keine Duplikate der Rezensionen besitze, kann ich Dir nicht alle zusenden. Nimm also mit dieser einen vorlieb, die von dem ersten und gefürchtetsten Berliner Rezensenten herrührt. Fast alle übrigen Rezensionen sind lobend, nur wenige absprechend. Ich bin, wie schon erwähnt, mit meinem Berliner Erfolg sehr, sehr zufrieden. Daß es Gilbert in Amerika so wol ergeht, freut mich.

Seine musikalisch-pädagogische Tätigkeit amüsiert mich. Glück zu! Er wäre imstande, mir, falls ich nach Amerika ginge, dort Konkurrenz zu machen. Kordik's Unglück ist ja haarsträubend! Der Arme! Wer hätte solches gedacht? Mutter danke ich ganz besonders für ihre liebe Gratulation. Ich denke, daß es mir doch gelingen wird, auf kurze Zeit zumindest diesen Sommer nach Hause zu kommen. Den guten Vorsatz habe ich, hoffentlich findet sich die Gelegenheit, ihn auszuführen. Nun lebt alle recht wol und bleibt gesund! Hörst Du nichts von Modesta und ihrer Familie? Mir schreibt sie schon lange nicht mehr. Wenn Du was weißt, teile es mit Deinem Dich herzlich grüßenden Bruder

Döbling, 18. März 1892. Hugo.

Gilbert ist ein jüngerer Bruder, Modesta Strasser die älteste Schwester Wolfs.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Dieser Tage erhielt ich von Dr Potpeschnigg eine Absage, eine sehr höfliche, freundschaftliche, aber immerhin eine Absage. Er fürchtet, meine Erwartungen nicht zufriedenstellen zu können usw., wie Du näheres aus beigelegtem Schreiben ersehen kannst. Ob ich nun diesmal nach Hause komme, ist noch sehr fraglich und ich möchte schon jetzt mit einem nein antworten. Das Haupthindernis bildet wieder die Quartierfrage, denn in unserm Hause ist für mich kein ruhiges Plätzchen zu finden. Wo aber ist das in Windischgraz überhaupt anzutreffen? Ferner, ich wiederhole es, verdrießt mich die elende Krämerei im Hause, die Euch wegen ein paar lumpiger Kupfermünzen immer im Atem hält. Einer solchen Wirtschaft mag ich nicht zusehen. Was also ist da zu machen? Wie gerne möchte ich bei Euch sein, zumal die gute Mutter schon hoch in Jahren steht. Ich bin nur froh, daß sie sich gut hält in ihrer kümmerlichen Lage, zu deren Verbesserung ich, Gott sei es geklagt, nichts beitragen kann. Auf die enorme Hitze ist seit einigen Tagen eine grimmige Kälte gefolgt. Die Berge sind ringsum beschneit und in Ischl liegt der Schnee sogar im Tale. Ich friere ganz erschrecklich in meinem großen Zimmer, darin ich bis gegen den 20. d. M. noch zu verbleiben gedenke. Wenn Du ein Auskunftsmittel bezüglich der Wohnungsfrage in Windischgraz wissen könntest, käme ich vielleicht doch im September zu Euch. Schreibe mir darüber. Grüße alle auf's Schönste. Dein aufrichtiger Bruder

Traunkirchen, 17. September 1892. Hugo.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Schwester!

Vorerst meine allerschönsten Glückwünsche zu Deinem Geburtstag — den wie vielten mag ich gar nicht denken; denn mir scheint es, daß Du Dich allen Ernstes anschicken willst, in den höchst ehrenwerten Stand der alten Jungfern einzutreten. Nun, mach' Dir deshalb nur nichts daraus. Es muß eben sowol alte Jungfern als alte Junggesellen geben und ich denke, wir werden nach Jahren ganz stattliche Vertreter dieser von der Welt stets bemitleideten Gilde sein. Dann, liebe Käthi, kommst Du zu mir und führst mir die Wirtschaft, besorgst die Küche usw. usw. und wir werden miteinander hausen, wie die Englein im Himmel.

Übrigens hat es bis dahin ja noch Zeit, in der sich wol gar manches noch ereignen kann. Warten wir halt ein wenig, vielleicht gibst Du mir doch noch einmal

die Gelegenheit, einen solennen Hochzeitsmarsch zu komponieren. Ich wünsche es vom ganzen Herzen.

Nun fällt mir gerade ein, daß der Namenstag unserer lieben Mutter am 30. April gefeiert wird und vermutlich wol auch der Deinige. Daher ich nochmals zu einer erneuten Gratulation aushole, die, wenn auch um 4 Tage verfrüht, nicht minder herzlich und aufrichtig gemeint ist. Von meinen Grazer Erfolgen berichtet mir ab und zu Dr Potpeschnigg, an dem ich einen wahrhaft ergebenen Freund gefunden habe. Von Gilbert höre ich schon lange nichts mehr. Er scheint auf mich böse zu sein. [. . . .]

Bis zum 15. Mai werde ich noch in Döbling bleiben. Dann geht's nach Traunkirchen. Wenn die Mutter wirklich in der Lage ist, mir noch Geld zu schicken, so würde eine weitere Zusendung von 50 fl. mir sehr willkommen sein, da mir die Zurüstungen für den Sommer eine Menge Auslagen verursachen, hingegen die Einnahmequellen fast gänzlich versiegt sind.

Und nun sei herzlichst gegrüßt von Deinem aufrichtigen Bruder

Döbling, 25. April 1893. Hugo.

Viele Grüße und Küsse für die Mutter.

Käthe Wolf hat später, erst nach der Erkrankung Wolfs, den Bergrat Salomon geheiratet. Der im nächsten Briefe erwähnte Max war der älteste Bruder Wolfs. Unter der „Bude" ist die Krämerei im Geburtshause Wolfs in Windischgraz gemeint, die ihm immer ein Dorn im Auge war.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Vor allem muß ich Dir den Empfang von 25 fl. bestätigen, deren Eintreffen mich höchlichst überraschte. Welchem erfreulichen Umstand habe ich denn diese Überraschung zu verdanken? Hat irgend ein Schuldner gezahlt oder ist irgendwo im Hause ein Schatz entdeckt worden? Beides scheint mir kaum glaublich und dennoch muß etwas im Werk sein, aber was? — Zu meinem Konzert am 1. Dezember im Stefaniensaal kommt Ihr doch? Es soll schon jetzt, wie mir Potpeschnigg meldet, große Aufregung in Graz herrschen. Ich denke, eine Einnahme von mindestens 300 fl. zu erzielen. Leider wird dieses Sümmchen für die Berliner Reise im Jänner aufgehen und ich wäre doch so gerne mit dem zu erhoffenden Ertrage des Konzerts nach Venedig auf 14 Tage gefahren. In Graz werde ich bei Apotheker Purgleitner in der Spörgasse logieren. Herr Purgleitner, den ich persönlich gar nicht kenne, hat mir aus purer Begeisterung für meine Lieder eine Wohnung mit 3 Zimmern in seinem Hause angeboten und ich habe selbstverständlich acceptiert. Ich werde längstens Montag, d. 27. d. M. in Graz eintreffen. Schreibt mir also noch vorher, ob, wann und mit welchem Zuge Ihr kommt, damit ich Euch am Bahnhofe abholen kann.

Es werden in dem betreffenden Konzert 27 Lieder von mir gesungen. Hast Du vielleicht von ungefähr die „Deutsche Zeitung" vom letzten Samstag (morgen vor 8 Tagen) zur Hand bekommen? Im Abendblatt derselben steht eine ausführliche Notiz über meinen Erfolg in Tübingen, wo ditto ein Liederabend, nur aus meinen Kompositionen bestehend, abgehalten wurde. Die Begeisterung darüber war so groß, daß mehr als die Hälfte der Lieder zur Wiederholung verlangt wurden. Die Tübinger Zeitung, auch Stuttgarter Blätter bringen ganze Spalten darüber.

Was ich sonst Deinem Schreiben entnehme, klingt wenig erfreulich. Na, wenigstens seid Ihr alle gesund und leidet nicht an Magenweh wie ich. Mir geht es mit meinem Magen recht schlecht. Ich esse schon fast gar nichts mehr, um ihn in keiner Weise zu beschweren. Trotzdem geht es nur langsam vorwärts mit der Besserung.

Teilt doch Max auch von dem Konzert mit. Ich würde ihm selbst schreiben, weiß aber seinen derzeitigen Aufenthaltsort nicht. Grüße mir vor allem die Mutter auf das allerschönste und schreibe mir über ihr Befinden.

Was hört man von Gilbert? Nun Addio! Harr' aus, so lang es nur immer gehen mag, aber verkauft die Bude. Dies das letzte Wort Deines Dich herzlich grüßenden Bruders

Döbling, 17. Nov. 1893. Hugo.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Für's Erste thu' mir den Gefallen und lasse den „Komponisten" künftighin auf der Briefadresse weg. Hingegen wird es sich empfehlen, auf der Adresse nicht nur Oberdöbling, sondern vor allem Wien anzugeben, da Oberdöbling ein Bezirk Wien's ist.

Im Übrigen weiß ich nichts von einer Zusage für einen längeren Aufenthalt in Windischgraz, notabene im Laufe dieses Monats. Nach Windischgraz gehe ich überhaupt nicht, solange die Bude intakt bleibt. Aber nicht nur die Bude, auch die Nachbarschaft unseres Hauses ist mir ein Stein des Anstoßes, über den ich nicht gerne stolpern möchte, kurz, nach Windischgraz gehe ich nun einmal nicht. Hingegen habe ich der Mutter den Vorschlag gemacht, mir ein Rendezvous bei Dir in Cilli zu geben, und zwar gegen Ende September. Zugleich ließe sich mit einem Besuch in Cilli eine Kur im Bad Neuhaus verbinden, was mir sehr zweckmäßig erscheint.

Möglicherweise mache ich dann von Cilli aus einen Abstecher nach Venedig, das ich gar zu gerne einmal sehen möchte. Modesta drangsaliert mich, zu ihr nach Graz zu kommen, fällt mir aber gar nicht ein. Einstweilen habe ich beschlossen, bis Ende Juli in Döbling zu bleiben, hernach ein paar Wochen in Traunkirchen bei der Familie Köchert zuzubringen und auf weitere paar Wochen Schloß Matzen in Tirol aufzusuchen, wohin mich der Besitzer desselben, Baron Lipperheide aus Berlin, geladen. Ende September aber hoffe ich zuversichtlich in Cilli einzutreffen. Du kannst mich doch bei Dir einquartieren? Ich würde mich sehr freuen, die Bekanntschaft Deines hohen Gönners zu machen, dem ich mich bestens empfohlen sein lasse.

Also auf fröhliches Wiedersehen in Cilli.
Herzliche Grüße von Deinem treuen Bruder
Wien, 7. Juli 1894. Hugo.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Du wirst wol in irgend einem Wienerjournal von dem großen Erfolg gelesen haben, den zwei von mir komponierte Chorstücke mit Orchester im letzten Gesellschaftskonzerte errungen haben. Das Konzert fand am 2. Dezember statt. In-

zwischen ist nun Dein Brief eingetroffen, der mir sehr viel Freude gemacht hat. Über Gilbert kann ich glücklicherweise nur Gutes berichten. Ich habe ihn gestern mit meinem Freund Eckstein, der Chemiker ist, bekannt gemacht. Derselbe wird ihm in Angelegenheit seiner Erfindung sowol, als deren Verwertung von großem Nutzen sein. Über kurz oder lang dürfte Gilbert über Unsummen verfügen, wenn alles so ausfällt, als es sich anläßt. Gegenwärtig wohnt er bei seinem Freunde Schmied in Wilhelmsburg bei St. Pölten. Er sieht auch recht gut aus. Ich schreibe diese Zeilen bei Eckstein, daher ich mich kurz fassen muß. Wenn die verfluchte Bude mich nicht abhielte, käme ich gern zu den Feiertagen nach Hause. So aber ziehe ich es vor, die Feiertage hier zu verbringen. Sei vielmals und herzlichst gegrüßt von Deinem Bruder

Wien, 10. Dezember 1894. Hugo.

Käthe Wolf war mittlerweile als Gesellschaftsdame zu Bergrat Riedl in Cilli gezogen, den Wolf scherzhaft den „hohen Gönner" nennt. Die im letzten Briefe erwähnten Chorstücke waren das „Elfenlied" aus dem „Sommernachtstraum" und der „Feuerreiter".

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Ich war 14 Tage von Perchtoldsdorf abwesend und erst heute finde ich Dein liebes Christgeschenk vor. Sei für das Büchlein, das ich schon längst kannte, aber nicht besitze, auf das herzlichste bedankt. Sein Besitz macht mir eine große Freude. Mein heutiger Besuch in Perchtoldsdorf beschränkte sich nur auf die Dauer einer Stunde. Ich werde der großen Kälte wegen den Monat Januar in Wien zubringen bei meinem Freund Eckstein. Adressiere alsó künftighin Wien, V. Siebenbrunnengasse 15.

[— — — —] Nimm mir nicht übel, liebe Käthi, wenn ich so selten Dir antworte. Ich bin in letzter Zeit so schreibescheu geworden, daß auch meine besten Freunde nur mit den kargsten Mitteilungen vorlieb nehmen müssen.

Ich denke heuer im Mai Dich in Cilli zu besuchen und dann doch einmal den Plan zu verwirklichen, Venedig kennen zu lernen. Hoffentlich kommt auch Mutter nach Cilli. Kannst Du mich in Euerem Hause einquartieren? Länger als eine Woche würde ich Euch nicht zur Last fallen.

Nun noch alles Gute und Schöne zum neuen Jahre und die herzlichsten Grüße von Deinem Bruder

Wien, 5. Januar 1895. Hugo.

Das Büchlein, für welches sich Wolf in diesem Briefe bedankt, war Stielers „Winteridyll".

An Frl. Käthe Wolf.

Dein heute gerade am Geburtstage der Mutter eingetroffenes Schreiben hat mich auf's tiefste betrübt. Ich habe dasselbe auch Gilbert, der kurz nach Deinem Brief bei mir eintraf, zum lesen gegeben, der, wie Du Dir wol denken kannst, nicht minder erschrocken war als ich. Die Jenny schwer krank, die Mutter kränkelnd, dabei in drückenden Sorgen und Geldkalamitäten — es fehlt nur, daß Dir auch noch was passierte, um das Unglück voll zu machen. Die arme Jenny! Wie tut mir die Unglückliche leid! Habt Ihr denn nicht einen Spezialisten aus Graz kommen lassen? Mich dünkt, bei derlei Übeln sollte man bei Zeiten zusehen. So ein Malheur!

Ich begreife nur das Verhalten der Mutter nicht. Warum nimmt sie nicht eine Wärterin auf, die ihr hilft, ihr, die selbst hilfsbedürftig ist? Will sie sich denn mit Gewalt zu Grunde richten? Sei wenigstens Du vernünftig und bestelle eine rüstige Person, die die arme Jenny warten soll. Vor allem aber bleibe jetzt im Hause, solange es nur irgend gehen will. Du wirst dort gewiß nötiger sein, als in Cilli. Mein Gott, wie traurig mag es jetzt in unserem Hause aussehen.

Mutter habe ich zu ihrem Geburtstage zwei Kritiken über mich geschickt. Sei so gut und sende selbige umgehend an mich zurück V. Siebenbrunnengasse 15. [— — —] Der armen Jenny wünsche ich vom Herzen, daß es ihr bald besser gehe. Dich und Mutter herzlich grüßend verbleibe Dein Bruder

Wien, 18. Januar 1895. Hugo.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Da Du auf Deinen Namenstag was hältst — ich, wie Du weißt, gebe nichts darauf —, so nimm auch meine Gratulation zum 30. April entgegen. Im Übrigen kann ich Dir nur in aller Kürze mitteilen, daß ich im Monat April fast zwei Akte der Oper komponiert habe. Ich hoffe, im Sommer mit der ganzen Arbeit fertig zu werden und eine Aufführung meines Werkes noch im kommenden Winter zu ermöglichen. Leider muß ich Perchtoldsdorf bald verlassen. Wohin ich mich nun wenden werde, weiß ich vorderhand noch nicht. Ich schwanke zwischen Unterach am Attersee und Schloß Matzen in Tirol. Vermutlich werde ich nach Matzen wieder gehen. Von Gilbert hörte ich seit einem Monat nichts mehr. Das ist ein sicheres Zeichen, daß es ihm gut geht.

Und nun verlange nicht noch mehr zu hören von Deinem Dich herzlich grüßenden und furchtbar stark beschäftigten Bruder

Hugo.

Der Mutter schreibe ich auch heute.
Perchtoldsdorf, 29. April 1895.

Die erwähnte Oper ist „Der Corregidor", den Wolf in einem Zeitraum von ungefähr 3 Monaten in Perchtoldsdorf und Schloß Matzen in Tirol komponiert hat. Von dem Erfolge dieses Werkes hat sich Wolf nicht nur in künstlerischer, sondern auch in finanzieller Hinsicht sehr viel versprochen, wie der nächste Brief beweist. Er hat aber den Erfolg des Werkes, der sich in gebührender Weise auch heute noch nicht eingestellt hat, nicht mehr erlebt. Zum Bezuge der im nächsten Briefe erwähnten Wohnung ist es nicht gekommen, da Wolf inzwischen eine andere, ihm mehr zusagende, im IV. Bez. Schwindgasse 3 gefunden hatte.

An Frau Katharina Wolf.

Wien, 4. Febr. 1896.

Liebe Mutter!

Ich habe heute Ihren Brief an Gilbert, der aber an mich adressiert war, gelesen und habe dabei geweint wie ein kleines Kind. Himmel Herrgott, daß wir beide, Gilbert und ich, so nahe und knapp vor einem Wendepunkt stehen, der uns Reichthümer bescheeren muß und daß dieser Moment zum Bessern immer wieder sich hinausschiebt. Man möchte rein verzweifeln. Zu wissen, daß Sie, liebe Mutter, in Not und Sorgen leben, und nicht helfen können — — man möchte aus der Haut fahren. Ich muß mindestens noch ein Jahr zuwarten, ehe meine Sache entschieden

sein kann. Daß sie zu meinen Gunsten einmal entschieden sein wird, das weiß ich sicher. Es fragt sich nur immer um das wann.

Hat Ihnen Modesta schon das Programm aus Berlin geschickt? Ich habe sie beauftragt, dasselbe sofort an Sie abzusenden. Es wird Ihnen gewiß Freude machen, zu hören, daß in Berlin (also in der Fremde) ein Verein sich gebildet hat, der meinen Namen trägt. Den Gründer des Vereins kenne ich nicht einmal; die Leute sind mithin nur von der Sache inspiriert. Dergleichen zu erleben habe ich mir nie träumen lassen. In Wien wäre ein solches Unternehmen auch eine Unmöglichkeit. Der Prophet gilt bekanntlich nichts im Vaterland. [— — —] Vom März ab (den wievielten weiß ich noch nicht) beziehe ich im Bezirk Josefstadt eine unmöblierte Wohnung, die bisher einer Malerin als Atelier gedient hat. Die Wohnung besteht aus einem großen, prachtvollen Raum mit einem breiten und sehr hohen Fenster, Aussicht über alle Dächer und Schornsteine, in der Nähe jedoch Gärten. Natürlich im 4. Stock eines sehr eleganten neuen Hauses und vollkommen separiert. Keine Parteien in der Nähe. Außer dem Atelierzimmer ist noch eine Schlafkammer vorhanden, eine reizende Küche mit wundervollem modernsten Sparherd, ein Vorzimmer und zwei Rumpelkammern. Wasserleitung und englisches Kloset befinden sich innerhalb meiner Wohnung, so daß ich also alle Bequemlichkeiten im Hause habe. Wenn jemand mich besuchen will, kann er bequem bei mir übernachten. Mein Arbeitszimmer allein würde 10 Leute beherbergen können. Kurz, ich werde wie ein kleiner Herrgott darinnen hausen, will's Gott, mein ganzes Leben darin zubringen. Vorderhand muß ich mir aber die notwendigsten Möbel beschaffen. Ein Klavier (Bösendorfer) besitze ich, wie Sie wissen, schon seit Jahren. Nur bin ich nie im Besitze desselben, da ich nie eine stabile Wohnung habe. Jetzt aber wird es als erstes Möbel in der neuen Wohnung aufgestellt.

Vor allem muß ich ein Bett besorgen. Für diesen Zweck wird ein eisernes Bett mit Drahteinsatz genügen. Dann brauch' ich einen großen Schreibtisch, eine Kommode und einen Waschkasten. Schließlich ½ Dutzend Sessel. Ein Bücherregal besitze ich schon seit Jahren. Die Einrichtung leiht mir zum Teil meine alte Freundin Marie Lang (Frau meines Freundes Edmund), zum Teil wird sie gekauft. Nach und nach wird das Mobiliar vervollständigt, wenn die Tantiemen der Oper zu fließen beginnen, dann kommen Divans und Fauteuils, Teppiche, Tapeten, Bilder, Palmen, Gobelins und all das Teufelszeug, das eine Wohnung erst behaglich macht. Aber bis dahin hat es noch lange Zeit.

Vorderhand möchte ich nur wissen, ob Sie mir, liebe Mutter, anstatt dem Gilbert die Matratze schicken möchten, und zwar nicht eher, als ich darum schreiben werde.

Die Wohnung kommt mir allerdings auf 500 fl. pro Jahr zu stehen, aber was will ich tun? Unter 300 fl. ist auch die schlechteste Wohnung nicht zu bekommen. Eine Wohnung, die nur halbwegs erträglich ist — (wie viele Umstände sind dabei zu berücksichtigen) kostet gleich 400 fl. Da lege ich doch gleich noch 100 fl. dazu und habe eine Wohnung nach meinem Geschmack und wie sie allen meinen Anforderungen entspricht. Und daß diese Wohnung meinem Sinn entsprechen wird, weiß ich.

Übrigens überläßt mir die Malerin, die mit ihrem Bräutigam demnächst auf ein paar Tage zu ihren Eltern fährt, die Wohnung für zwei Tage zum aus-

probieren. Frl. Pinell (so heißt die Malerin), die ich von Dr Lang aus kenne und die eine Verehrerin meiner Lieder ist, will mir die Wohnung für 2 Tage so herrichten, daß es mir an keiner Bequemlichkeit fehlen soll. Ich werde mithin in diesen 2 Tagen genügend Zeit finden, etwaige Übelstände herauszufinden, falls solche vorhanden sein sollten.

Mir geht es seit 3 Wochen sehr schlecht. Ununterbrochen Husten und Schnupfen. Kurz, furchtbarer Katarrh, dazu Kopfschmerz, Augenentzündung, eine Art Influenza. Bin schon 4 Tage nicht außer Haus gewesen und werde noch ein paar Tage zu Hause bleiben.

Daß meine Oper in Mannheim und nicht in Prag zur Aufführung kommt, habe ich wol schon geschrieben. Die erste Aufführung soll am 22. Mai (dem Geburtstag Richard Wagners) stattfinden. Ich werde derselben jedenfalls beiwohnen.

Und nun, liebe Mutter, haben Sie nur noch ein bischen Geduld, es muß noch anders werden. Schonen Sie sich nur und verbrauchen Sie nicht unnützerweise Ihre kostbaren Kräfte. Sie müssen uns noch lange erhalten bleiben. Übrigens komme ich im heurigen Sommer ganz bestimmt, wenn nicht nach Windischgraz, so doch nach Cilli. Vielleicht auch nach Windischgraz. Kann man nicht im Stöckl ein Zimmer bekommen? Da wäre man ungenierter als im Schloß Rothenturm.

Und nun seien Sie herzlichst gegrüßt und umarmt von Ihrem Sohn

Hugo.

Gilbert war gerade, bevor der Brief eintraf, bei mir. Grüße an Jenny.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Katinka!

Heute am 2. Jänner Vormittag wurde mir Dein Schreiben mit den beigeschlossenen von Mutter und Jenny zugestellt. Ich danke Die für Deine Glückwünsche zum neuen Jahr und erwidere dieselben in der herzlichsten Weise.

Bezüglich der italienischen Reise kann ich Dir bestimmt versprechen, diesmal an Euerer Tour teilzunehmen. Ich gedenke, im Februar die Riviera aufzusuchen und dort bis zum März zu verbleiben. Wir könnten uns dann in Venedig ein Rendezvous geben, von wo aus wir gemeinschaftlich die Reise über Florenz, Rom, Neapel, Sizilien fortsetzen würden. Mein Aufenthalt in der Anstalt wird höchstens bis Ende d. M. dauern. Gelegentlich unserer Rückfahrt aus Italien würde ich dann auch Mutter und Jenny in der Heimat besuchen.

Meinen ständigen Aufenthalt werde ich in der Schweiz nehmen, u. z. schwanke ich noch zwischen Genf, Zürich, Luzern und Basel. Wo es mir am besten unter diesen 4 Städten gefällt, dort will ich bis an mein Lebensende verbleiben. Wien soll mich nie mehr wiedersehen. Übe Dich nur recht fleißig im Italienischen. Das soll uns allen zustatten kommen. Wenn ich mit meinen Arbeiten nicht so viel zu tun hätte, würde ich mich auch auf's Italienische verlegen. Mir hat das Christkind nichts gebracht, da ich mir Geschenke ausdrücklich verbeten habe.

Weihnachten und Neujahr habe ich ganz einsam und allein verbracht, weil ich es so wollte. Ich verkehre hier überhaupt mit Niemandem, denn ich liebe über alles die Einsamkeit. Meine Gedanken sind mir Gesellschaft genug. —

Du kannst direkt an mich adressieren, wenn Du mir schreibst. III. Leonhardgasse 1—3 genügt. Und nun leb wol! Auf baldiges Wiedersehen im schönen Land Italien.

Dein Bruder

Hugo.

Wien, 2. Jänner 1898.

Im September 1897 erkrankte Wolf und wurde zunächst in der Svetlinschen Heilanstalt untergebracht. Zu Ende des Jahres besserte sich sein Zustand in dem Maße, daß an eine baldige Entlassung aus der Anstalt gedacht werden konnte. Die folgenden Briefe sind noch aus der Anstalt geschrieben. Ende Jänner 1898 verließ Wolf dieselbe und begab sich zunächst über den Semmering und Graz nach Cilli zu seiner Schwester Käthe und dann auf Schloß Hochenegg bei Cilli.

An Frl. Käthe Wolf.

Dieser Brief wird nicht offiziell durch die Leitung der Anstalt abgeschickt, sondern wandert als Schmuggelware in den Briefschalter. Meine Freundin Frau Köchert besorgt diese Angelegenheit. Mir schreibe offiziell an die Anstalt H. W., III. Leonhardgasse 3—5, denn Deine Antwort auf diesen Brief soll dem Direktor unterbreitet werden. Der Zweck Deiner Beantwortung soll darin bestehen, mich möglichst bald aus den Klauen der Anstalt zu befreien. Schreibe also sehr politisch. Ich beabsichtige, sofort nach meiner Entlassung in die Schweiz auszuwandern, u. zw. mich demnächst in Basel niederzulassen. Dort will ich die Theaterverhältnisse inspizieren und sehen, ob meine Oper „Der Corregidor" aufzuführen ist, nebstbei trachte ich nach einem Kapellmeisterposten. Geht's in Basel nicht, versuche ich's in Zürich, eventuell in Luzern oder Genf. Schließlich bleibt mir dann Straßburg in puncto Aufführung der Oper gewiß, da der dortige Direktor sich wiederholt um das Aufführungsrecht der Oper beworben. Lieber aber möchte ich in der Schweiz ansässig sein.

Über diesen Gegenstand darfst Du antürlich kein Jota in Deiner Antwort erwähnen, denn die Leute hier müssen glauben, daß ich zu Dir nach Cilli mich begebe, sonst lassen sie mich nicht los. Bin ich nur erst aus dem Loch, dann kann ich machen, was ich will, und in der Schweiz bin ich völlig sicher.

Die Reise nach Italien aber werde ich im März dessenungeachtet mit Dir machen, u. zwar in der Weise, wie ich es Dir im vorigen Brief geschildert. Inzwischen beabsichtige ich, meine sämtlichen Lieder einem Verleger zu verkaufen, was mir jedenfalls ein hübsches Sümmchen eintragen wird. —

Dein Antwortschreiben sei daher so gefaßt, daß Du mit ein paar gleichgültigen Sätzen, etwa über das schöne, warme Wetter in Cilli, die angenehme Temperatur dort (das ist wichtig, weil ich hier wegen des rauhen Klimas nicht in's Freie gehe), über Deine angenehme Stellung, die Du im Hause des Bergrats bekleidest, und dergleichen — —

Den Brief schließe dann mit folgenden Worten: „Dein Plan, nach der Freilassung aus der Anstalt ins schöne Land Italien zu gehen, gefällt mir sehr gut, nur möchte ich Dir vorschlagen, Deine Reiseroute über Cilli zu nehmen und bei uns einige Wochen zu verweilen. Der Herr Bergrat würde sich glücklich schätzen, Dich für einige Zeit als hochwillkommenen Gast zu beherbergen, und mir würdest Du selbstverständlich die größte Freude machen. Du bist mir ohnedies den so oft

versprochenen, aber immer noch aufgeschobenen Besuch schuldig. Überdies beabsichtigen wir Anfang Februar über Venedig nach Rom, Neapel, Sizilien zu reisen, also daß wir dann diese Reise gemeinschaftlich machen könnten. Herr Bergrat ist nicht nur ein angenehmer und unterhaltender Gesellschafter, er wird uns auch als vielgereister Mann ein trefflicher Cicerone sein. —

Schreibe mir nur, wie Du über diesen Vorschlag denkst. Ich glaube, es ist so am besten."

— Beantworte meinen Brief umgehend, empfiehl' mich dem Herrn Bergrat auf's Beste. Ich freue mich sehr darauf, im März endlich seine Bekanntschaft zu machen. Hoffentlich also machst Du Deine Sache gut. Briefe, die etwa nach meiner Entlassung von hier aus nach Cilli nachgeschickt werden sollten, behalte. Ich werde Dir gelegentlich meiner Freilassung meinen Aufenthaltsort mitteilen. [— — —]

Wenn Du vorgibst, mich bei Dir zu beherbergen, hat die Behörde nichts mehr drein zu reden. Schade, daß ich nicht schon lange auf diese Idee gekommen bin. Du könntest übrigens auch einen Revers unterschreiben, daß Du auf meine Übersiedlung nach Cilli bestehst. Dann muß man mich entlassen.

Zum Radelfahren „all Heil!"

Herzlichst Dein

Hugo.

Wien, 10. Jänner 1898.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Kathi!

Dein Brief, namentlich die Einladung desselben war vorzüglich abgefaßt, so daß ich anfänglich selber schon glaubte, Du habest meine Zeilen nicht erhalten, ersah aber dann sofort, daß Deine Bemerkung eine besonders feine Finte war. Bei der vorgestrigen Visite las der Direktor mit großer Befriedigung Deinen Brief und zeigte er sich mit Deinem Vorschlag sehr einverstanden. Merkwürdigerweise aber weicht er seit zwei Tagen kontinuierlich aus, auf Deinen Brief zurückzukommen, und tut, als ob er davon gar nichts wüßte. Ich glaube, daß es am gescheidtesten wäre, wenn Du unter dem Vorwande, mich abzuholen, hierher kämst. Da ich heute Gelegenheit habe, wieder einen Brief zu schmuggeln, kann ich Dir leider noch nicht das Resultat der morgigen Unterredung mit dem Direktor mitteilen, werde Dir dann aber sogleich davon offizielle Mitteilung machen, und zwar nach Windischgraz, wo Du ja 2 Tage bleiben willst. Wie gerne wäre ich zum Geburtstage der Mutter nach Windischgraz gefahren, aber vor dem 20. d. M. ist keine Aussicht vorhanden frei zu werden. Jedenfalls warte noch ein zweites Schreiben von mir ab betreffs Deiner Reise nach Wien. Vielleicht geht es auch ohne Deine persönliche Intervention, denn in's Ungewisse hinein möchte ich Dich keinesfalls veranlassen, eine so weite Reise zu machen.

Definitive Vorschläge werde ich Dir also in einem beigelegten Schreiben, das ich an die Mutter morgen schon anläßlich ihres Geburtstages richte, machen. Inzwischen vielen Dank für Deinen lieben Brief und herzlichste Grüße von Deinem

Wien, 15. Januar 1898. Hugo.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Katinka!

Dieser Brief ist Schmuggelware, also echt, aufrichtig und wahr. Ich habe nun so lange mit der Idee, nach Cilli zu kommen, Komödie gespielt, daß nun schließlich wirklicher Ernst daraus wird. Also erwarte mich in der nächsten Woche und richte mir ein Zimmer bei Euch ein. Montag werde ich endlich erlöst, bleibe dann ein paar Tage bei Mayreders, um dann ungefähr 10 Tage bei Dir zu verbringen. — Offiziell werde ich Dir morgen das Gleiche mitteilen, woraus Du also ersehen magst, daß die Sache ihre Richtigkeit hat. Auf baldiges Wiedersehen! Empfiehl mich Herrn Bergrat auf's beste und herzlichsten Gruß von Deinem Bruder

Wien, 20. Januar 1898. Hugo.

An Frl. Käthe Wolf.

Liebe Käthi!

Erhalte soeben Kartenbrief von Jenny, worin sie mir mitteilt, am Mittwoch nicht erscheinen zu können, da Mutter kränklich sei und eine Fahrt bei der jetzigen Witterung ihr schaden könne. Falls inzwischen schönes Wetter eintreten sollte, würden Beide am Sonntag zu mir nach Hochenegg kommen. — Den heutigen Tag habe ich größtenteils mit Schlafen zugebracht. Hoffentlich wird es morgen schöner sein. Habe ich nicht ein Nachthemd in Cilli zurückgelassen? Hier suchte ich es vergeblich.

Für Mittwoch lade ich mich bei Euch zum Mittagessen ein. Werde also Vormittag per Wagen erscheinen und mich Abends abholen lassen.

Mit herzlichen Grüßen an Dich und Herrn Bergrat

Dein Bruder

Hochenegg, 30. Januar 1898. Hugo.

Die in den letzten Briefen angekündigten Zukunftspläne von einer dauernden Niederlassung in der Schweiz hat Wolf nicht ausgeführt. Nach einer kurzen Reise an die Adria und nach Salzburg ist er wieder nach Wien zurückgekehrt, da ihm ein unbestimmtes Gefühl gesagt haben mochte, daß er in Zukunft der Hilfe und Obsorge seiner Freunde bedürfen würde. In der Tat ist er ja schon im Oktober 1898 neuerdings erkrankt und nicht mehr genesen.

Jean Paul

Zu seinem hundertsten Todestag (14. November 1925)

Von

Eduard Berend

Als wir vor zwanzig Jahren die hundertste Wiederkehr von Schillers Todestag festlich begingen, fehlte es gewiß nicht an ehrlicher, warmer Begeisterung, an freudigem Bewußtsein eines unverlierbaren nationalen geistigen Besitztums; aber es war doch nicht jene einhellige, stürmische, kritiklose Begeisterung, die anno 1859 beim hundertsten Geburtstag des Dichters die ganze, damals äußerlich noch ungeeinte Nation zu einer einzigen jubelnden Volksmenge zusammengeschlossen hatte. Jetzt standen doch viele, und nicht die Schlechtesten, abseits, die in Schiller nicht mehr die Erfüllung ihres ästhetischen Ideals erkannten; und auch wer sich freudig zu ihm bekannte, hatte sich doch wohl oder übel mit unabweisbaren kritischen Bedenken auseinanderzusetzen, so daß alle Festreden einen mehr oder weniger apologetischen Charakter trugen.

Bei Jean Paul scheint sich dies Verhältnis der Zentenarfeiern, wenn nicht alle Anzeichen trügen, gerade umzukehren. Sein hundertster Geburtstag (21. März 1863) fiel in eine Zeit, wo der Stern seines Ruhmes in anscheinend unaufhaltsamem Niedergang begriffen war. Selbst ein Hebbel, der ehemals den Dichter des „Siebenkäs" aufs höchste bewundert hatte, fand es nun ganz in der Ordnung, daß die deutsche Nation auf ein Goethe- und Schiller-Fest kein Richter-Fest folgen lasse, denn „ein Partialtalent" habe keinen Anspruch auf die Huldigung, die dem Universalgenius gebühre. Natürlich fehlte es auch damals nicht an Gedenkfeiern, Festartikeln, Festschriften usw., aber es sprach aus den meisten, z. B. aus Auerbachs zwischen Lob und Tadel schwankender „Doppelbetrachtung", eine gewisse Verlegenheit, die Anerkennung mußte mühsam der Kritik abgerungen werden, und zwischen den Zeilen stand deutlich das Bewußtsein, daß es sich eigentlich nur um die ehrenvolle Verteidigung eines verlorenen Postens handle. Das Gespenst des „letzten Lesers", das Jean Paul selber einmal in einer melancholischen Stunde an die Wand gemalt, schien damals vor der Tür zu stehen.

Wie hat sich heute das Blatt gewendet! Börnes Prophezeiung, daß Jean Paul an der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts auf sein nachschleichendes Volk warte, hat sich in einem selbst für nie wankend gewordene Verehrer des

Dichters überraschenden Grade erfüllt. Gewiß, nicht „allen ward er geboren"; ein Nationalfeiertag wie einst der 10. November 1859 kann und wird der 14. November 1925 nicht werden. An Gleichgültigen, Skeptikern, Kritikern, Abgünstigen wird es nicht fehlen. Aber die Auffassung, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts allgemein herrschte, die selbst noch vor zwölf Jahren beim hundertundfünfzigsten Geburtstag Jean Pauls vereinzelt laut wurde: er habe nur für seine Zeit Bedeutung gehabt, für uns höchstens noch eine historische, diese Auffassung ist heute so gründlich abgetan, daß man sich mit ihr nicht mehr auseinanderzusetzen braucht. Wenn es für die lebendige Fortwirkung des Dichters, die ja mit Händen zu greifen ist, noch eines Beweises bedürfte, so erbringt ihn die unlängst von mir zusammengestellte „Jean-Paul-Bibliographie" (Berlin 1925, Josef Altmann), aus der sich ergibt, daß in den letzten 25 Jahren erheblich mehr Neuausgaben seiner Werke wie auch Schriften über ihn erschienen sind als in den 75 Jahren von seinem Tode bis zur Jahrhundertwende.

Wohl sind es zum Teil vorübergehende Zeit- und Modeströmungen, die das durch seine Schwere zu Boden gesunkene Schiff gerade in unsern Tagen so emporgetragen haben; aber doch eben nur zum Teil! Die Aufwärtsbewegung hat begonnen, bevor die derzeitige Geschmacks- und Geistesrichtung einsetzte, und so wird sie auch nicht mit dieser sich umkehren. Mögen manche, die jetzt nur aus Mode für Jean Paul schwärmen, ihm bald wieder den Rücken kehren: die Gefahr, daß seine Werke zum alten Eisen geworfen werden, ist doch wohl ein für allemal vorüber. Was wir gewonnen haben und was uns nicht wieder verloren gehen kann, ist vor allem die Einsicht, oder vielmehr die unmittelbare Gewißheit (denn theoretisch erkannt hatte man es wohl auch früher schon), daß man einen Geist wie Jean Paul nur nach den Gesetzen beurteilen darf, die er in sich selber trägt. Das war ja das große Unrecht, das man ihm ehemals antat, daß man an seine Werke einen Maßstab legte, der von dem ihm völlig wesensfremden klassischen Ideal hergenommen war. Man warf ihm absolute Formlosigkeit vor, und doch fehlte ihm nur die geschlossene, tektonische, in sich ruhende plastische Form, keineswegs jene rhythmisch-dynamische, die von der Musik ihre Gesetze zieht. In seinen Landschaftsschilderungen, seinen Träumen und kosmischen Visionen vermißte man plastische Anschaulichkeit und übersah den unerhörten Stimmungsgehalt, den sie mit ihren glühenden Farben und rauschenden Klängen offenbaren. In seinen theoretischen Schriften suchte man nach systematischem Zusammenhang, statt sich an das schöpferisch Intuitive, unmittelbar Erlebte dieser genialen Aphoristik zu halten. Man schalt seinen Geschmack barock oder gar chinesisch; nun, wir sehen darin heute mehr eine Charakteristik als eine Verdammung, und es will uns dünken, daß „der Chinese in Rom" vielleicht nicht an seinem Platze sei, aber ebensowenig der Römer in China oder in — Deutschland.

Man hat das eigentümliche Wesen der Jean Paulschen Dichtung durch Parallelen mit dem Stil der verschiedensten Länder und Zeiten einzufangen und aufzuhellen versucht. Goethe zog in den Noten zum West-östlichen Divan, einer Anregung Hammer-Purgstalls folgend, einen geistreichen Vergleich zwischen Jean Paul und der orientalischen Poesie, besonders im Hinblick auf die Art und Fülle seiner Gleichnisse. Karoline Herder fühlte sich durch den „Hesperus" an das Straßburger Münster erinnert und sprach das bedeutsame Wort aus, das wir vielleicht heute erst in seiner ganzen Tragweite zu erfassen vermögen: vielleicht

sei der Geist jenes Baumeisters in Jean Paul wiedergekommen und drücke jetzt, statt in steinernem Material, in geistigem sein Wesen aus. Es lebt in der Tat etwas vom Geiste der Gothik in seinen Werken, in den unzähligen liebevoll zusammengetragenen und ausgemalten, einander bedrängenden und überschneidenden, Licht und Luft raubenden, doch von einem mächtigen Empfindungsstrom durchbluteten und emporgetragenen, ins Unendliche sich verlierenden Einzelheiten. Noch auffallender ist die Verwandtschaft Jean Pauls mit der Barockkunst und Barockdichtung des siebzehnten Jahrhunderts, für die uns ja auch heute ein neues Verständnis aufgegangen ist. Wir finden bei ihm eine ganz ähnliche Mischung und Durchdringung von Rationalismus und Mystik, von Gefühl und Witz, dieselbe Vorliebe für kostbare Gleichnisse und gespitzte Antithesen, für schroffe Stimmungskontraste und nicht selten auch für Geschmacklosigkeiten und Schwulst. Das Heftigbewegte, Aufgewühlte, Flatternde, Flackernde des Barock läßt sich bei Jean Paul bis in die Einzelheiten des Stils und des sprachlichen Ausdrucks verfolgen; und es ist höchst bezeichnend, daß er sich die jenseitige Welt nicht als etwas Ruhendes, Stagnierendes, sondern nur als ein wenig Wechselndes und Flutendes vorstellen mochte. Auch als typischen Vertreter des Rokoko- oder des Zopfstils hat man ihn angesprochen, und neuere Illustratoren seiner Werke haben sich meist an diese Seite gehalten. Andern wieder gilt er als Romantiker, und gewiß ist, um nur eines zu nennen, sein Humor der romantischen Ironie oft zum Verwechseln ähnlich, und romantisches Sehnen und Träumen und Wandern ins Blaue hinein ist nirgends reiner und zarter und musikalischer ausgesprochen als in den unvergleichlichen „Flegeljahren". Endlich haben sich auch neuere und neueste Kunstrichtungen mehrfach nicht ohne gute Gründe auf Jean Paul berufen. In den Tagen des Impressionismus hat Stefan George ihn als den „Vater der neueren Eindruckskunst" gefeiert; und in einer unlängst erschienenen eindringenden Untersuchung über Jean Pauls Landschaftsdarstellung (von Rudolf Henz, Wien 1924) wird er als Expressionist gekennzeichnet.

Allen diesen Parallelen liegt zweifellos viel Richtiges zugrunde; aber schon ihre Vielheit beweist, daß keine von ihnen ganz der Wahrheit entspricht. Die Kurve von Jean Pauls Wesensart ist eben viel zu kompliziert, eigenwüchsig und ungewöhnlich, als daß sie mit irgendeiner andern zur Deckung gebracht werden könnte; es fehlt ihr keineswegs an innerer Gesetzmäßigkeit, aber ihre Formel läßt sich nicht in rationalen Zahlen ausdrücken. Schon durch ihre eigenartige polare Struktur, die jede Ausweichung nach einer Seite durch eine nach der entgegengesetzten nicht sowohl aufhebt als ergänzt und ins Gleichgewicht bringt, entzieht sie sich jeder einseitigen Bestimmung. Man wird dem Dichter nie voll gerecht werden, wenn man sich nur an eine Seite seines Wesens hält und die übrigen unbeachtet läßt. Und doch hat man es immer so gemacht, nur daß man den Akzent bald hierhin, bald dorthin legte. Zu seinen Lebzeiten wirkte er auf die große Menge vor allem durch seine Sentimentalität und errang daher seinen größten Erfolg mit dem „Hesperus". Dann kam eine Zeit, wo man sich in erster Linie an seinem genialen Humor erquickte und Werke wie „Siebenkäs", „Flegeljahre", „Katzenbergers Badereise" am höchsten stellte. Später wollte man vielfach nur noch den idyllischen Kleinmaler, den Schöpfer eines „Wuz", „Fixlein", „Fibel", gelten lassen, oder man gab den Dichter ganz preis und hielt sich an den Denker, den Verfasser, der „Vorschule der Ästhetik", der „Levana", der politischen Schriften, den großen Apho-

ristiker. Für Stefan George und die Seinen waren die Träume, Phantasiestücke und Visionen, die der vorigen Generation als Gipfel der Geschmack- und Sinnlosigkeit erschienen waren, die Quintessenz des Jean Paulschen Geistes. Heute hat man besonders für den großen Wurf seiner idealen Romane Verständnis und gibt meist dem „Titan" die Palme unter seinen Werken, während sein Humor nur wenigen zusagt. Nicht undenkbar, daß auch noch einmal eine Zeit kommen wird, die seinen jetzt als völlig ungenießbar verschrieenen satirischen Jugendwerken Geschmack abgewinnt und die „Grönländischen Prozesse" auf handgeschöpftem Büttenpapier abzieht. Solche Einseitigkeiten kennzeichnen mehr die Zeiten als den Dichter, dessen Geist, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, „nur in allen Werken zusammengenommen, gleichsam wie ein Gott erst in der ganzen Weltgeschichte, recht gefunden werden kann". Aber dieser Geist war eben so unermeßlich reich und vielseitig, daß er jeder Zeit, ja eigentlich jedem Leser eine andere Seite zukehrt, und kann daher vielleicht, wie nach Goethes Ansicht die Natur, nur von der Summe aller Individuen erschöpfend verstanden werden.

Daß Jean Paul alles andere als ein „Partialtalent", daß der Heiligenschein des Genies um sein Haupt gezogen war, bedarf heute keines Erweises mehr. Gewiß gehört er zu den Genien, von denen er einmal in der „Vorschule der Ästhetik" spricht, denen „vom Schicksal eine unförmliche Form aufgedrungen wird, wie dem Sokrates der Satyrleib". (Er nennt Jakob Böhme und Hamann als Beispiele). Es gab vielleicht nur eine Form, in der sich seine innerste Individualität ganz rein hätte ausleben können: die Musik. Und wenn man nach Geistesverwandten von ihm sucht, wird man sie noch am ehesten unter den großen Musikern finden. Bekennt er doch selbst: „Wenn mich eine Empfindung ergreift, daß ich sie darstellen will, so dringt sie nicht nach Worten, sondern nach Tönen, und ich will auf dem Klavier sie aussprechen." Bekanntlich sind die visionären Traumbilder in seinen Werken unmittelbar aus wildem Phantasieren auf dem Klavier erwachsen, wie sie dann später wieder andere zu Tonschöpfungen angeregt haben. Aber seine vom Vater ererbte musikalische Begabung war doch nur eine passive, es fehlte die schöpferische Darstellungskraft. Für die bildende Kunst ging ihm sogar die Aufnahmefähigkeit ab. Seine produktive Kraft war auf Poesie und Philosophie beschränkt, unterlag aber auch hier noch manchen Hemmungen. In keiner der überkommenen dichterischen und denkerischen Formen vermochte sein Geist sich frei zu bewegen. Zur Lyrik fehlte ihm der Sinn für Vers und Reim, zur Epik die Gabe des Erzählens, zum Drama die Fähigkeit, sein Ich hinter den Gestalten seiner Phantasie verschwinden zu lassen. So mußte er sich erst eine eigene formlose Dichtform schaffen, die man „eine Art Roman" nennen könnte, so wie er seine Erzählung vom Schulmeisterlein Wuz als „eine Art Idylle" bezeichnete. Ähnlich hat er sich auch für seine philosophischen Untersuchungen eine eigene freie Form gebildet, eine Art von Rhapsodie. Für beides aber, für Dichtung und Philosophie, mußte er sich vor allem erst das Instrument, die Sprache, nach seinen Bedürfnissen formen, und er tat es mit solcher Kühnheit und Eigenwilligkeit, daß man sich in seine Sprache wie in eine fremde erst einlesen muß und beinahe ein eigenes Wörterbuch und eine eigene Grammatik braucht, um sie zu verstehen. Man kann gegen diese Jean Paulsche „Manier" sehr viel einwenden, nur das nicht, daß sie aus bloßer Laune und Willkür, aus Originalitätssucht und Gesetzesfeindschaft entsprungen sei. Wohl hat er mit der unerhörten Bewußtheit, die ihn nie verließ,

mit durchdachter Kunst und manchmal auch Künstelei an Form und Stil seiner Werke gearbeitet, aber doch immer nur von dem tiefsten Drang und Zwang geleitet, sein Inneres rein und recht auszusprechen. „In mir wohnt das wahrhafte Gefühl. Der Ausdruck soll keines vorlügen oder erst erzeugen, sondern umgekehrt, er soll mir nur meines nicht entstellen und verbergen.“ Wenn die Echtheit einer Manier daran geprüft werden kann, ob und wieweit sie von andern erlernt und nachgemacht werden kann, so besteht Jean Paul die Probe glänzend; denn so oft ihm auch die Äußerlichkeiten des Stiles, die weithergeholten Gleichnisse und kühnen Metaphern, die häufigen Fragen, Anrufungen, Einschachtelungen, Ausschweifungen usw., abgesehen worden sind: sein innerstes Wesen, das Allerheiligste seiner Individualität liegt jenseits aller Nachahmbarkeit. Man kann es beklagen, daß es einem so unendlich reichen und tiefen Geist und Gemüt nicht möglich gewesen, sich in ganz geläuterten, allgemeingültigen Formen zu offenbaren; aber ihn selbst soll man darum nicht verklagen. Er hat das Pfand, das Gott ihm anvertraut hatte, getreu verwaltet und durfte mit bescheidenem Stolze von sich sagen: „Das einzige weiß ich gewiß, ich habe aus mir so viel gemacht, als aus einem solchen Stoffe nur zu machen war.“ Wenn er es in seiner „Levana“ als Ziel der Erziehung hinstellt, den „idealen Preismenschen“, den jeder in sich trägt, zu realisieren, so hat er in unablässiger, schonungslos härtester Arbeit an sich selber dies Ziel erreicht, wie schließlich ja auch sein großer Antipode in Weimar anerkannt hat.

Die junge Witwe

Von

Wilhelm Schmidtbonn

Einmal hatte man auch mich überredet zu einer dieser abscheulichen Vortragsreisen, für die die Schriftsteller alle möglichen Ausreden haben, Reiselust, Geldnot, während doch der einzige Reiz ihre Eitelkeit ist. Allein vor einer dichten Masse von Gesichtern stehn, allein den Mund auftun können, während alle andern schweigen müssen und nicht einmal mit dem Stuhl rücken dürfen!

Sicher ist jedem besseren Kerl da oben zum Speien übel. Was liest er da? Was er vor Jahren aus sich hinausgetan hat, glücklich, daß es draußen war, denn es steckte wie Fieber in seinem Körper. Seine Seele ist gewachsen seitdem, unerträglich ist ihm dieses unentwickelte Zeug. Die überstandene Krankheit packt ihn von neuem, während er liest. Aber er muß lesen mit dem Ausdruck, als ob er ganz hingegeben sei an die Schönheit seiner Worte, daher entsteht die große Lüge jenes gewärmten Pathos, das die Leute entzückt. Ist er anständig und liest diese fremde Sache, die ihn nichts mehr angeht, schlicht, so ist diese Schlichtheit dennoch vielleicht die größere Lüge, denn die Schlichtheit wirkt wie Schüchternheit, und nichts versetzt die Zuhörer in dankbarere Laune, als wenn man sich vor ihnen

fürchtet. Auch liebt man sich den Dichter scheu und weltfremd, denn das scheint Unverständigen immer noch das beste Zeugnis seiner Echtheit.

Zum Glück gibt es mehr von jenen halbehrlichen Dichtern, die die Weise des Pathos vorziehen, vielleicht auch darum, weil sie die Fähigkeit haben, mit den Worten zu singen, zu sausen, zu donnern, dabei die Arme eckig in die Luft zu werfen, den Kopf entrückt und akrobatenhaft nach hinten zu renken. Jahr ein Jahr aus reisen sie mit dem Musterkoffer ihrer Bücher, sie kennen genau die wirksamsten Stellen, sie hüten sich jemals andere zu lesen. Sie selbst, wollen sie das Gedicht eines andern verstehn, wissen, daß nur ungerufen die gesegnete Stunde dafür kommt, dann sitzen sie selbstvergessen am Fenster oder liegen nachts auf den Ellenbogen und nehmen, aufgewühlt vom Hammer des Herzschlags, das fremde Wort in sich hinein wie der Schoß der Frau die Befruchtung. Sie selbst ersehnen sich keine andern Leser als solche. Sie selbst würden kein Wort begreifen und begreifen in der Tat kein Wort, wenn ihnen ein Kamerad eine Stunde lang Reime und Rhythmen vorredet: sie hören bald nur noch Reime und Rhythmen, zuletzt Rhythmen allein, wenn sie sich nicht dadurch helfen, daß sie eingeschläfert ganz andern Träumen nachhängen. Dennoch stehen sie hier oder sitzen, von dem roten Lampenschirm sanft angeglüht, reden, schämen sich nicht, möchten sich erbrechen, hassen sich — und sind doch beglückt, am nächsten Morgen in den Zeitungen zu lesen, daß sie eine begeisterte Gemeinde hinterlassen haben. Beglückt und fühlen doch, daß sie ihr Todesurteil empfangen haben; auf solche Art geweckte Begeisterung hält nicht lange vor, nur genau bis zum nächsten Vortragabend, acht oder vierzehn Tage später. Das ist Deutschland, das Land der verfluchten Bildung. Nirgendwo weiß es, durch Bildung im Instinkt verkümmert, das rechte Maß zu finden. Kein Volk läßt seine Künstler so in Einsamkeit bluten, und kein Volk hat so viele Vereine, Verbände, Gesellschaften zur Pflege der Kunst. Den Dichter kennen zu lernen, ist die Ausrede. Sie lernen ihn kennen, wie sie die Löwen im Käfig kennen lernen. Sie müßten ein Jahr mit seinen Süchten und Sorgen leben, um ihn zu kennen. Aber das hielten sie keine Stunde aus, denn das wäre eher wie Besuch auf dem Schlachtfeld. Und es bleibt ihnen unbekannt, daß das wahre Bild eines Dichters aus seinen Worten sich aufbaut, nicht aber aus dem Anblick der beschämten oder anmaßenden Gestalt da oben im roten Licht.

Trotzdem hat man die Quälerei so weit getrieben, den Dichter mit der Kette vieler Abende behangen durch halb oder ganz Deutschland zu jagen. Statt Neuem ahnungsvoll und menschenfern nachzugraben, muß er sein Altes dreißig- oder sechzigmal wieder fressen. Das Zeug ist ihm schon faul geworden im Maul, es stinkt in den Saal hinunter. Und noch nicht genug der Lästerung. Nach der Vorlesung wird eine behagliche Zusammenkunft angesagt. Hier soll der Dichter den Kunstfreunden auch den Menschen zeigen, ohne daß er dafür besonders bezahlt würde. Es kommt immer darauf hinaus, daß er Anekdoten erzählen soll. Das wirkliche Leben fordert sein Recht, man will lachen, wenigstens grunzen. Nichts ist dazu so erwünscht wie Klatsch von den Größen der Kunst. Wie? Die dritte Frau ist jenem großen Maler auch schon davon? Jene priesterliche Schauspielerin ist für jeden Theaterarbeiter zu haben? Der anständige Dichter verstummt, wird heftig oder nimmt ein ihm selbst fremdes Wesen an. Wird er heftig, schafft er sich wenigstens Respekt. Ist er stumm, wird man den mürrischen Menschen nicht so bald wieder einladen. Es gibt aber auch ganz feige Dichter, die ein feierliches Wesen annehmen

und vor diesen dicken Männern und lüsternen Frauen über Kunst sprechen. Dann müssen die Menschen des literarischen Vereins dem Schein sich hingeben, noch nach Jahren wird man sie diesen heiligen Abend der Unterrichtung preisen hören.

Um alles zu krönen, ging man so weit, die Dichter in der Zeit der Teuerung in Familien einzuquartieren. Statt der Freiheit des Hotels gab es so Verlängerung des Zwanges. Manchmal aber auch Erquickung unerwartet. Und da der Dichter wie Gott über einem Gerechten tausend Ungerechte vergißt, bringt er von einer solchen Reise am Schluß dennoch Beglückung mit.

Wo war es? In Schlesien, in Sachsen, wo ihr wollt. Kleine Stadt, aber mit viel rauchenden Schloten und einem Fluß mitten hindurch, der Tinte statt silbernes Wasser zwischen Grasufern trieb — manchmal sah man einen vergifteten Fisch oben schwimmen, in der Ferne aber glitten wahrhaftige weiße Schwäne.

Mir war ein Quartier bestimmt in einer Seidenfabrik. Ich fuhr mit der Elektrischen allein hin, durch Nebel, durch Rauch, der Erdboden schien ganz die Öffnung eines ungeheuren Schlotes, der diese dicke Finsternis ausspie, selbst die Laternen hingen als schwarze Bälle da, die Menschen gingen als Schatten vor den matten Lichtern der Schaufenster, der Nebelrauch fraß sogar ihre Schritte. Ich war in eine Gespensterstadt geraten, ich war daran, aufzuschreien, alle Kleider von der Brust zu reißen, um Luft zu bekommen.

Aber dann stand ich vor der weißen Treppe, die kleine Ledertasche in der Hand, die ich schon durch belgische, holländische, französische, italienische, englische, kroatische Städte getragen hatte, oben leuchtete die helle Tür, von zwei Säulen eingefaßt, wie der Eintritt zu einem Tempel, sie leuchtete mehr als die Laternen der Straße, als ob eine Sonne dahinter brenne. Das Mädchen, das öffnete, grüßte mich wie einen, der schon oft in diesem Hause gewesen war. Sie trug eine Haube aus der zierlichsten Spitze, seltsam, wie die Spitze hatte so weiß bleiben können in dem Rauch. Aber hier war nun kein Rauch mehr. Eine andere, neue Luft war hier, sie strömte wohl von den vielen Blumen heran, die überall schon im Flur aufgestellt waren, sie strömte aus der frischen Stärke der Spitzenhaube, sie strömte aus allen Zimmern herbei, von deren Türen einige offen standen, von der Treppe herab, die zu neuen Zimmern aufstieg. Ich saß in einem Zimmer aus braunem Holz, kein Bild zerschnitt die Wand, nur ein Licht hinter einer Marmorschale strahlte unendlich tröstlich, man bekam wieder Zuversicht für tausend Jahre, das Herz schlug wieder voll Kraft. In einem Lederstuhl saß ich, umfaßt auf allen Seiten von Wohligkeit, tief eingesunken wie in Mutterschoß.

Da stand lautlos in der Tür die Gestalt einer jungen Frau — hätte eine andere sich zeigen können? Undenkbar, sie blühte aus diesem Zimmer auf wie die Blume aus dem Kelch ihrer Blätter. Ein wenig zu groß riß der Mund durch das Gesicht, gescheitelt war das braune Haar, merkwürdig schräg gesenkt unter unsichtbarer Last hing der Kopf auf die Schulter. Wir gaben uns die Hand, zum erstenmal trafen sich die Strahlen unserer Augen in dieser Welt, wir standen eine Weile, ließen die Hände zusammen, sahen uns an, jedes dem andern über Kinn und Stirn und wieder zu den Augen zurück, in einer sonderbaren Verwunderung und Prüfung. Doch dann kam die Erinnerung, daß uns nur die Anordnung eines Vereinsvorsitzenden zusammengebracht hatte, wir trennten die Hände, saßen und sprachen völlig gleichgültige Dinge. Aber schon nach einer Minute, zwangvoll, wie mit einem geheimnisvollen Wehen in der Luft, rückte das tiefere Leben heran, als ob ich

nur dazu gekommen wäre, es zu erfahren. Ihr Mann war gestorben, vor einem halben Jahr, durch eine lächerlich geringe Verletzung am Fuß. Nun wohnte sie allein in dem großen Haus mit den zwei Kindern und der Last des Betriebes, den sie für die Kinder aufrechterhalten mußte. Das Haus war ein Grab geworden, sie war mitbegraben, wenn auch das Leben um sie tobte. Wir sprachen nicht länger von dem Mann, aber er stand als Schatten hinter allem, was wir sagten. Wir

e. Ja, sagte
e auch jeden
) durch alle
on, sagte ich,
einem Leben
ah ich klarer
nachen war.
mit Blicken,
merkwürdig
rtig gelösten
fühlte mich
in, der allen
ne Gedichte
dann fester,
m Morgen.
bendbrot in
erde dir ein
dem Klang
Aeſt gestürzt
id war nicht
umel durch-
r Kopf hob
r es Gesang.
Alten hatten
ch vor einer
s Haus ge-
aus der das
in meinem
eint werden,
ja, es war
ich gerufen
Vorlesung.
einen Fahr-
ampen, und
vor dem sie
ich auf die

ie Tränen.
rz, der nie
mit in das

Nebenzimmer zum gedeckten Abendtisch. Reizend wurden wir, die Frau und ich,

Die Neue Schweiz



1·9 2·5

ORELL FÜSSLI VERLAG

ZÜRICH / BERLIN / LEIPZIG

und vor diesen dicken Männern und lüsternen Frauen über Kunst sprechen. Dann müssen die Menschen des literarischen Vereins dem Schein sich hingeben, noch nach Jahren wird man sie diesen heiligen Abend der Unterrichtung preisen hören.

Um alles zu krönen, ging man so weit, die Dichter in der Zeit der Teuerung in Familien einzuquartieren. Statt der Freiheit des Hotels gab es so Verlängerung des Zwanges. Manchmal aber auch Erquickung unerwartet. Und da der Dichter wie Gott über einem Gerechten tausend Ungerechte vergißt, bringt er von einer solchen Reise am Schluß dennoch Beglückung mit.

Wo war es? In Schlesien, in Sachsen, wo ihr wollt. Kleine Stadt, aber mit viel rauchenden Schloten und einem Fluß mitten hindurch, der Tinte statt silbernes Wasser zwischen Grasufern trieb — manchmal sah man einen ver-
...ge weiße Schwäne.
...fuhr mit der Elek-
...ganz die Öffnung
...selbst die Laternen
...en vor den matten
...ritte. Ich war in
...Kleider von der

...asche in der Hand,
...he, englische, kroa-
...zwei Säulen ein-
...s die Laternen der
...as öffnete, grüßte
...e trug eine Haube
...eiß bleiben können
...andere, neue Luft
...erall schon im Flur
...nhaube, sie strömte
...n, von der Treppe
...mer aus braunem
...ner Marmorschale
...ausend Jahre, das
...ßt auf allen Seiten

...rau — hätte eine
... Zimmer auf wie
...ß der Mund durch
... gesenkt unter un-
...e Hand, zum ersten-
...standen eine Weile,
...er Kinn und Stirn
...ung und Prüfung.
...eines Vereinsvor-
...aßen und sprachen
...wangvoll, wie mit
...en heran, als ob ich

nur dazu gekommen wäre, es zu erfahren. Ihr Mann war gestorben, vor einem halben Jahr, durch eine lächerlich geringe Verletzung am Fuß. Nun wohnte sie allein in dem großen Haus mit den zwei Kindern und der Last des Betriebes, den sie für die Kinder aufrechterhalten mußte. Das Haus war ein Grab geworden, sie war mitbegraben, wenn auch das Leben um sie tobte. Wir sprachen nicht länger von dem Mann, aber er stand als Schatten hinter allem, was wir sagten. Wir sprachen von dem Geschäft. Ich fragte, ob sie niemand habe, der helfe. Ja, sagte sie, aber es gehe doch nicht ohne sie, sie kontrolliere die Bücher, gehe auch jeden Morgen um halb zehn (während sie früher bis zwölf im Bette lag) durch alle Büros und Fabriksäle. Sie müsse jeden Tag um eine andere Zeit gehn, sagte ich, manchmal gar nicht, manchmal an einem Tage zweimal. Nie in meinem Leben hatte ich jemandem in solchen Dingen einen Rat gegeben, aber nun sah ich klarer als die, die sie zu Ratgebern haben mochte, wie dies und alles zu machen war. Sie war dankbar für meine Ratschläge, aber wir sahen uns an dabei mit Blicken, die mit diesem Gespräch gar nichts zu tun hatten, immer in jener merkwürdig prüfenden Verwunderung. Nie hatte meine Stimme einen derartig gelösten Klang gehabt, und dennoch schwang sie in einem sicheren Gefüge. Ich fühlte mich wachsen in den Bau eines starken, den Sturm grüßenden Baumes hinein, der allen zu ihm Flüchtenden Schutz gab. Nein, bei Gott, ich las der Frau keine Gedichte vor, sprach nicht mit ihr über Bücher. Ich griff in ihr Herz, leise erst, dann fester, mit der alten Wollust, Herzen sich öffnen zu sehen wie Gräser am Morgen. Beichten! Hier mußte gebeichtet werden! Ich will mehr als ein Abendbrot in diesem Haus, wenn du mich schon zu Gast geladen hast. Und ich werde dir ein Gastgeschenk zurücklassen reicherer Art, als du erwartet hast. Mit dem Klang meiner Stimme richtete die Frau sich auf, wie ein Vogel, aus dem Nest gestürzt hatte sie da gelegen, ein Flügel zerbrochen, einer lag unter dem Leib und war nicht hervorzuziehen. Jetzt reckte sich der Körper, Heilkraft und Lebenstaumel durchströmten ihn, die Augenlider hoben sich auf, der Hals wurde frei, der Kopf hob sich von der Schulter. Plötzlich fing das Herz hell zu schlagen an, fast war es Gesang. Aber nun weinte sie erst einmal, nicht ihre Kinder, nicht ihre Angestellten hatten die Frau bisher weinen sehn. Das gestand sie. Ich aber sah es, der ich vor einer halben Stunde erst als ein ganz Fremder durch die Säulentür in dieses Haus getreten war. Ganz ruhig sah ich die Tränen auf die Tischplatte fallen, aus der das Gesicht wie aus einem Spiegel neu heraufschien. Ich hatte Zeit, nie in meinem Leben saß ich so ohne Warten. Und nicht traurig: sie mußten erst geweint werden, diese Tränen, sie mußten hinweggetan werden, dann gab es Freiheit, ja, es war schon ein Frohlocken darin. Dazu hatte ich kommen müssen, dazu war ich gerufen worden, von einer unhörbaren Stimme, nicht zu dieser nichtswürdigen Vorlesung. Vor einer halben Stunde noch stand ich auf der Elektrischen, löste meinen Fahrschein, half einem Mütterchen in den Wagen, sah in die schwarzen Lampen, und nun weinte die fremde Frau vor mir, ein Mensch war gekommen, vor dem sie weinen konnte, endlich weinen. Aber ohne Mitleid, lauernd, wartete ich auf die Beichte.

Doch nun kamen die Kinder ins Zimmer. So sahen sie doch die Tränen. Aber keinen andern Schmerz kennend als ihren eigenen Kinderschmerz, der nie länger als eine Minute dauerte, zogen sie die Mutter und mich gleich mit in das Nebenzimmer zum gedeckten Abendtisch. Reizend wurden wir, die Frau und ich,

so durch die Kinder noch enger verbunden, keinen Augenblick zögerten sie, mich bei der Hand zu greifen.

Die Frau, trotz ihrer großen Sorge und ohne mich noch zu kennen, hatte Zeit gehabt, Muscheln zum Abendbrot zu verschaffen, die ersten in der Jahreszeit, aber ich mochte nicht davon essen, ich aß die süße Speise mit, die für die Kinder hingestellt war. Was erzählte ich denn da den Kindern? Aus den Gesichtern der Kinder sah mich die Frau an, und undeutlich dahinter das Gesicht des gestorbenen Mannes. Wie eifrig aßen die Kinder heute, die sonst unlustig vor den Tellern saßen, sie sind nicht wiederzukennen, sagte die Frau. Auch saß noch da die Schwester der Frau, das Mädchen mit der Spitze auf dem Haar ging am Tisch hin und her, reichte Schüsseln, füllte Gläser. Aber ich hörte ja kaum noch Stimmen, wir waren Schatten alle, wir bewegten unsere Glieder mühelos wie im Wasser. Das Brausen — war es die Strömung, war es im Herzen?

Wir gingen nebeneinander über die Straße. Nicht ihren Wagen nahm sie, zu Fuß gingen wir, wir hatten Zeit, obwohl wir wußten, daß mehrere hundert Menschen saßen und auf uns warteten. Las ich dann? Ich weiß nichts mehr davon, denn immer nur war das Brausen, aber in dem Brausen, das mich fast verschlang, tobte jener eine Sinn immer stürmischer in mir, der mich mein ganzes Leben beglückte und marterte zugleich: das innere Auge, das voll Gier war, zu sehen. Was war es, das den Kopf der Frau auf die Schulter zog? Doch nicht nur der Verlust des Mannes, nicht nur die Last der Fabrik, da war noch etwas, das sie verschwieg und das sie preisgeben mußte, ehe ich am andern Morgen abreiste.

Nach der Vorlesung: Menschen saßen um einen langen Tisch, rechts und links neben mir, mir gegenüber, Gesichter von Gespenstern mit Brillen, Bärten, schiefen Zähnen. Weit von mir jenes eine Gesicht, zu dem ich mich hinspürte mit irgendwelchen mir selbst unbekannten Sinnen; ich fühlte wahrhaftig, während ich im Geschrei und Geklirr ihre Atemzüge nicht hörte, den Schlag ihres Herzens. Bald werden wir wieder sitzen, allein, in den Ledersesseln, die brüderlich braun wie ihr Haar sind. Dann wird die Beichte kommen, die aus jedem Menschen kommt, der mir gegenübersitzt.

(Ein Zwischenspiel: Ein Mann trat an den Tisch, Buchhändler aus der Nachbarstadt, herübergefahren, um eins meiner Bücher zu verkaufen, das ihm im Laden liegen geblieben war, ich erkannte es von fern an seinem rotgelben Einband. Hier dachte er die günstige Gelegenheit, es los zu werden, hier, wo Freunde von mir versammelt waren. Von Hand zu Hand reichten sie das Buch, es war schön gedruckt, rot und schwarz, es kostete nicht mehr als das Abendessen, das die meisten der Menschen vor sich stehen hatten. Die Bartgesichter senkten sich kauend über das Buch, die Federn an den Hüten der Frauen wiegten sich darüber, jede Hand, die nach dem Buch griff, griff nach meinem Herzen. Kaum vermochte ich der Versuchung zu widerstehen, dieses Buch, das mir gehörte, an mich zu reißen, es zu befreien aus dem Odem dieser Menschen, die es weitergaben von Hand zu Hand, bis es auf die natürlichste Weise zurückkehrte in die Hand des Buchhändlers, der seinen Zorn auf mich richtete. Eine einzige Hand war da, die das Buch hätte halten mögen, ich sah das Buch in dieser Hand liegen, ohne hinzusehen. Aber diese Hand mußte sich trennen von dem Buch, um mich nicht zu beschämen.)

Auf dem Heimweg, als die letzten Hände geschüttelt und die letzten Stimmen hinter den Häuserecken verhallt waren, sah ich zu meinem Schreck einen schwarz-

bärtigen Mann neben die Frau treten und ihren Arm nehmen. Er schritt mit uns weiter, als gehöre er zu uns. Offenbar hatte ich, der ich mich für hellsichtig gehalten, den Umstand, daß dieser Mann am Tisch neben der Frau gesessen und die Art, wie er gleichgültig, fast nachlässig mit ihr gesprochen, nicht richtig zu deuten verstanden. Nun also war plötzlich ein anderer aufgetreten, der offenbar Rechte an sie besaß. Stumm, mit geschlagenen Schultern ging ich neben den beiden her, einzeln neben Verbundenen, einsam unter Vereinten. Welch unwichtiges Zeug redete der Mann, wie begann ich ihn zu hassen, am liebsten hätte ich ihn mit gekrümmtem Arm auf den Straßendamm heruntergefegt. Auch die Frau nahm das alltägliche Gespräch an, doch brachte ich gegen sie keinen Haß zustande. Unter meiner plötzlichen Fremdheit zitterte noch die Erinnerung an die frühere Gemeinsamkeit, auch glaubte ich ihren Worten noch eine Behutsamkeit anzuhören, sie auf mich abzustimmen, der ich am Gespräch nicht teilnahm. Aber hier war kein Geheimnis mehr, hier war kein Beichtiger mehr nötig, der wie ein Raubvogel auf eine Seele herabstieß, hier war Braut und Bräutigam in üblicher Art, nur daß sie sich so kurz nach dem Tode des Mannes noch nicht so nennen durften. Was hatte ich noch damit zu tun?

Wir traten ins Haus ein. Wir saßen zu dreien in den Sesseln. Abscheulich, nicht hergehörig hob sich der schwarze Bart von dem braunen Leder ab, selbstgefällig, überlegen, metallen tönte die Stimme aus der Mitte des Bartes in das Zimmer, das Holz war. Was diese Stimme auch redete, sich wiegend in eitlem Geschick der Unterhaltung, ich sagte von allem das Gegenteil. Er beklagte die Häßlichkeit der Industrie, obwohl er Direktor eines Eisenwerks war, ich pries ihre Größe, er machte Wesen von seinem Aufenthalt in den Kolonien, ich lobte Deutschland, er verhöhnte die Barbarei der Neger, ich verlachte die Kultur der weißen Menschen und lobsang wie ein verzückter, verrückter Prophet das Paradies des verlorenen Urmenschentums. Die Frau widersprach nicht ihm, nicht mir, stimmte zu nicht mir, nicht ihm. Wie ein Gras zwischen zwei Winden saß sie, von jedem Wind gegen den andern gestützt, von keinem fort-, zu keinem hingeweht. Ich begann sie in ihrer erschreckten Hilflosigkeit aufs neue zu lieben. Als sie einmal mit ihrem unhörbaren Schritt das Zimmer verließ, gestand mir dieser Mann, ohne meinen Haß zu spüren, mit widerlicher Vertrautheit: daß auch er Gedichte schreibe.

Im selben Augenblick lachte ich tief auf, meine Stimme fegte die eiserne Stimme aus dem Zimmer hinaus, füllte dieses Zimmer, das mir gehörte, wieder mit der eigenen Gewalt aus. Und rief sie herbei, die Frau, schmal, mit dem braunen Scheitel einer Kommunikantin, mit dem endlos traurigen und doch fern hoffend angeglänzten Gesicht. Beichte? Mir gehörte die Frau, blitzschnell war es erkannt. Hier war nur ein Schwächling, der, ein Reicher in seiner Welt, in meine arme Welt begehrte. Mit dem Klang einiger Verse hatte er die Frau bestrickt, aber ich war es, den sie vorahnte. Wenn sie ihm nicht widersprochen, mir nicht zugestimmt hatte — was war es als gesellschaftliche Höflichkeit? Aber nun, ohne daß sie die Ursache meines Lachens wußte, neigte sich ihr Gesicht behutsam, kaum merkbar mir zu. Ich konnte hingehn im Zimmer, wohin ich wollte, magnetisch nachgezogen, mit immer schwächerem Widerstand, neigte sich ihr Gesicht blumenhaft mir nach. Mochte er diese Frau besitzen, früher oder später, als Braut, als Frau — er war nur der Totenwächter, ich war der Erwecker, ich nahm den zitternden Um-

riß ihrer Gestalt, ihre Umstrahlung mit mir fort, mochte er den leeren Leib behalten. Und immer wird ihr Gesicht jene kaum merkbare Drehung von ihm weg, zu mir hin bewahren, mochte er neben ihr sitzen und ich fern sein, sie wird die Richtung spüren, tausend Kilometer weit. Hier ist keine Beichte nötig, ich nehme das Geheimnis enträtselt mit, auch wenn sie stumm bleibt. Sie war, vom Schicksal einsam gemacht, diesem Mann anheimgefallen, aber sie wartete in sich traumhaft auf einen andern, nur ein heimliches Wehen davon berührte das Land ihrer Seele bisweilen des Nachts. Und schon ergab sich mehr als die Beichte: Nicht der eiserne Mann ist der Sieger, der Mann des festen Lebens, mir neigt sie das Herz zu, mir, der ich heimatlos bin auf dieser Welt, ohne Dach über dem Kopf, abgeneigt, je eins mir zu bauen.

Ahnungslos drückte er zum Abschied mir die Hand, sogar mit einiger Herzlichkeit. Dann führte mich die Frau die Treppe hinauf in mein Zimmer. Die breiten steinernen Stufen! Hier können noch Geschlechter von Enkeln gehn. Doch zunächst wird nur ein schwaches Weib seine Schritte hier hinauf und hinab tragen, neben ihr ein allzufeierlicher, schwarzbärtiger, eiserner und noch schwächerer Mann die seinen. Aber die Schritte der Kinder werden hier nicht lange tönen, sie werden diesem Mann zu laut sein. Die Schritte auch der Kinder gehören mir. Obwohl mich diese Kinder nie wieder sehn werden, ihre Schritte werden doch immer auf dem unsichtbaren Weg zu mir sein.

Die Frau hob mir die Decke vom Bett, das Mädchen hatte es vergessen zu tun. Sie zündete das kleine Licht auf dem Nachttisch an, rückte es zurecht. Wir standen nebeneinander, während sie die Decke faltete. Wir standen uns so nah, daß unsere Schultern sich berührten und sie kaum Raum hatte, die Arme zu bewegen. Jetzt werde ich die Hand heben und auf den braunen Scheitel legen. Wir werden zusammen sein im Dunkel des Zimmers, eine Stunde lang, eine Nacht lang. Nur eine Nacht? Ein Wort von mir, nicht einmal ein Wort, nur ein Heben und Niederlassen der Hand auf den braunen Scheitel, und sie folgt mir, wohin es uns weht. Nicht dem Bartmann gehört sie, der sein Leben geordnet hat wie seine Fabrik, jeder Hammer an seinem Platz, sondern mir, der auf dieser Erde keine Heimat hat, hinter dessen Schritt die Hunde des Lebens herhetzen ewig. Sie ist bereit, mitzugehn, die Hunde zu locken, zu sänftigen. Ich hätte sie dir nehmen können, du Mächtiger, du Befehlshaber über Tausende, ich Bettler, Mönch des zwanzigsten Jahrhunderts, wandernd, schauend, statt bauend — nicht einmal ein Wort wäre nötig gewesen. Wir stehn und atmen beide so leise, daß keines einen Hauch vom andern hört. Sie steht, die Decke zusammengefaltet in den Händen, legt sie nicht auf den Stuhl. Sie steht ebenso unbewegt wie ich. Wir stehen zitternd wie Pflanzen unter bestürzendem Licht, von irgendwo her ruft eine Stimme, die vom Himmel kommen muß. Das Gestänge unserer Körper stöhnt in allen Gelenken, so sehr reißt uns der Drang zueinander. Wir stehn, nur zwei, drei Sekunden, aber schon viel zu lange. Meine Hand hob sich nicht. Ich hatte Mitleid mit dem großen Mann, er würde zusammenbrechen. Ich war der Sieger großmütig, ich schenkte ihm sein Leben. Nein, nicht mit ihm (was kümmerte er mich?) ich hatte Mitleid mit der Frau, das war es, ich fürchtete den Biß der Hunde für sie.

Vorbei. Die Sekunde war vertan. Ehern tönte die Trompete, die aus dem Paradies vertrieb, und das Hohngelächter der Teufel hinterher.

Wir gaben uns die Hand, kurz, fast gleichgültig, ja, was das Schlimmste war, sogar mit jenem Druck der Herzlichkeit, der am unerbittlichsten Menschen auseinander schneidet. Wir sagten uns gute Nacht, ohne Beiklang. Sie ging die Treppe hinunter, ich machte das Licht auf dem Flur aus, als sie unten angekommen war.

Ich vermochte nicht sie zu sehn am nächsten Morgen, ich eilte aus dem Haus, trug meine Tasche wieder zur Bahn. Vielleicht hatte auch sie schon unter einem Vorwand das Haus verlassen, um mir nicht zu begegnen. Als ich auf dem Bahnsteig wartete, mußte ich plötzlich aufsehn und erkannte im schwarzen Nebel die eiserne Krönung eines Hochofens, gewaltig, kein Wort vermag das zu beschreiben: das Gesicht des Alltags. Hammergeschlag begann. Die Erdkugel wurde auseinandergeschlagen, der Schädel barst einem, der Himmel selbst zersprang. Fern, so fern vertönte das Lied, das in mir war. Es muß noch irgendwo in mir sein, aber ich bringe die Melodie nicht mehr herauf. Mitleid? Wann je hätte wahre Liebe Mitleid gehabt? Wir waren feige, wir wollten den Ruf nicht hören. Wir wurden verurteilt zu Trauer für immer.

Vom Stilwandel in der modernen wissenschaftlichen Methodik und von dessen Verständnisschwierigkeiten

Von

Friedrich Kuntze

(Schluß)

In den exakten Wissenschaften ist der erste Eindruck, den der Leser aus Überblicken über die Philosophie der Mathematik, der theoretischen Physik usw. empfängt, wohl der, daß all diese Konstruktionen einigermaßen dünn, ja spinnwebig erscheinen. Am meisten dürfte dies der Fall bei Einsteins eigener (populärer) Darstellung seiner Lehre sein. Es verhält sich indessen damit so. Früher, als man nur in Stein baute, baute man recht hübsch massiv. Kein Punkt sollte auch nur äußerlich schwach fundiert aussehen. Als man daran ging, in Stahl zu bauen, ward bald bemerkt, daß jeweils nur bestimmte Teile auf Druck und Zug beansprucht werden. Diesen gab man dann die mehrfache Sicherheit, alles von diesem Standpunkt Überflüssige aber ließ man fort. Daher denn der luftige Eindruck, den moderne Stahlkonstruktionen im Gegensatz zu Römerbauten machen, und daher der Aspekt, den die Theorien der modernen Wissenschaft mit ihnen teilen. Der moderne Wissenschaftler fragt: Welche voneinander unabhängige Axiome sind nötig, um die Theorie dieses oder jenes Gebietes zureichend zu begründen? Diese, nicht mehr und nicht weniger stellt er auf; alles andere, an dem wir von irgendeinem anderen Gesichtspunkte an dem Fall interessiert sind, läßt er weg.

Dies wolle der Leser im Auge behalten, wenn er zunächst einmal hört, daß die **moderne Mathematik** der Frage ganz gleichgültig gegenübersteht, ob die Wesenheiten, von denen sie handelt, in gewöhnlichem Sinne **existieren**, oder nicht. Die moderne Geometrie z. B., die doch durch ihren Gegenstand der Wirklichkeit noch am nächsten zu stehen scheint, handelt allein davon, daß die und die Folgen von den und den Voraussetzungen abfließen, nicht davon, ob solche Wesenheiten, wie sie die Voraussetzungen beschreiben, **wirklich existieren**, ja nicht einmal davon, ob diese Voraussetzungen „wahr" sind,[1]) oder nicht. So beginnt **Hilbert** seine berühmten „Grundlagen der Geometrie" damit, daß er drei verschiedene Arten von „Dingen" statuiert: Punkte, Gerade, Ebenen. Diese drei verschiedenen Arten von Gegenständen sind aber nun nicht etwa kurze Bezeichnungen für einen in ihnen vorausgesetzten Anschauungsbefund, nein, es wird nur vorausgesetzt, daß die Gegenstände einer jeden Art ein fest bestimmtes System bilden. Ihre eigentliche Charakterisierung erfolgt erst durch die Axiome, die durch Definition den Dingen Eigenschaften beilegen, ganz gleichgültig dagegen, ob es in der wirklichen Welt Gegebenheiten gibt, die diese Eigenschaften realisieren oder nicht. Dies ist die berühmte „**implizite Definition**" Hilberts. Sie ist dasjenige, worin der Stilwandel der Methodik mindestens der exakten Wissenschaften seinen exakten und repräsentativen Ausdruck findet; wir versuchen daher von ihr eine allerdings nur sehr populäre und vorläufige Vorstellung zu geben.

Man liest oft, die ganze exakte Wissenschaft sei ein Gewebe von Beziehungen, von Relationen, nichts weiter. Dies ist ja auch ganz richtig, nur wird sich dem Leser sofort die Frage aufdrängen: „Ja, wozwischen halten denn diese Beziehungen; was ist eine Eisenbahnbrücke, wenn nicht zwei Ufer da sind, die sie verbindet?" Oder, um Schopenhauer ein geistreiches Gleichnis zu entlehnen: „Bei der vollendeten Ätiologie der ganzen Natur müßte dem philosophischen Forscher doch immer so zu Mute sein, wie jemandem, der, er wüßte gar nicht wie, in eine ihm gänzlich unbekannte Gesellschaft geraten wäre, von deren Mitgliedern, der Reihe nach, immer eines das andere als seinen Freund und Vetter präsentierte und so hinlänglich bekannt machte: er selbst hätte unterdessen, indem er sich jedesmal über den Präsentierten zu freuen versicherte, stets die Frage auf den Lippen: ‚Aber wie Teufel komme ich denn zu der ganzen Gesellschaft?' (Zitiert nach Karl Boehm: „Begriffsbildung" [Braun 1922], einem zur Einführung in diese Probleme gar nicht genug zu empfehlenden Büchlein, dem auch ich hier folge.)

Bei diesem Bemühen nun, Anknüpfungspunkte für unsere Beziehungen zu finden, kommen wir sehr bald auf eine anscheinend unüberwindliche Schwierigkeit. Nämlich: wir finden in uns wohl solche Dinge, die keine Beziehungen mehr

1) Diesen Gedanken hat besonders immer betont **Bertrand Russel**, der für die Formulierung der Methodik der exakten Wissenschaften in der Gegenwart der Führer einer bestimmten, sehr wichtigen Richtung ist. Leider ist er sehr schwer zu lesen. Der Verlag Teubner bringt deutsch von ihm eine „Einführung in die mathematische Philosophie", die aber alles andere als eine Einführung ist. Mit gutem Gewissen dagegen kann ich empfehlen aus „Mysticism and Logic" (London, Longmans, Green usw. 1921) S. 58—96. Hat man sich hiermit vertraut gemacht, so empfehle ich, von diesem eminenten Logiker weiter zu lesen „Our knowledge of the external world" (Allen, London) S. 1—59 und dann S. 129 bis Ende. Ist es dem Leser gelungen, dies Pensum zu bewältigen, dann weiß er ein gut Teil von der Methodik mindestens einer höchst wichtigen Schule der modernen Logik und Mathematik.

sind, sondern schlechterdings in sich ruhen wie „rot“, „sauer“, „Veilchenduft“, „cis“ — aber die sind auf uns beschränkt, wir können sie keinem mitteilen, oder kann man einem Blindgeborenen etwa sagen, was „rot“ ist? Für den Fall eines Menschen mit normalen Sinnen überwinden wir praktisch diese Verlegenheit leicht. Wir *definieren* dem Kinde nicht, was „rot“ ist, sondern *zeigen* ihm rote Dinge, ein Kissen, eine Kirsche usw. und geben dabei den Laut „rot“ von uns. Ob aber dasjenige, was das Kind bei dem Eindruck empfindet, sich mit unserem Eindruck deckt, bleibt uns gänzlich verschlossen: groß ist die Zahl der Menschen, die erst in vorgerückten Jahren bei der Konsultation eines Augenarztes entdecken, daß sie rotgrünblind sind. So auch, durch einfache Namengebung verfährt Hilbert. „Am Anfang war das Zeichen“ heißt es für ihn. Die sinnlichen Gegenstände sind also „für mich nur Hilfsmittel, welche mir eine Gewähr bieten, daß der andere Gedankendinge anerkennt, unterscheidet, und dauernd mit gewissen Zeichen — Namen — zu verbinden imstande ist.“ Alle Unterredung, und deshalb auch alle wissenschaftliche Mitteilung beruhen nur darauf, daß „in dem einen, wie dem anderen Bewußtsein gewisse Verknüpfungen sich vollziehen und daß die Gleichartigkeit dieser Verknüpfungen sich durch ein System von Zeichen bestätigen läßt, während das Verknüpfte, die eigentlichen Bewußtseinsinhalte, einander ewig fremd bleiben müssen“ (Boehm S. 13).

Hier haben wir in nuce die *neue Antwort* auf die eingangs gestellte Frage: „wie kann man überhaupt wissen?“ Oder: „wie muß der Gegenstand der Erkenntnis, an dem die Beziehungen haften, gedacht werden, damit allgemein mitteilbare Aussagen über ihn möglich sind?“ Er muß so gedacht werden, wie Hilbert will, denn nur so verschwindet alles Persönliche, Unmittelbare. Auf dieser Basis aber können wir uns allerdings auch innerhalb gewisser Gebiete mit einem Blinden über Farbe, einem Taubstummen über Töne verständigen — wie die Schriften der bekannten blind-taubstummen Amerikanerin Helen Keller beweisen.

Diese Methodik hat nun gewisse *Begleiterscheinungen*, auf die der Blick viel früher gefallen ist, als auf das Wesen der Sache selber. Eine erste ist diese. — Beim Problem der Mitteilung ist uns eben eine merkwürdige *Gleichgültigkeit des Substrates* begegnet: Die Basis, auf der ich rede, wenn ich von Tönen spreche wird eine andere sein, als die der *Taubstummen*, und doch ist zwischen uns eine Unterhaltung möglich. Diese Gleichgültigkeit des Substrates bleibt bei der *wissenschaftlichen Mitteilung* ebenfalls innerhalb gewisser Grenzen. Um uns dies zu verdeutlichen, denken wir uns zwei *Geometer*, die auf verschiedenen Planeten, etwa der Erde und der Venus, ihren Sitz haben. Die beiden können sich etwa durch Hertzische Wellen miteinander verständigen (durch Zeichen), sind aber durchaus unfähig, durch eine *Zeichnung* sich das plausibel zu machen, was sie konkret meinen. Wir wollen nun zeigen, daß sie auch ohne das sich gültige Sätze mitteilen können. Dazu aber brauche ich eine kurze Auffrischung dessen, was wir auf der Schule über das *Projektionswesen* beim Kartenzeichnen gelernt haben. „Bei der stereographischen Projektion denkt man sich einen Globus (G) mit dem Nordpol N, dessen Äquatorebene E nach allen Seiten unbegrenzt ausgedehnt ist. Jeden Punkt von E verbindet man mit N und ordnet ihm auf (G) den von N verschiedenen Punkt dieses Verbindungsstrahles zu. Dadurch wird die Äquatorebene auf den Globus abgebildet, und zwar das Innere des Äquators auf die südliche Halbkugel, dessen Äußeres auf die nördliche; jede Strecke der

Äquatorebene hat als Bild einen Kreisbogen auf dem Globus, der, zum Vollkreise ergänzt, durch den Nordpol hindurchgeht. Nur den Strecken, welche auf der Geraden durch den Äquatormittelpunkt liegen, entsprechen Bogen größter Kreise auf (G)." (Aus Baldus: „Formalismus und Intuitionismus in der Mathematik", S. 38. Braun 1924.)

Wohl, unsere beiden Geometer haben sich irgendwie dahin verständigt, daß sie über allgemeine geometrische Verhältnisse des Weltkörpers sprechen wollen, auf dem sie wohnen, und der ja so ziemlich eine Kugel ist. Nun aber haben sie sich das anschauliche Substrat nicht mitteilen können, und so kommt es, daß der Erdgeometer die stereographische Projektion seines Globus auf die Äquatorebene meint, der andere die Verhältnisse auf dem Globus selbst; der erste spricht also von der Geometrie auf einer Ebene, der andere von der auf einer Kugel. Der Erdgeometer nun telegraphiert „Gerade" — der Venusgeometer versteht „Kreis durch den Nordpol", der erste telegraphiert „Strecke" — der zweite versteht „ein den Nordpol nicht enthaltendes Stück eines solchen Kreises"; bei „parallele Gerade" denkt er an zwei Kreise durch den Nordpol, die einander dort berühren usw. Die beiden können sich, solange sie keine Figuren zeichnen, über alle geometrischen Fragen verständigen, ihre beiden Geometrien sind gleich richtig (ebenda S. 11).

Gehen wir von der Geometrie zur Physik über! Da sich unsere beiden Geometer das vorige Mal so ausgezeichnet haben verständigen können, so hat der Erdgeometer für heute beschlossen, sich mit dem Venuskollegen über das Newtonische Gravitationsgesetz zu unterhalten, das bekanntlich auf dem Begriff der Fernwirkung beruht. Der jenseitige Kollege aber versteht sofort: „aha, er will sich mit mir über die Gesetze der Wärmeleitung in homogenen Medien unterhalten" (auf Nahwirkungen beruhend). Der Erdgelehrte telegraphiert „Anziehungszentrum" — dies wird verstanden als „Wärmequelle"; er telegraphiert „beschleunigende Kraft der Anziehung", — es wird verstanden als „Wärmefluß", und statt „Potential" erscheint auf der Venus der Begriff „Temperatur". Die beiden unterhalten sich nun beglückt weiter, und auf jeden Satz, den der Erdenphysiker mitteilt, signalisiert der Venusphysiker „stimmt". So also hat sich die Lösung eines jeden Problems der Anziehungslehre in die eines Problems der Lehre der Wärmeleitung verwandelt. Unsere beiden Physiker haben einander vollkommen verstanden, wennschon jeder etwas Verschiedenes gemeint hat. (Das Sachliche nach Maxwell: „Faradays Kraftlinien", übers. Boltzmann. Sammlung Ostwalds Klassiker.)

Diese Gleichgültigkeit des Substrates spielt auch eine Rolle bei der Anwendung der Naturgesetze auf die Wirklichkeit durch das Instrument der Wahrscheinlichkeitsrechnung. „Die formale Übereinstimmung in der Behandlungsweise versicherungswissenschaftlicher und statistisch-physikalischer oder statistisch-chemischer Fragen ist mitunter so groß, daß der mathematische Teil des Problems völlig durchgeführt werden kann, ganz unbekümmert darum, ob es sich um ein versicherungswissenschaftliches oder um ein chemisches Problem handelt. Gewisse Elemente sind in dem einen Fall als Menschen, in dem anderen als Moleküle zu deuten, das Sterben der Menschen entspricht dem Ausscheiden der Moleküle aus der Lösung usw. Die Rechnung ist von der späteren Deutung ganz unabhängig." (Paul Kirschberger: „Die Entwicklung der Atomtheorie",

1922.) Es ist leicht abzusehen, wie sich die Unterhaltung unserer beiden Gelehrten in diesem Falle gestalten würde. Der Venusgelehrte würde gegebenenfalls schließen: „sieh da, die Sterblichkeit der Menschen ist auf der Erde genau so wie hier" — während der Erdgelehrte vom Ausscheiden der Moleküle aus einer Lösung gesprochen hätte.

Das Problem, wie wir es eben gefaßt haben geht auf das Verhältnis der Mathematik zu dem Qualitativen ihres Substrates. Wir haben an drei Fällen gesehen, daß dies durch die mathematische Formulierung seiner Verhältnisse gegebenenfalls in weiten Grenzen unbestimmt gelassen wird. Deshalb ist also auch umgekehrt ein und dieselbe mathematische Theorie unter Umständen sehr viel verschiedener konkreter Interpretationen fähig. — Wie aber steht nun die mathematische Formulierung zu dem Quantitativen eben dieses Substrates, das ist zu den Ergebnissen der Messung, auf denen sie sich aufzubauen hat? Diese Frage führt uns zu einem anderen höchst wichtigen Problem, das wir die „Methodik der Modelle" nennen können.

Auf den ersten Blick scheint hier doch für eine Freiheit nicht der mindeste Raum gelassen! Das Instrument unserer Beobachtungen zeigt an; wir lesen ab. Sehr gut; sehen wir uns nun aber einmal einen konkreten Fall an!

Wie verfährt ein Lehrer, der seinen Schülern ein Bild von der geistigen Entstehung eines Naturgesetzes geben will? Er wird ein einfaches Beispiel wählen, sagen wir, das Boyle-Mariottesche Gesetz, das bekanntlich aussagt, in welchem Verhältnis sich Druck und Volumen eines Gases ändern, wenn alle anderen Eigenschaften desselben konstant erhalten werden. Dann wird er die Schüler anhalten, am Instrument eine große Anzahl zusammengehöriger Werte von Druck und Volumen zu ermitteln, und die Maßergebnisse auf Koordinatenpapier aufzutragen. Verbindet der Schüler nun die einzelnen so entstandenen Punkte, so sieht er das angenäherte Bild einer Kurve vor sich entstehen. Zur Erkenntnis der mathematischen Natur der Kurve führt ihn dann die Betrachtung der funktionellen Abhängigkeit der Maßzahlen voneinander. Der Naturvorgang ist nun arithmetisch und geometrisch genau abgebildet.

Dies wäre alles sehr schön, wenn nur unsere Beobachtungen präzise wären. Dies aber sind sie leider nicht, sondern eine jede Messung ein und desselben Stadiums unseres Vorganges liefert durchaus verschiedene Ergebnisse. So entsteht also, als unmittelbares Resultat der Beobachtung, nicht eine Kurve, sondern ein Kurvenband, nicht eine Funktion, sondern ein Funktionsstreifen — das verschwommene Abbild der Idee bei Plato. (Vgl. Gehrke: „Physik und Erkenntnistheorie", S. 28. Teubner 1921.) Wie aber nun aus diesem Funktionsstreifen die „wahre" Funktion, die Idee selbst, herausfinden? Der nächste Gesichtspunkt ist der der Bequemlichkeit: wenn man die Wahl hat zwischen Kurven von verschiedenen Arten der Komplikation, und sie alle den Vorgang innerhalb der Grenzen der Beobachtungsfehler abbilden, so wird man die einfachste wählen. Aber die Kurve soll auch den ganzen Verlauf des Vorganges abbilden, und da kann es kommen, daß eine Darstellung zwar einen gewissen Teil des Verlaufes zuverlässig abbildet, aber keineswegs den ganzen, wie dies eben mit dem Mariotteschen Gesetze der Fall ist, das für stärkere Kompressionen in eine andere Gleichung übergeht. Die gewählte Formgestalt muß sich also hier begreifen lassen als Spezialfall einer allgemeineren, aus der sie zu ihrer speziellen Form dann zurückkehrt,

wenn bestimmte Konstanten wegfallen. Endlich können für die Wahl der Kurve noch Umstände mitsprechen, die ganz außerhalb des betrachteten Falles liegen, z. B. die Rücksicht auf eine allgemeine Theorie, die Rücksicht auf einen durch die Wahl der Funktion sich auftuenden Zusammenhang mit anderen Gebieten usw. So „schafft" also der Mathematiker, mit Poincaré zu reden, das Faktum. Einen sehr kühnen Vergleich wolle man innerhalb der Grenzen des Gesagten auffassen. In der Natur durch Beobachtung und Messung festgestellte Abhängigkeiten sind für den Mathematiker in ähnlicher Weise die Veranlassung, eine Formel darauf zu bilden, wie die Beobachtung eines Sonnenunterganges Gelegenheit für den Dichter ist, ein Gedicht darauf zu machen. Beide geben nicht die Realität als solche, sondern nur einige ihrer Belange für den manschlichen Geist. Der Unterschied zwischen beiden liegt nun darin, daß der Mathematiker ein Erkenntnis vermittelt, der Dichter nicht, und in den Freiheitsgraden, die zwischen Erlebnis (bzw. Messungsresultaten) und Formung liegen; doch ist die Freiheit des Dichters beim vollendeten Gedicht vielleicht keine so große, wie man zunächst glaubt. Gewiß ist, mit Kingdon Clifford zu reden, so etwas wie ein „mindstuff" in der materiellen Welt, aber der ist, wie Platos Abbilder, nur eine Gelegenheit für uns, der Spontaneität des Geistes uns bewußt zu werden; erst wenn diese — innerhalb der vorgeschriebenen Grenzen — sich ausgewirkt hat, sagen wir: „ich habe erkannt." Aber worin besteht dies? Gewisse Erlebnisse und gewisse Formen unseres Geistes haben wir einander so lange genähert, bis wir sie nach den Regeln einer gewissen Methodik zu Deckung gebracht haben; den „wirklichen" Zusammenhang der Dinge aber haben wir nicht erfahren. Intuition und Visionimus spielen hier die größte Rolle.

Dies war das zweite typische Stück exakter moderner Methodik, das ich andeuten wollte: es ist, wenn man so will, eine „Philosophie der Modelle". Nämlich: unser Geist hat die Fähigkeit, aus ganz wenig Voraussetzungen, unter Umständen durch Wiederholen eines monotonen synthetischen Aktes, wie + 1, eine unbegrenzte Welt von Formgestalten zuerst zu schaffen und dann zu begreifen. Diese Formgestalten, als deren Inbegriff uns gegenwärtig nur die Mathematik erscheint, sieht der Mensch nun als eine Modellsammlung an, zu der die Naturerscheinungen gewissermaßen die Ausführungen im Großen, aber auch im Groben liefern. So ruht er denn nicht, bis er eine beobachtete Abhängigkeit unter den Erscheinungen so lange gebogen hat, bis sie als Darstellung eines solchen Modells erscheint. — Dieser Begriff des Modelles wird sinnenfälliger werden, wenn man an die mannigfachen mathematischen Maschinen denkt, die die theoretische Physik zu allen Zeiten zur Erklärung der Konstitution der Materie ersonnen hat, also heute etwa an das Bohrsche Atommodell, das der Konstitution unseres Planetensystemes nachgebildet ist.

Ist nun ein solches Modell ein „Abbild" der unseren Sinnen verschlossenen Wirklichkeit? Nach den Worten eines ersten Fachmannes hat man doch den Eindruck, daß „das Verhalten der Atome viel einfacher und fundamentaler ist, als unsere komplizierten Modelle und die unübersehbaren Störungen zwischen den einzelnen Elektronenbahnen erwarten lassen. Die Schalen der Atome scheinen fester in sich geschlossen und unabhängiger voneinander zu sein, als die Mechanik es verantworten könnte." (Sommerfeld: „Die Erforschung des Atoms." Vortrag, abgedruckt in der „Umschau" 1924, Heft 27.)

Daraus erklären sich die Grenzen der Schätzung und des Gebrauches solcher konkreten Modelle in der theoretischen Physik. Der Physiker hält an seinem Modell als einem heuristischen Instrument so lange fest, als durch dies Modell die faktischen Messungsresultate wiedergegeben, gleichsam auf theoretischem Wege wiedergefunden werden, um es ohne Trauer durch ein anderes zu ersetzen, wenn das erste diesen Dienst nicht mehr leistet. Speziell die Modelle nach dem Schema der Mechanik treten ganz zurück, und während man früher die Elektrizität durch die Mechanik erklärte, deutet man jetzt umgekehrt die Mechanik durch die Elektrizität. (Zur Einführung siehe das Buch von Born: „Der Aufbau der Materie." Springer 1922.) Hier ist alles im Flusse. Noch herrscht unbestritten für Licht und Elektrizität die Vorstellung von deren Wellencharakter. Wir wissen aber heute ziemlich bestimmt, daß diese Vorstellung falsch ist, und durch ein Bild, ein Modell nach der Planckschen Quantentheorie ersetzt werden muß. Dennoch hält man, aus dem soeben angeführten Grunde, bis auf weiteres noch an diesem Modell fest.

Stellen so die Modelle einen ziemlich veränderlichen und willkürlichen Bestandteil unseres Naturerkennens vor, so legt die moderne Physik auf einen anderen, als auf einen unveränderlichen großen Nachdruck, nämlich auf den Einfluß, den unsere spezielle menschliche Organisation auf unsere ganze Erfassung der äußeren Erscheinungswelt haben muß. Vom Standpunkt dieser Organisation aus ist es ein allgemeines Gesetz, daß alle physikalischen Vorgänge in einer nicht umkehrbaren Richtung verlaufen: Wärme etwa kann immer nur von einem wärmeren auf einen kälteren Körper übergehen. Dies gilt indessen eben nur für unsere spezielle vergleichsweise grobe menschliche Organisation: wir sind Makrobeobachter und Makroarbeiter; zu einer individuellen Beeinflussung der letzten Teile der Materie können wir nicht gelangen. Nichts aber hindert uns, einen Mikrobeobachter und Mikroarbeiter auszudenken, dem dies möglich ist. Gehen wir dem ein wenig nach! In einem sehr angenäherten Sinne sind auch wir Mikrobeobachter, wenn wir durch das Mikroskop sehen. Auch hier können wir Mikroarbeiter sein, etwa mit Hilfe des Zeißischen „Mikromanipulators", der es uns verstattet, individuell mit den kleinsten Teilchen zu hantieren, die wir sehen, und der so fein gebaut ist, daß man mit ihm, wie man wohl scherzhaft gesagt hat, einem Bazillus eine Morphiumeinspritzung machen kann. Freilich: an die letzten Teilchen der Materie reichen wir damit lange nicht heran. Seien die kleinsten Teilchen, die wir noch auseinanderhalten können, von der Größenordnung $\frac{5}{100000} = 5 \cdot 10^{-5}$ cm, so sind die Atome von der Ordnung 10^{-8} cm. Aber man sieht doch den Weg, auf dem unendlich viel kleinere Wesen als wir mit den Atomen hantieren können — und wir wissen ja gar nicht, ob es solche Wesen nicht wirklich gibt. Die also würden, in genügender Anzahl am Werke gedacht, einen Vorgang auch für uns, die Makrobeobachter, in umgekehrter Richtung verlaufen lassen können, also etwa, grob für uns geredet, Wärme von einem kälteren zu einem wärmeren Körper zu transportieren vermögen. Es ist sehr wohl möglich, sich den Übergang vom typisch anorganischen Verlauf der Vorgänge zu deren typisch organischem Verlauf als durch solche Wesen „Mikromanipulatoren" vermittelt zu denken; gewisse Gedankengänge Bergsons bewegen sich in dieser Richtung.

Auch auf vielen anderen Gebieten scheint diese, zuerst wohl von Boltzmann angedeutete und von Planck sogenannte Vorstellung vom Makro- und Mikro-

beobachter[2]) noch eine große Rolle spielen zu sollen. So bei dem Gegensatz zwischen Staatswille und Einzelwille, Einzelhandeln und Kollektivhandeln. Ferner bei dem Problem der menschlichen Willensfreiheit. Es ist mir persönlich eine ganz geläufige Vorstellung, daß sich durch diese Unterscheidung der Widerspruch zwischen Determinismus und Indeterminismus löst. Beide behaupten unbestreitbare Tatsachen, und beide haben recht. Nur gilt, was der Determinist behauptet, von unserem gewöhnlichen Handeln, in dem eine Menge ungeordnete, sozusagen „unpolarisierter" Einzelantriebe zusammenwirken, und das daher nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung verlaufen muß. Der Determinist ist der Makrobeobachter und Makroarbeiter oder Makromanipulator. Der Indeterminist dagegen ist der Mikrobeobachter und Manipulator. Er geht auf die letzten Einzelantriebe, auf die Willensatome zurück, und kann die allerdings beliebig d. i. nach einem Vorsatz leiten. Durch Summation solcher bewußt gerichteter Antriebe kann dann auch makroskopisch das Bild einer „freien" Handlung entstehen (die ihrem Machanismus nach gleichwohl „unfrei" ist). Doch kann ich bei diesen interessanten Dingen nicht länger verweilen.

Denn, es wird Zeit, zu dem Schlusse zu kommen, der zugleich in gewisser Weise die Krönung des Ganzen sein soll, nämlich zur Betrachtung der „Kausalität durch Form" in der exakten Wissenschaft. — Zwei große Theorien sind es, die seit dem ersten Fünftel dieses Jahrhunderts die ganze Physik neu zu gestalten beginnen: die Einsteinsche Relativitätstheorie und die Plancksche Quantentheorie. Die erste geht vorwiegend auf die makrokosmischen Verhältnisse; fast auf jeder Seite einschlägiger Darstellungen findet man das Wort „Lichtgeschwindigkeit". Die zweite vorwiegend auf die mikrokosmischen: das Plancksche elementare Wirkungsquantum liegt nach der Richtung der Kleinheit ebenso unter unserem Vorstellungsvermögen, wie die bei Einstein auftretenden Größen darüber liegen. Doch durchdringen sich natürlich die beiden Theorien, und das letzte Wort dürfte bei der Quantentheorie liegen.

In dem Begriff der elementaren Wirkung (der Wirkungsbegriff ist noch allgemeiner und wichtiger als der Energiebegriff), in der Möglichkeit, dieser Wirkung eine bestimmte, sicher gestellte Zahl zuzuweisen, in der Tatsache, daß sich alle Wirkung in Elementarquanten oder in ganzzahligen Vielfachen davon vollzieht, scheinen wir wirklich dahin zu kommen, „wo der Markstein der Schöpfung steht". Umgekehrt erscheint nach Einstein der Rahmen all dieser Gesetzlichkeit der Quanten, unser Kosmos, zwar als unbegrenzt, aber doch nicht als unendlich in Raum und Zeit. Dieser Rahmen mutet fast als theologisch an: der Ball, den Gottvater auf Michelangelos großem Bild hinausschleudert in die Wirklichkeiten — das ist unser Weltall, unbegrenzt, aber nicht unendlich nach der Dimension des Raumes, wie der Zeit, und daher vermutlich ebenso „entstanden" und ebenso dem Untergange geweiht, wie der einzelne Mensch, die einzelne Erde, die einzelne Sonne.

Über dem Ganzen aber schwebt ein großer Gesetzeskörper, der sich auf die Beziehungen zwischen ganzen Zahlen gründet und von dem die Wirklichkeit gewissermaßen die „Folge" ist. So steht als Vision von dem, was Physik einmal

2) Vgl. Boltzmann: „Populäre Schriften" (Barth), Planck; „Acht Vorlesungen über theoretische Physik" (Hirzel).

sein wird, vor dem Geiste des modernen Physikers eine physikalische Zahlentheorie, die sich ebenbürtig neben die mathematische stellen wird. Dies aber war schon die Vision Platons.[3]) Diese Zahlentheorie darf indessen nicht verwechselt werden mit der Laplacischen Weltformel, die in den Zeiten des Materialismus eine so große Rolle gespielt hat. Nämlich diese Formel war sozusagen „emanatistisch"; aus ihr sollte der ganze wirkliche Verlauf der Dinge vom „Anfang" bis zum „Ende" abfließen. Die Zahlentheorie aber ist sozusagen statisch: sie ist der unbewegte Beweger. Um dies zu zeigen, wenden wir uns kurz zu einem Punkte der Einsteinschen Theorie, der die methodische Ordnung darlegt, in der man in dieser Art von Theorien vom Begriffe zur Wirklichkeit kommt.

Von der Schule her ist bekannt, welche Antwort Newton den beiden Fragen gab: „Warum fliegt der Mond nicht von der Erde weg geradlinig in den Raum?" Und: „Warum fällt der Mond nicht auf die Erde?" Dem Trägheitsprinzip zufolge nämlich müßte der Mond das erste tun, dem Gravitationsprinzip zufolge das zweite. Die Antwort ist bekanntlich die, daß die beiden Bewegungsantriebe sich in der Weise kompensieren, daß die faktisch beobachtete Mondbewegung das rechnerisch abzuleitende Resultat ist. — Dies erscheint als ein klassisches Beispiel für die Art, wie man bis in die neueste Zeit Kausalitätsgefüge zu konstruieren pflegte: diese beiden sich kompensierenden Kräfte sind etwas durchaus Trennbares und Vorstellbares, und jeder schwere Körper, den ich an einem Bindfaden in einem Kreise herumwirbele, gibt eine Illustration.

Es ist bekannt, wie Newton dann die Ausdehnung dieses Gesetzes auf die Planetenbewegungen um die Sonne vollzogen hat.

Die methodische Ordnung, in der hier die Dinge auftreten, ist also diese. Zuerst werden materielle Körper, Massen im Raume, die sich bewegen, angenommen. Dann werden ihnen Kräfte zugeschrieben. Diese Kräfte wirken zusammen, und aus ihrem Zusammenwirken ergibt sich das Gravitationsgesetz. Genau umgekehrt, vom Gesetz zur Materie geht Einstein. An oberster Stelle steht das geometrische Gesetz vom Krümmungsgrad des Raum-Zeitlichen. Dank dieser Krümmung erleidet jeder raumzeitlich verlaufende Vorgang eine Bahnstörung, so die Materie, so das Licht. Auf die Materie eingeschränkt kann das Newtonische Gesetz in die Behauptung zusammengefaßt werden, daß im leeren Raume die Welt nur einmal gekrümmt ist: die Krümmung der Planetenbahnen, die in der Newtonischen Theorie als Wirkung der Anziehungskraft betrachtet wird, erscheint in der Einsteinschen Theorie als Folge der Krümmung der raumzeitlichen Welt, deren geradeste Linien sie sind. Wie kommt man nun zur Materie? Im Gültigkeitsbereich der Formel für das Gravitationsgesetz

3) Dieser Teil der platonischen Lehre, mit dem man bisher so gut wie garnichts anzufangen wußte, ist auf eine ganz neue Grundlage gestellt durch das geniale Buch von Stenzel: „Zahl und Gestalt bei Platon und Aristoteles". (Teubner 1924.) Damit ist aber auch fast alles, was vor Stenzel über die Ideenlehre geschrieben worden ist, als antiquiert zu betrachten. Wir wissen jetzt, daß Platon eine Art von „Zahlentheorie der Natur" vorgeschwebt hat, und damit das Ziel, das auch das Erkenntnisideal der modernsten Naturwissenschaft ist. Den hier vertretenen Gedanken, daß die moderne Entwicklung der Physik eine Art von Rückkehr zu platonisch-aristotelischen Vorstellungen bedeutet, fand ich übrigens, leider erst nach der Verfassung dieses Aufsatzes, auch bei einem der vornehmsten Theoretiker der Relativitätstheorie, Weyl (Was ist Materie? S. 41 ff. Springer 1924).

kann sich keine Materie befinden, weil diese Formel dem Gesetze für den leeren Raum genügt. Wir müssen also über die nur einmal gekrümmte Raum-Zeitwelt hinausgehen, und an einer bestimmten Stelle eine größere Krümmung anbringen. Dies Gebiet kann nicht leer sein, weil das Gesetz für den leeren Raum hier nicht mehr gilt. Wir stellen es daher so dar, daß sich hier Materie befindet — ein Verfahren, das praktisch genommen auf eine Definition der Materie hinauskommt. (Nach Eddington: „Raum, Zeit und Schwere." Übers. von Gordon. Vieweg 1923.)

Die Denkschwierigkeiten, die sich der Erfassung dieser Konstruktion entgegenstellen, sind direkt exorbiant zu nennen: man muß sich direkt ein neues Gehirn anschaffen, um diese und verwandte Theorien zu verstehen.[4]) Denn nicht das mathematische Gewand ist das Schwierige; es gibt, wie in der Anmerkung gesagt, recht zulängliche Darstellungen der Einsteinschen Lehre, bei denen man mit einem Minimum von mathematischen Kenntnissen auskommt.

Wie aber kommt man — von den physikalischen Erwägungen, die direkt dazu geführt haben, abgesehen — überhaupt zu solchen Verfahrungsweisen des Denkens, die scheinbar dessen natürliche Ordnung umkehren und aus dem Unbekannten das Bekannte entwickeln? Da ist daran zu erinnern, daß wir an Probleme der theoretischen Physik nie mit dem Gedanken herantreten dürfen, wir „wüßten" etwas außer den Ergebnissen der Messung, das ist, wir könnten uns geläufige Bilder und Vorstellungen einfach in dies Reich übernehmen. „Was ich messen kann, das existiert", hat Planck einmal irgendwo gesagt. Wir aber dürfen dies Wort hier noch verschärfen: „Nur was ich messen kann, „existiert". Wenn dem aber so ist, so scheinen wir in einem magischen Kreise festgebannt zu sein, denn wo sollen wir nun ein neues Wissen hernehmen können? Dies neue Wissen — und dies ist der tiefste Grund der Schwierigkeiten, die Einstein umgeben — kommt vom Messen selbst. Eine Theorie des Messens liefert den allgemeinen Rahmen der Gesetzlichkeit der Natur im Raumzeitlichen überhaupt.

Einstein sucht also zunächst eine vollständige Beschreibung des Prozesses, durch den gemessen wird und untersucht daher alles, was zum Messen gehört. Entgegengesetzt der früheren Meinung kommt er zu dem Schlusse, daß dazu auch die Zeit und vor allem der Vorgang der Lichtausbreitung gehört. Eine Theorie des Signalisierens durch Lichtstrahlen — so stellt sich in Einsteins eigenen Schriften

4) Einstein läßt sich nicht „schmerzlos" vermitteln; auch der philosophisch und physikalisch Vorgebildete wird einige Monate brauchen, ehe er ungefähr sehen kann, wo die Probleme eigentlich liegen. Und gefolgte Arbeit ist nötig. Ich empfehle zur ersten Einführung und zum „Appetit Anregen" zunächst einmal den Aufsatz von Reichenbach im Physik-Büchlein 1924, dann die Schrift von Kirchberger: „Was kann man ohne Mathematik von der Relativitätstheorie verstehen?" (Müller-Karlsruhe 1921). Dann aber muß man sich durch das Buch Borns durcharbeiten „Die Relativitätstheorie Einsteins" (Springer). An mathematischen Kenntnissen wird sehr wenig vorausgesetzt, nicht einmal Logarithmen oder trigonometrische Funktionen. Dann lese man zur „Rumination" die kürzere aber auch mehr Anforderungen stellende oben näher bezeichnete Schrift Eddingtons. Von Philosophen, die über Einstein geschrieben haben und die man nach dem eben angegebenen Studium mit Gewinn lesen kann, nenne ich: Schlick, Cassirer, Winternitz, Petzold, Reichenbach. Einsteins eigene Schriften empfehle ich zur Einführung in ihm nicht; sie täuschen den Leser zu leicht über sich selbst. Einen guten Überblick über das Neuartige in der modernen Physik überhaupt gibt Haas: „Das Naturbild der neuen Physik" (de Gruyter).

zuvörderst das Grundsätzliche seiner Lehre dar. Die Rolle, die die Maßstäbe und Uhren dabei noch spielen, ist nur eine vorläufige; der springende Punkt ist die Regulierung der Zeitrechnung, der räumlichen Masse und der Kausalstruktur der Welt durch Lichtsignale. Diese Systematisierung des Meßvorganges verträgt nun eine „axiomatische Darstellung" (vgl. Hilbert) und aus dieser kann wiederum die Weltgeometrie abgeleitet werden. In deren Formen muß sich dann alles bewegen, was in der Raumzeit erscheint (vgl. die Eddingtonsche Schrift).

Der Leser, der sich in Fragen der Erkenntnistheorie ein wenig auskennt, hat bemerkt, daß hier die subjektive Ordnung des Erkennens zum Prinzip der objektiven Anordnung der Dinge wird. Ja, so ist es. Wir hatten früher, bei den nicht umkehrbaren Prozessen, gesehen, wie die direkte körperliche Größenordnung, in der wir zwischen den körperlichen Dingen der Umwelt stehen, ausschlaggebend dafür wird, daß wir für den Verlauf aller physikalischen Erscheinungen dies Gesetz annehmen müssen, und kein anderes. Hier sind ganz deutlich die subjektiven Hilfsmittel, die wir haben, bzw. ihre Beschränktheit, das „Kausalitätsprinzip", nach dem wir das äußere Geschehen auffassen. Jetzt wird allgemein die Ordnung unseres Auffassens, Begreifens und Ordnens zur Ordnung des Geschehens, und dies ist nunmehr der reife Ausdruck für dasjenige, was wir früher die „Kausalität durch Form" genannt haben.

Diese Betrachtungsweise, von der wir hier ein ganz neues Beispiel haben, auf dessen Inhalt ich natürlich nur hindeuten konnte, ist das tiefste Agens des Stilwandels in der ganzen modernen wissenschaftlichen Methodik. Es erklärt dieser Gedanke: die systematische Ordnung unserer Auffassung zum Prinzip des Geschehens zu machen, sachlich die Schwierigkeiten der neuen Auffassung, sowie auch die Notwendigkeit namentlich für den modernen Mathematiker und Physiker, ihren Konstruktionen eine logisch-erkenntnistheoretische Unterlage zu geben, die den Männern der alten Schule gleichfalls befremdlich und unnötig vorkommt. Historisch aber führt dies auf das Wort Kants zurück, es sei unser Geist, der der Natur die Gesetze vorschreibt, wenn natürlich auch wir dies Wort erheblich anders auffassen, als Kant es auffaßte. Die Ordnung unseres Erkennens ist die Ordnung, die „Kausalität", die auch in der Natur obwaltet: der Vorhang auf dem Bilde zu Sais deckt — einen Spiegel, aus dem uns unser eigenes Antlitz entgegenschaut.

Der „entdeckte Eck“ und sein Verfasser

Von

Georg Ellinger

Die geistige Herrschaft der Kirche ist im Mittelalter nie ernstlich erschüttert worden. Eine Änderung wurde erst möglich, als ihr in dem neuerwachten klassischen Altertum ein gefährlicher Nebenbuhler erstand. Allein obgleich beide Mächte einander auszuschließen schienen, hat sich das Bewußtsein des Gegensatzes zwischen christlicher und antiker Lebensauffassung doch nur sehr langsam durchgesetzt. In den Anfängen der italienischen Renaissance trug die Begeisterung für das klassische Altertum kein kirchenfeindliches Gepräge. Mit Augustins „Bekenntnissen“ in der Tasche, erstieg der Vater des italienischen Humanismus, Patrarca, den Mont Ventoux; und als er, auf dem Gipfel angelangt, das Buch hervorzog und einen Blick hineinwarf, regte gerade Augustin in ihm jenen Trieb an, der das eigentliche Kennzeichen der Renaissance geworden ist. Denn durch die „Bekenntnisse“ wurde Petrarca in der Überzeugung bestärkt, daß es die vornehmste Pflicht des Menschen sei, sich selbst kennen zu lernen. Das Erwachen der Persönlichkeit, das Gefühl von dem Werte der Eigenart gilt mit Recht als das Hauptmerkmal der Renaissance. Wie Petrarcas Beispiel dartut, kann Augustin das Verdienst, die Grundzüge der Bewegung geweckt zu haben, mit gleichem oder ähnlichem Recht für sich in Anspruch nehmen wie die Antike.

Überhaupt vergißt man leicht, daß neben den römischen Schriftstellern (die für die Anfänge der Renaissance allein in Betracht kommen) auch die Kirchenväter die Führer des beginnenden Humanismus gewesen sind. Schon diese Tatsache müßte davon abhalten, Renaissance und Christentum als zwei sich ausschließende Welten zu betrachten. Und zweifellos sind zahlreiche italienische Humanisten, Petrarca an der Spitze, fromme Christen gewesen. In der Folgezeit, namentlich im 15. Jahrhundert, hat sich dieses Verhältnis in Italien zwar geändert; immerhin blieb aber neben den Vertretern einer rein antiken Lebensauffassung die Zahl derer nicht gering, die einen keineswegs bloß äußerlichen Zusammenhang mit der Kirche aufrecht erhielten.

Trotzdem kann man in Italien von einem religiösen Grundzug der Bewegung nicht sprechen. Wie sich der einzelne zu dem Glauben stellte, fiel für die Gestaltung der gesamten Geistesmacht wenig ins Gewicht. Wenn daher die Vorstellung von einem unversöhnbaren Gegensatz zwischen Renaissance und Christentum auch an sich falsch ist, so liegt ihr doch eine zutreffende Tatsache zugrunde: die beiden Richtungen liefen nebeneinander her, und es war mehr Zufall als Notwendigkeit, wenn sie sich berührten und durchdrangen.

Ganz anders wird nun das Verhältnis in Deutschland. Sobald die ersten tastenden Versuche überwunden sind, läßt sich der religiöse Grundzug der Bewegung nicht ver-

kennen. Ja, manche der älteren deutschen Humanisten schätzten die neue Bildung nur deshalb, weil sie mit ihrer Hilfe Glauben und Frömmigkeit zu stützen hofften. Bei den späteren Jüngern des Humanismus finden sich zwar Anwandlungen von freier, unkirchlicher Gesinnung, aber sie bleiben Ausnahmen; die meisten fühlen das Bedürfnis, sich in der einen oder in anderer Weise mit den religiösen Problemen auseinanderzusetzen. Auch eine so verstandesmäßige Natur wie der große Erasmus stellte seine Lebensarbeit in den Dienst der Religion und der Theologie. Da nun der Humanismus vom Verwickelten, Abgeleiteten zum Einfachen, Ursprünglichen zurückstrebte, so konnte es ihm nicht verborgen bleiben, wie wenig die damalige Form der Kirche ihren Anfängen entsprach. Die notwendige Folge dieser Erkenntnis war ein Gegensatz zu den kirchlichen Zuständen, der sich um so mehr verschärfte, als der Humanismus auch mit dem von der Scholastik beherrschten mittelalterlichen Unterrichtssystem in Konflikt geriet und geraten mußte. So paarte sich der Widerspruch gegen die in Begriffsspielereien aufgehende Schul- und Universitätsgelehrsamkeit mit der Kritik der verweltlichten Kirche. Die Angriffe galten ebenso der Veräußerlichung des Glaubens wie dem finanziellen Druck, der von der römischen Kirche auf Deutschland ausgeübt wurde. Allein es blieb nicht bei verneinender Tätigkeit, auch positive Arbeit wurde geleistet. Das Streben des Humanismus, überall zu den Quellen vorzudringen, trug für die Theologie die schönsten Früchte: das eifrige Studium der Bibel und der Kirchenväter wurde gefordert, der Weg zum Urtext der Heiligen Schrift erschlossen, Wichtiges und Unwichtiges von einander geschieden, so daß Entscheidendes, wie die paulinischen Briefe, in den Vordergrund trat.

Unter diesen Umständen erklärt es sich leicht, daß die Humanisten, auch Erasmus, beim Auftreten Luthers in diesem einen Gesinnungsgenossen zu finden glaubten. Vielleicht fiel schon manchen Schärferblickenden Abweichendes auf, aber wenn das geschah, so verschwand es neben dem, was Luther und dem Humanismus gemeinsam schien. Und so schlossen sich denn fast alle Humanisten begeistert an den „Wittenberger Morgenstern" an oder traten für seine Sache ein; nur wenige, wie Reuchlin, standen grollend beiseite. Freilich war dieser Bund zwischen Humanismus und Reformation nicht von Dauer. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit vollzog sich die Scheidung der Geister. Die meisten Humanisten fühlten sich von der Vorherrschaft der theologischen Interessen, der Teilnahme der Massen und anderen Begleiterscheinungen der Reformation abgestoßen. Vor allem aber empfanden sie es schmerzlich, daß die geliebten Studien dem Untergange ausgeliefert schienen. Und so wandten sich zahlreiche Anhänger der Bewegung von Luthers Sache ab; einzelne kehrten sogar zur alten Kirche zurück.

Trotzdem also dieses Zusammengehen von Humanismus und Reformation nicht allzulange gedauert hat (etwa von 1519—23), gehört es doch zu den reizvollsten Episoden der deutschen Geschichte. Was der Blütezeit des Humanismus ihr eigentümliches Gepräge verleiht, das frohe Gefühl der Siegeszuversicht, das überträgt sich hier auf eine Frage, die nicht bloß den engen Kreis der Gebildeten bewegte, sondern mit ungestümer Gewalt auch die Gesamtheit ergriff. Wie ein Frühlingssturm braust es über die Geister hin; die Tatsache, daß sie bei dem Eintreten für eines ihrer wichtigsten Ideale mit dem Empfinden der ganzen Nation übereinstimmten, scheint die Humanisten über sich selbst hinauszuheben. Man muß einzelne Briefe aus jenen Tagen lesen, muß hören, wie freudig sie dem neuen „Elias" zujauchzten, um die Größe ihrer Hoffnungen kennen zu lernen, die dann freilich so grausam enttäuscht werden sollten.

Die wichtigsten Kämpfe zwischen der mittelalterlichen Weltanschauung und dem Humanismus lagen **vor** der Reformation. Die Scholastik konnte den geistigen Bedürfnissen einer anders gearteten Zeit nicht mehr genügen; trotzdem suchte sie die unumschränkte Herrschaft aufrecht zu erhalten, die sie vordem in den Tagen ihrer Blüte mit Recht ausgeübt hatte. Der Gegensatz zwischen äußeren Ansprüchen und innerer Hohlheit war von unfreiwilliger Komik nicht frei, und da sich unter den Humanisten, wie so

häufig in Übergangszeitaltern, hervorragende satirische Talente befanden, lag es in der Natur der Sache, daß die aus diesem Gegensatz sich ergebenden komischen Elemente ausgebeutet wurden. So zeitigte der Kampf zwischen Scholastik und Humanismus die weltgeschichtliche Satire; in ihr wurde die Niederlage der mittelalterlichen Weltanschauung für alle Zeiten festgelegt, in karikaturmäßiger Übertreibung, aber doch auf eine Weise, daß dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, die inneren Gründe des Streites sogleich verständlich werden. Nachdem Erasmus mit seinem „Lob der Narrheit" vorangegangen war, haben insbesondere die „Epistolae obscurorum virorum" („Briefe der unberühmten Männer" 1515—17) das System, das sich überlebt hatte, dem allgemeinen Gelächter preisgegeben. Der Streit Reuchlins mit den Kölner Dominikanern Hochstraten, Tungern und dem von ihnen beschützten Pfefferkorn hatte den Anstoß zu dieser weltgeschichtlichen Satire gegeben; aber ihr eigentlicher Inhalt war die Auseinandersetzung zwischen den Idealen des Humanismus und der mittelalterlichen Schulwissenschaft, deren Rückständigkeit in unzähligen Einzelzügen bloßgelegt wurde.

Als nun die Reformation anfing, mehr und mehr die Geister zu beherrschen, blieb die Neigung zur Satire bestehen, aber ihr Stoffgebiet verschob sich. Wieder handelte es sich um Scheidung zweier Welten: für einen Außenstehenden unterschieden sich die Gegensätze nirgends von denen, die in den „Briefen unberühmter Männer" verkörpert waren. In Wirklichkeit fand jedoch nur eine scheinbare Übereinstimmung statt. Der Boden, auf dem sich die „Epistolae obscurorum virorum" bewegten, war das mittelalterliche Universitätswesen; bei der Reformation handelte es sich jedoch um eine ungeheure, die ganze Nation in ihrer Tiefe aufwühlende religiöse Angelegenheit. Aber allerdings: zahlreiche Gegner Luthers wirkten an den ganz scholastisch gerichteten Universitäten; auch waren, wie erwähnt, die mittelalterlichen Unterrichtsanstalten so eng mit dem ganzen kirchlichen System verknüpft, daß beides nicht von einander getrennt werden konnte, wie denn auch in die „Briefe unberühmter Männer" bereits die allgemein-religiöse Bewegung, wenn auch nur in einzelnen Tönen, hineinklingt.

Unter diesen Umständen erscheint es selbstverständlich, daß in der Übergangszeit, in der der Humanismus vollständig in der Reformation aufzugehen schien, auch die humanistische Satire sich ganz in den Dienst der Lutherischen Sache stellte. Ulrich von Hutten hatte den antiken Dialog Lucians erneuert und ihn zuerst im Kampfe gegen Rom verwendet; gerade diese Kunstform mit ihrer Mischung von gewollter Naivität, Ironie, Spott und Hohn schien als Angriffswaffe besonders brauchbar, zumal es nicht schwer war, manche wirksamen komischen Mittel der deutschen Volksdichtung mit ihr zu verbinden.

So kann es nicht wundernehmen, wenn der Dialog, zu einem kleinen, wirkungsvollen Drama ausgestaltet, dazu benutzt wurde, um die Feinde Luthers vor aller Welt lächerlich zu machen. Niemand hatte nun in den Anfangsjahren der Reformation mehr Haß und Verachtung auf sich geladen, als einer der Hauptgegner Luthers, der Ingolstädter Professor Dr. Johann Eck. Bis zum Jahre 1517 war es ihm vortrefflich geglückt, auf beiden Achseln Wasser zu tragen. Während er innerlich der Scholastik angehörte und auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten wie in seiner akademischen Tätigkeit die Zugehörigkeit zu der alten Richtung nicht verleugnete, hatte er doch zugleich mit geschmeidiger Geschäftigkeit Beziehungen zu den hervorragendsten Humanisten gesucht und gefunden. So war es ihm gelungen, als Anhänger des Humanismus zu gelten. Auch Luther hatte er seine Freundschaft angetragen; allein während der Reformator arglos mit ihm verkehrte, trat Eck, sobald Luther mit der Kirche in Konflikt geraten war, hinterlistig gegen ihn auf und wußte ihn schließlich in ebenso unehrlicher Weise zur Teilnahme an der Leipziger Disputation zu veranlassen. Nachdem er hier mit großem Geschick Luther Äußerungen entlockt hatte, die einen unheilbaren Bruch mit der alten Kirche herbeiführen mußten, ging er nach Rom, um dort auf die Gefährlichkeit von Luthers Lehre

aufmerksam zu machen und geeignete Maßnahmen gegen den Ketzer zu verlangen. Wirklich kam in Rom die Bannandrohungsbulle gegen den Reformator, die dieser später ins Feuer warf, zustande; Eck, zum päpstlichen Nuntius ernannt, wurde dazu bestimmt, die Bulle selbst nach Deutschland zu bringen.

Schon vorher hatte sich aber die gegen ihn angesammelte feindliche Stimmung entladen. Die Voraussetzungen des literarischen Niederschlags dieses Ingrimms ergeben sich von selbst. Fast der ganze Humanismus stand geschlossen auf der Seite Luthers; man sah in dem Vorgehen der altkirchlichen Partei gegen Luther nur eine Fortsetzung der ketzerrichterlichen Anmaßung, mit der Hochstraten und seine Anhänger gegen Reuchlin vorgegangen waren. Die Humanisten glaubten sich verpflichtet, für den Mann einzutreten, den sie als ihren Gesinnungs- und Bundesgenossen betrachteten. Auch der sonst so vorsichtige Erasmus beteiligte sich an diesem Feldzuge wider die Feinde „der Wissenschaft und Wahrheit." Daß unter den Widersachern Luthers Eck besonders aufs Korn genommen wurde, erscheint selbstverständlich. Denn die Humanisten hatten ihn ja eine Zeitlang als den ihren betrachtet. Nun war er aber nicht bloß von der gemeinsamen Sache abgefallen, sondern er hatte sich mit übereifriger Hast in den Dienst der Gegenpartei gestellt, ja, er war eben dabei, den Schlag zu lenken, der „Wissenschaft und Wahrheit" vernichten sollte. Indem man nun den Gründen dieser unheimlichen Wühlarbeit nachging, offenbarten sich immer deutlicher die Schattenseiten des wüsten theologischen Klopffechters: seine Eitelkeit, seine Unzuverlässigkeit, namentlich aber die Art seiner Bildung, die nirgends über die hergebrachten Disputierkünste der Scholastik hinauskam, so virtuos er diese auch zu handhaben verstand. (Schluß folgt)

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Drei Jahre polnische Herrschaft in Ost-Oberschlesien

Nach nunmehr dreijähriger Zugehörigkeit Ostoberschlesiens zu Polen ist der alteingesessene und mit den Verhältnissen vertraute Beobachter sehr wohl in der Lage, die Bilanz dieser Tatsache zu ziehen. Es sei vorweg gesagt, daß das Urteil bei objektivster Begutachtung keineswegs zugunsten Polens ausfallen kann. Das dereinst unter der kundigen Hand des deutschen Industriellen und Kolonisators zu hoher wirtschaftlicher und kultureller Blüte gelangte Gebiet ist heute dank dem Umstand, daß der Rechtsnachfolger Deutschlands der Politik auf keinem Gebiete entbehren zu können geglaubt hat, zur Ruine geworden. In dem Bewußtsein, daß Oberschlesien nur durch eine Rechtsbeugung unverblümtester Art die Zerreißung zugunsten Polens hat erdulden müssen, war Polen eifrig bestrebt, zur rascheren Verwischung alles dessen beizutragen, was bei Wiederkehr ruhiger Überlegung zur Aufdeckung des an der oberschlesischen Bevölkerung begangenen Unrechts hätte beitragen können. Nach Roßtäuschermanier mußte also wenigstens rein äußerlich das gewonnene Gebiet ein anderes Gewand erhalten, damit es nicht wiedererkannt und evtl. dem früheren Eigentümer zurückgegeben werden könnte.

Schneller als man es der Klugheit verantwortlicher Männer im neuen Herrschaftslande hätte zutrauen können, wurden die zahlreichen und zum größten Teil recht verlockenden Plebiszitversprechungen wie ein Fetzen Papier über Bord geworfen. Der Oberschlesier sollte acht Jahre lang Militärfreiheit genießen, in der Tat muß er seit Jahresfrist zur Auffüllung des polnischen Heeres dienen, eine Maßnahme, die lediglich die raschere Polonisierung der oberschlesischen erwachsenen Jugend bezweckt. Entgegen den klaren Bestimmungen der Genfer Konvention, daß in Oberschlesien alle erworbenen Rechte

weiter Geltung haben und neue Gesetze nur im Einverständnis mit dem Schlesischen Sejm dort eingeführt werden dürfen, haben wir das Spiritus- und Tabakmonopol von der Zentralregierung einfach aufoktroyiert bekommen, gleichfalls ein Mittel, die an deutsche Qualitätsware gewöhnte Bevölkerung durch einen radikalen Eingriff zur Aufgabe ihrer Gewohnheiten zu zwingen. Hierher gehören auch die jegliches Leben lähmenden Paß- und Zollbestimmungen. Die verwandtschaftlichen und gesellschaftlichen Bande, die beim Oberschlesier fast alle nach Deutschland führen, sollen gewaltsam zerrissen werden. Während von jeher selbst in nationalpolnischen Kreisen der Zug nach deutschen Badeorten und deutscher Qualitätsware vorhanden war, mutet man den an deutsche Kultur gewöhnten Oberschlesiern heute zu, polnische Badeorte zu besuchen und polnische Erzeugnisse um jeden Preis und ohne Rücksicht auf ihre Qualität zu kaufen, die sogar der polnische Patriot verschmäht. Die polnischen Paßbestimmungen gelten allenthalben als Kulturschande und treffen den Oberschlesier am empfindlichsten, weil er seine in Deutschland wohnenden Verwandten zu einer verbilligten, aber immerhin zum Einkommen in keinem Verhältnis stehenden Gebühr nur besuchen kann, wenn sie den Weg ins Jenseits angetreten haben.

Wie steht es nun mit der Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oberschlesien, die wiederholt und feierlich zugesichert worden ist? Das auf hoher Stufe stehende deutsche Schulwesen wurde, entgegen dem durch die Genfer Konvention der Minderheit zugestandenen Schutz, in unverantwortlicher Weise zertrümmert. Die Beschwerden der Deutschen gelangten zwar vor die eigens zu diesem Zwecke errichtete Gemischte Kommission, die unter dem Vorsitz des Schweizer Bundespräsidenten Calonder in Kattowitz tagt, aber was nutzen die zugunsten der Deutschen gefällten Entscheidungen, wenn durch Terror und Bedrückungen schlimmster Art die Eltern in vielen Fällen, besonders auf dem Lande, aus Furcht vor dem Verlust ihrer Existenz nicht mehr zur Stellung eines Antrags auf Errichtung einer Minderheitsschule zu bewegen sind? Es liegen zahlreiche Fälle vor, wo Arbeitern, Beamten, Ärzten usw. ihr Brot genommen wurde, weil sie sich durch Forderung einer deutschen Schule für ihre Kinder zur Minderheit bekannt haben.

Auch auf dem Gebiete der Kirche ist eine unterschiedliche Behandlung der deutschen Katholiken zu vermerken. Die deutschen Gottesdienste sind entweder abgeschafft oder auf ein Minimum beschränkt worden. Sprengungen katholischer Versammlungen sowie die Unterbindung der Aufklärungstätigkeit in den katholischen Vereinen sind nichts Außergewöhnliches, und viele Geistliche erblicken ihren besonderen Ruhm darin, die Kinder *einer* Kirche offensichtlich zu benachteiligen, weil sie nur so den Ruf eines wahren Patrioten genießen. Wo aber ein Geistlicher in echt christlicher Auffassung seines Amtes den deutschen Pfarrkindern Gerechtigkeit widerfahren läßt, dort wendet sich die Hetze gewisser Kreise auch gegen ihn, so daß er als „German" bald sein Bündel schnüren kann. Es ist daher verständlich, daß eine Bewegung unter den deutschen Katholiken Nahrung findet, die den Austritt aus der Kirche wegen Vernachlässigung und Verfolgung propagiert.

Auf dem Gebiete der Volksgesundheit spielt die Nationalität gleichfalls eine entscheidende Rolle. Der Leiter der Medizinalabteilung der Wojewodschaft Schlesien ist trotz des Ärztemangels, der kraß darin zum Ausdruck kommt, daß an den beiden Heilanstalten der Wojewodschaft anstatt sieben Psychiatern, die der Etat vorsieht, nur drei tätig sind, eifrig darauf bedacht, daß nur Ärzten polnischer Nationalität eine Existenzberechtigung zugestanden wird, während den Oberschlesiern, die in Deutschland ihre vollwertige Approbation erworben haben, in jeder Beziehung Hindernisse in den Weg gelegt werden. Er scheut sich sogar nicht, diese Fachleute als Kurpfuscher zu bezeichnen und ihnen die Ausübung der Praxis zu verbieten. Ohne Rücksicht auf die Volksgesundheit bedroht er die Ärzte mit strengen Strafen, wenn sie entgegen ihrer Überzeugung nicht die minderwertigen polnischen Präparate, Sera usw. verordnen.

Die deutsche Presse erfreut sich einer besonderen Beachtung seitens des Staatsanwalts, der systematisch darauf ausgeht, eine Zeitung nach der andern mundtot zu machen. Ist eine bestimmte Anzahl von Beschlagnahmen und Prozessen erreicht, dann erfolgt das Erscheinungsverbot für die Dauer von 2 Jahren, das dem Tode der Zeitung gleichkommt. Die polnische Presse jedoch, deren Niveau unter aller Kritik ist, und die ihre Spalten zum großen Teil mit Denunziationen, Hetzartikeln und Boykottaufforderungen gegen die Deutschen füllt, darf ungehindert ihre destruktive Arbeit leisten.

Der deutschen Industrie, der Oberschlesien eigentlich seine Existenz verdankt, wird auf Schritt und Tritt das Dasein erschwert. Es gibt nur ein Mittel, die sogenannte Allgemeinheit zu beruhigen, nämlich die Schaffung von einträglichen Posten für die Protektionskinder der Gewaltigen im Reiche der Politik. Diese ziehen dann ihre Sippe sobald wie möglich nach sich, und der Oberschlesier findet als nicht vollwertig, weil er die polnische Sprache nicht so gut beherrscht, auf seiner Heimatscholle kein Brot.

Der geheime, aber dafür um so wirksamere Feldzug gegen die deutschen Optanten fordert täglich seine Opfer. Obwohl diesen nach der Genfer Konvention ein fünfzehnjähriges Wohnrecht in Oberschlesien zusteht, sind sie zum Verlassen der Heimat gezwungen, weil ihnen die Existenzmöglichkeit genommen wird. Westmarkenvereine und Insurgentenverband üben als Nebenregierung einen Druck auf die Behörden aus. Sie wenden sich an die Arbeitgeber mit der Forderung auf Entlassung der Optanten und drohen ihnen bei Nichtbefolgung mit Maßnahmen, deren probate Wirkung jedem in Oberschlesien bekannt ist. Dafür finden wieder einige von unseren östlichen Staatsgenossen, die vom Arbeiten nicht viel halten, passende Unterkunft.

Zur Beseitigung des bisherigen deutschen Einflusses in den Kommunen sind die Magistrate und Stadtverordnetenversammlungen aufgelöst und durch vom Wojewoden ernannte provisorische Verwaltungsräte ersetzt worden. Daraufhin hat man die deutschen Städte mit den zum großen Teil polnischen Nachbargemeinden zu großen Gemeinwesen verschmolzen, um auf diese Weise bei den Neuwahlen eine polnische Mehrheit für die Kommunalverwaltung zu erzielen. Obgleich laut Gesetz diese Wahlen bereits hätten ausgeschrieben werden müssen, ist das bisher noch nicht geschehen, weil infolge der Wirtschaftslage das Stimmungsbarometer stark unter Null steht und die erwünschte polnische Mehrheit in Frage gestellt ist.

Überhaupt ist die Stimmung der Bevölkerung infolge der Tatsachen, die ihr unter der polnischen Herrschaft bekannt geworden sind, für Polen höchst bedenklich. Die zugewanderten Intelligenzkreise wirken durch ihre auf französischer Kulturnachahmung basierte „Moral" abstoßend. Die Putz- und Genußsucht ist groß, und in ihrem Gefolge geht die Korruption, die nicht ihresgleichen findet. Die Postenjägerei blüht, denn jedermann strebt nach Einfluß, um ihn entsprechend für sich auszuwerten. Es hat den Anschein, als wollte sich jeder in Oberschlesien die Taschen füllen, bevor es hier ein Ende mit Schrecken für ihn gibt. Ganz unverblümt gestehen heute die irregeführten Oberschlesier ein, daß sie ein großes Unrecht begangen haben, als sie den Stimmzettel für Polen in die Wagschale warfen. Keine der vielen Versprechungen ist erfüllt worden. Der Oberschlesier ist der Helot seiner „sogenannten „Brüder", die ihm die Freiheit zu bringen versprochen haben. Er weiß auch, daß in nicht zu ferner Zeit die heutige Autonomie Oberschlesiens der Vergangenheit angehören wird, denn der Seelenmakler Korfanty hat die Autonomie bereits mit dem Huhn verglichen, das zuerst gerupft und dann in den Topf gesteckt wird. Die Unifikationsbestrebungen sind stark im Gange; die Führer im Schlesischem Sejm werden ihren Lohn erhalten, damit sie im Sinne der Zentralregierung wirken, die Abstimmung über die Aufhebung der schlesischen Autonomie wird mit theatralischer Geste erfolgen, und dann wird man abermals wie bei der Aufhebung der Militärfreiheit in Oberschlesien der Welt die Phrase verkünden, daß das oberschlesische Volk durch seine berufenen Vertreter selbst den Willen zum Ausdruck gebracht hat, seine Eigenheiten und Rechte aufzugeben und unter die schützenden Fittiche der wahren Mutter Polen zu flüchten.

Zur Erhärtung unserer Ausführungen über die chaotischen Zustände in Oberschlesien mögen die Feststellungen dienen, die der „Internationale Kongreß der Vereinigungen des freien Gedankens" am 16. August d. Js. in Paris über Polen gemacht hat:

„Die menschlichen und staatsbürgerlichen Rechte, die durch die Verfassung geschützt sind, werden in Polen mit Füßen getreten. Religionsfreiheit besteht nicht, weil jeder Bürger gezwungen ist, einer der Staatskirchen anzugehören. Die Freiheit der Presse ist für die oppositionelle Arbeiter- und Bauernbewegung unterbunden. Arbeiterorganisationen und Erziehungsvereinigungen sind ohne legale Motive aufgelöst. Die nationalen Minderheiten sind jeder Möglichkeit einer freien Entwicklung ihrer Schulen und Vereine beraubt. Die parlamentarische Immunität für oppositionelle Abgeordnete ist nicht vorhanden. Unaufhörlich werden Arbeiter, Bauern und Führer der nationalen Minderheiten ins Gefängnis geworfen. Die Gefängnisse sind überfüllt mit 5 bis 6000 politischen Gefangenen, die zuweilen das Opfer von

Torturen werden. Nach dem Bekenntnis des Vizepräsidenten Thugutt gehören Denunziationen und Provokationen zum Regierungssystem. Lockspitzel werden benutzt, um oft minderjährige Mitglieder von Arbeitervereinigungen dem Ausnahmegericht zu überliefern, das nur die Todesstrafe kennt. — Der Kongreß protestiert im Namen der Menschlichkeit und Freiheit gegen dieses Terrorsystem und verlangt von der ganzen Welt, daß ein Druck auf die polnische Regierung ausgeübt wird."

Bemerkenswert dürfte in diesem Zusammenhange gleichfalls sein, was amerikanische und englische Gelehrte über Polen und Oberschlesien sagen. Eine Meldung der „United Preß" aus Williamstown lautet:

„In der Reihe der Sommervorlesungen am Institut für Politik beschäftigte sich heute der Historiker Prof. Bernadotte Schmitt mit der durch die deutsch-polnische Spannung geschaffenen Lage in Mitteleuropa. Der Zollkrieg zwischen den beiden Ländern und die Unstimmigkeiten über Danzig und den polnischen Korridor bedrohten den Frieden Europas und machten die Paktverhandlungen äußerst schwierig, während Oberschlesien zu einem zweiten Elsaß-Lothringen werden würde, wenn Polen nicht territoriale Zugeständnisse machen würde.

Im Verlauf der Diskussion erklärte der Engländer Prof. Montgomery von der Universität Oxford, daß Polen nicht imstande sei, das ihm zugefallene Oberschlesien sachgemäß zu verwalten und zu entwickeln. Polen habe einen Löwenanteil bekommen, ohne die Verdauungsorgane eines Löwen zu besitzen. Am Schluß seiner Ausführungen unterstrich Prof. Montgomery die Notwendigkeit für die industriellen und landwirtschaftlichen Kreise Polens, eine maßvollere Politik zu treiben."

Weite Kreise der oberschlesischen Bevölkerung stehen heute auf dem Standpunkt, daß die gegenwärtig von Polen in Oberschlesien geübte Praxis das Ziel verfehlen muß. Es gibt nur eine Rettung für dieses schwer geprüfte Land:

> Oberschlesien wird wieder deutsch. Und das durch Polen bedrohte Leben des ganzen Landes wäre gerettet. In Ausführung der Genfer Beschlüsse besteht im Rahmen des deutschen Reiches die Sicherheit, daß der polnische Volksteil seine kulturellen Güter ungehindert und nach freiem Ermessen in Haus, Schule, Kirche und in der Öffentlichkeit pflegen dürfte.

Silesius.

Weihnachtsrundschau

Kinderbücher

Einige Verleger haben es verstanden, eine bestimmte Luft um ihre Kinderbücher herum zu schaffen von so zwingender Kraft, daß es die Kinder von Anfang an in Bann schlägt und den Erwachsenen als Zeichen dient: hier ist das Richtige für deine Kinder. Wenn man auch in diesem Jahr wieder die Bücher des Verlags Josef Scholz, Mainz, zur Hand nimmt, so spürt man in jedem einzelnen diese Luft, und dies allein verbürgt schon, daß die Arbeit des Verlags auch in diesem Jahr auf der alten Höhe steht. Für alle Lebensalter ist gesorgt. Die unzerreißbaren Bilderbücher mit Versen für die Kleinsten, zu denen wirklich beste Kräfte bemüht sind, stellen sich recht hübsch dar. Arpad Schmidhammer hat bunte Bilder zu lustigen Kinderreimen „Backe, backe Kuchen", Lia Döring zu den Versen von Frida Schanz „Vom Hampelmann und anderem Spielzeug" gezeichnet, auch in einer größeren Ausgabe als „Klein-Kinder-Buch" vorliegend. Die beiden gleichen Künstlerinnen stellten ein buntes „Bilderbuch für Buben und Mädels" zusammen. „Die Verkehrsmittel" vom Bauernwagen bis zum D-Zug, Auto, Unterseeboot und Luftschiff in allen ihren Stufen zeigt in handfesten Bildern Danilowatz, und R. Klement trug die Verse bei. Besonders nett sind wieder die „Klipp-Klapp"-Bücher: „Zwergenmesse" und die „10 kleinen Negerbuben in Afrika", in denen Adolf Uzarski den Überschuß seiner Laune in Fortsetzung des vorjährigen Büchleins von den Negerbuben in etwas holperigeren Versen, aber nicht minder lustigen Bildern hergibt. Auch „unsere Haustiere"

sind erneut im Bild zusammengestellt von A. Hosse mit Versen von A. Sergel. Dem „Konzert der Tiere“ ist „Die Schule der Tiere“ mit Bildern und Versen von Eugen Oßwald gefolgt. In der „Goldenen Ernte“ sind Lieder und Gedichte für Kinder mit Bildern von Hans Schroeder gut ausgewählt. Uhlands „Schwäbische Kunde“, „Als Kaiser Rotbart lobesam“ hat W. Großmann sehr lebendig und suggestiv illustriert. Dann kommt die Reihe der Märchen: „Ali Baba und die vierzig Räuber“, die wiederum Uzarski, „Daumerlings Wanderschaft“, die H. Stockmann, „Die Geschichte vom kleinen Muck“, die F. Wacik, und „Alladdin“, den — sage und schreibe — Franz von Bayros illustrierte. Neben diesem alten Gut gibt E. G. Seeliger mit Bildern von C. Storch eine lustige Reimgeschichte „Heinz Wolframs Weihnachtsgeschenke“.

Andere Verleger haben gleichfalls Märchen herausgegeben, meist in sehr hübscher Ausstattung und mit reizenden Illustrationen. So sind in der Reihe der „Stuttgarter Kinderbücher“, die im vorigen Jahre begann (Stuttgart, Dieck & Co.) „Rotkäppchen“, Schneewittchen“, „Dornröschen“ und „Aschenputtel“ erschienen, mit entzückend naiven mehrfarbigen Bildern von Rie Cramer. Im Verlag G. W. Dietrich, München, illustrierte mit sehr hübschen Zeichnungen A. Löffler eine Auswahl aus „Grimms Märchen“, eine Auswahl von „Andersens Märchen“ F. H. Eggers. Diese auf ausgezeichnetem Papier gedruckten, in feste Leinwand gebundenen Bände enthalten auch eine sehr hübsche Auswahl aus „J. P. Hebels Schatzkästlein“ mit Bildern von H. Stockmann. Ferner Gustav Schwab: „Die Schildbürger“, illustriert von L. Göbell. An eine höhere Altersstufe wenden sich die Märchen von R. v. Volkmann-Leander mit Bildern von Jo Franziß „Vom unsichtbaren Königreich“ und die aus dem Dänischen übertragene sehr spannungsvolle Grönlanderzählung mit aufregenden Abenteuern und viel edler Gesinnung von Erik Hansen, illustriert von A. Löffler (ebenda). — Der hier oft gerühmte Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg, gab in der bekannten glänzenden Ausstattung einen Beitrag zur Jahrtausendfeier für die Kinder, indem er von Else Franke eine Reihe der schönsten und lustigsten „Sagen vom deutschen Rhein“ zusammenstellen und sie sehr fein von Carl Miersch illustrieren ließ. Der Volksverband der Bücherfreunde (Berlin, Wegweiser-Verlag) hat als eine ganz besonders gut ausgestattete und reizvolle Gabe „Das Schlaraffenland“ von Hans Sachs, durch Karl Arnold in launigster und zu gleicher Zeit handgreiflichster, dem Stoff wirklich entsprechender Art illustriert, herausgebracht.

Nicht nur den Kindern, sondern auch Erwachsenen wird das Büchlein „Und hat ein Blümlein bracht“ zu großer Freude und vielleicht innerer Einkehr dienen. Der Verlag von Josef Müller, München, hat auch hier wieder eine ganz besonders feine und glückliche Hand bewahrt, indem er einen Klosterbruder Fr. Angelikus Maria Becker mit Heinrich Federer gemeinsam die Geschichte „von unserer lieben Frau und ihres zarten Söhnleins gnadenreicher Geburt“ in Worten und Bildern beschreiben ließ. Eine unendlich feine Innigkeit und stille Frömmigkeit, durchleuchtet von einer wohltuenden Sauberkeit und Keuschheit des Empfindens, zeichnen dieses Buch vor vielen andern aus. Die Wiedergabe der Bilder im Kupfertiefdruck ist ganz besonders zu rühmen. — Mit sehr viel Pädagogik sind die Kinder- und Jugendbücher des Verlages J. P. Bachem-Köln, durchtränkt. Ob nun die Begriffe richtiger und falscher Erziehung in dem Buch von S. v. Follenius „Allzeit wahrhaftig“ behandelt, oder die Taten „Robert von Savernys“ durch A. J. Cüppers zur Zeit der Kreuzzüge geschildert werden, oder Hedwig Dransfeld das Schicksal des elternlosen „Grafendorli“ und sein Zurechtfinden auf dem Wege der Pflicht und Arbeit darstellt oder Pizarros Expedition „Zum Amazonenstrom“ durch H. Fleckes erzählt oder endlich A. J. Cüppers ein Bild aus Irland von Mord und Verbrechen „Versiegelte Lippen“ entrollt; überall ist die pädagogische Note sehr stark, wenn auch erzählerische Qualitäten nicht ganz übertönt werden. Das gilt auch von Charles de Vitis Pariser Erzählung „Der Roman der Arbeiterin“, während „Das rote Haus“ eine lustige Ehegeschichte von E. Nesbit (Übersetzung aus dem Englischen) doch darüber hinaus recht viel, allerdings sehr harmlosen Humor und Lustigkeit gibt.

Ein nettes Reimbuch für Kinder hat Josepha Metz zusammengestellt unter dem Titel „Von Hans Sachs bis Wilhelm Busch“ (Berlin, Wegweiser-Verlag) mit Bildern von Eva Halier.

Eine hübsche Gabe ist das Buch von La Grange „Aus dem Himmel ferne“ (Stettin, Herrcke & Lebeling), in dem eine

junge norddeutsche Künstlerin aus enger Herzensverbindung mit Kindern hübsche Traumbilder aus dem Himmel geschaffen hat in einem durchaus religiösen, freilich auch durchaus protestantischen Empfinden.

Auch der Verlag Karl Thienemann, Stuttgart, bringt wieder recht gute Neuerscheinungen in diesem Jahre. Besonders wertvoll erscheint uns das Buch Brehm „Auf Forscherfahrt in Nord und Süd“ mit 16 farbigen Bildern von Karl Mühlmeister, herausgegeben von C. W. Neumann. Hier wird dieser Schöpfer eines nationalen Besitzes im Gebiete der Naturkunde der Jugend nahegebracht als der kühne Forschungsreisende, den sein Drang nach Erkenntnis durch fast alle Erdteile vom eisigen Norden bis tief hinein in die Wüste geführt hat. — Das gut eingeführte „Deutsche Knabenbuch“ liegt jetzt im 34. Band vor, wiederum mit vielen ein- und mehrfarbigen Bildern. Den Knaben im Alter von 12 bis 17 Jahren bringt es sowohl an Erzählungen und Gedichten wie in Berichten über Reisen und Abenteuer und lehrreichen Anleitungen auf dem Gebiete der Technik, für Spiel und Sport, aus Naturkunde und Kulturgeschichte die mannigfachsten und wirklich gute Beiträge.

Vom Verlag Levy & Müller, Stuttgart liegen gleichfalls gute neue Arbeiten vor. Wertvoll erscheint uns der Gedanke, durch das Buch von J. J. Schätz „Wanderfahrten in den Bergen“, geschmückt mit Radierungen von W. Sandstein und Textbildern von A. Bitterlich, schon in die Jugend durch die kundige Führung eines erprobten Alpinisten den Gedanken des Bergsports so fest hineinzubringen, daß aus diesem Keim der Sehnsucht ein kräftiger Baum alpinen Könnens sich entwickelt. Josephine Siebe setzt in „Kasperles Schweizerreise“, die mit hübschen Bildern von E. Kutzer und Scherenschnitten von B. Werner geziert ist, ihre märchenhaften, von frischer Laune getragenen phantastischen Kasperle-Erzählungen fort, die bei der Jugend Anklang finden, während Tony Schumacher im „Schloß-Bärbele“ mit Bildern von K. Schmauk eine feinsinnige und schlichte Geschichte zweier Geschwister, eines frischen, tüchtigen Schwabenmädels und ihres gelähmten Bruders, mit einem Aufstieg zu einem erfolgreichen Leben gibt. — In den sogenannten „Lieblingsbüchern der Jugend“ des gleichen Verlags bearbeitete O. Brandstädter Schwabs „Die Schildbürger“, und erzählt E. Halden sehr nette „Tiergeschichten“ mit Bildern von W. Planck und P. Leuteritz.

Literaturgeschichte

Von Albert Soergels weitverbreitetem Buch „Dichtung und Dichter der Zeit“, eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte (Leipzig, Voigtländer) ist als letzter Band erschienen „Im Banne des Expressionismus“. Das sehr umfangreiche, flüssig geschriebene Buch mag vielleicht zunächst den Leser durch die gewissermaßen unkritische Aneinanderreihung von Einzelerscheinungen erstaunen, doch dafür sprechen manche und wesentliche Gründe. Einmal sind seit den Zeiten Hanslicks und seiner Beckmesserei wohl alle kritischen Betrachter recht vorsichtig geworden in der Wertung von Zeiterscheinungen. Aber diese Vorsicht ist bei einem Mann wie Soergel zweifellos nicht maßgebend gewesen. Außerdem spürt man irgendwo bei ihm eine Hinneigung, zum mindesten eine Bejahung der im Expressionismus tätigen Kräfte. Er ist sich darüber klar, daß er nur durch die Betrachtung des Einzelmenschen und Einzelwerkes den Willen und die Kraft der ganzen Richtung darlegen kann, auch wenn dabei sogenannte literargeschichtliche Methoden vielleicht zu kurz kommen sollten. So hat sich zweifellos etwas sehr stark Lebendiges in diesem Buche gestaltet, für dessen Frische auch das Heranziehen der bildenden Kunst, vor allem auch der Karikatur und Satire ebenso das der Handschriftproben spricht. Wer sich selber ein Urteil bilden will, wird in diesem Buche, das auf Bevormundung verzichtet, einen wertvollen Führer und Anreger finden.

Geschichte

Sehr zu begrüßen ist die ausgezeichnet ausgestattete, mit 12 Lichtdrucktafeln versehene Ausgabe des Buches von Ernest Lavisse „Die Jugend Friedrichs des Großen“, in der Übersetzung von F. v. Oppeln-Bronikowski und einer Einführung von dem berufensten Kenner der friderizianischen Zeit G. Volz in neuer Auflage. Es ist dem Verfasser zweifellos geglückt, durch anschauliche und eindringliche Schilderung aufzuzeigen, wie aus dem jungen Fritz der große Friedrich wurde und werden mußte.

Von Reinhold Kosers „Friedrich der Große“ (Stuttgart, Cotta) ist die Volksausgabe, die seinerzeit zum 200. Geburtstag

des großen Königs erschien, mit dem 12. bis 14. Tausend herausgekommen. Diese Ausgabe ist bekanntlich eine gekürzte Bearbeitung der großen vierbändigen Ausgabe und bringt die biographischen Teile unverkürzt, während die Abschnitte über diplomatische Verhandlungen und anderes stark zurückgeschnitten worden sind. Kosers Werk zu nennen, bedeutet es zu empfehlen.

Wir begrüßen es, daß vom dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen des Fürsten Otto v. Bismarck" (Stuttgart, Cotta) nunmehr auch eine Volksausgabe erschienen ist, die beitragen wird, Bismarcks ernste Mahnworte zur Tat zu machen: „Den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft." — Von der großen Friedrichsruher Ausgabe von **Bismarcks Werken** liegt Band 7 vor, enthaltend den 1. Teil der **Gespräche**, bearbeitet von Prof. Andreas, so daß diese Ausgabe, deren Erscheinen wir hier mit wärmstem Interesse dauernd begleiten, nunmehr drei Bände umfaßt.

Eine Nebenperson der Geschichte hat durch C. Atzenbeck eine ausgezeichnete Würdigung gefunden: „**Pauline Wiesel**", die Freundin und Geliebte nicht nur des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, sondern vieler anderer höchst bedeutender Männer und eine der schönsten Frauen schlechthin, tritt uns in dieser Sammlung ihrer Briefe und von Zeugnissen und Berichten sowie Notizen von Zeitgenossen über sie, besonders auch durch das belebte und reife Vorwort des Herausgebers so plastisch entgegen, daß wir den lebendigen Hauch zu verspüren glauben, dessen Kraft die Männer in ihren Bann zog, weil sie den Mut zu ihrer Leidenschaft hatte und es verstand, dadurch, daß sie schrankenlos gab, jedem Manne als das zu erscheinen, was einzig er begehrte.

Von dem im vorigen Jahre angezeigten großen und grundlegenden Kriegswerk von **Walter Bloem** „**Der Weltbrand**", **Deutschlands Tragödie 1914—1918** (Berlin, Reimar Hobbing) ist eine neue gekürzte Ausgabe, eine Volksausgabe sozusagen, erschienen, deren Verbreitung in weitesten Kreisen wir dringend empfehlen möchten, da sie alle Vorzüge aufweist, welche die hier gewürdigte große Ausgabe hat und handlicher ist als jene.

Unentbehrliches

Als ein Zeichen dafür, daß doch eine gewisse Stetigkeit in die deutschen Verhältnisse gekommen ist, können wir buchen, daß der Verlag **Baedeker**, Leipzig, seine schlechterdings unentbehrlichen Reiseführer in neuen Auflagen, aber in alter Güte und Vollzähligkeit unter Berücksichtigung all der einschneidenden Veränderungen wieder herausgibt. Neu liegen vor von den roten Bänden „**Württemberg**" und „**Südbayern**", beide wieder mit vielen und tadellosen Karten.

Von Georg **Büchmanns** „**Geflügelte Worte**" (Berlin, Haude & Spener) ist die 27. Auflage erschienen. Sie ist auch heute eigentlich für jeden so unentbehrlich, wie sie der Legende nach es einst einem heiteren deutschen Reichskanzler war, um so mehr, als über 100 Zitate neu aufgenommen sind. Der Bearbeiter ist Dr. B. Krieger, den Einband zeichnete W. Tiemann. — Ebenso zu begrüßen ist das Buch von **Borchardt-Wustmann** „**Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund**" (Leipzig, F. A. Brockhaus), das in 6. Auflage erschienen ist, herausgegeben von G. Schoppe, mit 13 Abbildungen und 22 Holzschnitten und dem Einbandentwurf von E. Gruner. Dieses Buch wird in besonderem Maße dazu dienen können, uns ein lebendiges Verhältnis zum alten und neuen Sprachgut zu schaffen, und dadurch in erhöhtem Maße die Liebe zur Muttersprache und zur deutschen Heimat vertiefen helfen.

Antike Literatur

Einem sehr glücklichen Gedanken entspringt eine Sammlung, die wir ganz besonders empfehlen möchten: die „**Tuskulum-Bücher und -Schriften**" (München, E. Heimeran). Diese Bücher sollen sowohl dem Kenner wie dem Freunde der Antike und ihrer Sprache dienen, wie von einem sehr gesunden Standpunkt aus das Verständnis der wahren Antike auch den Kreisen erschließen, die ihr bislang fremd gegenüberstanden. Dem dienen besonders die Tuskulum-Schriften, von denen 4 Hefte vorliegen. Sehr kundig und in einem sympathisch sachlichen Ton, ohne Überschwang, aber mit einem gewissen Humor führen Franz **Burger** (Antike Mysterien; Die griechischen Frauen), W. **Kroll** (Freundschaft und Knabenliebe), E. **Stemplinger** (Antike Technik) unter Vermittlung einer Fülle von gegenständlicher Kenntnis in den Geist der Antike ein. Die Tuskulum-Bücher verwirklichen einen Gedanken, der in England längst gang und gäbe ist, nämlich die zwei-

sprachige Ausgabe antiker Werke, bei der sich beide Texte seitenweise gegenüberstehen. Hier sind in wirklich sehr guten Übersetzungen erschienen: „Oden und Epoden des Horaz", „Tacitus, Tiberius", „Ovids Liebeskunst", „Aischylos, Die Perser" und „Plutarch, Kinderzucht."

Volksverband der Bücherfreunde

In der letzten Zeit sind in der Öffentlichkeit recht unerfreuliche Erörterungen über das Wesen und die Arbeit der Buchgemeinschaften hin- und hergegangen, die mit einem vorläufigen Friedensschluß zu Ende gebracht sind. Das darf uns jedoch nicht abhalten, ohne zum Prinzip der Buchgemeinschaften hier vorläufig Stellung zu nehmen, festzustellen, daß aus der Arbeit des Wegweiser-Verlages, Berlin, einige recht hübsche Zeugnisse vorliegen. Da hat Friedrich Düsel Scheffels „Ekkehard" herausgegeben mit einer feinen und klugen Einleitung, und aus der Weltliteratur sind Oscar Wildes Roman „Das Bildnis des Dorian Gray" mit einem Nachwort von M. Grusemann, Alphonse Daudets „Briefe aus meiner Mühle" in der deutschen Übersetzung von Peter Scher und das uns allen aus unserer Kinderzeit wohlbekannte Büchlein „Helenens Kinderchen" von John Habberton, deutsch von Käte Icke, mit Bildern von Wilhelm Schulz aufgenommen. Man hat häufig von der Ausstattung dieser Bände großes Wesen gemacht, das können wir nach den vorliegenden Proben nicht, wenn wir auch anerkennen, daß die Ausstattung ausreichend ist. Eine Gabe von wirklich buchtechnischem Wert jedoch ist das schöne Buch „Der Nibelungen Not" in der Übersetzung von Simrock, nach der Hundeshagenschen Handschrift mit ihren Bildern, herausgegeben von H. Degering mit einem Einband von K. Siebert nach Deckeln aus dem 15. Jahrhundert, das wirklich jeder Bibliothek zur Zierde gereichen kann, in Wahrheit ein „Meisterdruck."

Verschiedenes

Ein Unternehmen, das im letzten Grund eine ausgezeichnete Reklame ist und dabei doch auf künstlerischen und geistigen Rang durch geschicktes Vorgehen gehoben wird, ist das Sammelwerk „Tausend und ein Schweizer Bild" herausgegeben von S. A. Schnegg (Stuttgart, Verlag Natur und Kunst), von dem 4 Lieferungen, umfassend Genf, den Genfer See und die Waadtländer Alpen bisher vorliegen. Eine Einführung schrieb der Bundespräsident G. Motta, als Textbeiträger sind die besten schweizer Schriftsteller und Dichter bemüht. Die Photographien stehen auf glänzender künstlerischer Höhe, so daß dieses Werk zweifellos in jedem die Lust erwecken wird, das schöne Land aufzusuchen. Im ganzen sind 36 Lieferungen geplant.

Von dem in der „Deutschen Rundschau" Heft 10, Seite 51 besprochenen Buch von Lothrop Stoddard „The Revolt Against Civilization" ist jetzt unter dem Titel „Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen" eine deutsche Ausgabe in der Übertragung von W. Heise erschienen (München, J. F. Lehmann).

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

XIV

Die an der Ost- und Westfront 1915 im Spätsommer und beim Herbstbeginn bestehende kritische Lage der Mittelmächte wurde noch dadurch verstärkt, daß es sich nunmehr als unvermeidlich erwies, den tapfer an der Dardanellenfront fechtenden Türken baldigst Hilfe zu bringen, sollte nicht die Durchfahrt durch die Dardanellen für die Entente frei und damit die Möglichkeit gegeben werden, daß Rußland Kriegsmaterial in großem Umfange auf dem Seewege zugeführt werden konnte. Es mußte der Landweg für die Mittelmächte über den Balkan freigemacht werden, was ohne bulgarische Hilfe unmöglich war. Schon im Monat Juli hatte die deutsche Oberste

Heeresleitung darauf hingewiesen, die diplomatischen Verhandlungen mit Bulgarien kräftig zu betreiben. Sie schritten aber nur langsam vorwärts. Wenn es schließlich gelang, die Widerstände in Sofia zu überwinden, so hat die Erwägung für Bulgarien, es würde bei einem Siege der Mittelmächte besser fahren, als bei einem solchen der Entente, den Ausschlag gegeben. Immerhin bestand in Sofia eine starke zu Rußland hinneigende Partei, und während der folgenden Kriegszeit hat stets der Gedanke eine Rolle gespielt, die Bulgaren würden wohl gegen die Serben bereitwillig fechten, nicht aber gegen die Russen. Gegen Österreich bestand bei den Bulgaren ein starkes Mißtrauen.

Ende August war im deutschen Großen Hauptquartier zu Pleß der bulgarische Bevollmächtigte Oberstleutnant Gantschew eingetroffen. Am 6. September gelang der Abschluß einer Konvention, nach der die Einzelheiten für den gemeinsamen Feldzug deutscher, österreichischer und bulgarischer Streitkräfte gegen Serbien festgelegt wurden. Die geschickte diplomatische Haltung Falkenhayns hat zum Beitritt Bulgariens wesentlich beigetragen.

Die Heranziehung der deutschen und österreichischen Truppen zum Vormarsch nach Serbien begann im September, denn die Operationen sollten am 6. Oktober ihren Anfang nehmen. Da stellte sich im entscheidenden Augenblick heraus, daß die Österreicher infolge von Schwierigkeiten an der russischen Front vier Divisionen weniger stellen würden, als verabredet. Deutschland nahm das Wagnis auf sich, durch Heranziehung von der Ost- und der gerade damals stark bedrohten Westfront für die fehlenden österreichischen Divisionen über die eigene Verpflichtung hinaus einzutreten.

Serbien hatte zwei Angriffe der Österreicher siegreich abgewehrt. Da aber nur noch etwa 200000 Mann zur Verfügung standen, waren die Aussichten, den jetzt drohenden Vorstoß abzuwehren von vornherein gering. Allerdings mußten die Deutschen und Österreicher für ihre Offensive zunächst die starken Strombarrieren der Donau und Sawe überwinden, aber gleichzeitig drohte der Angriff von Osten an der serbisch-bulgarischen Grenze mit überlegener Kraft gegen Flanke und Rücken durch mindestens vier Divisionen der Bulgaren, die an Infanterie ungefähr die Stärke von je einem deutschen Armeekorps hatten. Die Lage der verbündeten Mittelmächte war also in operativer Hinsicht überaus günstig. Schwierigkeiten hatte aber die Einigung über den Oberbefehl gemacht. Bulgarien nahm die Wahl des Generalfeldmarschalls von Mackensen ohne Zögern an. Österreich-Ungarn machte aber aus sonstigen Rücksichten allerlei Einwendungen. Schließlich begnügte man sich damit, dem Feldmarschall den Auftrag „Unterwerfung Serbiens" zu geben, während die Frage, ob Deutschland oder die „Monarchie" die Oberleitung hatte, eigentlich unentschieden blieb. Es hat sich, da der ganze Feldzug einen Erfolg an den anderen reihte, nicht weiter schädlich ausgewirkt. Obgleich die Serben sich als ein zähes, mit aller Hingebung den Kampf für ihr Vaterland aufnehmendes Volk zeigten, entwickelte sich der ganze Feldzug doch als ein kaum unterbrochener Siegeszug für die Mittelmächte. Schon der erste einleitende Schlag, der Übergang über die Donau und Sawe, sorgsam vorbereitet, bewies, daß operative Verteidigung von Flüssen selten gelingt. Im weiteren Verlauf des Feldzuges kam es zwar an den zahlreichen starken Abschnitten des Landes noch zu heftigen Kämpfen, die Serben mußten aber, dauernd in ihrer östlichen Flanke von den Bulgaren umfaßt, oder mindestens stark bedroht, überall weichen, verloren den größten Teil ihres Kriegsmaterials und nur kümmerliche Reste konnten sich südwestlich durch Albanien retten. Die den Mittelmächten bei ihren Angriffen zufallenden Aufgaben wurden durch die Schwierigkeiten des bergigen Landes und die sich daraus ergebenden ungünstigen Nachschubverhältnisse bei mangelhaften Wegen und durch regnerisches Wetter stark erschwert. Die Hauptentscheidung fiel Ende November in der Schlacht auf dem Amselfelde.

Die Entente hatte das ihrem serbischen Bundesgenossen drohende Verhängnis natürlich frühzeitig erkannt. Es war die französisch-englische Orientarmee gebildet, deren Spitzen in der ersten Hälfte des Monats Oktober bei Saloniki landeten. Einige Kräfte wurden zur unmittelbaren Unterstützung der Serben nordwärts in Marsch gesetzt; dadurch konnte zwar die annähernde Vernichtung des serbischen Heeres nicht mehr verhindert werden, wohl aber war deren Aufnahme in der rasch zu einem großen befestigten Brückenkopf ausgebauten Stellung bei Saloniki möglich.

Es war ein schwerer Rechtsbruch, mit dem die Entente sich über die Neutralität Griechenlands rücksichtslos hinwegsetzte, ein Rechtsbruch, gegen den das Verhalten

Deutschlands Belgien gegenüber weit zurücktritt, denn Griechenland wollte nur aus dem Weltkriege herausbleiben, während Belgien, ganz abgesehen von der Unklarheit der Abmachungen aus den Jahren 1830/31, sich schon über sie vielfach hinweggesetzt und ein Verhalten an den Tag gelegt hatte, das über die Absicht eines Anschlusses an die Entente nicht den geringsten Zweifel aufkommen lassen konnte. Griechenland hatte zwar mit der Mobilmachung seines Heeres begonnen, war aber angesichts seiner wirtschaftlichen Abhängigkeit von den Überseeverbindungen außerstande, sich mit bewaffneter Hand gegen die Vergewaltigung der Entente zur Wehr zu setzen. Hinzu kam weiter, daß starke Parteien im Lande unter der Führung von Venizelos grundsätzlich ententefreundlich waren und von einer Unterstützung der Mittelmächte auf keinen Fall etwas wissen wollten.

Der Erfolg der Mittelmächte gegen Serbien brachte sehr bald den auf der Halbinsel Gallipoli hart bedrängten Türken die dort sehnlichst erwartete Entlastung. Schon im November wurde ihnen Artillerie-Unterstützung, vor allem Munition guter Beschaffenheit zugeführt, auch mehrere Batterien, und die bei der Orientarmee Saloniki auftretenden Kräfte waren zum Teil den gegen die Türken bestimmten Truppen entnommen.

Für die Mittelmächte, vor allem die deutsche Oberste Heeresleitung, galt es jetzt einen Entschluß zu fassen, ob man sich mit dem errungenen Erfolge gegen die Serben begnügen sollte, oder den Angriff fortsetzen mit dem Ziel, die Entente von dem Balkan völlig zu vertreiben. Die Frage war militärisch und politisch verwickelt und bedurfte einer sorgfältigen Prüfung. General v. Zwehl.

Aus dem Berliner Musikleben

Fidelio

Wenn Beethoven zu seinen Lebzeiten empfindlich getroffen wurde durch die Kritik, deren Unfähigkeit, Neid, Unverstand und Bosheit das Perpetuum mobile in der Geschichte schaffender Genies bilden, so muß andererseits betont werden, daß seine Werke wenigstens geräuschvolles Echo weckten, während die Werke Mozarts bei ihrer Veröffentlichung meist unbeachtet blieben und diejenigen des großen Johann Sebastian überhaupt nur zum kleinsten Teil erschienen . . . . . .

Keine Komposition Beethovens erntete solchen Mißerfolg wie seine einzige Oper. Ihrer Uraufführung in Wien, Ende November 1805, folgten einige Wiederholungen vor leeren Häusern. Auch die zweite, veränderte Fassung, bereichert um die Leonoren-Ouvertüre erfuhr ein Jahr später das gleiche Schicksal, und erst 1814, als Florestans Befreiung aus Tyrannengewalt, Klage und Jubel der Gefangenenchöre erhöhte Aktualität gewonnen hatten, fühlte das Publikum die elementare Bedeutung Fidelios.

Wie die Kraft von Naturgewalten in den Verheerungen erkennbar wird, welche sie anrichten, so offenbart sich die Macht des Genies am stärksten in der unheilvollen Wirkung auf Spätere. Zwar zog Beethoven, dessen Einfluß die musikalische Vorherrschaft Deutschlands im 19. Jahrhundert bestimmte, die unbeschwerte Musik des „göttlichen" Mozart hinab in menschliche Bezirke, er wußte für Schmerz und Freude unbekannte, erschütternde Töne zu finden, doch erst seine Nachahmer schufen in Verkennung und Übertreibung des Meisters die Musikdramen, jene gewichtigen Schilderungen allzuirdischen Getriebes, welche die Musik immer mehr ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdeten.

Um so höher ist zu bewerten, daß es Erich Kleiber in der Staatsoper mit unermüdlichem Probieren, mit liebevoller Eindringlichkeit gelang, in Ton, Wort und Geste Fidelios Urgestalt neu zu beleben, alle Wunder dieser einmaligen Partitur, gelöst von jeglicher Tradition, zu enthüllen. Ebenso feinfühlig wie natürlich paßt sich der prägnante Dialog dem Tempo der Handlung, dem Charakter jeder Figur an, sorgsam sind die Übergänge vom gesprochenen zum gesungenen Wort abgestimmt, virtuos schattiert die Chöre, deren Brandung Philipps klarer Tenor vernehmbar übertönt. Die tief-menschliche Leonore — Leider —, Soots Florestan, die schwärme-

rische Marzelline — Knepel —, der schauspielerisch scharf profilierte Pizzaro Schützendorfs, Henke als schön singender Jaquino, Schorrs Minister, der stimmlich ganz prächtige Rocco Helgers — alle diese mehr oder minder Ausgezeichneten eint Kleiber mit dem unübertrefflichen Orchester zu kontrastreicher Gesamtheit wie sie das lebenatmende Werk fordert.

Der ergreifende Eindruck wird gesteigert durch grandiose Bühnenbilder, die Aravantinos mit kühnem Einfühlungsvermögen entwarf. Welch unvergeßlicher Anblick bietet sich dem Auge, wenn im Verklingen des phantastischen Marsches das zweite Bild sichtbar wird und aus gespenstischem Dämmer eines monumentalen Gefängnishofes die Uniformen regloser Soldaten aufblitzen — oder wenn Rocco und Leonore die dunkle Treppe scheinbar endlos hinunter steigen in Florestans Verließ .... Altem Brauche folgend — über welchen sich diskutieren ließe — bringt Kleiber die große Leonoren-Ouvertüre nach der Kerkerszene, eine erstaunlich reife, künstlerische Leistung, die allein den Besuch „Fidelios" verlohnte.

Dirigenten und Sänger

Nicht weniger als 6 Dirigenten verheißen für diese Saison eine Anzahl großer zyklischer Orchesterabende mit zugkräftigen oder namhaften Solisten. In Anbetracht der bedenklichen Konkurrenz von Film und Radio sowie der wirtschaftlichen Einengung sind Enttäuschungen, d. h. zuweilen nur halbvolle Säle, unvermeidbar. Auch wäre wünschenswert, daß eine gewisse Verständigung in bezug auf die Programme erfolgte, damit nicht binnen weniger Tage dieselben Werke aufgeführt werden.

Klemperer und Unger brachten beide die 9. Symphonie Mahlers, Walther sein „Lied von der Erde". Im ersten Philharmonischen Konzert bot Furtwängler eine Novität: Bartóks klanglich und rhythmisch interessierende, obwohl zu ausführlich geratene „Tanzsuite". Außerdem entzückte Dusolina Giannini ihre Verehrer durch den großzügigen Vortrag der Weberschen Ozean-Arie, dieses vielgeplünderten romantischen Glanzstückes stimmlicher Bravour. Kleiber (Staatskapelle) zeigte in dem prächtig wiedergegebenen „Don Juan"-Ballett Glucks, wie stark der Eindruck gewesen sein muß, welchen Mozart davon empfing — stimmen doch die Grundzüge des „Ständchens", des Comthurs im „Don Giovanni" mit Gluck überein. — Das Berliner Symphonie-Orchester, unter seinem neuerwählten Führer Oskar Fried, ist erfolgreich bemüht, seine qualitativen und quantitativen Leistungen zu verbessern. Dem Dämpfen der Blechbläser sollte man besondere Sorgfalt widmen. Diese ungleiche Gewichtsverteilung der Klangstärken machte sich in Berlioz „Symphonie Phantastique" besonders bemerkbar.

Die sprichwörtliche tenorale Eitelkeit fehlt dem mit tiefer Empfindung deutsche Lieder singenden Negertenor Hayes. Schade nur, daß er seine nicht allzugroße, schönklingende Stimme in der für Sänger so verhängnisvollen Philharmonie anstrengte, statt sie in kleinerem Raum ganz zur Geltung zu bringen, wie z. B. der bewußt formende, kühlüberlegende Baritonist Graveure im Beethovensaal.

Leider war es — aus gagenkonventionellen Gründen — nicht gelungen, Schaljapin, diesen einzigartigen Typ des „singenden Schauspielers", in der Staatsoper zu hören. Sein Liederabend bewies aufs neue, daß suggestive Kraft des Erlebens und außergewöhnliches, dramatisches Gestaltungsvermögen auch da noch triumphieren, wo Glanz und Fülle der Stimme geschwunden sind. In diesem Sinne vermochte die ergreifende Vision des Doppelgängers, der Grenadiere, vor allem das seltsame Wolga-Schifferlied „Ey Uchnem" eine ganze Oper aufzuwiegen.

Don Pasquale

Obzwar Donizettis Pariser Feinde seine 60. Oper, den „Don Pasquale", als Bänkelsängermusik bezeichneten und ihm das Einstudieren des Werkes — an der „Italienischen Oper" um die Weihnachtszeit 1843 — in jeder Weise erschwert hatten, nahm das Publikum die unerschöpflichen Melodien, die Heiterkeit und Anmut der köstlichen Musikkomödie begeistert auf. Dieser Erfolg blieb ihr auch später, zumal in Deutschland, treu und mit Recht. Der nach einem verschollenen Opernbuch von Donizetti selbst geschickt bearbeitete Text ist echt buffomäßig: ein geiziger alter Junggeselle wird durch gütlichen Betrug

dazu gebracht, nicht nur die Heirat seines Neffen mit einer jungen, schönen, klugen Witwe gutzuheißen, sondern auch das Paar zu Erben seines beträchtlichen Vermögens einzusetzen und gleichzeitig den eigenen heftigen Ehewünschen zu entsagen.

Die einfache Handlung erinnert an Rossinis „Barbier von Sevilla", dessen außerordentliche Popularität zweifellos Donizetti anregte, ähnliches im „Don Pasquale" zu schaffen. Beide Werke bestehen meisterlich nebeneinander. Von der ersten bis zur letzten Szene steigern sich die effektvollen Gesangsnummern des Don Pasquale in bezaubernder melodischer wie rhythmischer Mannigfaltigkeit und ihre gemütstiefe Innigkeit mutet zuweilen weit eher germanisch als romanisch an. Allerdings erfordern die einzelnen Rollen, besonders die Partie der Heldin, wirkliche Gesangskunst und mühelose Koloraturtechnik, die heutzutage so gut wie ausgestorben scheint.

Um so stärker wirkt daher die in ihrer Art konkurrenzlose Norina der Ivogün, welche sich mit Bruno Walther, dem feinfühlig-konzertant begleitenden Dirigenten des Abends in die künstlerischen Ehren teilte. Zador war ein reichlich jämmerlicher Don Pasquale, Guttmann als listig helfender Doktor Malatesta etwas steif und unitalienisch, Fritz Krauß ein sympathischer, farbloser Neffe und Liebhaber. Chor und Orchester folgten überraschend leicht der Könnerhand ihres Führers, und das Ganze erwies, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit an der Städtischen Oper ernste Arbeit geleistet worden ist. Darum seien die experimentellen Vorstellungen der ersten Wochen zugunsten dieses verheißungsvollen Beginnes unerwähnt.

Leider sind die akustischen Verhältnisse des Charlottenburger Hauses von jeher recht mangelhafte gewesen. Die wohlgemeinten baulichen Veränderungen haben daran kaum etwas gebessert, wenn auch zugegeben werden soll, daß die rote Farbe der im übrigen unmotivierten Vorhänge und Pseudo-Ranglogen den nüchternen Raum um eine Nuance wärmer macht. Begreiflicherweise ist schwer zu entscheiden, wie weit schlechte Akustik den Klang benachteiligt oder welche Schuld dem Orchester beizumessen ist. Wenn im „Don Pasquale" beispielsweise das Orchester manchmal nicht durchsichtig genug klingt, so kann diese Wirkung ebensogut dem ungünstigen Platz zuzuschreiben sein. Intendant Tietjen und Bruno Walther, die Leiter der Städtischen Oper, hegen große Pläne, deren Ausführung in das Bereich des Möglichen gerückt wird durch den generösen Etat, welcher in gleicher Höhe vier Staatsbühnen genügen muß.

Es bleibt abzuwarten, ob das Berliner Publikum musikliebend genug ist, um zwei Operntheater zu füllen: jedenfalls wäre ernsthaft in Erwägung zu ziehen, wie sich ein Modus finden ließe, die Volksbühnen-Mitglieder etwa in Charlottenburg einzuquartieren und die Kroll-Oper nutzbringend zu verpachten, um der bedrängten Staatsoper die Bewegungsfreiheit zu verschaffen, welche für ein gleichmäßig hohes künstlerisches Niveau unerläßlich ist. Leonhard Thurneiser.

Die Konferenz von Locarno

Da unser ständiger Mitarbeiter Pertinacior behindert war, die „Politische Rundschau" rechtzeitig zum Abschluß des Heftes fertigstellen zu können, wir jedoch unbedingt zur Konferenz von Locarno Stellung nehmen wollten, haben wir von besonderer Seite nachstehende Äußerungen erbeten:

Viele Journalisten haben während und nach der Konferenz von Locarno ihrer Phantasie freien Spielraum gelassen. Jeder hat sich bemüht, die Dinge so darzustellen, wie sein Lager sie sehen möchte. Eine wirklich unparteiische Darstellung der Konferenz und Betrachtung ihrer Ergebnisse gibt es noch nicht, kann es noch gar nicht geben. Denn die dort vorgenommenen Handlungen sind eben Menschenwerk und als solches weder in Ausführung, Kritik noch Auswirkung starr.

Starr in der Form ist lediglich das Gemisch von Buchstaben, Sätzen, Formeln und Paragraphen, die im Archiv des Völkerbundes als ein Bündel sauber beschriebener und unterschriebener Schreibmaschinenseiten

schlummern werden: der Rheinpakt nebst Anlagen. Als Begründung für sein politisches Handeln wird sich jeder das herausnehmen, was er am besten für seine Politik verwenden zu können glaubt.

Auf diese Politik aber kommt es an. Erst wenn diese zu übersehen sein wird, kann man von einem Ergebnis von Locarno sprechen. Soll es für den Weltfrieden günstig sein, von dem so viel in Locarno und seinen Protokollen die Rede war und ist, so wird es Sache der Weststaaten sein, ihre Politik den deutschen Belangen gegenüber grundlegend zu ändern. Zunächst wird Frankreich und die mit ihm bisher eng verbündeten Staaten Polen und die Tschechoslowakei im eigenen Lager dafür sorgen müssen, daß das Wort Krieg nicht immer wieder gebraucht wird. Wir wollen keinen Krieg, könnten ihn auch gar nicht führen. Das Kriegsgeschrei wird aber erst verstummen, wenn man die für Friedensarmeen überflüssigen Offiziere, Waffenlager und Truppenmengen beseitigt. Man hat nun Schiedsgerichtsverfahren ausgearbeitet, hat sie in Locarno als obligatorisch bestimmt. Recht soll gegen Recht gestellt sein, nicht mehr wie bisher Recht gegen nackte, rohe Gewalt. Schickt die Vertreter dieses brutalen Gewaltgedankens in Paris, Prag und Warschau nach Hause!

Der nun überflüssig gewordene Militarismus hat noch recht üble Begleiterscheinungen: eine Propaganda des Hasses wird in den oben genannten Ländern gegen Deutschland getrieben, die sich schlecht mit dem Geist des Friedens verträgt. Man sagt nach außen hin: das tue die Presse von sich aus, man könnte es ihr nicht verbieten. Nein, ihr Herren, das ist Heuchelei. Weiß man in Paris nichts von dem Inhalt mancher Schulbücher, die man den unschuldigen Kindern in die Hand drückt? Kennen Herr Benesch und Graf Skrzynski nicht die Urheber der Hetzereien in ihren Ländern? Die Welt steht erwartungsvoll da. Sie rechnet damit, daß die Haßpropaganda aufhört.

Ein befriedetes Europa kann ferner nicht zustande kommen, solange eine nutzlose Besetzung deutscher Landesteile andauert. Der Siegerrausch ist verflogen, die Wahnidee eines französischen Rheinlandes wie eine Seifenblase zerplatzt. Warum da noch Truppen am Rhein stehen lassen, die immer wieder Zwischenfälle verursachen können, deren Führer durchaus nicht guten Willen an den Tag gelegt haben? Deutschland ist von einem ehrlichen Friedenswillen durchdrungen, an Frankreich ist es nun, durch die Tat ihn gleichfalls zu beweisen. Hierzu gehört auch die Räumung des Saargebietes, seine Zurückgabe an das Reich. Die französische Kohlenförderung ist längst höher als im Jahre 1913, so kann man auch die Formel nicht mehr aufrechterhalten, die Förderung der Saargruben solle den Ausfall an Kohle infolge der Zerstörung der nordfranzösischen Zechen ersetzen. Das Land ist kerndeutsch, wird es ewig bleiben. Seine Freigabe ist eine Selbstverständlichkeit, sie trägt dazu bei, die Möglichkeit von politischen Schwierigkeiten zu verringern.

Der politische Schwerpunkt Europas ist von Paris nach London zurückverlegt worden. Diese Tatsache hat Locarno gezeigt. An England ist es nun, die Aufgabe als Garant des europäischen Friedens mit voller Verantwortung durchzuführen. Herr Chamberlain hat vor der gesamten Weltpresse zugegeben, daß Versailles ein Diktat war. Er hat Versailles Locarno entgegengesetzt, das den Anfang des Friedens bedeuten soll. Deutschland wartet ab, ob die Politik Englands den Worten seines Außenministers entsprechen wird. Ist es der Fall, dann bedeutet in der Tat Locarno einen Wendepunkt in der europäischen Geschichte.

Viele möchten diesen Wendepunkt heute schon sehen. Sie glauben, wenn Deutschland erst im Völkerbund sitzt, dann ist alles in Ordnung. Auch der Völkerbund wird Deutschland durch Taten zeigen müssen, daß er nach unserem Eintritt aufhört, ein Syndikat zur Ausbeutung des Versailler Diktates zu sein. Sie mögen reden und schreiben im Ausland, was sie wollen. Die Tatsache werden sie nicht wegleugnen können, daß sie uns brauchen. Die früher feindlichen Staaten haben es in Locarno gezeigt, der Völkerbund wird es bald zugeben müssen. Wir werden abwarten, was uns aus Genf gebracht wird. Ist es nicht entsprechend, dann wird uns niemand daran hindern, wieder auszutreten, und zwar im Interesse des europäischen Friedens. Dieses Friedensinteresse ist mit unseren Belangen aufs innigste verbunden. Glaubt ein fremder Staat, sie mißachten zu können, so schafft er eine Atmosphäre des Unfriedens. Das aber kann Deutschland nicht hinnehmen. Wir werden den Friedensstörer allein lassen und unseren eigenen Weg gehen, bis man, wie vor Locarno, wieder zu uns kommt. Das Zeitalter der Vergewaltigung Deutschlands und

der deutschen Belange auch in Minderheitenfragen ist, wenn der Geist von Locarno sich durchsetzen will, vorüber. Darüber mögen sich heute schon die Völkerbundsdiplomaten mit ihren Hintermännern klar sein. Auf deutschem Rücken Vergleiche schließen und dann Friedensschalmeien blasen, heißt nicht Friedenspolitik treiben, einseitig diktieren heißt nicht Frieden stiften. Wir werden, wenn es doch so kommen sollte, Herrn Chamberlain beim Wort nehmen.

Alles in allem hat die Konferenz von Locarno die bisher gestreiften europäischen Fragen erst recht in den Vordergrund geschoben. Der englische und der französische Außenminister haben mit aller Deutlichkeit und vor der ganzen Weltöffentlichkeit erklärt, daß sie mit dem besten Willen an ihre Lösung gehen werden. Wir warten ab und werden dann urteilen. Man sollte sich nicht durch das Studium der Vertragstexte den klaren Blick trüben lassen. Denn nicht auf diese allein kommt es an, sondern auf ihre Anwendung im ganzen. Sie wird das Ergebnis der Konferenz sein. An England und Frankreich wird es in erster Linie liegen, dafür zu sorgen, daß nicht Europa spöttisch urteilt: Locarno — nur ein Versuch.

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. des Monats zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Spann. — Der wahre Staat von Othmar Spann. 315 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer. (7,— M.)

Spengler. — Politische Pflichten der deutschen Jugend von Oswald Spengler. 29 S. München 1924, C. H. Beck. (1,— M.)

—. — Neubau des Deutschen Reiches von Oswald Spengler. 104 S. München 1924, C. H. Beck. (2,50 M.)

—. — Untergang des Abendlandes von Oswald Spengler. I./II. 1179 S. München 1923, C. H. Beck. (je 18,— M.)

Spiecker. — Ein Jahr Marx. Die Rettung Deutschlands von Dr. Karl Spiecker. 105 S. Berlin, Verlag der Germania A.-G.

Staabs. — Aufmarsch nach zwei Fronten. Auf Grund der Operationspläne von 1871—1914 von H. von Staabs. Berlin 1925, Mittler & Sohn.

Stemplinger. — Antike Technik von Eduard Stemplinger. 40 S. München 1924, Ernst Heimeran. (—,50 M.)

Stomps. — Ein Festtag von Otto Stomps (Gedichte). 58 S. Leipzig, Xenienverlag.

Storm. — Der Schimmelreiter von Theodor Storm. 143 S.

—. — Zur Chronik von Grieshuus von Theodor Storm. 112 S.

—. — Immensee. Ein grünes Blatt von Theodor Storm. 57 S. Freiburg 1925, Herder & Co.

Strauß. — Wahrheit, Welt und Schicksal von David Fr. Strauß. 112 S. Stuttgart, Moritz (Mittelbach).

Tacitus. — Tiberius von Cornelius Tacitus. Roms Geschichte seit Augustus Tod. I.—VI. Buch. Lateinisch und deutsch. Übertragen von Ludwig Maenner. 2 Bde. 252 S. München 1923, Ernst Heimeran.

Taine. — Die schönsten Essays von Taine. 295 S. München, Albert Langen.

Theilhaber. — Dein Reich komme, von Felix A. Theilhaber. 171 S. Berlin, Schwetschke & Sohn.

Thielert. — Der Volksprätendent von Max Thielert. 32 S. Berlin, Thielert.

—. — Die Glücksreligion von Max Thielert. 63 S. Berlin, Thielert.

Berichtigung

Im Heft 52, 1 vom Oktober 1925 muß es auf Seite 76 heißen: „Slowenien mit Übermurgebiet 1923 39 361 Bewohner mit deutscher Muttersprache" statt „3963 Bewohner".

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Geh. Reg.-Rat Professor Dr Eduard Meyer, Berlin. — Geh. Oberfinanzrat Dr von Lumm, Planegg. — Reg.-Rat Dr Hans Friedrich Blunck, Hamburg. — Dr Heinrich Werner, Wien. — Dr Eduard Berend, München. — Wilhelm Schmidtbonn, Cassel. — Prof. Dr Friedrich Kuntze, Berlin. — Prof. Dr Georg Ellinger, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)

Die Großniederländische Bewegung

(Holland, Flandern, Süd-Afrika, Ost- und West-Indien)

Von

K. E. Oudendijk, Kgl. Niederl. Oberstleutnant

Vorbemerkung. Nachfolgender Aufsatz ist aus einem Vortrag entstanden, den ich vor einiger Zeit in Deutschland gehalten habe.

Die „großniederländische Bewegung“, auf holländisch „de Grootnederlandsche Beweging“, ist eine Erscheinung, wovon selbst in Holland viele Leute nicht viel wissen; ja, so verwunderlich es auch klingt, noch nicht alle Holländer sind erfüllt von dem, was wir den „großniederländischen Gedanken“ nennen. Dieser breitet sich aber immer mehr aus und hat bereits eine große Bedeutung gewonnen. Was hat man darunter zu verstehen? Der großniederländische Gedanke entspringt der Überzeugung, daß es in der Welt viel Raum gibt, in dem der Geist des niederländischen Stammes seine Schwingen entfalten kann, während die großniederländische Bewegung das Bestreben ist, den Raum für den Flügelschlag frei und rein zu machen.

Das Band, das alle Teile verbindet und wodurch sie sich von allen Fremden unterscheiden, ist die niederländische Sprache, die sie alle sprechen und wodurch sie alle einander verstehen.

Zu dem niederländischen oder dietschen Stamm gehören nach der Auffassung der Grootnederlanders die Nord-Niederländer oder Holländer im Königreich der Niederlande, die Süd-Niederländer oder Flamen im Königreich Belgien und im Norden der Französischen Republik sowie die Dietsch-sprechenden Süd-Afrikaner in der Südafrikanischen Union; weiter die zerstreut in andern Ländern wohnenden Angehörigen der genannten Völker und ihre Nachkommen, insoweit diese nicht im Laufe der Zeit ihr Stammesbewußtsein verloren haben. Alle diese Völker sollen zu dem Bewußtsein einer höheren Einheit gebracht werden.

Man wird fragen, wozu es nötig sei und was für einen Zweck es habe, dieses Gefühl einer höheren Einheit bei Völkern zu erwecken, die staatlich getrennt sind und es nach menschlicher Berechnung wohl auch bleiben werden. Darauf möchte ich antworten, daß ein Volk nur dann sein Bestes in dem großen Kampf der Geister und in der Arbeit der Menschheit leisten kann, wenn es sich nach eigener Art in seiner eigenen Kultur entwickeln kann. Brudervölker, wie die Teile des niederländischen Stammes, können auf dem geistigen Gebiete der Kultur mehr erreichen,

also für die Menschheit mehr wert sein, wenn sie zusammenwirken, als wenn jedes Volk allein für sich arbeitet. Und gerade die Unterschiede, welche neben der großen Übereinstimmung zwischen den Teilen des Stammes bestehen, wirken befruchtend auf die Energie und den Geist der miteinander arbeitenden Teile ein. Die bekannte niederländische Zeitung „De Nieuwe Rotterdamsche Courant" hat die Holländer einmal darauf hingewiesen, daß Holland in der großniederländischen Bewegung eine wichtige Aufgabe nicht nur zu seinem eigenen, sondern auch zu anderer Vorteil zu erfüllen habe. U. a. schrieb sie: „Mehr als die meisten Holländer vermuten, lebt in Süd-Afrika und in Flandern die Neigung, in Holland das Mutterland zu sehen, das die beiden anderen Teile des dietschen Stammes in ihrem Streben nach einem eigenen Volksleben unterstützen muß. Die gewaltige Lebenskraft der Süd-Afrikaner ist bekannt genug; die übersprudelnde Lebenslust der Flamen mag uns behäbigen Holländern bisweilen etwas grob vorkommen; in unseren Herzen beneiden wir sie um die Lust zum Leben. Diesen Völkern können wir, wenn es gewünscht wird, in ihrer Entwicklung beistehen; dafür empfangen wir als Tausch neue Stacheln für nationale Energie und eine erhöhte Bedeutung von Hollands internationaler Stellung."

Ehe ich nun weiter gehe, muß ich den Ausdruck dietsch etwas näher erklären. Das Wort Diet bedeutet Volk, wie Düt und Deut. Es ist seit dem Mittelalter in den Niederlanden gebraucht worden, um das eigene Volk zu bezeichnen. Dietsch bedeutet also „dem eigenen Volke angehörend" oder „vom eigenen Volke". Der Ausdruck dietsche Stam bedeutet in unserem Munde also der Stamm, zu dem das eigene Volk gehört. Der Ausdruck ist nie verloren gegangen, wird aber in der letzten Zeit viel mehr als früher gebraucht, um den „niederländischen Stamm" zu bezeichnen, weil, wie wir nachher sehen werden, die Süd-Afrikaner sich zwar stammverwandt mit Holländern und Flamen fühlen, sich aber ungerne „Niederländer" nennen. Das Wort Grootnederlandsch und noch mehr Groot-Nederland hat noch den Nachteil, daß es an politische Ziele denken läßt. Die Franzosen übersetzen es gerne mit Pan-néerlandais und diese Übersetzung wird in der flandernfeindlichen Presse mißbräuchlich verwendet, um der großniederländischen Bewegung politische und imperialistische Ziele vorzuwerfen. Von den zahlreichen Stimmen, die immer und immer wieder in Holland verkündet haben, daß die großniederländische Bewegung nur eine kulturelle sein kann, zitiere ich aus der „Nieuwe Rotterdamsche Courant": „Süd-Afrika und Flandern können und dürfen nur unterstützt werden durch kulturellen Beistand; ein politisches Band zwischen Holland auf der einen und Flandern oder Süd-Afrika auf der andern Seite fällt nicht unter die Möglichkeiten einer Politik, die sich auf die Wirklichkeit einstellt." Und der Allgemeine Vorsitzende des „A.N.V."[1]), Herr De Kanter, hat eine Erklärung abgefaßt, welche vom Hauptvorstand des Verbands bestätigt worden ist, und die mit einer Deutlichkeit, welche nichts zu wünschen übrig läßt, alle politischen oder imperialistischen Absichten für die großniederländische Bewegung verwirft.

Die großniederländische Bewegung hat ausschließlich kulturelle Ziele! Man kann sagen, daß sie im Jahre 1849 zum ersten Male deutlich in Er-

1) „A.N.V." = „Algemeen Nederlandsch Verbond", d. h. Allgemeiner niederländischer Bund; siehe Näheres weiter unten.

scheinung getreten ist, und zwar auf dem ersten Nederlandsch Taal- en Letterkundig Congres (Niederländischer Kongreß für Sprache und Literatur). Dieser erste Kongreß wurde 1849 auf Veranlassung des Flamen Snellaert zu Gent zusammengerufen; ihm folgten viele andere, abwechselnd in Nord- und in Süd-Niederland. Sie wurden von vielen dietschen, d. h. holländischen, flämischen und südafrikanischen Sprachgelehrten, Schriftstellern und Dichtern besucht. Die Kongresse haben zur Erhöhung des Stammesbewußtseins viel beigetragen.

Aus ihnen erwuchs der großniederländische Verein, der Algemeen Nederlandsch Verbond (Allgemeiner niederländischer Bund), dem die Aufgabe zufiel, die großniederländische Bewegung zu führen. Ich muß darauf verzichten, die Entstehungsgeschichte des A. N. V. zu erzählen, obwohl sie belangreich genug ist, da das Bedürfnis, einen derartigen Bund zu gründen, plötzlich zu gleicher Zeit und in verschiedenen Gegenden der Welt (in Amerika, Flandern, Ost-Indien und Holland) gefühlt wurde. Der A. N. V. ist jetzt mehr als 25 Jahre alt. Er ist nach dem Grundsatz aufgebaut, daß in den Ländern, wo das ganze Volk oder ein wichtiger Teil davon zu dem niederländischen Stamm gehört, die Niederländer und ihre Stammesgenossen in einer Landesgruppe (Groep) vereinigt sind, und daß diese Gruppen mit den außerhalb derselben wohnenden Mitgliedern den Bund bilden. Jede Gruppe ist, insofern dies mit der notwendigen Einheit im Handeln zu vereinigen ist, selbständig bei der Vertretung ihrer besonderen Belange; mit anderen Worten: jede Gruppe muß in ihrem Gebiet unter Berücksichtigung des gemeinschaftlichen Bundesgesetzes auf eigenem Wege nach dem Bundesziel streben: „Erhöhung der sittlichen und materiellen Kraft des niederländischen oder dietschen Stammes". Abgeordnete der Gruppen bilden den Hauptvorstand. Außerhalb der Landesgruppen sind die Mitglieder in „selbständigen Abteilungen" vereinigt, die direkt mit dem Hauptvorstand in Verbindung stehen. Wo keine Gruppe oder selbständige Abteilung gebildet werden kann, sind nach Möglichkeit Vertreter des A.N.V. angestellt, die die Verbindung mit den in ihrer Nähe wohnenden Mitgliedern des A. N. V. aufrechterhalten und versuchen, neue Mitglieder zu werben. Die Gruppen haben auch Abteilungen, die nur mit dem Vorstand der Gruppe in Verbindung stehen. In dieser Weise ist, wie der Allgemeine Vorsitzende des A. N. V., Herr De Kanter, in einem Artikel bemerkt, über die ganze Erde ein Netz gespannt. Die Eigenartigkeit dieses Netzes ist aber, daß es nicht die Arbeit einer Hand ist, sondern daß es aus der Zusammenfügung verschiedener Netze (der Gruppen) entstanden ist, an denen man ungefähr gleichzeitig, ohne von einander zu wissen, zu stricken angefangen hat.

* * *

Was lebt und wirkt in den Teilen des niederländischen Stammes?

Fangen wir an mit dem Lande, dessen Volk oft der Kern des Stammes genannt wird: Nord-Niederland oder Holland, das Land, in dem sich der Hauptsitz des A. N. V. befindet.

Das Königreich der Niederlande, Holland, ist, soweit es in Europa liegt, ein kleines Land. Es zählt rund 7 Millionen Einwohner . . . und doch bilden wir Niederländer uns ein, daß wir in der großen Welt etwas bedeuten und daß wir wie jedes Volk, das an sich selbst glauben will, eine Aufgabe in der Welt dadurch zu erfüllen haben, daß wir unsere eigene Art hochhalten.

„Wenn die Rose selbst sich ziert,
Ziert sie auch den Garten."

Diese Worte des deutschen Dichters Rückert soll sich jedes Volk zu Herzen nehmen. In dem großen Garten muß jede Blume zu vollem Wachstum kommen, um eine Zierde des Ganzen zu werden. Ein Garten kann aber nicht schön sein, wenn die Blumen alle gleich sind. Da muß Abwechselung sein in Formen und Farben . . . jede Blume für sich schön, zwar nicht schöner als die anderen, aber anders.

So ist es auch in dem großen Garten der Völker. Jedes Volk entwickelte sich in seiner eigenen Art zu vollem Wachstum und habe das Bestreben, eine Zierde neben den anderen zu werden. Es schätze sich nur nicht besser als die anderen Völker, aber es freue sich darüber, daß es anders ist, daß es eine eigene Art hat, wodurch es dem großen Garten einen besonderen Reiz verleiht.

In diesem Sinne will der A. N. V. die Vaterlandsliebe im holländischen Volk anregen oder, wo nötig, erwecken. Der Großniederländer meint, daß Holland nur dann als der Kern des Stammes betrachtet werden kann und darf, wenn das holländische Volk sich seines Wertes bewußt ist. Zu überschwänglichem Chauvinismus wollen wir Vorkämpfer des A. N. V. unser Volk gewiß nicht führen. Ich kann versichern, daß, wenn wir wirklich so töricht wären, nach einem solchen dummen Ziel zu streben, unsere Arbeit hoffnungslos sein würde; denn zur Selbstüberschätzung ist der Durchschnitts-Holländer nicht zu bringen. Diese Eigenschaft sieht aus wie eine Volkstugend und gewissermaßen ist sie das auch, wäre es nicht, daß die Tugend der Bescheidenheit oft, ach viel zu oft, entartet in Selbstunterschätzung, in ein Fehlen des Selbstbewußtseins, in eine Überschätzung, törichte Verehrung des Fremden und Ausländischen und in eine Verleugnung der eigenen Art. Gegen diese noch immer zu sehr verbreitete, volkentkräftende Untugend kämpft in Holland der A. N. V.; denn nur ein selbstbewußtes Volk kann seine sittliche Pflicht in der Welt erfüllen, kann — wie wir das von unserem eigenen Volk verlangen — der gesunde Kern eines kräftigen niederländischen Stammes sein.

Haben wir nun das Recht zu behaupten, daß das niederländische Volk eine eigene und bedeutende Kultur besitzt? So rückhaltlos ich diese Frage mit „ja" beantworte, so fällt es mir doch schwer, ausführlich zu erklären, worauf sich meine Überzeugung stützt; ich könnte dabei leicht Gefahr laufen, für einen Holländer angesehen zu werden, der nicht frei von Selbstüberschätzung ist. Ich will mich deshalb auf ausländische Urteile stützen. Mehrere Ausländer haben Holland gut kennen gelernt und ihre Eindrücke und Erfahrungen wiedergegeben. Es ist über Holland in ausländischen Zeitschriften und Büchern mehr geschrieben worden, als mancher Holländer glauben will, darunter wohl mancherlei Unsinn, aber doch auch sehr viel Richtiges. Es sei hier das Urteil eines Deutschen angeführt, der mein Land und Volk sehr gut studiert haben muß; denn was er schreibt, ist meiner Meinung nach auffallend richtig. Reichsarchivrat Dr. P. Oßwald schreibt in einem Artikel über Holland, der im März 1924 in dem Hollandheft der „Braunschweiger G.-N.-C. Monatsschrift" erschienen ist, u. a.:

„Holland hat seine Einheit 250 Jahre früher erhalten als Deutschland. Es hat in dieser Zeit seine große Blüte als Weltstaat erlebt und hat, auch als es aus der Reihe der Weltstaaten ausgeschieden war, seine alte Kultur

in ruhiger Entwicklung sich fortbilden lassen können ohne die Unterbrechung einer 30jährigen Verwüstung und ohne eine jahrhundertelange Zersplitterung. So genießt es heute den Vorzug einer langen Tradition als einer in alle Kreise eingedrungenen, zur Selbstverständlichkeit gewordenen Lebensgewohnheit....

.... Es war nicht nur für Holland ein Glück und ein Segen, daß dieses Land durch eine weise Staatskunst und durch ein gütiges Geschick vor dem Kriege bewahrt blieb, sondern auch für alle anderen Länder. Die Ruhe und die Abgeklärtheit des Urteils, die mitunter als Nüchternheit und Kühle bezeichnet werden, ist wohltuend und notwendig zugleich inmitten einer von Leidenschaften aufgewühlten Welt. In Holland begegnen sich die deutsche, englische und französische Welt; hier münden die Ströme der Kulturen aus Asien und Afrika; zahlreiche Fäden und Wege verbinden es mit Amerika. Es gibt heute kein Land auf der Erde, von wo aus die Welt gleich gut und gleich schnell überschaut werden kann. In einer vorzüglich geleiteten Presse kommt dies zum Ausdruck. Holland ist aber auch das geborene Land für internationale Verständigungen; es ist das Geburtsland des internationalen Privatrechts, die Stätte der Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 und beherbergt in dem 1913 errichteten Friedenspalast seit 1922 den internationalen Schiedsgerichtshof. Selbst ohne internationale Machtpolitik, ohne Landhunger und ohne Begehrlichkeit nach fremdem Besitz hält Holland seine Tore weit offen für die Kulturen und den Handel aller Völker. Es ist nicht verwunderlich, daß dabei der einzelne Holländer mitunter in übertriebenem Selbstbewußtsein, „Pedanterie" genannt, mit gewisser Geringschätzung auf die anderen Völker herabschaut. Man darf jedoch auch hier nicht verallgemeinern und über dieser bisweilen abstoßenden Eigenschaft die großen Vorzüge des holländischen Volkes nicht übersehen."

Wir Niederländer dürfen doch wohl ein wenig stolz darauf sein, daß sieben Gelehrte unseres kleinen Volkes einen Nobelpreis erhalten haben. Und wir erziehen unser Volk doch nicht zur Selbstüberschätzung, wenn der A. N. V., wie das im September 1924 im Haag geschehen ist, einen zweitägigen Kongreß organisierte, auf dem befugte Redner auseinandersetzten, was das niederländische Volk bedeutet auf dem Gebiete der Kunst, der Wissenschaft, der Seefahrt, der Kolonien, des Völkerrechtes, der Landesverteidigung usw., damit in diesen schweren Zeiten auch einmal ermutigende Stimmen aufklingen? Nein, ein solcher Congres in zake Neerlands Volkskracht („Kongreß über Hollands Volkskraft") paßt genau in die Arbeit des A. N. V. zur Hebung der sittlichen nationalen Kraft.

Es gibt ein holländisches Sprichwort, das wahrscheinlich auch in Deutschland besteht: „Die Sprache ist das ganze Volk." Daher schreibt der A. N. V. in seine großniederländische Fahne auch den Wahlspruch: „Handhabung und Ausbreitung der niederländischen und anderen dietschen Sprachen". „Handhabung" bedeutet hier auch „Reinhaltung". Der Gebrauch der Fremdwörter im täglichen Leben, in Aufschriften an Geschäften, auf Speisekarten, in Anzeigen, auf Briefanschriften usw. ist in Holland geradezu eine Unsitte, an der ich mich totärgern könnte! Der A. N. V. hat einen besonderen Ausschuß, um gegen diese Auswüchse zu kämpfen. Natürlich wollen wir nicht übertreiben. Es gibt Fremdwörter, welche die eigene

Sprache bereichern, und die nicht mehr zu entbehren sind. Es gibt Fremdwörter, die sozusagen internationale Wörter geworden sind. Hiergegen richtet sich der Streit nicht, aber gegen die Verleugnung und die Vernachlässigung der eigenen schönen, reichen Sprache. Reinhaltung der Sprache bedeutet aber nicht Unterdrückung der örtlichen Sprachen wie der friesischen, die als Sprache älter ist als das Holländische, oder der groningischen, welche sehr große Ähnlichkeit hat mit dem Plattdeutsch, insonderheit mit der ostfriesischen Sprache. Der A. N. V. steht diesen Sprachen sehr sympathisch gegenüber. Die Abteilung im Haag widmet wiederholt einen ihrer dietschen Kunstabende den sogenannten Streektaalen, („Gegendsprachen", „Mundarten").

Die Achtung für diese Äußerungen von Gefühlen, die seit Jahrhunderten in der Seele verschiedener Volksteile leben, hat auch die Anteilnahme des A. N. V. für die Teile des deutschen Nachbarvolkes (Ost-Friesen und Plattdeutsche) erweckt, welche mit Teilen des niederländischen Volkes (Groningern usw.), man kann ruhig sagen: eine gemeinschaftliche Streektaal fortleben lassen.

Heinrich Heine, einer meiner Lieblingsdichter, wird oft für vaterlandslos gehalten. Ich teile diese Meinung nicht. Von ihm stammen doch diese packenden Worte: „Als ich mein Vaterland aus dem Auge verloren hatte, fand ich es in meinem Herzen zurück." Die Wahrheit dieser Worte erfahren wir im Hauptvorstand des A. N. V. fast täglich, und ich denke, so wird es auch dem Schutzbund mit seinen Auslanddeutschen ergehen! Es ist geradezu rührend, wie die Niederländer im Auslande dem alten Vaterlande treu bleiben, wie sie sich nach niederländischen Büchern, Zeitungen, kurz nach allem sehnen, was das Band mit der Heimat oder mit der Heimat der Eltern lebendig hält. Wenn unser Bund über Schätze verfügte, würden wir allein für die Auslandholländer Schätze gebrauchen können für Schulen, Bücher usw. Der Bund tut, was er kann. An verschiedenen Orten sind, wie ich schon mitteilte, Abteilungen gegründet oder Vertreter ernannt. Wir haben einen Bücherausschuß in Rotterdam, der schon Tausende niederländische Bücher über die Welt gestreut hat; wir schicken nach Kräften Geld dorthin, wo die niederländische Kultur zu sehr gefährdet ist. Der „Bund niederländischer Vereine in Deutschland", der ein gesundes niederländisches Leben in seinem neuen Vaterlande führt, steht auch in enger freundschaftlicher Verbindung mit dem A. N. V.; die beiden Bünde haben gegenseitig Vertreter in ihren Hauptvorständen.

Der großniederländische Gedanke umfaßt jedoch mehr als die Auslandholländer; er bemüht sich auch mit dem Streit, den die Brudervölker der Flamen und Süd-Afrikaner um ihre Rechte, um ihre niederländische Volksart zu führen haben.

Die Nieuwe Rotterdamsche Courant schrieb 1920 in dem von mir schon erwähnten Aufsatz:

„. . . . für Holland, Flandern und Südafrika bestehen einige gleiche Belange, die aus der Stamm- und Sprachverwandtschaft hervorgehen; die Beherzigung dieser Belange in Flandern und Süd-Afrika wird für Holland Vorteile abwerfen; darum muß Holland diesen Gruppen bei ihrem Bestreben nach niederländischer Kultur helfen. Ist also nationaler Eigennutz der Untergrund der Teilnahme Hollands an der dietschen Bewegung, diese spricht aber auch zu dem Herzen: denn — wie man auf holländisch sagt — „das Blut kriecht, wo es nicht gehen kann", und Stammverwandte können ihren gemeinschaftlichen Anspruch nie ganz vergessen; für Süd-

Afrika sprach die Stimme des Blutes einmal sehr laut; für Flandern läßt sie sich mit zunehmendem Nachdruck hören; je kräftiger diese Stimme, um so besser für Holland, Süd-Afrika und Flandern!"

Die Holländer von dieser Wahrheit zu überzeugen, ist das Hauptziel der großniederländischen Bewegung in Holland und es kann Gott sei Dank festgestellt werden, daß diese Bewegung in der letzten Zeit wahrnehmbar zunimmt.

* * *

Betrachten wir zunächst Flandern oder, wie es auch oft genannt wird, Süd-Niederland etwas näher. Flandern ist von Geburt durch und durch niederländisch. Die flämische Kultur ist eine ältere dietsche Kultur als die holländische. Die niederländische Literatur fängt im Mittelalter in Flandern an. Um nur wenige Beispiele dafür zu nennen: Jacob von Maerlandt, der größte niederländische Dichter im Mittelalter — er wird der Vater der dietschen Sprache genannt —, ist ein geborener Flame; die weltberühmte niederländische Bearbeitung von Reinaert de Vos (Reineke Fuchs) spielt in Flandern usw. Flandern ist schon früh mit den nordniederländischen Provinzen in einem staatlichen Verband vereinigt gewesen. Ich kann hier nicht auf die gemeinschaftliche Geschichte von Nord- und Süd-Niederland eingehen. Ich will bloß daran erinnern, daß beide Völker eine bedeutende gemeinschaftliche Geschichte gehabt haben. Der achtzigjährige Krieg brachte aber die große Trennung zwischen Nord und Süd. Der Süden hat, vielleicht teilweise aus religiösen Gründen, in dem Freiheitskampf gegen Spanien nicht bis zum Ende durchgehalten. Im Westfälischen Frieden von 1648, der für uns den achtzigjährigen, für Deutschland den dreißigjährigen Krieg beendete, wurde die Unabhängigkeit der Republik der sieben Provinzen anerkannt. Die südlichen Provinzen, die flämischen und die wallonischen, blieben aber unter fremder Herrschaft. Erst wurden sie die Spanischen, später die Österreichischen Niederlande. Außerdem nahm Frankreich nicht lange nach dem Westfälischen Frieden in seinem Drang nach dem Norden den südlichen Teil von Flandern weg.

Wenn auch das goldene Jahrhundert für Flandern seitdem vorbei war, so behielt es doch noch immer seinen niederländischen Charakter, sei es auch nicht ungeschunden; denn viele aus den höheren Kreisen hatten sich allmählich von ihrem Volke entfremdet. Die französische Herrschaft von 1794 bis 1813 hat dann in Flandern besonders schädlich auf den dietschen Geist eingewirkt. Im Jahre 1813 schien die Erlösung endlich gekommen! Die südlichen und nördlichen Niederlande wurden auf dem Wiener Kongreß zu einem Königreich vereinigt. Der Prinz von Oranien, der aus England zurückgekehrt war, wurde König Willem I. Aber auch diese Schöpfung, die einen Zug Englands auf dem politischen Schachbrett gegen Frankreich bedeutete (denn Frankreich hätte das jetzige Belgien entweder einverleiben oder unter seinem direkten Einfluß behalten wollen) — ich sage diese Schöpfung taugte im Grunde auch nichts, denn nun wurden die französischen oder wallonischen Provinzen wider ihren Willen in einen niederländischen Staatsverband aufgenommen. Das hat Reibungen gegeben, wovon ich nicht behaupten will, daß die Schuld immer bei den südlichen Teilen gelegen hat. Es war eine unglückliche Ehe, und da sind meistens beide Parteien nicht ohne Schuld. Kurz und gut, die Trennung kam. Im Jahre 1830 entstand die Revolution in Brüssel. In zehn Tagen hatten die holländischen Truppen den Aufstand unterdrückt, aber da kam

Frankreich den Belgiern zu Hilfe. Es entstand schließlich nach jahrelangen Unterhandlungen zwischen den Großmächten und Holland im Jahre 1839 der jetzige Belgische Staat.

Mir ist nie ganz klar geworden, aus welchen Gründen die Flamen sich dem Aufruhr angeschlossen haben. Ich glaube, daß religiöse Erwägungen dabei mitgesprochen haben, und daß die Anstifter des Aufruhrs in geschickter Weise einige ungeschickte Erlasse des Königs über den Gebrauch der Sprachen benutzt haben, um auch die Flamen auf ihre Seite zu bekommen. Fest aber steht, daß die Enttäuschung für die Flamen, die geglaubt hatten, daß in einem selbständigen Belgien auch sie ihre Rechte erhalten würden, schnell und bitterlich gekommen ist! Wie sehr bedauern jetzt viele Flamen „anno 30", obwohl bis jetzt die meisten die Bildung des belgischen Staates noch nicht rückgängig machen wollen. Der eine nennt die Umwälzung von 1830 „das große Unglück", ein anderer „den großen Irrtum", ein dritter „den großen Betrug". Und mit Recht! Denn 1830 fing der neue belgische Staat unmittelbar mit einer neuen Unterdrückung der flämischen Sprache an, zielbewußt und systematisch. Charles Rogier, der große Anstifter der Umwälzung von 1830, schrieb an Lord Palmerston: „Das Bestreben unserer Regierung muß sich auf die Vernichtung der flämischen Sprache richten, um die Zusammenschmelzung von Belgien mit unserem großen Vaterlande, Frankreich, vorzubereiten." Also die kulturelle Vernichtung des damals 3 Millionen zählenden flämischen Volkes, das in gutem Vertrauen sich freiwillig an den belgischen Staat angeschlossen hatte, wurde als Ziel aufgestellt. Einem anderen Staatsmann schrieb derselbe Rogier: „Die ersten Grundsätze einer guten Verwaltung beruhen auf dem ausschließlichen Gebrauch einer Sprache, und es ist selbstredend, daß die einzige Sprache der Belgier das Französische sein muß. Um hierzu zu geraten, ist es nötig, daß alle bürgerlichen und militärischen Posten den Wallonen und Luxemburgern anvertraut werden: in dieser Weise werden die Flamen, da ihnen die Vorteile dieser Stellen zeitlich genommen werden, gezwungen, Französisch zu lernen, und man wird so allmählich die germanischen Elemente in Belgien vernichten."

Diesem Programm ist der belgische Staat bis heute treu geblieben! Der Flame muß unterdrückt und arm bleiben, wenn er nicht kapituliert und das wird, was wir Großniederländer verachtend Franskiljon nennen. Schon 1839 schrieb Hendrik Conscience seinen Aufsehen erregenden Roman De Leeuw van Vlaanderen, der auch heute noch immer begeisternd auf die streitenden Flamen, die „Flaminganten", einwirkt ... und Conscience hatte als Freiwilliger gegen Holland mitgekämpft!

Zwischen 1830 und 1914 erhob sich in Flandern immer mehr der Kampf gegen den unterdrückenden belgischen Staat. Flämisch in der Verwaltung, Flämisch im Gericht, Flämisch in der Armee, Flämisch im Unterricht, das waren die Forderungen der selbstbewußten Flamen. Es ist nicht möglich, wäre es auch kurz gefaßt, hier das maßlose Unrecht zu beschreiben, das der Belgische Staat den Flamen fortwährend angetan hat. Man kann es in der Hauptsache aus den Forderungen, die ich soeben nannte, ableiten. Nur mit einigen Worten will ich auf den Zustand des Unterrichtswesens hinweisen. Mit der größten Mühe hatte man vor dem Kriege erreicht, daß in den flämischen Volksschulen in Flandern das Flämische seinen Platz als Unterrichtssprache erhielt. Obwohl jeder Wallone, ohne ein Wort Flämisch zu kennen, jeden Posten, auch in Flandern, bekommen konnte, war es

keinem Flamen, der nicht gut Französisch sprach, möglich, eine nur einigermaßen bedeutende Stelle zu erlangen. Alle höheren Schulen, landwirtschaftliche, technische und Universitäten blieben französisch! Die Folgen dieses Systems der geistigen Unterdrückung der Flamen ließen sich natürlich auch auf wirtschaftlichem Gebiete fühlen. Die große Menge des flämischen Volkes konnte nicht heraufsteigen und lebte fort in Dummheit und Gleichgültigkeit. Hierin liegt teilweise die Antwort auf die sich aufdrängende Frage, wie es doch möglich war, daß die Flamen, die doch die Mehrheit der Bevölkerung in Belgien bilden, sich in so schmählicher Weise unterdrücken ließen. Das Geld, darunter ganz sicher auch französisches Geld, war in Händen der Wallonen und Franskiljons und infolgedessen auch die leitenden Stellen im Staate. Ich sagte, daß damit die Antwort nur teilweise gegeben ist; denn es gibt noch einen Umstand, der die Kräfte der Flamen in ihrem Streite schwächte: die Zersplitterung in mehrere Parteien, die das einträchtige Zusammenarbeiten zu sehr erschwerte, wenn auch das flämische Selbstbewußtsein wuchs. Daß dieses Bewußtsein zunahm, beweist u.a. die Tatsache, daß die großniederländische Bewegung von Anfang an in Flandern warme Anhänger fand; ja, der erste Stoß zur Gründung des A. N. V. ist in Flandern gegeben worden, und zwar von dem vor einem Jahre verstorbenen unvergeßlichen Hyppoliet Meert, dessen Beerdigung von den belgischen Behörden durch Auseinandertreiben des Leichenzuges, wobei selbst von der Schußwaffe Gebrauch gemacht wurde, entheiligt worden ist.

Der Weltkrieg brachte für die flämische Bewegung einen neuen Abschnitt der Entwicklung. Im Kampf gegen den äußeren Feind schwieg der innere Streit, Gottesfriede herrschte auch zwischen Flamen und Wallonen. Jedoch nicht lange. Es zeigte sich bald, daß im Lager der Wallonen und Franskiljons die Wahlsprüche herumgingen: „La Belgique sera latine ou elle ne sera pas" und „Après la guerre on ne parlera plus flamand". Die Maßnahmen der nach Le Havre geflüchteten belgischen Regierung, die rücksichtslose Unterdrückung der flämischen Soldaten an der Front und viele andere Ereignisse zeigten deutlich, welche Gefahren dem dietschen Volkstum in Flandern drohten. Da hat eine stets an Anhang wachsende Gruppe von Flamen, die sogenannten Aktivisten, bei der besetzenden deutschen Obrigkeit erreicht, daß den Flamen endlich ihr Recht in Flandern zuteil wurde, und daß sie vor allem ihre flämische Universität in Gent zurückbekamen, die vor 1830 niederländisch gewesen, dann aber von der belgischen Regierung französisch gemacht worden war. Auch machten die Aktivisten einen Anfang mit der Bestuurlijke Scheiding, der Verwaltungstrennung, d. h. der Verdoppelung der Verwaltung in eine französische und eine flämische.

Wie es sich später gezeigt hat, hat die aktivistische Bewegung tiefen Eindruck auf die belgische Regierung in Le Havre gemacht und sie zu ernsten Beratungen veranlaßt, wie sie durch Entgegenkommen gegenüber den flämischen Wünschen größeren Gefahren vorbeugen könnte. Ich weiß, daß man in Flandern und in Holland verschieden darüber urteilt, ob die Aktivisten richtig oder falsch gehandelt haben. Ich will jedoch meine Meinung darüber hier nicht aussprechen.

Der Krieg ging zu Ende. Der König von Belgien kehrte mit der Regierung in sein Land zurück, und noch unter dem Eindruck von dem, was inzwischen in Flandern geschehen war, versprach er feierlich den Flamen: „Gelijkheid in rechte en in feite" (Gleichheit in Recht und in Wirklichkeit)! Auf die Erfüllung

dieses königlichen Wortes warten noch immer die gutmütigen Flamen, die dem Worte glaubten, sich ruhig hielten und zusahen, wie die wieder übermütig gewordenen Fransquiljons die Wohnungen der aktivistischen Führer verbrannten und ausplünderten und die Aktivisten, die sie in die Hände bekamen, nach Prozessen, die allem Recht spotteten, ins Gefängnis warfen!

Wie stehen die Sachen jetzt in Flandern? Nicht so, wie man das möchte; aber ich glaube doch, besser als je. Mehr Einheit und Übereinstimmung zwischen den Flamen ist meiner Meinung nach dringend nötig, um für das flämische Volk seine Rechte zu erkämpfen. In der inneren Politik sind die Flamen noch immer zu sehr verteilt. Aber eine junge Partei ist aus dem Kriege hervorgegangen: die — jetzt noch schwache — Frontpartei der Nationalisten. Sie scheint auf die Dauer mit ihrem Wahlspruch: „Ein freies Flandern!" mehr Einfluß zu bekommen, als die sogenannten Minimalisten oder Belgizisten, die unter keiner Bedingung den belgischen Staat in seiner jetzigen Form angreifen wollen. Es würde mich hier zu weit führen, auf das Bestreben dieser Parteien tiefer einzugehen. Ich will nur noch darauf hinweisen, daß es auch flämische Nationalisten gibt, deren Programm in den Worten begriffen ist: „Ein freies Flandern, wenn möglich innerhalb Belgiens, wenn es sein muß, ohne Belgien." Für mich steht es fest, daß die Arbeit der Aktivisten, man denke über sie wie man wolle, nicht vergebens gewesen ist. Die Augen von Tausenden von Flamen sind während des Krieges aufgegangen, wenn sie es auch aus Angst vor der Hetze nicht alle gestehen wollen. Die Frontpartei gewinnt immer mehr an Boden, die Wut der Antiflamen nimmt in der letzten Zeit immer mehr zu, wie sich das zum Beispiel bei der Beerdigung von Hyppoliet Meert gezeigt hat. Eine derartige Wut ist ein Zeichen von Angst und Schwäche. Die flämische Jugend, die Studenten sind nationalistisch. Die Bewegung in Flandern ist nach dem Kriege auf neue Wege gekommen. Sie richtet sich nicht mehr hauptsächlich auf die Förderung der niederländischen Sprache; sie hat sich vertieft und erstrebt die geistige, wirtschaftliche und politische Hebung des unterdrückten flämischen Volkes.

Wie verhält sich nun die großniederländische Bewegung zu der hier flüchtig skizzierten flämischen Bewegung? Natürlich ist alles, was in Flandern mitwirken kann, um die geistige und wirtschaftliche Befreiung der Flamen zu fördern, von der größten Wichtigkeit für die großniederländische Bewegung. Deshalb wird jeder Stammverwandte mit wohlgemeinter Belangstellung dem Laufe der Dinge in Flandern folgen. Aber ein großniederländischer Verein wie der A. N. V. kann nur auf rein kulturellem Gebiet helfen und mitarbeiten. Er kann zum Beispiel Lehrmittel für niederländische Schulen verschaffen, wenn möglich, niederländische Schulen errichten, sogenannte Ferienlehrgänge für flämische Studenten an holländischen Universitäten einrichten, damit diese Studenten die niederländische Kultur, die in ihrem Lande fortwährend verleumdet wird, an der Quelle kennen lernen, usw., usw.! Dies alles wird natürlich von den belgischen Autoritäten ungern gesehen und womöglich verhindert, aber das ist kein Grund für uns, um unsere Arbeit einzustellen. Die einzige Hemmung nach dem Kriege sind die Finanzen . . . . diese sind die Ursache, daß wir noch lange nicht tun, was wir tun möchten! Um eine falsche Beurteilung der Arbeit und der Ziele des A.N.V. zu verhüten, seien aus dem erwähnten Artikel des Herrn De Kanter folgende Sätze hier angeführt: „Sollte aber Belgien jemals drohen, auseinanderzufallen, so wird Niederland das nicht

verhindern können, und sollte die Entbindung eine Tatsache werden, so würde Niederland sie nicht rückgängig machen können. Es wird den Zustand anzunehmen haben, wie er geschaffen wird. Aber nie wird Niederland den geringsten Grund zu dem Vorwurf geben dürfen, direkt oder indirekt die Trennung veranlaßt oder dazu mitgewirkt zu haben." Auf diesem Standpunkte steht felsenfest der A. N. V.

* * *

Wir verlassen nun das belgische Flandern, um zu sehen, wie es in Französisch-Flandern steht. Seitdem Frankreich kurz nach dem Westfälischen Frieden ein Stück von Flandern sich angegliedert hatte, hat es nichts versäumt, um die Provinz französisch zu machen. Für die Zähigkeit der germanischen Rasse spricht es, daß es den Franzosen bis jetzt noch nicht gelungen ist, die flämische Volksart auszurotten. Das Volk spricht zuhause immer noch flämisch, obwohl in der Schule der Unterricht in der französischen Sprache gegeben werden muß. Durch die französischen Maßnahmen wird erreicht, daß die Kinder wenig lernen und zurückbleiben. Allmählich erwachte jedoch das dietsche Bewußtsein in Nordfrankreich. Schon vor dem Kriege äußerte es sich, hauptsächlich unter dem Einfluß von belgischen Flamen, in dem Bedürfnis und dem Verlangen nach niederländischen Büchern. Während des Krieges hat die Bewegung durch die Anwesenheit vieler Tausender flämischer Soldaten noch mehr zugenommen, und nach dem Kriege wurde sie ein Teil der in Frankreich in fast allen Grenzlanden entstehenden regionalistischen Bewegung. Französisch-flämische Studenten geben ein flämisches Studentenblatt heraus und haben flämische Häuser: Flämische und niederländische Theaterstücke werden aufgeführt, flämische und niederländische Lieder werden gesungen. Ein guter Volkskalender, der sogenannte „Tisje-Tasje-kalender", erscheint wieder. Auch gibt es eine Zeitung in der Muttersprache: „De Vlaemsche Stemme"; sie ist billig und schon ziemlich verbreitet. Die Bewegung wird von französischen und belgischen Flamen geführt, aber nicht vom A.N.V., und zwar wohl deshalb nicht, weil man in Frankreich glaubt, daß der A. N. V. nicht frei von politischen Zielen sei, und weil die Führer der dietschen Bewegung in Nordfrankreich nicht die geringste Absicht haben, Politik zu treiben. Sie wollen sich nicht von Frankreich trennen; sie verlangen nur, daß das flämische Volk in Nordfrankreich, das fortwährend durch belgisch-flämische Übersiedler vermehrt wird, nach eigener Art, das ist also in der einzig möglichen Weise, aufwachsen und sich entwickeln kann. Das Flämische, das sie in ihre Zeitung schreiben, ist gut Niederländisch mit einigen mundartlichen Besonderheiten. Stimmung und Ziel der Bewegung geben am besten folgende Sätze aus der „Vlaemsche Stemme" wieder:

„Hört sie noch klingen in Französisch-Flandern, unsere alte flämische Sprache! Und wie froh und wie frisch!

„Sie singt auf den Lippen unsrer lieben Mutter, sie entspringt dem Spiel unsrer Kinder, obwohl es verboten ist, sie in der Schule zu gebrauchen; sie sagt die Liebe unsrer jungen Leute, und wie süß und wie rein . . . .; sie spricht hoch und klar und frei in allen unsern Dörfern . . . . Sprache vom häuslichen Herd, Sprache vom Markt, Sprache der Kirche . . .

„Wir dürfen und müssen unsre Muttersprache lieben. Alle Völker dieser Welt lieben ihre Muttersprache. Warum sollten die Flamen von Frankreich ihre Sprache

nicht lesen und schreiben dürfen? Ist es nicht die Pflicht, den Vorfahren treu zu bleiben? Wer würde es wagen, ein Kind zu fragen, seine Eltern zu verraten?

„Die ‚Vlaemsche Stemme' ist geboren, um das Flämisch dem Volke von Französisch-Flandern zu bringen. Rein, wie ein „neugeborenes Kindchen", will sie emporwachsen. Die christlichen Überlieferungen und Gebräuche behalten, die Wissenschaften ausbreiten, die Geister erfreuen, das ist ihr Wunsch.

„Die ‚Vlaemsche Stemme' pflegt mit derselben Liebe die Schönheiten und Tugenden des kleinen und des großen Frankreichs . . . . denn Flandern ist nur eine Provinz, sicher aber die schönste, die reichste und die mächtigste von Frankreich.

„Alle guten Flamen von Frankreich werden die ‚Vlaemsche Stemme' empfangen, sie werden sie leben lassen und verbreiten und bekannt machen.

„In Ehrfurcht vor Frankreich, für Gott und Flandern."

Diese Worte klingen einem Großniederländer herrlich in die Ohren. Und selbstverständlich freut sich der A. N. V. außerordentlich über diesen Aufschwung; aber, ohne dazu aufgefordert zu werden, wird er selbst dort nicht eingreifen.

* * *

Im Jahre 1652 fuhr ein für heutige Verhältnisse kleines Schiffchen über das große Meer von Holland nach Südafrika. Diese Reise dauerte 101 Tage! Am 6. April setzten die Holländer unter Jan van Riebeek Fuß an Land und gründeten dort im Auftrag der damals mächtigen „Ostindischen Compagnie" die erste europäische Niederlassung. — Warum?

Die Fahrten nach Ostindien dauerten damals lange; wenn der Wind nicht günstig war, sogar sehr lange! Deshalb wollte die Compagnie unterwegs am Kap der guten Hoffnung eine Zwischenstation anlegen. Es war nicht die Absicht, dort Handel zu treiben; die Ansiedler sollten das Land bebauen und Viehzucht treiben, damit die Schiffe der Compagnie unterwegs frisches Gemüse, frisches Obst und frisches Fleisch bekommen könnten.

Als van Riebeek am Fuße des Tafelberges landete, fand er aber so gut wie nichts, was diesem Zwecke dienstbar gemacht werden konnte: keine Ackerbauprodukte und kein Vieh von Bedeutung. Die zweihundert Kolonisten haben im Anfang schreckliche Zeiten erlebt! Wenn man jetzt Süd-Afrika besucht oder sich Bilder aus dem schönen, reichen Land ansieht, kann man kaum glauben, daß die Holländer mit ihren verhältnismäßig kleinen Segelschiffen alles aus den verschiedenen Ländern eingeführt haben und es fortwährend in bitterem Kampf verteidigen mußten gegen wilde Menschen und Tiere. Sie haben Gemüse aus Holland, Weinstöcke vom Rhein und aus Frankreich, Pferde aus Indien, Rindvieh, Schweine, Hunde, Kaninchen, Federvieh, junge Eichen und Tannen, Obstbäume, Mais und Korn, Erdbeeren usw. usw. aus Europa herübergebracht. Ich kann kaum der Versuchung widerstehen, ausführlich von dem Leben, Leiden, Streiten, Durchhalten und Siegen der ersten holländischen Kolonisten in Süd-Afrika zu erzählen. Ich erinnere nur daran, um auf den holländischen Ursprung der Bevölkerung hinzuweisen.

Bald gestattete die Compagnie, daß auch Deutsche nach Süd-Afrika übersiedelten. Im Jahre 1688 wohnten am Kap außer den Besatzungstruppen 254 Freibürger, wovon $^2/_3$ Niederländer und $^1/_4$ Deutsche waren. Um die Jahreswende von 1688 zu 1689 kamen Franzosen hinzu, nämlich 180 geflüchtete Hugenotten, die

von der Compagnie kostenfrei dorthin gefahren wurden. Im Laufe der Zeiten sind natürlich immer mehr Holländer in der Kolonie angekommen. Die Mischung der Nationalitäten ist jedoch nicht ganz ohne Einfluß geblieben. Es entstand ein neues dietsches Volk, das sich in einigen Punkten von dem niederländischen Volke unterscheidet. Obwohl der fortwährende Streit mit den schwarzen Einwohnern, mit wilden Tieren, mit ungeheuren Plagen, wie Trockenheit, Heuschreckenplage usw. erwarten läßt, daß der einsam wohnende Bur ernst und in sich gekehrt sein muß, fällt es uns Holländern immer auf, daß die Afrikaner, die wir kennen lernen, so viel Sinn für Humor haben und eine so heitere Lebensanschauung besitzen, obwohl sie streng calvinistisch sind. Dies wird auch von Afrikanern dem Umstand zugeschrieben, daß nach der Übersiedlung der Hugenotten die weiße Bevölkerung 20% französisches Blut besaß. Sonst ist der Einfluß der verschiedenen Nationalitäten auf das Buren-Volk kaum wahrnehmbar. Die Afrikaner-Sprache hat in ihrem Wörterschatz die niederländische Art treu bewahrt; wohl aber hat sie sich in Wortbildung und Satzbildung so selbständig entwickelt, daß sie eine selbständige, wenn auch sehr junge und deswegen vielleicht noch nicht vollständig reife Sprache geworden ist.

Ja, die Sprache! Es gibt Holländer, die es eigentlich nicht ausstehen können, daß die Süd-Afrikaner sich das „Hoch-Holländisch" abgewöhnt haben; daß sogar auf den Schulen in der afrikanischen Sprache Unterricht gegeben wird! Während die Flamen sich immer mehr der rein-niederländischen Sprache bedienen, so daß viele Flamen ebenso gut, wenn nicht besser als viele Holländer Niederländisch schreiben und reden, macht der Afrikaner sich immer mehr frei davon und spricht und schreibt seine eigene Sprache. Und welch eine Sprache! rufen viele Holländer geringschätzend aus. Haben die Holländer, die so reden, recht? Meiner Meinung nach ganz gewiß nicht! Die Afrikaner haben einen harten Streit führen müssen, um nicht verenglischt zu werden. Die leicht zu lernende englische Sprache bedrohte die niederländische von allen Seiten. Es ist wahr, daß die niederländische Sprache es in Kirche und Regierung lange ausgehalten hat; denn die Bibel, fast das einzige Buch, das der Bur auf seinem einsamen Hofe las, war ein altes holländisches Familienstück. Viele dieser Kleinodien sind nach dem Burenkrieg als Beute nach England gegangen. Es gab aber schließlich nur noch ein Mittel, um die dietsche Sprache vor der englischen Sündflut zu retten: die Annahme der Volkssprache für den Unterricht und den weiteren Verkehr. Auch in Kirche und Regierung dringt das Afrikanisch unwiderstehlich hinein. Man kann es bedauern, aber es ist unvermeidlich!

Und ist das Afrikanisch nun wirklich häßlich? Auch das verneine ich. In der jungen Sprache gibt es meiner Meinung nach wunderschöne Gedichte und Prosastücke. Das Afrikanisch hat zwar einige Wörter aus anderen Sprachen übernommen, zum Beispiel „baje" für viel oder sehr; auch haben einige Wörter eine andere Bedeutung als die ursprünglich holländischen bekommen. Der Hauptunterschied liegt aber darin, daß die Worte sehr stark abgekürzt sind („abgeschliffen", sagt der sich ärgernde Holländer). Das Verbum hat nur eine Form für den Infinitiv und alle Personen. Zum Beispiel: Machen ist auf Holländisch Maken. Es wird wie folgt konjugiert: Ik maak, jij maakt, hij maakt, wij maken, gij maakt, zij maken. Auf Afrikanisch ist der Infinitiv Maak; die Konjugation: Ik (oder Ek) maak, jij maak, hij maak, ons maak, hulle maak.

Ein Imperfektum haben sie nicht. Sie sagen immer ek het gemaak, jij het gemaak, ons het gemaak, hulle het gemaak. Beispiele von Abkürzungen sind: Das holländische Wagen wurde Wa. Oogen (Augen) wurde Ooe usw. Im 17. Jahrhundert hatte die holländische Sprache noch den doppelten Negativ. Zum Beispiel: „ik en mag niet gaan" (Ich darf nicht gehn). Die afrikanische Sprache hat den doppelten Negativ noch immer, wenn auch etwas anders beibehalten. Jeder Satz in dem etwas verneint wird, endet mit „nie". Zum Beispiel: „ek mag niet gaan nie" usw.

In der letzten Zeit tritt wieder eine kleine Änderung ein: öfter wird in Süd-Afrika die Meinung vertreten, daß die junge afrikanische Sprache für eine kräftige Weiterentwicklung die Befruchtung der niederländischen Sprache nicht entbehren kann. Die Frage nach holländischen Büchern nimmt denn auch seit einiger Zeit merkbar zu.

Unwillkürlich bin ich bei Betrachtung der Sprachen in der Gegenwart angekommen; wir waren aber noch im 18. Jahrhundert. Das war keine schöne Zeit für unser Holland. Die stolze Ost-Indische Compagnie kränkelte, Holland kränkelte ... die französische Zeit kam ... Holland wurde im Anfang des 19. Jahrhunderts von Napoleon annektiert, ... England nahm die Kolonien „in Verwahrung", bis wieder einmal bessere Zeiten kommen würden ... die besseren Zeiten kamen, aber England gab ungern alles zurück. U. a. wollte es die Kapkolonie behalten und gab Holland eine große Summe dafür. Lange hat man geglaubt, daß Holland das Land freiwillig verkauft und so die niederländischen Kolonisten verraten habe. Dieser Glauben hat dem guten Verhältnis zwischen Süd-Afrika und Holland sehr geschadet. Spätere Untersuchungen haben aber an das Licht gebracht, daß der Verkauf unfreiwillig stattgefunden hat. Wenn König Willm I. nicht zugestimmt hätte, würde er kein Geld und kein Süd-Afrika gehabt haben.

England in Süd-Afrika! Es folgt, wie Staatssekretär Reitz es in seiner ergreifenden Denkschrift ausdrückt: „Ein Jahrhundert von Unrecht"! Wenn die Buren die schreckliche Unterdrückung in der Kapkolonie nicht mehr ertragen können, ziehen sie in großer Zahl nordwärts, um sich ein neues Land zu suchen: „De Groote Trek!" Aber England läßt sie nirgends in Ruhe! Verträge, die es mit den neuentstandenen Burenstaaten schließt, bricht es; es bekämpft die Buren, besonders, wenn irgendwo Gold oder Diamant im Boden gefunden wird; es wird aber wiederholt ordentlich geschlagen ... Es ist mir nicht möglich, hier alle Leiden der Burenstaaten in ihrem Kampf um Freiheit und Recht zu schildern. Bekanntlich haben sich die Buren 1902 endlich unterwerfen müssen. Im Felde waren sie unbesiegt, aber 23 000 ihrer Frauen und Kinder waren in den Lagern, in die sie von den Engländern zusammengetrieben worden waren, vor Elend und Krankheit gestorben.

Bei dem Frieden forderten und bekamen die Buren die Zusage der Selbstregierung. Nach einigen Jahren erhielten sie sie tatsächlich, und noch einige Jahre später wurde fast ganz Süd-Afrika in der Süd-Afrikanischen Union vereinigt.

Wie erging es seitdem den Buren? In der ersten Zeit nach dem Burenkriege schien es, als ob der englische Gouverneur Millner recht haben würde, als er sagte, daß es ihm gelingen würde, das Afrikanertum in Süd-Afrika wegsterben zu

lassen. Die Buren waren nach den schrecklichen Schlägen des Krieges müde. Aber ... plötzlich richtete das Volk sich auf aus dem Elend, fühlte seine Kraft, fühlte sich als Nation mit einer Zukunft, und jetzt sind die Afrikaner ein junges Volk, sprudelnd von Lebensmut, oft beinah von Übermut. Es muß zugegeben werden, daß sie viel erreicht haben: Die südafrikanische Sprache hat ihre Rechte erobert, nicht nur in den Volksschulen, sondern auch im höheren Unterricht. Die Universität von Stellenbosch zum Beispiel ist ein Brennpunkt dietscher Kultur und Wissenschaft. Wie ich schon sagte, es erwacht eine jugendlich frische Literatur in der südafrikanischen Sprache.

Auffallend ist es, daß politisch das afrikaner Volk äußerst scharf in zwei große Parteien verteilt ist: Die Suid-Afrikaansche Partei und die Nationalisten, oder wie die Namen im täglichen Leben immer abgekürzt werden, die Sappen und die Natten. Die Sappen sind die Partei von Botha und Smuts; ihre Wünsche scheinen nicht weiter zu gehen als ein „Dominion" des großen britischen Reiches zu sein, in dem die Afrikaner genügend Gelegenheit haben, um afrikanisch zu bleiben. Die Natten bilden die Partei von De Wet, Herzog, Bodenstein usw. Sie sind auf dem Gebiete des afrikanischen Volkstums viel radikaler als die Sappen. Ihr Wunsch ist, daß früher oder später die Burenrepubliken wieder selbständig werden. Sie verhandeln jedenfalls nicht mit den Engländern, wo es die Rechte der afrikanischen Nationalität gilt. Vielleicht ist die opportunistische Politik der Sappen praktischer als die der Natten; eingestanden werden muß, daß Herzogs Partei immer mehr Anhang unter den Afrikanern gewinnt. Smuts ist bei den Engländern sehr angesehen und wird auch von der großen englischen Partei der Unionisten gestützt. Wie bekannt ist, hat Herzog bei den jüngsten Wahlen mit Hilfe der Arbeiterpartei gesiegt. Eine rein-nationalistische Regierung hat es also noch nicht gegeben.

Wie verhalten sich die Afrikaner der großniederländischen Bewegung gegenüber? Die Afrikaner wollen nach dem Kriege an erster Stelle sich selbst helfen. Sie wollen als eine Nation für sich angesehen werden. Obwohl vor dem Burenkriege der A. N. V. in Süd-Afrika eine Landesgruppe gebildet hatte, hat diese sich nach dem Kriege noch nicht wieder aufgetan. Es gibt nur noch ein paar selbständige Abteilungen, die beinah ganz aus übergesiedelten Holländern bestehen. Dies hat verschiedene Ursachen. Erstens hatten die Afrikaner nach dem Kriege, auch nach dem Erwachen des Nationalbewußtseins, zuviel mit sich selbst, mit den neuen Verhältnissen im eigenen Lande zu tun, um viel an Groß-Niederland denken zu können. Zweitens hatten die Afrikaner keine schönen Erinnerungen an die niederländischen Stammesbrüder, wie diese sich vor dem Kriege in Süd-Afrika betragen hatten. Zwar hatte der Burenkrieg viel gut gemacht: Viele Holländer haben ihr Blut für Süd-Afrika vergossen, ungeheure Summen hat Holland für Linderung der Not gespendet, und nicht am wenigsten hat unsere Königin das Süd-Afrikaner-Herz dadurch gestohlen, daß sie das Kriegsschiff Gelderland sandte, um den alten Krüger unter den Händen der Engländer wegzuholen; aber trotzdem können die Niederländer nur allmählich die Sympathie der Afrikaner wieder gewinnen. Wodurch hatten sie deren Sympathie aber verloren? Hauptsächlich dadurch, daß es eine Zeit gegeben hat, in der die Holländer, die nach Süd-Afrika zogen, nicht alle gerade zu der Elite der Nation gehörten. Viele benahmen sich schlecht und behandelten überdies die Afrikaner, als ob diese geringer wären wie die hoch-

zivilisierten Holländer! Dies mußte gerade in der Zeit des nationalen Aufschwungs für die Afrikaner unausstehlich sein.

Ich kann Gott sei Dank sagen, daß die Verhältnisse fortwährend besser geworden sind und werden. Man fängt an, sich wieder gut zu verstehen. Wenn die Holländer nur nicht arrogant sind und zum Beispiel geringschätzend von der afrikanischen Sprache reden! Neben dem A. N. V., oft eng damit zusammenwirkend, gibt es eine Nederlandsch-Zuidafrikaansche Vereeniging, ein Verein, der sehr viel Gutes leistet. Dieser Verein hat u. a. eine Kasse, um afrikanische Studenten in Holland studieren zu lassen, was sehr günstig wirkt, um so mehr als es den afrikaner Studenten erlaubt ist, ihre Dissertation in Afrikanisch zu schreiben. Das südafrikanische Mitglied des Hauptvorstandes des A. N. V. sagt über den Geist, der in dem heutigen Afrikaner Volke herrscht:

„Süd-Afrika hat eine dietsche Bevölkerung von mehr als dreiviertel Million. Die große Mehrheit dieser Bevölkerung ist sich schon seit längerer Zeit einer eigenen Nationalität bewußt. Dieses nationale Bewußtsein äußert sich in dem Bestreben des afrikaner Volkes, seine dietsche kulturelle Erbschaft zu handhaben. Es kann seine Abstammung, Sprache und Kultur nicht verleugnen.

„Im Herzen jedes wahren Afrikaners schlummert also warme Liebe für den Stamm, dem er angehört. Das afrikaner Volk sucht unwillkürlich auf seinem eigenen Gebiete dasjenige zu erreichen, wofür der A. N. V. arbeitet: Erhöhung seiner geistigen und materiellen Kraft. Das Streben nach diesem Ziel beschränkt sich nicht auf die Südafrikanische Union. Es richtet sich nach allen Orten, wohin Afrikaner gezogen sind: Rhodesien — Mosambiek — Britisch-Ost-Afrika — Angola — ja, sogar nach Süd-Amerika, wo sich eine Niederlassung von Süd-Afrikanern befindet, die nach dem Burenkriege übergesiedelt sind. Der Süd-Afrikaner hat eine unauslöschliche Liebe für Sprache, Volk und Stamm.

„Ein Volk, so klein es auch sein mag, wird sich behaupten können, wenn es dies will. Dies hat das afrikaner Volk bewiesen, so gut wie irgendein anderes Volk. Mehr als ein Jahrhundert hat es, losgelöst von seiner Kulturquelle, mit bewunderungswerter Ausdauer um sein Dasein gestritten. Die guten Erfolge, die es schon erkämpft hat, haben es zu einem gewissen Übermut geführt, was bei einem jungen Volke begreiflich ist. Dies darf aber nicht zu weit gehen. Um sich den Sieg zu sichern, darf Süd-Afrika seine natürlichen Bundesgenossen, die Wurzeln des dietschen Stammes, nicht vergessen oder verleugnen. Es muß Kraft schöpfen aus dem Bewußtsein, daß es nicht mehr allein kämpft, sondern auf einem der wichtigsten Vorposten steht in einem gemeinschaftlichen Streit für alles, was gut ist in dem niederländischen oder dietschen Stamm, dank der herrlichen Erbschaft der unüberwindlichen Vorfahren."

Diese kräftigen Worte meines südafrikanischen Kollegen im Hauptvorstand des A. N. V. bestätigen die Berechtigung der guten Hoffnung auf ein reiches Aufblühen des großniederländischen Gedankens im Lande von Jan van Riebeek.

* * *

Zum Schluß bleibt noch ein Wort über die Kolonien zu sagen: Holland hat keine „Kolonien" mehr . . . Dieses Wort ist aus der neuen Verfassung verschwunden! Wir sprechen nur noch von den „überseeischen Teilen des Reiches". Das bedeutet mehr als die Antwort, die meistens gegeben werden muß auf die

englische Frage: „What is in a name?“ Es liegt darin die Erkenntnis, daß die Einwohner von Ost- und West-Indien Bürger des niederländischen Königreiches sind, also nicht länger als Objekte einer Kolonialpolitik betrachtet werden, die nur den materiellen Vorteil des Mutterlandes bezweckt. Seit ungefähr 50 Jahren hat sich in der niederländischen Kolonialpolitik ein neuer Kurs durchgerungen, der auf der Überzeugung beruht, daß das Mutterland den sogenannten Kolonien gegenüber an erster Stelle Pflichten zu erfüllen habe. Im September 1913 erschien eine holländische Sondernummer der Zeitschrift „Nord und Süd“, herausgegeben von Ludwig Stein. In dieser Sondernummer hat der heutige niederländische Ministerpräsident Colijn, der auch in Indien eine große Rolle gespielt hat, einen Artikel über Indien geschrieben, worin er u. a. die Frage aufwirft: „Wodurch zeichnet sich nun dieser ‚neue Kurs‘ aus?“ Er gibt darauf diese Antwort:

> „In erster Linie durch einen umfassenden Unterricht für alle Klassen der Bevölkerung, in zweiter durch eine erhöhte Fürsorge für ihre materielle Wohlfahrt und ihre allmähliche Heranbildung zum ‚self-government‘! Den engen Verband zwischen Mutterland und Kolonie kann man nicht durch Peitsche und Knute herstellen, sondern einzig und allein durch Erziehung und Bildung im westeuropäischen Sinne. Man befürchte nicht, daß die einheimische Bevölkerung sich zur Aufnahme und Verarbeitung unserer westeuropäischen Kenntnisse und Begriffe dauernd als ungeeignet erweisen würde; wir kennen vielmehr eine Anzahl frappierender Beispiele junger indischer Aristrokraten — also der geborenen Führer ihres Volkes —, die mit großem Erfolg unsere Mittelschulen auf Java absolviert haben. An holländischen Universitäten kamen Promotionen sogar cum laude in einzelnen Fällen vor. Auch der Volksunterricht fällt unter der farbigen Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Und mag uns in dieser Richtung noch viel zu tun übrig bleiben, so stehen wir doch unserem Endziel nicht mehr fern: Allgemeine Volksschule, zunächst mindestens auf Java mit seinen reichlich 30 Millionen Einwohnern. Hier befinden wir uns zweifellos auf dem besten kolonialpolitischen Wege.“

Es ist eine schwere, aber schöne Aufgabe, die Holland sich jetzt in Indien gestellt hat. Und obwohl wir uns bewußt sind, daß noch lange, lange nicht erreicht ist, was menschlicherweise erreichbar ist, so ist es uns doch oft eine Genugtuung, daß Ausländer, die unser Indien eingehend studieren, anerkennend reden und schreiben über die Art und Weise, in der die niederländische Regierung ihre Kolonien — wenn ich dieses Wort noch gebrauchen darf — verwaltet.

Die indirekten Vorteile, die Holland von seinen Kolonien bekommt, sind unschätzbar groß! Indien hat mehr als 50 000 000 Einwohner; die Reichtümer sind unermeßlich. Es steht offen für Kapitale aller Nationen. Das Land scheint sich von dem Kriegselend zu erholen; es können große Dinge in Indien getan werden .... aber direkten Vorteil hat der niederländische Staat nicht mehr von den „überseeischen Teilen des Reiches“. Die sogenannte „Saldobetragspolitik“ ist aus. Aber trotzdem sehen wir Groß-Niederländer in der Erfüllung der Mutterlandspflichten in den überseeischen Teilen des Reiches, also in Ost- und in West-Indien, ein kräftiges Mittel zur Hebung der sittlichen und materiellen Kraft des niederländischen Stammes.

Die vorstehenden Ausführungen in einer deutschen Zeitschrift haben den Zweck, weitere Kreise in Deutschland mit den Grundgedanken und dem Aufbau der großniederländischen Bewegung bekannt zu machen. Der reichhaltige Stoff ist noch lange nicht erschöpft. Wenn es mir geglückt sein sollte, zu weiterer Beschäftigung mit diesen Fragen anzuregen, wäre ich zufrieden.

Damit würde ein zweiter, höherer Zweck erfüllt werden, den ich unmöglich besser ausdrücken kann, als mit den Schlußworten des oben angeführten Aufsatzes von Dr. Oßwald:

„Sich kennen lernen heißt sich verstehen lernen; und auf dem Verstehen baut sich die Achtung auf. Die Völker sind verschieden geschaffen und haben sich verschieden entwickelt. Alle wirtschaftliche Not wird erst behoben werden können, wenn ein neuer Geist die Völker beseelt. Gegenseitiges Verständnis wird zu gegenseitiger Achtung und Würdigung führen, diese aber zu gemeinsamer Arbeit an der allgemeinen Kulturentwicklung. Dazu wird auch eine bessere gegenseitige Kenntnis von Holland und Deutschland beitragen."

Die Versuchung Christi

Von

Urban

Als die Magd Brigitte in den Tagesraum der Männer hereintrat, um die üppigen Fuchsienstöcke auf den Fensterbrettern zu begießen, hielt Herr Luzian Christ inne und schwieg. Graue und weiße Bärte hoben sich in die Luft, Brillengläser spiegelten Sonne, die fern hinter dem Garten stand und gekünstelte Bewegungen der Schultern, Arme und Hände mischten sich in das Schweigen. Die Magd verrichtete mit zufriedenem Gesicht ihre Arbeit; sie lockerte mit einem Holzspan die Erde in den Töpfen so sachlich, sie ließ aus dem gebogenen Kannenhals das Wasser so geschickt rund um die kleinen Stämme fließen, als habe sie zeit ihres Lebens keine andere Beschäftigung geübt, als die, im Tagesraum der Männer des Altershauses die Fuchsienstöcke auf den Fensterbrettern zu begießen. Beim dritten Fenster dachte sie daran, daß ihr grüner Rock den Männern am Tisch nichts anhaben könnte, selbst dann nicht, wenn er infolge des gebeugten Oberkörpers ihre Waden um ein Geringes entblößte. Sie fühlte die mißtrauischen Blicke der Dasitzenden auf ihrem Rücken brennen und beschleunigte ein wenig ihre gärtnerische Handlung. Am letzten der sieben Fenster leerte sie die Gießkanne vollends, nahm den Holzspan an sich und ging, ohne einen Blick nach dem großen Tisch herübergeworfen zu haben, an der langen Fensterreihe hinab und hinaus. Im Türspalt fing sie mit den Augen eine Handbewegung vom Tisch her auf, aber es war nicht möglich gewesen, zu unterscheiden, ob diese Handbewegung von Herrn Sebastian Tönebön, von Herrn Kasimir Köppen oder von einem der übrigen Herren stammte. Tatsächlich rührte sie von Herrn Michael Mirzcha her, der mit ihr andeuten wollte, daß nunmehr, nach dem Hinausgehen der lästigen Magd, Herr Luzian Christ

weitersprechen möge. Und obwohl noch andere, wie Clemens Hirse und Theodor Fastriem an sich herumarbeiteten, um einen aufmerksamen Zuhörer aus sich zu machen, bewogen sie Herrn Luzian Christ nicht, alsogleich seine Gedanken auszusprechen. Da saß auch Felix Großenbaum neben Herrn Christ und wartete wie die übrigen; es war ihm nicht recht verständlich, warum niemand sprach, nachdem kein fremder Zuhörer mehr anwesend war. Er beugte seinen Kopf nach vorn, wandte ihn seinem Nachbarn zu und stach mit seinem scharfen Blick und seiner spitzen Nase in Herrn Christs Schweigen. Auch räusperte sich Kaspar Wassermann, der ehemalige Kolonialwarenhändler, ermunternd und fragte ebenso:

„Sie meinen also, Herr Christ, wir sollten das heilige Spiel heute abend beginnen?"

Herr Christ nickte und sagte endlich:

„Ja, das meine ich. Wenn jeder seines Apostels mächtig ist, können wir es ohne Probe wagen. Ich will das Nachtessen abwarten, ehe ich die Kostümkiste aus dem Schrank hole. Die Brigitte ist ein neugieriges Weib."

Der zukünftige Apostel Thomas, Herr Camillus Hanf, wandte darob noch einmal den Kopf auf dem kurzen Hals zu der Fensterreihe hinüber, nachzuprüfen, ob die Magd wirklich den Raum verlassen habe. Der hohle Backenzahn des Herrn Benedikt Röhrlein hungerte nach einem frischen Stück Kautabak, für das schon eine niedrige Münze in der Westentasche steckte. Da der Tabakkäufer von seinem Stammladen wußte, daß in ihm auch ein verblichenes Schild hing: ff. Wein in allen Preislagen, Verkauf über die Straße; so bot er sich seinen Mitspielern an.

„Eigentlich könnte ich schon den Wein einkaufen gehen."

Wiederum rückte das Spiel um ein gutes Stück näher an die abgestandene Wirklichkeit der alten Männer heran. Eines jeden Leben, mehr oder minder von schönen Erinnerungen verklärt, war nun auf den langen Tag des Altershauses und den Titel „Herr" aufgezogen, wie ein angeschlissener Gehrock auf neue Seide.

Die Apostel sahen ihren Meister an, was er zu dem Vorschlag des Herrn Röhrlein zu sagen habe.

„Wir wollen das Geld zusammenlegen", meinte Herr Luzian Christ und legte als Erster einen Fünfer auf die bunte Decke aus billigem Gewebe.

Zögernd und gewichtig wuchs das Häuflein an, bis Herr Röhrleins gichtgeplagte Hand über es hinstrich, daß es klimpernd verschwand. Derweil war Herr Vinzenz Niedertritt, Besitzer einer leeren, langhalsigen Weinflasche, in den Schlafsaal hinübergegangen, das Gefäß zum Einkauf des Weines zu holen. Wie der abgenutzte Schaffner einer Kleinbahn schritt er breitbeinig an dem Waggon der Schranktüren entlang, bis er, die eigene öffnend, anhielt.

Inzwischen fragte Herr Kornelius Lärche, so höflich, so peinlich weltgewandt wie in den Jahren seines Herren-Frisier-Salons:

„Weiß einer der Herren vielleicht schon das heutige Nachtessen?"

„Kartoffelsuppe mit Fleischklößchen", wußte der Judas.

„Herr Großenbaum, dann müssen Sie sich Ihren Fleischbissen aufsparen", riet ihm Herr Kilian Winkel, der um das Spiel bangende Petrus.

„Wir müßten eine der Schüsseln zurückbehalten", meinte Jacobus der Ältere.

„Können wir das denn, Herr Tönebön", fragte Clemens Hirse.

„Was?!", erstaunte jener in dräuendem Baß, „Sie wollen der Bartholomäus sein, und fürchten sich vor der Brigitte?"

„Nun ja, nun ja, ich wollte nur damit sagen, ob es nicht auffallen wird, wenn wir eine Schüssel zurückbehalten?“

„Es wird nicht auffallen“, entschied der Meister. „Die Angela gießt der Brigitte die Suppe glühendheiß in die Schüsseln, da wird einer aus uns es doch wagen dürfen, seine Suppe so langsam zu essen, bis die Brigitte unser Geschirr heraus-getragen haben wird.“

„Wir können es immerhin versuchen“, griff Herr Kasimir Köppen das eigentlich abgehandelte Problem erneut auf, um herauszubekommen, welcher seiner Brüder den Kampf mit der Magd gegen die Durchbrechung der Hausordnung wagen würde. Er war der heimlichen Meinung, daß ein Siebzigjähriger wie er, Matthäus und Evangelist obendrein, sich den Scheltworten der harten Magd mit Recht entziehen dürfe.

So bekam der ausgesandte und abwesende Einkäufer des Abendmahlweines, Benedikt Röhrlein, gute Aussicht, die vom Spiel geforderte irdene Schüssel zeitweilig dem Küchenbestand zu entziehen, denn er war von seinem Gang noch nicht zurückgekehrt, als draußen auf der Treppe schon die Löffel und Gabeln aus Zinn auf dem Holzbrett Brigittens klapperten. Sie griff geschäftig in die versteckten Vorbereitungen der Männer ein, störte ihre Gedanken, rückte Kartoffelsuppe und Fleischklöße mitten hinein in ihre Beratungen, war der unerbittliche Regeler der täglichen Pflichten eines Alterhausinsassen. Sie sah, während sie die Teller rundum aufstellte, einen um den andern der Männer seinen gewohnten Platz aufsuchen. Es lag nicht in ihrer Gewohnheit, die weißen und kahlen Köpfe zu zählen, und so mußte es ihr entgehen, daß der Platz des Apostels Andreas leer blieb.

Er traf mit der Magd auf dem Treppenabsatz zusammen, nachdem sie schon einen Stoß geleerter Schüsseln herabgetragen hatte; auch gelang es ihm, mit dem vom Hausvater unter Einfuhrverbot gestellten geistigen Getränk glücklich an der arglosen Magd vorbeizugelangen. Da er jedoch den Wein im Bett versteckt und sein benutztes Stück Kautabak zwischen die Fuchsienstöcke abgelegt hatte, um alsbald sich zum Nachtmahl niederzusetzen, brach das Gepolter der Magd über ihn herein, wie ein Gewitter, das man seit langem hat heraufziehen sehen.

„Nun kommen Sie schon wieder zu spät, Herr Röhrlein! Glauben Sie denn, ich hätte Lust, Ihretwegen einen ganzen Abend lang Geschirr abzutragen?“

Der Apostel Andreas zog den Kopf in die Schultern und ertrug die eifernde Brigitte schweigend. Sie hetzte ihn durch den ersten Teller, den er bedächtig, sonder Eile Löffel um Löffel leerte. Beim zweiten stand sie hinter seinem Stuhl, klopfte ungeduldig mit der Hand auf die Lehne. Da wagte Herr Michael Mirzcha, in der Tür des Schlafsaals stehend, die Verteidigung des Verspäteten, aus brüderlichem Zugetansein und im Kampf um die Schüssel.

„Wir besorgen den Teller und auch die Schüssel zur Küche zurück; so schnell wie Sie verlangen, kann Herr Röhrlein unmöglich essen.“

„Das wird Herr Röhrlein selbst wissen“, sagte Brigitte eilig und erwartete von dem Essenden eine Äußerung, ob er langsamer oder schneller zu speisen gedenke. Statt dieser Aussage meinte Benedikt Röhrlein beharrlich: „Ich nehme noch einen Teller.“

„Glauben Sie denn, die Küche hätte Zeit, bis Sie endlich fertig sind?“, schalt die Magd enttäuscht.

„Herr Röhrlein hat einen notwendigen Gang gemacht. Lassen Sie ihn sein

Essen ungestört einnehmen oder wir werden den Hausvater rufen", drohte Herr Luzian Christ.

Da gab es die Magd auf, ihr Geschirr an diesem Abend zusammenzubekommen, denn sie spürte wenig Lust, vor dem Hausvater, der jedem Zwist mit Klärung, Schlichtung, Versöhnung zu Leibe ging, die Eile der tagmüden Mägde zu verteidigen, die Sonderlichkeiten des Herrn Röhrlein anzuklagen.

Zwischen den Betten stieß Herr Kornelius Lärche seinen kahlen Kugelkopf aus der zur Toga mißbrauchten geblümten Wolldecke heraus. Er bahnte sich inmitten bauschender Falten einen Weg zur Tür des Tagesraumes, stand eine Weile da wie in seinen weiland besten Rollen im Theaterverein „Proserpina" ohne daß seine Mitbrüder von ihrem Wortwechsel abließen, um ihn zu bewundern.

„Kann ich wohl in diesem Muster als Johannes bestehen?", fragte er endlich.

Die Stimmen ließen alsbald davon ab, Philippus an die linke Tischseite zu treiben (Herr Michael Mirzcha weigerte sich standhaft und entgegen der Platzanweisung des Meisters, seinen Stuhl am rechten Tischende zu räumen) und alle Köpfe wandten sich dem Fragenden zu. Sie sahen mit offenen Augen auf das Wirbelspiel grüner Ranken und halbverblichener Rosen, das sich in schwerem Bausch um den hageren Leib des Apostels Johannes schlang. Der hatte begonnen, den bescheidenen Inhalt seiner kleinbürgerlichen Persönlichkeit in seine Vorstellung vom überlieferten Lieblingsjünger zu gießen; so erschien er selbst dem Meister, Herrn Luzian Christ, auf der Grenze wandelnd zwischen Spiel und Wirklichkeit und niemand dachte daran, einen Vergleich zu ziehen zwischen den armseligen Johannesskulpturen ihrer begrenzten Welt und dem unpalästinensischen Kopf des Herrn Kornelius Lärche.

„Ich glaube dieser Stoff heißt Brokat", sagte Herr Vinzenz Niedertritt vorsichtig, denn er hatte eine Abneigung gegen falsche Behauptungen. Wenn man sechsundvierzig Jahre Hilfsschreiber eines Notariats gewesen ist, steht man gereifter zu jeder Aussage als der geschwätzige Mann der Gasse.

„Ja, Brokat", wiederholte der Apostel Matthias bewundernd und ließ das prächtige Wort langsam durch seinen Sinn gleiten.

Als der Meister an seinen Schrank trat, um die kleine Kostümkiste herauszuziehen, sorglich behütete Überreste einer Zeit voll Glanz und Phantasie, kam ihm Jakobus der Jüngere zu Hilfe. Ehrfürchtig wichen die Umherstehenden der gelbgebeizten Kiste aus, die zwischen ihren Trägern schwankte wie ein Reliquienschrein zwischen mittelalterlichen Menschen einer abendlichen Prozession. Nun begann Herr Luzian Christ das Geschäft des Kramens. Da lag unter einem weißen Obergewand ein immerfort Schimmel ansetzender Lederbeutel, dessen falsche Münzen klingelten wie die Börse in der Hand eines Grafen. Alsbald trat der Judas hinzu, um sein Requisit zu empfangen. Auch war da ein ehemals buntes Holzschwert, ein Bastard aus Sarazenerklinge und Stoßschwert zäsarischer Legionäre.

„Wo ist Petrus?", fragte der Meister, ohne aufzusehen.

„Hier", meldete sich Herr Kilian Winkel, nahm sein Schwert an sich und den Neid der Mitbrüder.

Am Boden der Kiste rasselten Ketten und kringelten sich Stricke aus ungekannten Folterkammern. Herr Christ reichte sie, halb auf den Knien, halb sich

aufrichtend umher; wie ein fremdländischer Händler seine Ware von Hand zu Hand gehen läßt. Schwer wog auch die glaslose, oxydierte Laterne, die der Kohorte den Weg zum Ölberg weisen würde. Es waren noch andere Dinge in Herrn Christs Kostümkiste, die zum heiligen Spiel weder taugten, noch vonnöten waren; aber er löste sie dennoch, wie früher zuweilen, als seltene Perlen vom Grund seiner Kiste ab: drei heidnische Armspangen und einen verbogenen Stirnreif; einen roten und zwei blaue, spinnwebfeine Schleier, und endlich, in angeschmutztes Leinen gehüllt eine Kette aus falschen Granaten. Zu allen diesen Kostbarkeiten, die einmal im dumpfen Lager des Verleihgeschäftes Christ ein vereinsamtes Leben fristeten, wußte ihr Besitzer eine Geschichte zu erzählen. Er begann mit dem Schicksal der Armspangen, bis er den Stirnreif hervorzog und dessen Trägerinnen beschrieb. Die Stolzeste war eine Polin gewesen, Kathinka Blaschewski, eine verwilderte Bürgerstochter aus Warschau, die sich mit wenig Aufgebot dem weltfremden Kostümverleiher als russische Gräfin aufgedrängt hatte. Kathinka Blaschewski; bis zu diesem Namen kam nur der Meister, denn er sah mit dem Halsband aus Granaten Elisabeth von England erstehen, über deren Darstellerin er erzählte, bis ihn die rotblonde Perücke und der weiße Gürtel aus Baumwollfäden an das heilige Spiel gemahnten. Zwischen den Brüdern stand auch Benedikt Röhrlein mit dem eingekauften Wein und wartete darauf, den Inhalt der unheiligen Flasche in den Kelch gießen zu können. Endlich hatte Herr Christ sein Obergewand aus der Kiste hervorgehoben und machte sich nun daran, die alte Opferschale, die schon in ihren Umrissen durch die Hülle drängte, allen Augen aufgehen zu lassen. Es war eine ihm fremde Legierung, mit der man unterhalb des Bleifußes gespart und an die er eigens einen Bogen aus Feinschmirgelpapier verschwendet hatte.

Der Apostel Barnabas erbot sich, einen Spionsgang durch das Haus zu machen, während die anderen mit den Vorbereitungen zum Spiel begannen. Auf den beiden zusammengerückten Tischen im Tagesraum stand schon der Kelch, Herr Luzian Christ ging schon im weißen Obergewand und der Perücke aus fließenden Locken einher und die Luft war würzig vom Wein, als Vinzenz Niedertritt wie ein Kurier mit gespickter Nachrichtentasche hereintrat. Die Küche hatte er dunkel angetroffen und keines der Mädchen, weder Angela, die fette Köchin, noch Lena und Agnes warteten auf die listig erschlichene Schüssel. Im Sprechzimmer des Hausvaters brannte eine Tischlampe, die zuweilen, wenn der Wind durch das Weinlaub der Fenster hereinfuhr, flackerte. Er selbst saß mit breitem Rücken vor den Wirtschaftsbüchern. Aus dem dämmernden Garten kam das krause Erzählen der Mädchen auf der Bank bis an die Hoftüre heran und nichts Absonderliches hatte Barnabas von seiner Reise zu berichten, als höchstens über die Fledermaus, die ein wenig gespenstig durch den Hof zickzackte. So sagte denn Herr Christ dem heimkehrenden Jünger:

„Ziehen Sie sich an, Herr Niedertritt, und bestellen Sie Herrn Großenbaum, er möge seinen Fleischbissen in die Schüssel legen."

Daran hatte Barnabas nicht gedacht, daß er alle verwandelt finden würde! Eine kleine Weile stand er im Türrahmen zum Schlafsaal und hatte Mühe, der Farben Herr zu bleiben. Das Morgenwerk Brigittens, die sorglich geglätteten Betten, war jählings zerstört worden. Im breiten Gang vor den Schränken wandelten die Mitapostel wartend auf und nieder. Thomas schleifte die Selfkante seines Gewandes wie eine Schleppe hinter seinem, aus dem Bäuerlichen

stammenden Tritt her; Philippus und Jakobus der Ältere übten sich im Aufraffen, Petrus quälte sein Schwert in den engen Gürtel, Bartholomäus flüsterte abseits, bald mit hoher, bald mit tiefer Stimme: „Meister bin ich es? Bin ich es, Meister?"

Sankt Johannes bemerkte den Jünger Barnabas dastehen. Und er stelzte auf ihn zu, und er spreizte seine Worte, wie all dies jenen widerfährt, die von großen Schatten großer Menschen aufgescheucht werden.

„Kommen Sie, Herr Niedertritt, ich helfe Ihnen beim Ankleiden."

Als Vinzenz Niedertritt die geblümte Decke auf seinen Schultern spürte, als er ein paar Schritte tat in den großen Gang hinein, die Promenade des Selbstgefühls, sprang sein Herz in eine schnellere Gangart über. Er schirmte die Augen mit der Hand und zog den Johannes zu sich heran.

„Sehen Sie den Ölberg dort drüben, Herr Lärche?"

„Ich sehe ihn, Barnabas," und leise sagte Herr Lärche, „nun müssen Sie mich aber Johannes und Du nennen, Herr Niedertritt."

„Komm, laß uns zu den Brüdern gehen," deklamierte Barnabas eifrig, und sie mischten sich unter die andern.

Plötzlich sahen Thomas und Bartholomäus, die nahe dem Tagesraum standen, den Meister aus ferner Saalecke heranschreiten. Schritt um Schritt, und mit Händen, in den weiten Ärmeln vergraben, kam Herr Christ näher. Er fühlte eine bittere Empfindung auf diesem erhabenen Weg ihn anfallen wie ein plötzlicher Schmerz den Leib. Es war die heimliche Angst, die anderen Herren, die Jünger, möchten den Spielbeginn durch eine einfältige Frage stören. Aber alsbald wurde er von Johannes begrüßt, der sich durch die Wartenden drängte und die Ärmel des Obergewandes berührte. Nun zupfte der Meister Matthias und Jakobus den Jüngeren am rauhen Grat ihrer Wolldecke, daß sie sich ihm gänzlich zuwandten.

„Gehet hinab in die Stadt und bereitet das Mahl vor," befahl er ihnen, „damit erfüllt wird, was geschrieben steht."

Und die Übrigen scharten sich um ihn, während die Ausgesandten, ein ungleiches Paar, den Tagesraum hinabschritten. Unterhalb ihrer bunten Gewänder schlurften die ausgetretenen Hausschuhe Herrn Kaspar Wassermanns und schlug Herr Theodor Fastriem beharrlich den linken Fuß einwärts. An der gerichteten Tafel angelangt, blieben sie beide eine Weile, ohne sich umzusehen, unschlüssig stehen.

„Herr Röhrlein hat gut eingekauft," flüsterte Matthias endlich, weil ihm der Weinduft keine Ruhe ließ.

„Ihr müßt so tun, als ob Ihr das Mahl herrichten wolltet", rief eine Stimme sie an.

„Es darf niemand dazwischen reden," verwies Herr Christ den vorlauten Spieler, „wir haben doch angefangen", und ein wenig beschämt kroch Philippus in seine Decke.

„Lasset uns in die Stadt hinabgehen, denn die Stunde ist gekommen", lud der Meister seine Jünger ein.

Sie waren alle längst jenseits der Jahre, da ihr ungeschultes Denken den Evangelientext beherrschte. Darum vermochten sie weder an Herrn Christs Worten Kritik zu üben, noch waren sie selbst sicher und fest in ihren Sätzen. Unbekümmert um all dies zogen sie, der Meister vorauf, in den Tagesraum ein; am spärlichen Ende des Zuges kroch der Evangelist Matthäus, beladen mit den Geräten der

Fußwaschung. Eimer, Becken und Tuch. Da sie sich niedersetzen wollten, lösten sich bei dem einen und andern die Gewänder von den eckigen Schultern, Thomas und Petrus hatten ihren neuen Tischplatz miteinander verwechselt und das Schweigen, dem alle, getreu den heiligen Texten, die für die Szene des Zu-Tisch-Gehens kein Wort verzeichnen, nachhingen, drohte den Spieltrieb zu lähmen.

Wider das Verbot des Meisters hub sein Nachbar und Lieblingsjünger zu erzählen an, denn Herr Kornelius Lärche war geschickt darin, tückische Klippen im Spiel zu umsteuern. Er bot seine ganze Erlebniskraft auf, er sprang über den Graben der Lüge auf die farbige Wiese der Phantasie, er pflückte, staunend und keck wie ein Knabe, die Blumen zu einem Strauß und stellte ihn vor die Augen des Meisters, daß dieser aus seiner rotblonden Perücke vor sich hinlächelte.

„Meister," redete Johannes, „hast Du die Palmen im Vorübergehen beobachtet? Wie tief herab der Wind ihre Zweige bog! Nie sah ich Jerusalem so golden im Abend liegen wie eben im Hinabschreiten zur Stadt. Vor dem Tempel saßen die Männer und redeten über heilige Dinge, denn so nahe ist uns schon das Osterfest. Auch Du nahmst uns mit in diesen Saal, um gemäß der Schrift das Mahl der Versöhnung mit uns zu halten. O, Herr, wenn Du—"

„Laßt mich nun Euch die Füße waschen", unterbrach ihn der Meister und stand auf.

Da beugten sich alle wie demütig hinab, ihre verkrüppelten Füße zu entblößen, und bei Petrus, dem klappernd das Schwert entfiel, begann Herr Christ die Waschung. Es war Sommer, lauwarm ging die Luft und Kilian Winkel hatte kaum einen Grund, um sein offenes Bein besorgt zu sein, denn linde und voll Verständnis für mancherlei Altersnöte, die sie im gemeinsamen Schlafsaal vor einander enthüllten, ließ der knieende Meister aus der hohlen Hand das Wasser über Petri Füße rinnen. Und endlich, nachdem dieser zu seiner Rolle zurückgefunden (aber da trocknete Herr Christ schon die anhaftenden Tropfen auf der pergamentenen Haut) wehrte er mit linkischer Gebärde den Meister ab. „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du mir die Füße wäschst."

Unachtsam ließ Herr Christ das Tuch mit dem herabfallenden Zipfel in das Becken gleiten, bog den Kopf zurück, um dem Apostel antworten zu können.

Als der Meister, rund um die Tafel, bei Judas angelangt war, gedachte er den wachsenden Knieschmerzen abzuhelfen und wollte sich damit begnügen, den rechten Fuß zu netzen und zu trocknen, aber Herr Felix Großenbaum, der sich als Verachteter in der Apostelgemeinde ohnehin verkümmert sah, bestand mit stummer Gebärde auf dem Buchstaben der Passion. So mußte Herr Christ am Ende der Waschung die benachbarten Jünger bitten, ihn beim Aufrichten zu stützen. Er schleppte in verstellt aufrechtem Gang seinen überanstrengten Körper an den Mittelplatz der Breitseite des Tisches zurück; ohne im Vorangehen zu wissen, ob er ans Ziel gelangen würde. Als er den schmerzenden Rücken an die Lehne seines Stuhles hingab, unterdrückte er sogar das gewohnte „Ah" der Erleichterung und gewann verjüngt sich selbst zurück.

Wie eine matte, handgetriebene Schale lag der Spiegel des Weines vor ihm und begann erst zu schwanken, als Herr Christ mit zitternden, gespreizten Fingern den Fuß des Gefäßes umschloß. Dann erhob er es über sich selbst hinaus, bis er das Blut in den Gelenken klopfen fühlte. Mit den überlieferten Worten reichte er die Schale seinem Nachbar. Sankt Johannes beugte den Hals hinab, so tief,

daß Herr Christ im Seitenblick die spitzen Wirbel gewahrte, die unter der Haut aufragten. Alsbald schlürfte Kornelius Lärche seinen Anteil am Wein aus dem alten Gefäß und gab die Schale auf Wanderschaft. Herr Christ saß aufrecht zwischen seinen Aposteln und folgte der Schale mit den Augen, wie sie aus dankbaren Händen in begehrende wechselte. Einmal klirrte lautes Auflachen der Mägde an die Fenster. Die Fuchsienstöcke standen im Dämmerlicht wie Wunderblumen in ihren Töpfen. Die Luft schlug Falten aus Weinduft. Alle Alltagsköpfe guckten aus ihrer Wunschwelt in den Raum. Weit gerückt waren die Wände; eine von der andern. Niemand der Männer sprach. Leichter wurde die Schale und Petrus, der zur Linken des Meisters saß, blieb der Rest. Als Herr Christ auf Kilian Winkel schaute, fiel sein Blick in das gestülpte Gefäß, aus dem der Apostel die letzten Tropfen alsbald herausschütteln würde. Für Augenblicke drängte der schäbige Mensch, der im Alter wieder verlernt, Geschenke auszuteilen, durch das weiße Obergewand, und Herrn Christ trieb es, dem trinkenden Jünger die Schale mit dem eigenen und bezahlten Wein aus den mageren Fingern zu zerren. Aber der Geruch des Flauschstoffes und die Übermenschlichkeit seiner Rolle, die Schwere der Perücke und die gekostete Demut seiner Jünger, das traumtiefe Halblicht auf den Gebirgskämmen der Wolldecken machten Herrn Christ stark, seinen bezahlten Anteil am Wein dahinfahren zu lassen. Mit sicheren Händen setzte er die geleerte Schale vor sich nieder und lächelte dazu, wie jemand, der etwas Schlechtes, das ihn überfiel, abgewehrt hat.

Mitten im Spiel blieb er mit sich selbst beschäftigt, denn der Tag im Altershaus, von dreizehn Männern gemeinsam gelebt, ist wenig dazu angetan, die Schwächen der Neigungen und die Gebreste des Charakters zu heilen. So geschah es, daß der Meister, beschwingt von dem bescheidenen Sieg über sich selbst zwar den Löffel in die bereitstehende Schüssel tauchte, aber Herrn Felix Großenbaum statt seines aufgesparten Fleischbissens einen Kartoffelschnitzel bot.

Wie auf das Stichwort zum Hinausgehen hatte Judas auf das Wort des Meisters gewartet: dem ich den Bissen reichen werde, der ist es. Er fühlte die Blicke der Elf auf sich gerichtet, die ihren Haß, ihre Verachtung auf ihn abluden, gleichwie sie seit Wochen ihn gemeinsam überredet hatten, seinen stechenden Blick dem Judas zu leihen. Wie er dasaß, der Herr Felix Großenbaum, den muffig dunstenden Lederbeutel in der linken Hand, allen das Symbol des Bösen und abwehrend halb, halb geängstigt ausschauend, kam ihm die Erinnerung an ferne Knabentage, in denen er, wie jetzt, mit dem Rücken in eine unsichtbare Ecke gedrängt, von den Verfechtern des Reinen umstellt ward. Es mochte ihn nur ein Geringes von der Erkenntnis trennen, er sei zur Darstellung des Bösen berufen und bestimmt, und weder der Meister noch die Elf wußten, wie nahe diese Erkenntnis schon herangerückt war. Sie wurde Herrn Felix Großenbaum offenbar, als er sich verhöhnt sah durch den Kartoffelschnitzel, betrogen um seinen aufgesparten Fleischbissen.

Der Meister und seine Jünger saßen stumm und ließen den Verräter aus ihrer Mitte davongehen. Er wandte sich noch einmal um, da letztes Tageslicht mild sein entstelltes Gesicht beschien. Steil stand er auf dem Grat zwischen Spiel und Wirklichkeit und die Mitbrüder und auch der Meister bangten heimlich um ihn, er möge in eines der tiefen Täler hinabstürzen. Wie ein Grab verschlang die Tür den gefallenen Apostel und die kauernden Gestalten richteten ihre gekrümmten Rücken erst gerade, als der Lieblingsjünger begann, den kargen Evangelientext zu bereichern.

„Meister, laß uns noch eine Weile hier rasten. Siehe, weit war der Weg und nur Du weißt, wohin Du uns in den nächsten Tagen führen wirst. Magst Du im Tempel predigen, so flammend in Worten, wie zwischen den Wechslern und Händlern, oder so friedlich wie am See vor dem werkmüden Volk aus Bettlern, Kranken und Armen, wir verlassen Dich nicht. Sind wir nicht stark in Deiner Nähe? Wer vermag uns anzufallen, da Du sogar den Meerwinden und -wellen geboten hast, als wir Dich weckten im Sturm, während Du schliefest und wir ängstlich waren."

Die Mitapostel neideten Johannes die Gunst, so vertraut mit dem Meister zu reden, und ein jeder suchte heimlich nach Worten, mit denen er, gleich Herrn Kornelius Lärche, sich aus dem Zuhörer zum Sprecher wandeln könnte.

Herr Kaspar Wassermann, eingedenk seines Amtes als Lichtanzünder, schob die Rede Sankt Johanni beiseite und rief seinen Nachbarn an (denn Herr Camillus Hanf war ein wohlausgerüsteter Raucher).

„Thomas, werfe mir doch einmal die Streichholzschachtel herüber, ich will die Lampe —".

„Ja, mache Licht, Matthias", lobte der Meister.

„Hat nicht unser Petrus ein Holzschwert, Herr, mit dem er mich zuweilen stößt?", riß Jakobus der Ältere das Gespräch an sich, als das gelbe Licht der Gasflamme sich ergoß. „Zwar tut er es ohne Vorsatz, aber wenn Du willst, Herr, kannst Du dieses Schwert zu Eisen werden lassen. Du kannst uns allen Schwerter austeilen, wie dem Petrus. Alle Schwerter läßt Du zu Eisen werden und die Schwerter unserer Feinde zu Holz. Wenn sie anrücken, erhebst Du Deine Stimme und —"

Jäh brach der Sprecher seine Rede ab. Näher und näher kamen die Schritte auf der Treppe. Es war ein langsamer und ein zuversichtlicher. Jetzt erklommen beide den Flur, jetzt hielten sie vor der Tür an, jetzt tastete eine Hand nach der Klinke. Die Tür drehte sich in den Angeln. Aus dem schwarzen Loch des dunklen Flurs traten Judas und der Hausvater langsam und mit vom Licht geblendeten Augen in den Saal hinein. Der Verräter trug sein Gewand dreifach gefalten über den Arm gehängt, wie sein Vater selig, wenn er mit der Reisedecke ausgerüstet auf dem Halteplatz der Postkutsche wartend stand. Der Hausvater tat mit geweiteten Augen zögernd zwei, drei Schritte auf die fremde Tafelrunde zu, in deren Mitte ein Mann saß, der eine rotblonde Perücke, einen grauen Bart und ein weißes Oberkleid trug. Dann fragte er Herrn Felix Großenbaum, der gekommen war, seine Forderung einzutreiben:

„Wer hat Ihnen denn Ihren Fleischkloß gestohlen?"

„Das weiß ich nicht", sagte der Verräter und hob die Schultern unter dem braunen Rock, auf dem die Wolldecke wie ein haarender Kater gelegen hatte. „Ich habe ihn selbst in die Suppenschüssel getan und eben hat mir der Meister, hat mir Herr Christ, statt meines Fleisches einen Kartoffelschnitzel gereicht. So muß doch jemand ihn vertauscht haben."

„Ereifern Sie sich nicht, Herr Großenbaum, hier darf niemand den andern um seine Abendportion betrügen. Wer die schlechte Handlung begangen hat, muß sie wieder gut machen."

Und er wagte ein Stück Weges auf die bunte Tischgesellschaft zu. Da sah er den Konvent aus Eigenheiten, schlechtem Tabak, Alterserkrankungen, Spuk-

glaube und kindlicher Eitelkeit in seinen wollenen Decken beisammensitzen. Es fiel ihm bei, daß man Juni schrieb, Mensch und Tier die Hitze flohen und vollends die Engelslocken des Herrn Christ, dieses Gewalthabers der Männerabteilung, brachten den Hausvater in Verwirrung, so daß ihm das Lachen ebenso nahe lag, wie die Begrüßung des Ungeheuerlichen. Er schaute auf die heilige Gemeinde mit einem Blick herab, aus dem der Spott sprühte und das Erstaunen sich blähte.

Da erhob sich Herr Christ und fragte mit pathosübersättigter Stimme: „Wen suchet Ihr?"

Der Hausvater erstarrte alsogleich ob dieses Anrufes, denn er hatte ihn nicht erwartet.

Petrus schwang sein Holzschwert dräuend, und den Kampfbereiten, Philippus, Barnabas und Andreas entglitt das geblümte Gewand.

„Nun legen Sie erst einmal Ihre Waffe ab, Herr Winkel, Sie wissen doch, daß Sie nach der Hausordnung gehalten sind, niemanden zu bedrohen", mischte sich der Hausvater vorsichtig in das Tun der Männer.

Aber Herr Luzian Christ verwehrte ihm diese Einmischung und fragte mit erhobenen Armen ein zweites Mal:

„Wen suchet Ihr?"

Der Hausvater sah in Herrn Christs funkelnde Augen und fiel in schwere Sünde, denn das Lachen schüttelte seinen gedrungenen Leib, aber er wehrte es nicht.

„Bindet ihn an Händen und Füßen, und werfet ihn in die äußerste Finsternis!", rief der Meister keuchend und die ihm Nächststehenden gewahrten ein blaurotes Aderschlänglein über Herrn Christs Schläfe kriechen.

Als der Hausvater die Elf ihre wärmenden Gewänder schürzen und herankommen sah, wollte es ihm leicht erscheinen, den Ansturm der Gebrechlichen abzuweisen. Er strebte nach dem hölzernen Schwerte Petri, aber der Knäuel aus Leibern, Armen, heimtückischen Decken und Beinen verwirrte sich unaufhaltsam, rollte an die Tischbeine, wälzte sich am Boden fort, bis der Hausvater, von den Stricken aus Herrn Christs Kostümkiste eingesponnen, unter den Fuchsienstöcken lag, wie eine Raupe, die beginnt, sich zu verpuppen.

Der Verräter hatte dem Handgemenge aus entsetzten Augen zugesehen, ohne weder fliehen noch helfen zu können. Erschüttert vom anrollenden Menschenknäuel war der Suppenrest aus der Schüssel geschwappt und der schwere Fleischkloß des Herrn Felix Großenbaum auf dem Grunde aus Steingut zurückgeblieben. Ihn erspähten nun die Augen Judas und blieben eine Weile daran haften, wie die des armen Ischariot an den dreißig Silberlingen. Dann floh er, als seien ihm, dem Teuflischen, alle Heiligen auf den Fersen, die Treppe hinab. Im dunklen Hausflur blieb er atemschöpfend und horchend stehen. Er hörte die Stimme des Meisters, die vielenden anschwellenden und versiegenden der Mitbrüder, knallend schnappte eine Tür in ihr Schloß und Herr Sebastian Tönebön rief immerfort: wen suchet ihr?

So stürmte das jüngste Gericht, so gut die Last der Gewänder, das Asthma und die Krampfadern dies zuließen, die Treppe hinauf in den Oberstock. Den Mägden, die noch mit einer Geschichte der Kindesunterschiebung in ihren Türen lehnten, erschien es so plötzlich, daß ihnen zwar die Flucht in die Zimmer offen blieb, aber zwischen Bett und Schrank ein frühes Ende fand.

Angela, die Köchin, und Agnes, die Magd der Frauenabteilung, knieten

händeerhoben vor den streitbaren Aposteln. Durch die dünne Wand der Nachbarkammer drang Weinen. Der Meister sandte Johannes herüber, die anderen Weiber zu holen. Zwischen Andreas und Bartholomäus, die sie bewachten, traten Lena und Brigitte herein.

„Kniet Euch nieder, Ihr Keifenden", befahl der Meister streng und wandte sich zu den Jüngern um, die einer über die Schulter des andereren lugend, die Demütigung der Mägde genießen wollten.

„Hier knieen sie", begann Herr Luzian Christ. „Hier knieen sie", wiederholte er, „die ihre Untaten im ganzen Hause verüben. Wie oft im Tage hintergehst Du alle, Angela? Die wenigen Schinken, die der Hausvater von unseren Geldern Dir zuteilt, verringerst Du heimlich um zahllose Scheiben. Die Hühner beschimpfst Du, weil sie Dir das Eierbrett täglich nicht dreimal füllen. Schon in der Frühe, wenn niemand Dich belauscht, greifst Du zur Kaffeebüchse und berauschst Dich am braunen Trank: sechs Lot auf drei Tassen. In der Speisekammer spendest Du der Frühmilch die Taufe, Du Heuchlerin, und schleckst den Rahm herab. Das Butterfaß hat sehr unter Dir zu leiden, aber unsere Speisen richtest Du nicht selten mit ranzigem Fett. Im Mehlsack bist Du Gast wie die Mäuse, die Du Faule gewähren läßt. Wenn Du allein vor Deinen brodelnden Töpfen stehst und der Hausvater seine Runde gehalten hat, mischt Du Eier, Mehl, Butter und Schinken zu einem Kuchen, den Du behaglich verschlingst. Leugne es nicht, denn wie anders solltest Du so fett geworden sein, seit der Hausvater Dich in Dienst genommen. Den rothaarigen Schlächter, der Dir den Sonntagsbraten bis auf das Fleischbrett trägt, würdest Du lieben, wenn dies etwas für den Magen wäre. Was er bringt sind Stücke, die uns kräftigen würden, so aber schleichst Du mit gewetztem Messer hinzu und läßt die zartesten Brocken in Deinen Topf gleiten, Du Unersättliche. Tief hängst Du Dein Krötenmaul in den Saft süßer Früchte; was Du ungesehen im Winkel der schützenden Schranktür genießt, entziehst Du uns, und scheust Dich nicht, uns den Rest einzufüllen, der kümmerlicher ist als Dein räuberlicher Anteil. Wann willst Du Dich endlich bessern, Ausbund von einer Köchin?"

Angela schwieg, da doch ihres Leibes Umfang kein Leugnen zuließ und sie zum Nachteil ihres Mägdemagens sich kein Versprechen wollte abringen lassen.

Während Herr Christ zur Köchin sprach, hatte Brigitte es gewagt, mit halberhobenen Augen die Männer zu mustern, die sie vor Stunden arglos bei der Kartoffelsuppe gesehen. Nun hingen ihre Wolldecken um die vielfaltigen Hosen, sonderlich gerötet und erhitzt waren die alten Gesichter, und Herr Luzian Christ hielt unter einer Lockenperücke der Angela eine Strafpredigt.

„Du wagst es, den Meister anzusehen", faßte der Lieblingsjünger Brigittens Schulter.

Sie schüttelte ihn ab.

„Lassen Sie mich los, Herr Lärche, ich lasse mich nicht anfassen."

„Schweig, Brigitte, und außerdem bin ich der Apostel Johannes."

Da wurde es für Agnes, die im rechten Flügel des Hauses die Frauen betreute zur Gewißheit, daß der böse Geist in die Männer gefahren sei. Sie begann zu wanken und lehnte sich endlich an das wurmstichige Bett der Köchin. „Fürchtest Du das Gericht?", hörte sie Herrn Christs fragende Stimme. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, denn über den Köpfen seiner Jünger hatte sie das Schwert Petri mörderisch tanzen sehen.

„Wie die Köchin stiehlt, betrügt und ihren Leib mästet, so vergehst Du Dich täglich, stündlich am Alter, Brigitte", predigte der Meister nun. „Ich glaube, Du hast Dich daran gemacht, die Hausordnung im Schlafe herzusagen, so sehr bist Du in all ihren tückischen Paragraphen bekannt. Du achtest nicht die vielen kleinen Ungemächlichkeiten, die unsern Leib über Nacht befallen. Ohne Schonung zwingst Du einen jeglichen zum Aufstehen, wenn die Hausglocke in den frühen Morgen lärmt. Du weißt, wie mühselig mancher der Herren, mancher der Apostel, das Geschäft des Ankleidens verrichten muß. Du stellst Dich in die Tür zum Schlafsaal und treibst zur Eile, statt unsern alten Händen beizustehen. Du schiebst uns die dampfende Brühe, die viel zu dicken Schnitten Brot auf die Tische, wie man Tieren ihr Futter reicht. Du mißgönnst uns bei den Mahlzeiten über unsere Erlebnisse zu reden, die viel gewichtiger sind, als Euer Weiberklatsch. So zetertest Du vorhin noch übern Herrn Röhrlein, über Andreas meine ich, als er heimkam während wir bei den Schüsseln saßen. Wenn Du mit Eimer und Besen durch unsere Säle ziehst, tobst Du, polterst mit Tischen und Stühlen, erzeugst Zugluft, verschiebst unsere Kartons unter den Betten, zerbrichst Wassergläser und drohst mit dem Hausvater, wenn jemand aus uns sich im eigenen Schrank die vergessene Pfeife holen will, ehe Dein aufgewischter Boden getrocknet ist. — Du Agnes peinigst die Frauen und trübst ihren Abend; wie solltest Du besser sein als Brigitte und Angela, der Ihr gehorsam seid. Oder glaubst Du, Deine harten Worte fänden nicht den Weg zu uns? Ihr alle seid der jungen Lena die lebende Versuchung. Eure einfältigen Geschichten, die Ihr Abend um Abend auf der Gartenbank murmelt, Euer übermütiges Lachen, für das Ihr Euch weder schämt noch entschuldigt, wird bald aus dem Mädchen Lena eine Euch würdige Schwester gemacht haben. Aber die Zeit Eurer Herrschaft im Hause ist abgelaufen. Ich werde Euch morgen schon eine neue Hausordnung auf Pappe ziehen lassen, die Ihr zu befolgen habt oder Euch mag die Landstraße wiedersehen. Um neun Uhr wünschen wir künftig geweckt zu werden. Die Brigitte hat uns den Morgenkaffee ans Bett zu tragen; die leeren Schüsseln und Teller des Mittag- und Nachtmahls hat sie zu holen, wann ich es erlaube. Unsere Säle sind zu fegen, zu putzen, wenn wir unsern nachmittäglichen Gang an den Fluß oder in den Park halten. Die Angela hat alle Zutaten zu den Speisen fortan zu verdoppeln. Ohne meine Erlaubnis darf nichts angerichtet werden. Den Speisezettel des Tages bestimme ich. Der Schlüssel der Vorratskammer wird bei mir aufbewahrt. Die Lena hat mir jedes gelegte Ei anzuzeigen. Binnen vierzehn Tagen muß die Angela dünner geworden sein oder ich entlasse sie, weil sie heimlich weiterstiehlt und bratet."

Die Mägde hörten Herrn Christ mit den nächst der Tür Stehenden reden, dann hob Herr Theodor Fastriem die Lampe vom geschnitzten Linoleumteller der Kommode und trug sie in beiden Händen hinaus. Der dunkle Flur wurde hell, seidenweich glänzten Herrn Christs Locken im Licht, alle Männer folgten ihm, und der letzte, dessen breites Gewand sich vor die Glocke aus Milchglas schob, zog die Tür ins Schloß und drehte den krächzenden Schlüssel herum. Als es drinnen still blieb, humpelte der Evangelist Matthäus den Abziehenden nach. Gespenstergleich huschten die Schatten der gebauschten Wolldecken durch das Treppenhaus hinab, bis der Meister im Armsessel des Hausvaters vor dessen Schreibtisch saß.

Eine Schau unzählbarer Dinge schien Herrn Christ der Schreibtisch, nun er

ihn aus der Nähe und Höhe des Sessels betrachtete. Er griff in die Fülle hinein und langte einen schwarzen Gummistempel heraus; den drückte er dreimal, viermal auf die offenen Seiten des Kassenbuches. Mitten zwischen den Zahlen von Soll und Haben prangten nun dreimal, viermal die violetten Typen einer abgenutzten Antiqua: Altershaus zum „goldenen Abend". Auf einem ragenden Nagel hingen aufgespießt Dutzende Rechnungen mancher Formate. Herr Christ riß die oberste herab und studierte sie. Dann hob er sie zornig empor und wies sie seinen harrenden Jüngern.

„Da, lest! Rechnung von Schlachtermeister Adam Pinkernell für Altershaus, hier. An gelieferter Leberwurst Pfund siebzehn. Habt Ihr siebzehn Pfund Leberwurst gesehen?"

„Nein!" grollte der Chor.

„Werde zerschmettert!", schrie der greise Petrus die Papptafel an (die mit der schwarzen Überschrift „Hausordnung" an der verblaßten Tapete hing) und durchbohrte sie mit dem Schwerte.

Plötzlich erhob sich der Meister aus dem Sessel. Die Jünger wichen zurück und er sprach: „Holt den Esel herbei, ich will durch das Haus reiten."

Einige der Apostel, die des Umgangs mit Tieren kundig waren, Jakobus der Jüngere, Philippus und Barnabas, machten sich auf den Weg. Thomas trug die brennende Lampe aus der Mägdekammer vor ihnen her. So schwebte die leuchtende Kugel über den dunklen Hof an den Ställen der Schweine vorüber, die unruhig und dumpf grunzten, und der Hühner, deren Hahn, vom Licht getäuscht, morgenlich krähte. Der Esel wandte verwundert den Kopf, schlug mit dem unsaubern Schwanz und stampfte mit den kleinen Hufen, als Jakobus der Jüngere sich daran machte, ihm das Kopfstück anzulegen. Dann banden sie ihn los und zerrten ihn rückwärts aus dem Stall.

Der Meister stand mit Johannes und Petrus an der Geländerbrüstung des ersten Stockwerks und erwartete die Ausgesandten. Nun sahen sie den Flur erhellt werden von der Lampe des Thomas, und des Esels Eisen klatschten auf den Steinfliesen. Zweimal polterten die Vorderfüße auf die Treppenstufen, dann bäumte sich das Tier störrisch auf. Philippus und Barnabas ermunterten es vergeblich und mit dem gleichen Erfolg zog Jakobus der Jüngere auf der fünften Stufe am Strick.

„Wir müssen das Schwert des Petrus haben", rief Thomas nach oben, „der Esel steht und weigert sich".

Als Philippus sein Hinterteil mit dem flachen Holz bearbeitete, versuchte er den erschrecklichen Aufstieg und erfüllte das Haus mit dem Stampfen der Hufe. Stufe um Stufe gewann er und stieß endlich ein langgezogenes Iia aus, als er ebenen Boden unter sich fühlte. Andreas kam mit einer gefalteten Tischdecke herzu und sattelte ihn. Aus dem Zimmer des Hausvaters drängten Bartholomäus und die übrigen Apostel heraus und bildeten hinter des Esels Schwanz eine Gefolgschaft. Von einem Stuhl herab bestieg der Meister sein Reittier. Als er das Zeichen zum Aufbruch gegeben hatte, setzte sich der Zug, Alleluja anstimmend in Marsch. Vorauf schritt Thomas als Lichtspender, ihm folgte Matthias mit dem silberbestickten Sammtstreifen aus dem Hausspruch: „an Gottes Segen ist alles gelegen". Den Meister geleiteten an seinen Seiten Philippus und Jakobus der Jüngere, den Esel am Zaume zerrend. Petrus, Johannes und

Barnabas hielten zwischen sich und des Esels Hufe einen schützenden Abstand; nur zuweilen, wenn der Graue unwillig zögerte, versetzte ihm Barnabas einen ermunternden Schlag mit dem Schwerte Petri.

Der Meister ritt den langen Flur hinab zur Frauenabteilung. Aufgeschreckt vom Poltern des Esels treppauf und geängstigt über das späte Alleluja im abendlichen Haus waren einige der Frauen mit aufgesteckten Zöpfen und in weichen Pantoffeln vor die Türe des Schlafsaales gekommen und hatten in den Flur hineingehorcht. Bis zur Ecke hinabzugehen, die zur Männerabteilung hin den Blick freigab, hatte keine gewagt, weder Frau Barbara Dünnbier noch Frau Karoline Fidupp. Sie lagen allesamt, fünfzehn an der Zahl, in den Betten, hatten die Decken über die Köpfe gezogen und erwarteten den Untergang der Welt. Trotz der dichten Gewebe hörten sie den Auferstehungsgesang näher und näher, lauter und lauter tönen und glaubten nichts anderes, als die Engel des Allerhöchsten sprengten die Türe zum Schlafsaal, da Thomas mit der Kugellampe in den Rahmen trat. Knarrend drehte sich der selten geöffnete zweite Flügel in den Angeln und der Meister ritt herein. Er sah auf leere Betten, blickte die Reihe hinab und hinauf; als er aber der Kleiderberge ansichtig wurde, die überall auf den Stühlen ragten, rief er mit lauter Stimme: „Kommt hervor!“, und wartete auf das Ergebnis seines Lockrufes.

Da und dort hoben sich die Decken, ein grauer Kopf guckte heraus, eine spitze Nase steilte sich in die Luft; noch ein Kopf wurde sichtbar, wieder einer; ein weißer folgte, ein kahler unter einem schwarzen Häubchen. Als der letzte zum Vorschein gekommen und Herr Christ im heimlichen Abzählen bei Fünfzehn angelangt war, breitete er die Arme mit den herabhängenden Zipfeln aus und sagte langsam und feierlich: „Friede!“ Und noch einmal „Friede!“ Dann saß er eine kleine Weile mit verschränkten Armen da. Seine Jünger umstanden ihn schweigend, und sie alle schauten aus dem Ausguck ihrer Rolle auf die Weiblein, die wie aufgescheuchte Vögel aus ihren Nestern äugten. Allgemach mochte die eine und andere Herrn Camillus Hanf erkannt haben, dessen Gesicht hinter dem Lichte stand wie der Schauspieler hinter den Rampenlampen. Vielleicht fand auch Frau Ludmilla Herzchen oder Frau Clementine Piepenbrink (die beide weitsichtig waren) unter den wallenden Locken Herrn Christ wieder. Aber diese Feststellung konnte ihnen nichts sein. Da sie ohne Zusammenhang nebeneinander lagen — zu sprechen besaß keine aus ihnen den Mut — waren sie von jedem Gedankenaustausch darüber, was der Besuch der Männer bedeuten mochte, abgeschnitten. Endlich weinte im fernsten Bett der Ecke Wilhelminchen Faden wie ein kleines Kind. Sie tat dies weder aus Angst um ihr Schicksal noch darum, weil sie eine schlaflose Nacht haben würde, sondern weil die bunten Männer und der weiße auf dem Esel in ihr kleines Leben eingebrochen waren wie Gott in die Hütte des Armen.

Frau Barbara Dünnbier, die hinter Wilhelminchen Faden an Tapferkeit der Gefühle nicht zurückbleiben wollte, erbrach das Schluchzen wie eine unbekömmliche Speise und bettelte, wobei sie ihre Arme wie steife Hölzer ausbreitete: „Wir bitten um unser Leben!“ Und dann jammerte im Angesicht des Endes aus jedem Bett ein alter Mensch seinen kläglichen Wunsch bis vor den schwellenden Herrn Christ.

„Ich möchte meine Nichte, die Bäckerswitwe Frau Rosa Humpel, Gartenstraße 5a, 1. Stock, noch einmal sehen“, flehte Frau Karoline Fidupp.

„Die Angela hat gesagt, morgen gäbe es Kartoffelbrei und Hackfleisch, darf ich das abwarten?“, fragte eine heisere Stimme.

Frau Ludmilla Herzchen wollte ihren letzten Willen dem Hausvater übergeben, Frau Sabine Topf hoffte leichter zu sterben, wenn man sie zu ihrer Freundin ins Bett ließe. Schräg dem gähnenden Esel gegenüber richtete sich das Fräulein Susanne Sorge aus den schützenden Decken auf und wollte sich danach erkundigen, ob auch ihr Holzbein neben es in den Sarg gelegt würde. Und als gar Frau Clementine Piepenbrink für ihren letzten Gang eine neue Brille erbat, schnitt Herr Christ das Klagelied der Weiber mitten entzwei, indem er seinen Gruß vom Einzug ekstatisch wiederholte: „Friede!“ Und der Esel zuckte zusammen.

„Ich bringe Euch die neuen Tage, nach denen Ihr Euch sehnt“, begann der Meister seine Predigt. „Jeden Tag soll die Bäckerswitwe, Frau Rosa Humpel, Gartenstraße 5a, 1. Stock, Frau Fidupp besuchen. Morgen gibt es Kartoffelbrei und Hackfleisch, weil ich es will. Die Angela liegt oben in ihrer dunklen Kammer; sie hat nicht mehr das Recht zu kochen, was sie dem Hausvater vorschlägt. Wer sein Testament schriftlich niederlegen will, kann es bei mir tun, der Apostel Johannes sammelt sie ein. Frau Sabine Topf mag sich so oft zu ihrer Freundin legen wie sie dies will, und dem Fräulein Sorge wird das Holzbein mit in den Sarg gegeben werden, wenn es an der Zeit ist. Ich bin nicht gekommen, Euch das Schwert zu bringen, sondern den Frieden. Ich habe in dieser Nacht den Hausvater, die Mägde und die Hausordnung überwunden. Die Agnes wird Euch morgen früh den Kaffee an die Betten bringen, auch soll sie Abbitte leisten für alle schlechten Handlungen, die sie auf Eurer Abteilung begangen hat. Ihr werdet künftig mehr Butter, mehr Eier, mehr Schinken erhalten, denn die Angela muß dünner werden; ich habe ihr das befohlen. Die alte Hausordnung hat der Apostel Petrus durchstochen, die gilt nicht mehr. Morgen schon werde ich eine neue verkünden, darin es den Männern erlaubt ist, Schnaps über die Straße zu holen und Ihr dürft Euch Katzen oder weiße Mäuse halten. Ich will Euch einen goldenen Abend bereiten, nicht wie der Gummistempel des Hausvaters auf dem Papier, nein wirklich und wahrhaftig. Wenn die neue Hausordnung im Treppenhaus und in den Sälen aufgehängt wird, soll ein Fest gefeiert werden. Alle Tische werden dazu in den Garten hinabgetragen. Zwei Tage und zwei Nächte habt Ihr Euch Locken zu drehen. Niemand darf an der Tafel erscheinen, denn in Seide, und wer einen losen Zahn hat, lasse ihn beizeiten ausbrechen. Aber putzt auch Euren Charakter, ehe Ihr zum Freudenmahle kommt. Wenn Ihr auf den Gartenbänken in der Sonne sitzt, sollt Ihr Euch tausend Geschichten aus der Stadt erzählen, nichts über die Abwesenden. Ihr sollt Eure Mahlzeiten ohne Zank und Neid abhalten, eine jede sehe auf den eigenen Teller und giere nicht nach dem größten Stück. Am Abend sprecht das letzte Wort vor der Tür zum Schlafsaal und schwatzt nicht von Bett zu Bett bis über die Mitternacht hinaus. Gebt den Ziegenkäse nicht zurück, auch löffelt nicht die Marmelade aus. Seid mäßig an Sonntagen und laßt Euch nicht vom längeren Speisezettel besiegen. Nun richtet Euch auf, denn wir singen jetzt das Lied „Ade zur guten Nacht“.

Gehorsam setzten sich die Frauen zurecht, und Herr Christ wartete, bis sie alle bereit waren. Der Apostel Thomas mußte mit der Kugellampe die Betten abschreiten, damit der Meister sich überzeugen konnte, ob auch die Entfernten: Wilhelminchen Faden in ihrer Ecke, Frau Ludmilla Herzchen und Frau Kunigunde

Waise ihm zu Willen waren. Alsbald gab er das Zeichen zum Abgesang, und mit so vielen Stimmen, als Menschen im Raume waren, wuchs das Lied Zeile um Zeile in die Stille. Der Esel spitzte die Langohren und peitschte die Luft mit dem Schwanze, bis die Singenden am Ende der Strophe angekommen waren. Dann ritt der Meister die Reihe der Frauen nach rechts hinauf und nach links hinab.

„Wir wollen in den Gemeinschaftssaal ziehen“, winkte Herr Christ vom Esel herab dem Lampenträger zu.

Der Einzug mußte so lange hinausgeschoben werden, bis der Apostel Johannes im Hausvaterzimmer am Schlüsselbrett den Gesuchten gefunden haben würde. Der Evangelist Matthäus war der Erste, der den ungelüfteten, kühlen Saal betrat. Den Zündstab für die hochhängenden Lampen fand er nicht; so mußte er den Thomas bitten, ihm seine Lampe auf das Harmonium zu stellen, um beim Spiel nicht ohne Licht zu sein.

Abwartend hielt der Zug im dunklen Flur. Aus der breiten Saaltür floß blaß das Licht heraus, zuweilen abgesperrt von den Köpfen der beiden Apostel am Harmonium, die, ohne Schlüssel, sich daranmachten, den Deckel mit dem Taschenmesser aufzubrechen.

Ehe Herr Kasimir Köppen, der ausgediente Kantor, die weißen und schwarzen Tasten niederdrückte, nahm er eine Generalprobe an seinen steifen Fingern vor und trat prüfend die Luftklappen. Von fern, ganz von fern hörte er die Mitbrüder murmeln und den Esel dumpf mit den Eisen auf die Bohlen stampfen. Endlich wagte er es, die Register zu ziehen und die Tasten zu senken. Ein wenig schleppend zwar, aber für die nächtliche Stille und den leeren, halbdunklen Raum immer noch schaurig genug, geleitete Herr Kasimir Köppen mit seiner „Tochter Zion“ und allen erlaubten Registern den Meister in den Saal. Anfangs stemmte sich der Esel mit zurückgezogenem Leib gegen das geheimnisvolle Licht und den Sturzbach der Töne, doch unabläſſig trieb ihn Barnabas mit dem bemalten Holze an. Als er Herrn Luzian Christ nach zwecklosem Zögern dennoch vorantrug, war es diesem, als wandle sich der dürftige Esel zum hochbeinigen Roß, das einen König in sein Reich trägt. So ritt er denn den breiten Gang hinauf, ließ wenden und sich vom Esel, den die Töne des Evangelisten Matthäus peinigten, wieder hinabtragen zum Eingang. Dreimal zogen Meister, Tier und Jünger durch den Saal, bis Herrn Kasimir Köppens Kräfte nachließen und seine erschlafften Kniee nicht mehr hindern konnten, daß jähe Pausen wie tückische Löcher den Marsch durchbrachen.

Vor dem Rednerpult kletterte der Meister vom Esel herab und stand mit eingeschlafenen Beinen da. Jeder Schritt schmerzte ihn, als berühre sein Fuß unzählige Nadeln. Aber er überwand auch diese Anfechtung und gewann zu den unverhofften Siegen der wundersamen Nacht einen neuen hinzu. Die Jünger hatten sich, müde von der Gefolgschaft, auf den Stufen der Sängertribüne niedergelassen; nur Thomas und Matthäus hockten wie ein Käuzchenpaar Schulter an Schulter auf der Harmoniumbank. Der Meister schonte ihre Müdigkeit nicht; er bestieg die wenigen Stufen des Rednerpultes wie eine Kanzel.

„Lasset uns nun die neue Hausordnung beraten, damit ich am Morgen, wenn wir die Mägde aus ihrer Kammer lassen, dem Hausvater kündigen kann und ein Gesetz habe, nach dem ich regiere.“

Die Jünger redeten all ihre Wünsche zu einer Hausordnung zusammen, die eine Längswand des Gemeinschaftssaales bedeckt haben würde, hätte ihr Meister

sie niederschreiben und drucken lassen. Zu Füßen Herrn Christs lagen und saßen die Neun in ihre wollenen Gewänder gehüllt und spielten mit ihren kleinen Welten wie Kinder mit bunten Kugeln. Sie betrachteten einer des andern Kugel, wie sie stieg und fiel und warfen die eigene um so höher empor. Herr Christ fing sie alle auf, lobte sie, zerdrückte sie oder ließ sie mit den seinen in das hohe Dunkel entstäuben, das über ihren Köpfen hing. Der Apostel Matthias mißtraute der Angela und wollte in die Hausordnung aufgenommen wissen, daß einer der Brüder in der Küche täglich Acht haben müsse. Dies aber wehrten die andern ab, denn sie geizten mit den eigenen Tagesstunden und spürten nicht Lust, mit hochgezogenen Knieen und kalter Pfeife im Dunst des Herdes und der Gewürzgerüche zu sitzen.

Da kletterte der Meister von der Kanzel herab und rief sein Reittier heran. „Folgt mir zur Küche, ich will alle Vorräte prüfen und aufschreiben, die ich vorfinde.“

Thomas, der mit seiner Leuchte erwartet wurde, hatte nicht Zeit, den Apostel Matthäus zu wecken. Er hob die flackernde Lampe vom Harmonium und ließ Herrn Kasimir Köppen zurück, der mit aufgestützten Armen, hängendem Kopf und geöffnetem Mund zwischen Bank und Instrument schnarchte. Er war nicht der einzige aus des Meisters Jüngern, den die entbehrte Nachtruhe bezwungen hatte. Auch Petrus, der Greis, hatte seinem Herrn die Gefolgschaft aufgesagt; Herr Kilian Winkel lag auf den harten Tribünenstufen zusammengerollt in seiner Wolldecke, wie ein müder Hund in seiner Kiste.

Am Abhang der Treppe entließ der Meister den Esel und ging mit geschürztem Gewand hinter Thomas hinab ins Unterhaus. Die beiden Eselführer, Jakobus der Jüngere und Philippus sowohl als auch Barnabas der Treiber, überließen das Reittier ihres Meisters seinem Schicksal, das in den dunklen Fluren des Mittelgeschosses lauerte. Verlassen stand der Esel am Geländer, schüttelte sich erleichtert und trottete langsam den Flur zurück, an der offenen Tür des Gemeinschaftssaales vorüber in den Tagesraum der Männer hinein. Dann schnupperte er an den Fuchsienstöcken entlang, bis er an den Hausvater stieß, der, entkräftet von den vergeblichen Befreiungsversuchen, in seinen Stricken eingeschlafen war.

In der Küche saß der Meister im Armsessel des Hausvaters, auf den Knieen das aufgeschlagene Wirtschaftsbuch. Geschäftig gingen Johannes, Bartholomäus, Andreas und Jakobus der Ältere von Schrank zu Speisekammer und Schrank, schleppten Büchse um Düte, um Sack und Karton herbei. Vor der Wage empfing Matthias das Salz, den Reis, das Mehl, den Zuckersack und die Gewürzkästen. Die Zeit war ihm nahe, in der er hinter dem schwarzweißen Schild: Kaspar Wassermann — Kolonialwaren en gros — en detail, mit Pfennigen und Nickelstücken die Einstandssumme für das Altershaus verdiente. Darüber vergaß er, dem Meister das Gewicht des Pfeffers anzusagen und wollte schon zu den Muskatnüssen übergehen. Aber Herr Luzian Christ hielt immer noch den Rotstift hinter dem angesagten Wort: Pfeffer, und als ihm der unachtsame Matthias diktierte „Muskatnüsse“, fragte er schnell „wo bleibt das Gewicht des Pfeffers?“ Noch einmal langte der gerügte Apostel nach der herbduftenden Düte, wog sie und meldete „Pfeffer: neunzig Gramm“.

Als der gescheuerte Tisch wie ein Verkaufsstand mit Waren bedeckt war, und der Wägende weder wußte, welche Teile schon durch seine Hand gegangen waren, noch wo er die geprüften abstellen sollte, trug der Meister Philippus, Barnabas,

Jakobus dem Jüngeren und Thomas auf, das Herbeigeschleppte wieder an seinen Platz zu tragen. So wurde das denn zwischen Schränken, Herd und Tisch und Stühlen eine Eifrigkeit, ähnlich der eines Ameisenhaufens, und mancher aus den Jüngern leistete sich an den sechs Wochentagen keinen so ausgiebigen Spaziergang als den bei der Vorratsaufnahme dieser Nacht. Dreiundeinehalbe Seite des Wirtschaftsbuches hatten alle Schubladen und Winkel der Küche gefüllt, ehe Matthias erleichtert rufen konnte: „Sieben Stück Schmirgelpapier — das wäre alles."

Mit schlaftrunkenen Augen lehnte Thomas zwischen Herd und Tisch, aber dennoch eines neuen Befehls gewärtig. Schon klappte der Meister das Buch zusammen und wies auf die Lampe. Johannes und Andreas traten hinter den Armsessel und begannen ihn auf den knirschenden Rädern aus der Küche zu rollen. Mit sechs Aposteln langte Herr Christ wieder im Amtszimmer des Hausvaters an. Jakobus der Jüngere und Bartholomäus hatten zwar den Aufbruch ihres Meisters hinter der Speisekammertür vernommen, aber sie waren auf der Vorratskiste unter Dolden aufgeknüpfter Zwiebel und gedörrten Kamillen den zwingenden Forderungen ihres gröblich vernachlässigten Körpers erlegen. Niemand störte ihren Schlaf, selbst Herr Kaspar Wassermann nicht, der sein müdes Haupt auf die Tischplatte gesenkt hatte, die duftete wie ein Märchenwald. Zuweilen brummte er vor sich hin, denn bunte Träume quälten ihn.

Herr Christ schrieb an des Hausvaters Schreibtisch seine Botschaft an die Lieferanten des Altershauses und benachrichtigte sie von dem wichtigen Ereignis der Nacht, in der er die Herrschaft über Menschen und Haus angetreten hatte; auch ermahnte er sie, ehrlich in der Lieferung zu bleiben und Bedacht zu nehmen auf die alten und kranken Magen der Hausinsassen.

Der Lieblingsjünger und Thomas, der es heimlich bereute, zum Lampenträger verflucht zu sein (denn vor seinen immerfort schweren Augenlidern verschwammen der Meister und sein Schreibtisch in ein wonniges Nichts) umstanden den Armsessel, darin der König saß. Andreas und Barnabas, der Petri Schwert als Erbe trug, Philippus und Jakobus der Ältere hatten sich auf das schwarzlederne, altväterliche Sofa gebettet. Dort saßen sie mit hängenden Köpfen und unruhigen Händen wie Kranke, die allesamt an Schlaflosigkeit leiden, im Wartezimmer ihres Arztes. Als Herr Christ sie bei Namen rief, fuhren sie jählings auf und hörten, halb noch in völliger Ermattung, halb schon im Angstzustand eines tadelnden Wortes, ihres Meisters Rede an.

„Morgen mittag um zwölf Uhr steht Ihr alle in Euren Gehröcken und Zylindern bereit; Ihr begleitet mich zum Bürgermeister. Ich werde ihm einen Besuch abstatten. Und jetzt will ich meine Hühner und Schweine besichtigen."

Thomas rieb sich die Augen, bis das Zimmer und alle Dinge erschreckend groß in einem Blicke schwankten. Johannes schüttelte die Gäste auf dem Sofa wie große Puppen her und hin. Philippus, den das Asthma plagte, und der von einer neuen Streife Linderung erhoffte, raffte seinen Leib aus der Gemeinschaft der Brüder auf. Das Schwert Petri wechselte abermals seinen Herrn, denn Kornelius Lärche wollte weder den Schweinen noch den Hühnern ohne Waffe begegnen. Er tastete sich mit Philippus durch den dämmernden Flur in den Hof hinaus. Vor den Ställen hing die gelbe Kugel in Thomas Händen wie der Vollmond vor seinem Niedergang. Hinter den Holzwänden grunzten die

Tiere des Meisters. Aus den Ritzen dunstete der Stall beizend in die reine Luft. Johannes schob den Riegel zurück und schlug die niedrige Türe auf. Abwartend stierte der Meister in den dunklen Schacht, aus dem Rascheln und tiefe Laute herausdrangen. Plötzlich fuhr ein schwarzer Schatten wie ein dräuender Drache hervor, stieß an den schläfrigen Apostel Thomas, daß ihm die Lampe entfiel, im Sturze erlosch und auf den Steinen klirrend zersprang. Als silberne Lache glänzte das Petroleum zwischen den Scherben. Fünf Schweine rannten ratlos im Bezirk des Hofes umher und Herr Christ verlangte seine Hühner zu sehen. Lauernd, die Hälse vorgestreckt, schlüpften sie, eines um das andere, aus dem engen Loch des Stalles; dreiundzwanzig und als letzter der Hahn, flügelschlagend und krähend.

„Treibt die Schweine wieder ein", befahl der Meister. „Ich will in meinen Garten gehen", und er schritt durch das Holztor aus dem Hof.

Hinter ihm begann die wilde Jagd der Jünger, wechselte aus einer Ecke in die andere, brach in den Hausflur ein und verlor sich in der Ferne.

Herr Christ bog um die Tomatensträucher herum und ging langsam an den Spalieren der Mauer herab bis zu dem Winkel des Grundstücks, darin wie ein Galgen das Gerüst zum Klopfen der Teppiche stand. An ihm schaukelte, ein wenig her, ein wenig hin, Herr Felix Großenbaum. Vorsichtig trat Herr Luzian Christ näher und zupfte den Dahängenden am Rock. Langsam folgte der leichte Körper dem Wink; der Apostel Judas sah seinen Meister aus verglasten Augen an und streckte ihm die gequollene Zunge entgegen.

„Herr Großenbaum . . .!", stammelte Herr Christ, denn dieses Wiedersehen war ihm ganz unerwartet gekommen.

Nacht und Tag berührten einander in fahlem Licht. Im Winkel der Mauer hing noch das Dunkel, aber über Herrn Großenbaum blinkte, als Herr Christ vereinsamt den Kopf hob, der Morgenstern. Dann suchte er, übersättigt von den eigenen Wünschen, in Judas Taschen nach dem Lederbeutel und den falschen Münzen. Er tat dies aus einer pedantischen Regung heraus, wie sein Gewerbe ihm Pünktlichkeit und Genauigkeit anerzogen hatte. Nachdem er ihn endlich gefunden und die Anzahl der Münzen geprüft hatte (es waren ihrer stets siebzehn gewesen) setzte er sich wie ein stummer Wächter auf die Gartenbank, die dem Galgen seines Feindes gegenüberstand. Er hatte ihm das Herbeirufen des Hausvaters schon verziehen, als sie ihn überwältigt neben den Fuchsienstöcken verlassen hatten; aber er senkte den Kopf in die kalten Hände und grübelte an Herrn Großenbaums Flucht aus dem Leben herum, ohne doch um ihren Ausgangspunkt zu wissen. Immer noch hafteten Spiel und Wirklichkeit mit ihren äußersten Zipfeln aneinander. Das heilige Spiel (die Fußwaschung und die Erhebung des Weines) war an das Wiedersehen in der bleichen Frühe geknüpft wie ein farbiges Tuch an ein verblaßtes. Und wenn auch Herr Felix Großenbaum dem Meister, der sich fröstelnd die Wolldecke des Erhängten um das weiße Obergewand gelegt hatte, nicht den wahren Grund seines traurigen Endes am Teppichgerüst enthüllen konnte, so ging Herrn Luzian Christ, je länger er sich mit dem Schicksal seines mißratenen Jüngers beschäftigte, desto klarer die Erkenntnis dafür auf, daß Herr Großenbaum nichts weiter getan hatte als seine übernommene Rolle zu Ende zu spielen, während er selbst an der eigenen gescheitert war.

Im Osten, hinter den Erbenreisern, färbte sich der Himmel blau, aus dem Grau der Gartenwege drängte Steinchen um Steinchen in die Sichtbarkeit. In

der Küche klapperte die Kaffeemühle wie jeden Morgen, von Angela oder Lena gedreht, die irgendjemand aus ihrem Gefängnis entlassen haben mochte. Ein Huhn gackerte, ein Fenster wurde geöffnet, Stimmen redeten auf dem Hof und gingen wieder in das Haus hinein. Herr Christ vernahm alles. Er dachte bei sich selbst, daß dies das Leben sei und fühlte, wie es sich daran machte, die Schäden auszubessern, die ein schlechter Schauspieler ihm zugefügt hatte.

Strindberg und die künstliche Golddarstellung

Erinnerungen

von

Frida Strindberg

Die Goldmacherei ist gleich ewiger Jugend der Traum aller Völker und Zeiten gewesen, gaukeln doch beide dem brennenden Lebensdurst den vollen Becher vor, von dem sich der verzweifelte Mensch endlich Erlösung hofft.

Während die doktrinäre Wissenschaft fortfuhr, von Golddarstellung aus unedlem Materiale nichts wissen zu wollen, wandelte sich eines Tages — vor den Augen der Berliner Gelehrten Dr. Miethe und Dr. Stammreich — unter dem Einflusse elektrischer Spannungen Quecksilber mit ruhiger Selbstverständlichkeit in Gold. Damit hatte der Zufall, der seinerzeit ja schon das Pulver entdeckt, auch die künstliche Darstellung des Goldes verraten. Goldmacherei, vor kurzem noch als Charlatanismus oder Wahnsinn geächtet, ist zur exakten Wissenschaft geworden. Der Fortschritt hat einen neuen Meilenstein gesetzt und hält dabei nicht Rast.

Ich grüße ihn, denn ich kannte einen, der sehnte den Tag herbei, als seine Rechtfertigung und seinen Sieg, um den er lang und bitter in Armut und Leid, gegen Hohn und Spott und in Einsamkeit gerungen.

Das, was die gefällige Lampe des Professor Miethe im Jahre des Heils 1924 endlich dartat, das hatte er vor dreißig Jahren schon vollbewußt erfaßt, gesucht, verfochten — die Wandelbarkeit der Elemente. Und weit darüber hinaus die Einheitlichkeit alles Seins und dessen tiefster Gesetze .... woraus sich als einfache, logische Konsequenz auch die Möglichkeit der künstlichen Golddarstellung ergab.

Vor mir liegen Goldproben von seiner Hand, die er synthetisch dargestellt: schmale Streifen vergilbten Büttenpapiers — seines geliebten Lessebo. Darauf schimmern von der Zeit unberührt seltsame Gebilde, die einen in mattem gelben Goldglanz, daneben grün und rötliche Metallreflexe ... „sie sind als neue unbekannte Zwischenstufen anzusehen, oder als ein mehr oder weniger vollendetes Gold ..." schrieb mein Mann damals, — vor dreißig Jahren.

Vor dreißig Jahren! Das ist nicht ein halbes Menschenalter, das sind Jahrtausende! Heute ist die Welt den Goldmachern licht und froh, wie alles, immer wo Erfolg aufleuchtet.

Damals aber — — Damals, im Herbst 1893, war es dunkel wie die Unwissenheit und Not um August Strindberg herum.

Wenn ich in den Erinnerungen jener Zeit blättere, Briefen und Zeitungsausschnitten, und wieder neu die Schmähflut der Angriffe gegen ihn anstürmen sehe, mit ihrem wilden, gierigen, mörderischen, schmutzig-ekligen Gischt, dann wächst das Leid, das er damals litt, in Riesengröße vor mir auf, und ich frage mich, wie es überhaupt möglich war, daß er all dem standhielt, daß ihm nur die Nerven brachen, eine Zeitlang, und er sich dann doch wieder, und immer wieder emporraffen konnte — um noch mehr zu geben. Wieviel er gegeben hat, wird erst die Zukunft lehren. Er war zum Propheten geboren und verdammt.

* * *

Unzertrennlich waren in ihm Schöpfer und Forscher gepaart, und nur durch ihr Ineinanderströmen war er — er. Er selbst hat einmal den Poeten definiert (und das Wort „Poet" schloß in seinem Sinne auch einen Linné ein): „Ein Herr der Phantasie hat — das ist das Vermögen, die Erscheinungen zu kombinieren, Zusammenhang zu sehen, zu ordnen und zu sichten." Es gab wohl nur wenige Augenblicke, da er nicht Poet war, noch weniger, da er nicht „forschte".

Ich erinnere mich: — Ein heller Winternachmittag am Lande, am Donauufer. Wir kletterten durch den Schnee über Steingeröll einen Waldhügel hinan. Plötzlich bückte er sich triumphierend und legte hinter welkem Laub eine kleinwinzige, grüne Moosart bloß: „Dich habe ich seit zwei Monaten schon gesucht!" Nun lebten wir tatsächlich gerade seit zwei Monaten in jener Gegend, aber durchaus nicht der Moosart wegen; sie war nur eine von vielen, von sehr vielen.

Die erste Begrüßung zwischen meinem Vater, Friedrich Uhl, und meinem Gatten fand erst einige Monate nach unserer Eheschließung statt. Im Rosengarten unserer Villa am Mondsee. Die Umstände waren etwas ungewöhnlich, und mein Vater war mehr als entschlossen gewesen, seiner Autorität Nachdruck zu verleihen, denn der Schwiegersohn kam allein, und ich, die Tochter, saß derweil in London durch Geldmangel fest. Die Sache war eigentlich humoristisch, wirkte aber auf ihn nicht so. Doch bereits die ersten Ansätze eines Tadels oder auch nur einer Frage stockten ihm hilflos im Munde, als er plötzlich wahrnahm, daß sein Schwiegersohn ihn nicht zu hören schien und — alle Nerven angespannt, wie ein Jäger auf der Fährte — vornübergebeugt saß, mit lauerndem Blick den Sonnenkringeln folgend, die zwischen dem Laub der Veranda durchhuschten und auf den Steinfliesen tanzten. Und schon im allernächsten Augenblick bekam der alte Mann das neue Sonnengeheimnis zu hören, das der andere gerade der Strahlenbrechung abgelauscht . . . „Ich habe so einen Menschen noch nie gesehen!" sagte später mein Vater. Und doch war er ein Menschenalter lang der führende Kritiker Wiens gewesen, hatte Richard Wagner und Friedrich Hebbel, viele, beinahe alle seiner Zeit gekannt.

Auf unserer Hochzeitsreise blieben wir einige Wochen im englischen Hafenstädtchen Gravesend vor den Toren Londons. Die Landschaft war trostlos eintönig. Am meisten aber ärgerten uns die nicht endenwollenden Umzäunungen der Felder. Im Un- und Übermut liefen wir einmal um die Wette, wer eine besonders lange Hecke rascher überstanden haben würde? Ich fiel, ehrgeizgejagt, in voller Länge hin. Er hob mich sorglich auf, säuberte mich fein . . . aber nicht mich allein, sondern auch den großen, dummen Stein, der mich zu Fall gebracht. Den trug er sogar heim! Aber nicht vielleicht zum pietätvollen Gedenken, sondern weil er eine — wie der Volksmund sagte — aus Kreide entstandene Feuersteinbildung war, die sich gerade in seine Studien über die Entlarvung der Kieselsäure fügte. Bei allem aufrichtigen Mitgefühl, das er für mich hatte — ich glaube, er hätte sich die unverhoffte Bekanntschaft um keinen Preis entgehen lassen . . .

Und trotz allen forschenden Zerlegens hat er immer gleichzeitig das Bild empfangen: das schneeige Winterdonaugelände, wie der blühende Rosengarten meiner Jugend und die weißen Kreidefelsen der Küste gehören heute der Welt in seiner Schilderung . . .

Aber er sah mehr und früher, als andere sahen, und er gab sich dem großen Kosmos ganz. Von der Geburt bis zum Tode war sein Geist ein stetes Suchen nach der innersten Wahrheit aller Dinge. Er fühlte ihren Pulsschlag, brannte vor Ehrgeiz sie zu enthüllen: nicht im Menschen allein, in jedem, bis zum Urstoff lockte ihn das Rätsel des Seins . . . nicht als tote Wissenschaft, sondern als Lebenskunde, als lebendes Leben. Auch darin schritt er (noch im Jahrhundert der Mechanik) dem neuen Jahrhundert (der Biologie) voran . . . weit voran und darum an seiner Zeit schleppend, mühselig, einsam auf dornigem Weg. Sie war schwer zu tragen, diese Bücherstaub erstickte Zeit, und über ihre versteinerte Gelehrsamkeit war schwer hinwegzukommen. Oft schmerzten ihn die wunden Füße so sehr, daß er meinte, nimmer warten, es nimmer erleben zu können noch zu wollen, selbst wenn er das Ersehnte näherziehen sah: . . . „Hast Du gelesen?" schrieb er mir aus Versailles im Sommer 1894, „daß der Chemikerkongreß in Oxford neuerdings ein neues Gas in der Luft konstatiert hat[1]) und sogar aus dem Stickstoff isoliert, ganz wie ich im ‚Antibarbarus' prophezeit? . . . Damit ist die alte Zusammensetzung der Luft annulliert! . . . Es geht schnell! . . . . . . mais je me meurs lentement et rien ne m'interesse. Tout viendra, mais à quoi bon attendre!" . . .

* * *

Ganz, voll und dauernd hat ihn die sogenannte schöne Literatur allein nie zu befriedigen vermocht. Dazu ergab sie sich ihm zu leicht und war sie zu begrenzt. Eine Zeitlang sogar, nach dem Ausbruch der Torenbeichte, hat er ihr gänzlich verachtungsvoll den Rücken gekehrt und nannte oft das „Geschichtenerfinden und Puppenspielen" einen „unwürdigen Zeitvertreib für einen Mann". Er wollte nimmer „arme Seelchen vivisezieren", sondern kühn die große Herrin Natur selbst entlarven, die ihm ja auch in ihrer Art nur eine Puppenspielerin zu sein schien, — doch eine seiner würdigere — denn ihre Bühne hatte die Weite des Alls, dem er sich, bis in dessen geringsten Teil hinein verbrüdert fühlte. Alle Triebe, Kräfte, Kämpfe der Schöpfung, ihr Haß und ihre Liebe, ihr grausames Töten und rastloses Zeugen, ihr flüchtiges Riesenwandelbild, waren ihm menschlich nahe, wenngleich sie von Ewigkeitsmaß und Urgewalt: wie eine Menschlichkeit, die nimmermehr an Menschenleib gebunden ist, sondern den Horizont umspannend, in den Schacht der Erde dringend, den Weltraum füllt und darin als Leben kreist — empfand er sie.

So auch glitt und drang spielend, spähend, erratend, haschend und sie sich zwingend, seine Seele in ihren Daseinskampf und dessen Rätsel ein, die seinen dramatischen Instinkt entflammten. Einen „heiligen Franziskus der Chemie" hat ein Freund ihn scherzend genannt, und selten wurde ein richtigeres Wort geprägt.

Nichts irriger als die Meinung, daß mein Mann während seiner wissenschaftlichen Periode aufhörte Dichter zu sein. Er hat nur den Begriff von Dichten ausgedehnt. Geheimrat von Goethe am Weimarer Hofe schrieb den Faust, August Strindberg lebte ihn — heimatlos, wundenbedeckt, elendgepeitscht. Nicht die Kreatur seiner Phantasie, er selbst stieg zu den Müttern hinab, kannte keine Furcht und zahlte jeden Preis. Er hat um jene Zeit mit Blut geschrieben und unentwegt weiter, an das, was er schrieb, geglaubt. Einsamer und einsamer ist er dabei geworden. Ohne Waffe und ohne Schild zog er allein in den Kampf gegen eine Welt, gegen den Herrscher der Welten — das Gold!

Die unheimliche Größe dieses Feindes allein schon hat den Kampf zum Erhabenen und Grauenvollen gemacht: ein Bettler, der das Gold bekämpft! Das Wagnis allein mußte den Dichter in ihm reizen. Einen Teil seines Lebens, vielleicht den liebsten, hat er dabei gelassen! Selbst seine Feinde werden dies nicht mißverstehen: Gold als Reichtum hat ihn nie gelockt. Er hat es nur vermißt, wenn er es am unentbehrlichsten brauchte, hat niemals ein Zugeständnis gemacht, um es zu erringen, und als es sich ihm endlich

1) Das Argon.

ergeben wollte, schenkte er es weg, den noch ärmeren. Aber sein jahrtausendealtes Truggeheimnis wollte er ihm entringen. Seine Weltmacht wollte er brechen. Was Thomas Moore in seiner „Utopia" versucht (es im Bewußtsein der Menschheit umzuwerten), das wollte er in seinem Laboratorium vollbringen.

* * *

In diese seine „streng wissenschaftliche" Periode fiel unsere Ehe. Es war für ihn eine Zeit leidenschaftlichen, verzehrenden Ringens um die Erkenntnis und aufreibenden, zähen Ansturmes gegen den Stillstand der Gelehrten . . . wobei ihm die „heilige" Armut außerdem noch mit Zentnerschwere Hände und Füße band.

Wir waren Wanderer ohne ein Heim und hatten uns in der kleinen Provinzstadt Brünn niedergelassen, auf dem Wege zwischen Berlin und Wien. Aus keinem anderen Grunde, als eben dem, daß sie auf dem Wege lag. Von allen Provinzgreueln: Brünn! Flach gelegen, ohne Architektur, fabrikenrauchgeschwärzt, keine Höhen, keine Weiten, nebelrauh, beklemmend, hoffnungslos. Wir bewohnten zwei Zimmer nordseits auf das Theresienglacis hinaus. Tagsüber starrten die armseligen Bäume uns in grauweißem Herbstreif an. Abends spiegelten sich ölgelbe Laternen im ewigfeuchten Straßenschmutz. Wir hatten nur eine Lampe, Petroleum. Bei ihrem schwachen Schein diktierte mir mein Mann Abend für Abend auf deutsch die chemische Kampfschrift „Antibarbarus", an der er tagsüber schwedisch geschrieben hatte. Zehn Stunden währte sein Tagwerk, doch war keine Müdigkeit an ihm zu spüren.

Ich saß am Tisch. Die kleine Lampe mit dem bleichen Milchglasschirm beschien jetzt das Papier und meine Hand, warf darüber hinaus aber nur einen matten, kurzen Glanz, der lange, bevor er die Wände erreichte, erlosch. Mein Mann schritt auf und ab, vom Dunkel ins Licht, vom Licht ins Dunkel — und wo er gerade war, da leuchtete es hell. Oft wußte ich nimmer, folgte das Licht ihm, oder strömte es von ihm aus ... Rhythmisch, elastisch schritt er, den eigenen Worten lauschend, stundenlang. Kampffroh, siegesstolz dröhnte die tiefe metallene Stimme mit der klingenden, schwedischen Melodik. Oft blieb er jäh stehen, die Hände in die Taschen gestemmt, selbst betroffen von der Wahrheit und Kühnheit seiner eigenen Theorien, warf trotzig den Kopf zurück und blickte mich erwartend an, dann leuchteten die Augen groß und rund, phosphoreszierend, in herrlicher Ungezähmtheit. Um den gütigen, frauenweichen Mund lag Würde, hoher Triumph. Einer gegen Alle! So stand er da, Licht im Dunkel, im Dunkel der armseligen, nüchternen fremden Stube: „Krieg dem dünkelhaften Ungetüm Stillstand! . . . Krieg der geistigen Arterienverkalkung der Wissenschaft! . . . Voran, anti Barbarus!"

Gott weiß, es war ein grimmes Zerfleischen und Zerfleischtwerden. Es war aber auch Machtgefühl, ohnegleichen. Wie Keulenschläge fielen die Worte.

* * *

Der „Antibarbarus" war in vier „Briefen", die ganz die Form der Gespräche hatten, die er täglich mit mir oder richtiger gesagt mit sich selbst zu halten pflegte. Jeder Einwand war darin im voraus widerlegt. Jeder Schwäche des Verstehens war darin vorgebeugt. Es war ein blitzendes, funkensprühendes Schärfen der Gedanken, die sich klärten, stählten, einschichteten, während sie sich in Worte formten zum Umsturzkrieg gegen die „Elemente" — das hieß „Körper", die mit unseren Hilfsmitteln noch nicht zerlegt werden konnten.

Im ersten Briefe des „Antibarbarus" versuchte mein Mann den Beweis zu erbringen, daß der Schwefel kein Element sei, sondern von analoger Beschaffenheit wie ein fossiles Harz, — daß er daher aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff bestehe. —

Der zweite Brief, der wichtigste des Buches, verkündet die Lehre von der Transmutation — der Umwandlungsfähigkeit sämtlicher Elemente in andere. Hier behauptet

mein Mann auch, daß Quecksilber unter geeigneten Bedingungen in Gold überzuführen sei. —

Im dritten Brief zweifelt er die herrschende Theorie von der Zusammensetzung der Luft an (es war dies kurz vor der Entdeckung des Argons). —

Und im vierten und letzten Briefe schließlich versucht er, viele der uns bekannten Elemente als Verbindungen von Wasserstoff und Sauerstoff zu deuten.

„Die Welt für sich und die Welt für mich!" lautete der Titel des Pamphlets. Welche Umwälzung auf wissenschaftlichem Gebiete und welche Blasphemie der „Antibarbarus" in den neunziger Jahren bedeutete, ist schon heute in unserer Welt, die rasch vergißt, schwer denkbar. Gerade so, wie man erst heute im Lichte der modernen Atom- und Radiumforschung klar übersieht, welchen Fortschritt und welche Möglichkeiten er eröffnete. Ein wilder Kampf — gegen die Elemente — war's fürwahr.

Damals, vor dreißig Jahren, als August Strindberg bereits die Transmutationslehre verfocht, die er seherisch seiner Zeit voraus erkannt hatte, griff er eine alte, durch Jahrtausende gefestigte Wissenschaft in einem ihrer starrsten Dogmen an. Man hatte die kleinsten Teilchen der chemischen Grundstoffe „Atome" genannt, weil sie sich angeblich nicht weiter zerlegen ließen. Niemand ahnte, daß sie wie ein Planetensystem einen (positiv elektrischen) sonnengleichen Kern besitzen, um den (negativ elektrische) Teilchen, die Elektronen, im magnetischen Felde sich bewegen, und daß durch eine Änderung seiner elektrischen Ladung ein „Urstoff", das sogenannte Element, seine Charaktermerkmale änderu und sich in ein anderes Element wandeln kann. Man ahnte dies nur nicht, man hatte nicht gewagt, dies zu ahnen, denn jede solche Ahnung wäre damals als unwissenschaftlich gesteinigt worden. Für jeden neuen Gedanken, den August Strindberg gewagt, hat ihn die Welt am Pranger mit dem Worte „Charlatan" gepeitscht.

* * *

Dieser „Antibarbarus", den ich damals zu Anfang der neunziger Jahre im engen Dunkel der kleinen Provinzstadtwohnung gehorsam, aber oft mutlos müde, ohne seine Weltbedeutung voll zu verstehen, niederschrieb, enthält die Vorarbeiten zu seinem „Blaubuch" und zu seiner „Goldsynthese" — beide wahre Schatzkammern von Anregungen —, die im Keime schon das Programm (von heute und morgen) der künstlichen Golddarstellung, sowohl durch Abbau als durch Synthese, enthalten.

. . . .
. . . .
. . . .

* * *

Ich blicke auf die rechteckigen, schmalen, kaum drei Zoll breiten, vergilbten, stillen alten Blättchen Papier mit ihren seltsamen, von der Zeit unberührten seltsamen Goldgebilden, einige in reinem, edlem, mattem Glanze, andere mit grünlichen und violetten und rötlichen Metallreflexen . . . Die schon zu Anfang erwähnten synthetischen Darstellungen (Goldproben), die mein Mann vor meinen Augen gemacht hat — vor dreißig Jahren!

Neben diesen liegen andere, neue, mit frischem Gold besprenkelte Blätter, die man mir eben brachte: auf meine Bitte hat nämlich ein junger Chemiker auf Grund einer Goldsynthese August Strindbergs, derselben, deren sich mein Mann damals bediente, die darin vorgeschriebenen Experimente wiederholt und ein ähnliches, wenngleich weniger schönes und schwerfixierbares Produkt erzielt: gelbe, flitterartige Gebilde, mit Goldglanz.

„Ob August Strindbergs Goldproben auch Gold sind?" fragt Ihr.

Optisch, ja. Mit freiem Auge betrachtet, haben sie wirklich den Anschein von Goldflittern.

In Schweden sind wohl seinerzeit von T. Svedberg analytische Prüfungen auf Gold vorgenommen worden. Sie haben aber vorerst nur negative Resultate gezeitigt, und Svedberg, ein großer Gelehrter, der aber Strindbergs ketzerhafte Haltung ungeduldig rügte, war wohl nicht der Mann, „seine Zeit zu verlieren!" Doch glaube ich, persönlich, daß in der Sache das letzte Wort noch nicht gesprochen ist . . ., vielleicht nicht einmal von ihm selber, denn er soll nicht nur ein großer Forscher, sondern auch ein großer Mensch sein.

In Frankreich schrieb Tissereau: „L'or est là, mais les paillettes sont si minces qu'elles se cachent sous les réactifs."

Mein Mann selbst sagte und schrieb darüber zurückhaltend in seiner Synthese: „. . . sie müssen entweder als ein Übergang und eine Zwischenstufe angesehen werden, oder als ein mehr oder weniger vollendetes Gold, welches mit Flußmitteln geschmolzen ein vollkommenes geben könnte."

Dieser Glaube an die Wandelbarkeit von Elementen aber war damals die ärgste aller Irrlehren. T. Svedberg fügte spöttisch hinzu: „Überhaupt ist er (Strindberg) geneigt, jede Notiz über die Verwandlung der Elemente für voll anzusehen, mag sie auch noch so vollständig widerlegt sein. Es scheint, als ob er die Verfasser solcher Notizen als verfolgte Wahrheitszeugen ansähe, die von der herrschenden Wissenschaft niedergehämmert sind!"

* * *

Übrigens sind genau solche Goldproben als die von Svedberg untersuchten und in meinem Besitz befindlichen, von meinem Manne dargestellt in 1894, einer berühmten Leuchte der Chemie in Berlin, Professor Landolt, zum Stein des Falls geworden.

Carl Ludwig Schleich, Chirurg und Chemiker, unser Freund, den mein Gatte stets scherzend „den guten, blonden Mann" zu nennen pflegte, schildert in seinen Lebenserinnerungen „Sonnige Tage" das Gespräch, das sich zwischen Strindberg, ihm selbst und der Leuchte abspielte, als die Freunde diesem und Dr Liebreich einige „Goldproben" zur Untersuchung überreicht hatten. Landolt untersuchte die Blättchen, worauf er sich an Strindberg wandte:

„Woraus haben Sie das gemacht? —"
„Aus Kupfer. —"
„Was soll das sein?"
„Gold."
„Nein, es ist kein Kupfer, es ist auch kein Gold. Ich weiß nicht, was es ist . . . Ich habe solches Zeug noch nie in der Hand gehabt."

Strindberg: „Dann ist es vielleicht ein Übergang, eine Zwischenstufe?"

Landolt: „Mein Lieber, wenn Sie mir je den Beweis erbringen können, daß ein Metall sich in ein anderes wandeln läßt, so werde ich vor Ihnen meinen Hut bis zum Boden ziehen, und dies Blättchen Metall wird Sie zu einem großen Chemiker machen!"

Strindberg: „Wer weiß, vielleicht erleben wir es beide noch!"

Der Beweis ist heute erbracht, praktisch sowie theoretisch: die radioaktiven Elemente sind imstande, sich selbsttätig in eine Reihe anderer zu verwandeln. Und die Versuche Rutherfords und Miethes haben erwiesen, daß bei nichtradioaktiven Elementen, bei denen eine selbsttätige Umwandlung durch Ausstrahlung von Alpha- und Betastrahlen nicht stattfindet, durch künstliche Eingriffe eine Änderung der elektrischen Kernladung der Atome und damit eine Umwandlung der Elemente in eine andere möglich ist — denn nach der jetzt herrschenden Theorie sind die Eigenschaften der Elemente als periodische Funktionen der Kernladung ihrer Atome aufzufassen.

Und um diese Umwandlung handelte es sich für August Strindberg. Darin

besteht seine Bedeutung als Chemiker und nicht in der Frage, ob die in meinem Besitze befindlichen Goldproben wirklich schon „vollendetes" Gold darstellen oder nicht.

Wer aber findet sich, der August Strindberg den Ruhm des „großen Chemikers" zuspräche? Seltsame Welt. Solange noch das Goldmachen als Charlatanismus oder als Wahnsinn galt, habe ich nie einem Freund begegnet, der nicht lachend frug: „Also Strindberg hat Gold gemacht?" Jetzt, da es Ruhm bedeuten würde, fragt das, sagt das, weiß das keiner mehr.

Und doch . . .

* * *

. . . Und doch hat August Strindbergs Pioniertum in der künstlichen Golddarstellung noch eine weitere und tiefere Bedeutung als die des bloßen gelungenen, oder mißratenen chemischen Experimentes. „Der Goldmacher" Strindberg hat nämlich noch von einer anderen neueren Wissenschaft geträumt, die uns als die wichtigste von allen gelten sollte, die Homologie = die Kunde vom Menschen. Was aber kann hellere Lichter in die „Werkstatt der Gedanken" werfen, als die Tätigkeit, die er selbst auf dem Gebiet entwickelte, und die Frage: wie gelangte Strindberg, der „Laie", zu Ufern der Erkenntnis, auf welche die heutige Wissenschaft ihm jetzt erst gefolgt ist, worauf sie zurzeit fußt, — doch immer noch ohne das Ende ihrer Pfade ganz zu überblicken?

„Seher" nannten die alten Griechen ihre Dichter; und der Art nach ist damit August Strindbergs Stellung zu den Naturwissenschaften am besten erfaßt. „Schöpfer" gibt es unter den Menschen nicht. Selbst die feinsten Hirne sind nur Instrumente, die im Kontakt mit den „tausend geheimen Dingen in der Luft" erzittern und erklingen. Selbst das Genie ist weiter nichts. Es errät, sieht, hört und weiß als Erster, was andere noch nicht wahrnehmen können, und es schmilzt das Wahrgenommene dann im Feuerofen seines „Ich" wie zu einem Teile seiner selbst. Je stärker seine Persönlichkeit ist, desto lebendurchglühter und desto mehr nach seinem Bilde wird sein Werk sein.

Mein Mann schöpfte aus einem ebenso riesigen als vielseitigen, beinahe alle Gebiete der Forschung umfassenden Wissen, mittels einer kraftbeschwingten Intuition. „Das Gedächtnis von Jahrtausenden" wurde einmal das Genie genannt; ein ungeheuerliches Gedächtnis, mit scharfen, blitzartigen, leuchtenden, oft blendenden Erkenntnisstrahlen — das war August Strindberg.

Doch kein Großer ist ohne Ahnen und auch der Gedanke hat Kernzellen wie Ast, Blüte und Blatt. Er ging von den wissenschaftlichen Errungenschaften der Vergangenheit aus, zu denen ihm wahre Schätze der Belesenheit den Zutritt gaben. Freilich waren es nicht die anerkannten Größen, die ihm Anregung zu spenden pflegten. Er schöpfte sie vielmehr meist aus verschmähten oder nie voll verstandenen Wahrheiten, die ihm das enthüllten, was andere daraus nicht zu entnehmen vermocht hatten: Steht es doch schon im Empedokles geschrieben, „daß gleiches nur von gleichem erkannt werden kann". — Da setzte dann seine Sehergabe ein und schwang sich frei und stolz in unerschrockenem Fluge auf, auf Ketzerfittischen, langsam trottende Gelehrsamkeit weit übereilend, die unter ihrem Ballaste keuchend, störrisch in finsterer Nacht zurückblieb.

Der Name, den er mir oft erwähnte, war der des unbewußten Ahnen des Transmutationsgedankens, Mendeljeff, der zwar durchaus kein Veralteter und kein Vergessener war, — dessen in 1869 entwickelte Theorien über das „periodische System der Elemente" damals aber niemand noch konsequent zu Ende zu denken wagte: sie besagte in ihrer letzten Konsequenz, daß die physikalischen und chemischen Eigenschaften der Elemente lediglich von ihrem Atomgewicht abhängig sind.

Mein Mann, der jeden Stillstand haßte und im Gegensatz zur toten Wissenschaft seiner Zeit auch in der anorganischen Natur nichts Starres erblickte, sondern alles in stetem Flusse sah, konnte natürlich auch die Atomgewichte nicht als eine Endgültigkeit

betrachten — änderten sie sich aber, so mußten sich auch die Eigenschaften der Elemente und diese selbst sich damit ändern . . . . . .

Das war die schwache Brücke, auf der er zu jener Zeit den so gefährlichen Weg der Transmutationslehre so sicheren Fußes durch das Dunkel schritt — und auch zu der Gewißheit gelangte, daß Gold nichts Ewiges und Unveränderliches sei. Trotzdem er nie bereit war, einzig an die Wage zu glauben und sie über Geist und Kraft zu setzen, hat er doch die unerhörte Bedeutung der Quantität für die Eigenschaften der Elemente voll und ganz erkannt. Das besagt schon sein allgemeiner Satz:

„Alles, was die Zahl 196 (Atomgewicht des Goldes) ergibt, scheint Gold zu bilden."

Hier öffnet sich direkt der Ausblick auf die diesbezügliche Errungenschaft der letzten Jahre. Freilich hat diese Errungenschaft, soweit sie die Golddarstellung anbelangt, nicht wie bei August Strindberg der menschliche Geist und das menschliche Wissen vollbracht.

— —

Trotzdem die Wandelbarkeit der Elemente längst ehrbares Gemeingut geworden war, mußte dreißig Jahre nach Strindberg im Jahre des Heils, 1924, der Zufall dem Professor Miethe den Beweis für dies allgemeine Prinzip erbringen und noch dazu gehorsamst und genau am Quecksilber, das Strindberg damals schon prophetisch als das richtige Ausgangsmaterial für die Golddarstellung bezeichnet hatte. Der gütige Zufall! Er hat Galilei die erste Anregung zum Gedanken der Pendelgesetze gegeben, während dieser das Hin- und Herschwanken einer Öllampe beobachtete, anstatt seine Aufmerksamkeit auf den Gottesdienst zu richten. In Form eines fallenden Apfels verhalf er Newton zum Gravitationsgesetze. Doch selbst indem er die fertige Tatsache der Golddarstellung lieferte, scheint er der Gelehrsamkeit noch nicht völlig ans Ziel verholfen zu haben: noch hinken die Theorien der Erfahrung nach und scheinen sich bis heute ihr nicht ganz anpassen zu können. — „Um nichts über den bis jetzt noch ungeklärten energetischen Verlauf des ganzen Vorganges (Wandlung des Quecksilbers in Gold) auszusagen", vermeidet Miethe es, von einem „Abbau" oder einer „Zertrümmerung des Atoms" zu sprechen und spricht „ausdrücklich" von einem „Zerfall". Die „Formel" aber, welche er in einem Aufsatze der „Naturwissenschaften" nennt (18. 7. 24), scheint nicht unanfechtbar zu sein. Miethes Atomgewichtsgleichung lautet nämlich (im Sinne Mendeljeffs): Quecksilber (neues Atomgewicht 201) weniger Helium (4), oder weniger vier Wasserstoffatome, ist Gold (neues Atomgewicht 197). — Es sollte danach das Atom des Goldes um zwei positive Elementarladungen weniger haben als das des Quecksilbers, während sich auf Grund der Stellung der beiden Elemente im periodischen System bloß der Unterschied von einer Ladung ergibt.

Der junge Wiener Chemiker Dr. Alfred Stern (der mir auch half, das Verhältnis der modernen Chemie zu August Strindbergs Ideen zu untersuchen), meinte daher, es wäre villeicht einer anderen Auffassung der Vorzug zu geben, die in Miethes Versuchen eine Anlagerung eines negativen Elektrons an den Kern des Quecksilberatoms erblickt. Durch eine solche Anlagerung würde nämlich eine positive Ladung des Quecksilberatoms neutralisiert, so daß das neue Atom um diese Ladung weniger besäße als das Quecksilberatom — das heißt: nunmehr dieselbe Ladung wie das Goldatom. Mit der elektrischen Kernladung des Goldatoms müssen dann auch alle anderen Eigenschaften des Goldes erscheinen.

Welcher der Prozesse es war — dessen sich der Zufall bediente, als er vor den Augen des deutschen Professors das „Alchemistenwunder" wirkte, das wird die Zukunft erst bestimmen müssen.

Kraft, Geist, Zahl? —

„Alles ist in Allem" — also sprach August Strindberg einst, vor dreißig Jahren! . . .

* * *

Wie nun verhält sich zum „Einst" das Jetzt?

In seiner Eigenschaft als Monist hat mein Mann auch das Goldmacherproblem von mehreren Seiten angepackt und fließt Licht auf dasselbe aus entfernt scheinenden Studien, die er im „Antibarbarus" und später im „Blaubuche" verfolgt.

In den neunziger Jahren bereits hat er versucht, Konstitutionsformeln für Gold und Quecksilber zu konstruieren — eine Methode, für welche die Chemie wohl noch länger nicht reif sein wird. Jene Konstitutionsformeln, die er für das Quecksilber, das Gold und andere anorganische Körper aufgestellt hat, sind die von Verbindungen des Kohlenstoffes mit dem Wasserstoff. Den Kohlenstoff selbst aber bezeichnet er wiederholt als verdichteten Wasserstoff, und auch in seinem „Blaubuche" spricht er an mehreren Stellen mit überzeugender Kraft den Gedanken aus, alle Elemente seien „Wasserstoffverdichtungen".

Auch darin hatte er vorerst Ahnen, zwei längst vergessene Chemiker, Prout und Dumas, die von ihren Zeitgenossen wacker widerlegt und totgeschrien worden waren. Zornig tritt er für sie ein:

> „Es ist unglaublich aber wahr, daß viele große Wahrheiten von den ersten besten Einwendungen umgeworfen worden sind. Als Prout und Dumas beweisen wollten, daß alle Elemente Wasserstoffverdichtungen sind, wurden sie mit dem einfältigen Einwand totgeschwatzt, die Atomgewichte der Elemente seien nicht das Vielfache des Wasserstoffes. — Man wandte auch ein, die Atomgewichte seien keine geraden Zahlen, aber erstens sind viele dieser Gewichte gerade Zahlen und könnten diese Elemente daher Wasserstoffverdichtungen ..... und zweitens sind die Atomgewichte so schwankend, daß man ohne Schaden den Dezimalpunkt streichen kann." (Blaubuch I, 1896.)

Vergleichen wir damit, was Professor A. Sommerfeld, ein Mitschöpfer an der herrschenden Planckschen Quantentheorie, 1924, schreibt:

> „Die Atomgewichte erweisen sich mehr und mehr als ganzzahlig, als Vielfache des Atomgewichtes vom Wasserstoff. Das beweist aber, daß die Kerne der schwereren Elemente sich aus Wasserstoffkernen, aus Protonen, zusammensetzen."

August Strindberg griff im „Antibarbarus" die angebliche Zusammensetzung der Luft an: — — seither hat man einen neuen Stoff, Argon, festgestellt.

August Strindberg schrieb 1894 die Ansicht nieder, Stickstoff sei in Wasserstoff unwandelbar: — — Rutherford, der geniale Begründer der Elektronentheorie des Atoms, hat Stickstoffatome durch Anprall von Alphastrahlen in Wasserstoffatome zertrümmert (1919).

August Strindberg behauptete, daß unter anderen Quecksilber, Chlor, Silizium und Bor keine Elemente seien: — — der Amerikaner Aston hat in den letzten Jahren den Nachweis erbracht, daß Quecksilber, Chlor, Silizium und Bor Mischungen isotoper radioaktiver Elemente sind.

Die von meinem Mann verfochtene Hypothese, daß Wasserstoff der Urbaustoff der Materie ist (Proton genannt), wurde durch Rutherfords Atomzertrümmerungsexperimente bestätigt und bildet eine der wichtigsten Grundlagen der modernen theoretischen Chemie.

Dem Institut für Radiumforschung in Wien gebührt der Ruhm, den Kohlenstoff, den Sauerstoff, gleichsfalls zertrümmert zu haben (in welchen Strindberg lediglich andere Äußerungen des Wasserstoffes gesehen hatte). — —

— — und mehr noch: der des ersten Aufbaues eines chemischen Atoms .... durch den bei einigen zertrümmerbaren Elementen die Alphateilchen in den Atomkern eindringen und sich mit demselben zu einem um einige Einheiten schwereren Atomkern — man könnte sagen synthetisch — verbinden.

* * *

Da wäre nun endlich der Sieg, auf den August Strindberg jahrelang in Einsamkeit gewartet hat, fiebernd die Zeitungen und Zeitschriften der ganzen Welt verfolgend, und immer bangend, die Wahrheit — seine Wahrheit — die zu enthüllen er von brennendem Ehrgeize verzehrt war, käme zu spät ans Licht!

Wie er sich quälte, noch zurecht zu kommen, zwischen Jubel und Verzweiflung — mit dem Gefühl zum Charlatan verdammt zu sein, der Vergessenheit anheimzufallen! ... Von Deutschland wissenschaftlich nicht verstanden ..., in Schweden damals angefeindet ..., ermuntert nur von Frankreich, dem beweglichen, lebenden Geiste Europas.

Aus Paris schrieb er mir im Winter 1895, während der grausamen „Inferno"-Monate:

„Ich habe in meinem Antibarbarus gedruckt und im Manuskript gelesen und verstehe die große Disharmonie meiner Existenz: das bin ich ... und nicht das! ...

Ich fürchte zu sterben, denn dann wird mein Werk langsam verschwinden. Die Wissenschaft wird ohne mich ihrer Wege gehen und ich werde ausgelöscht sein.
Man muß also drucken — aber wo — wie? —
Vorträge halten? Das ist gegen meine Natur.
Nichts als Unmöglichkeiten, überall.
Schreiben? Aber ich habe so viel geschrieben.
Malen? Wenn ich so viel gemalt habe.
Cabaretier, Chat noir, Gaukler?
Ich hasse das Cabaret und bin zum Cabaret verdammt."

Auch das Heute ist nur ein flatterndes Blatt im Buche des Seins, und es tönt im Ohr die Frage: Was bleibt bleibend von August Strindberg, dem Chemiker?

Sein Dichten war ein hoher, mächtiger Flug. Sein Forschen aber war ein grausames Ringen im Dunkel und im Erdenstaub. Unverständnis und Not waren Gegner über Menschenkraft. Sie brachen das große, einige, gewollte Werk, zusammen mit seiner Kraft, wieder und wieder in Stücke. Er selbst schrieb im „Antibarbarus", der nur einer seiner vielen Schaffens- und Leidensstationen war:

„Ich setze mich am Wegrande hin, um mich einen Augenblick auszuruhen, denn ich bin im Dunkel gewandert, habe herumgetastet, habe mich gegen Selbstwidersprüche gestoßen und bin über neue heraufdämmernde Wahrscheinlichkeiten hin- und hergestolpert. Zuweilen habe ich ein Licht im tiefsten Schacht gesehen. Ich glaubte, es zu erreichen, aber da erlosch es. Ein Gedanke flog vorüber, ich wollte ihn haschen — aber es war eine Fledermaus, die wegflatterte und in Finsternis verschwand.

Ich bin so tief im Berge, daß ich nicht umkehren kann, denn keine Ariadne hat mir den Faden gegeben, den ich beim Eingange anbinden sollte.

Ich ruhe also einen Augenblick aus .... und dann gehe ich weiter, in der Hoffnung, daß vielleicht später jemand mich aufsuchen wird, lebend oder tot."

Wieder wie einst sehe ich das mächtige Bild, als im Dunkel der engen Provinzstadtstube der „Antibarbarus" erglomm. Der einsame Mann schreitet auf und nieder, mit Gedanken ringend, Einer gegen Alle! Und wie einst sehe ich die Helle da, wo er ist — und das Licht ihm folgen, — hinein in den Schatten und wieder zurück ... Jetzt aber weiß ich, daß es von ihm strömte.

Und das ist es, was meinem Gefühl nach von August Strindberg als Chemiker bleiben wird: die Leuchtkraft, die ihm innewohnte. Ob sie endgültige Klarheit schuf oder nur blitzartig in der Finsternis aufflammte — er hat der Wissenschaft, wie allem, das er berührte, Leben von seinem Leben gegeben, die wirkende zeugende Idee. Wie grüne Knospen am dürren Ast sprießen urplötzlich unbegrenzte Möglichkeiten, die keiner eine Nacht vorher zu sehen vermocht. Ungezählte Anregungen bergen sich allerorts.

Selbst all das Unzählige auszubilden und zu vollenden, das er belebt, hätte Hunderte von Existenzen und Hunderte von Jahren gedauert — ihm aber ward nur ein kurzes, leidvolles, kampferschwertes Menschenalter.

— —

So blieb auch sein Gold zwischen glühender Lava und kalter Schlacke zurück. Aber es funkelt und leuchtet dauernd und zündet fort . . ., erschließt blitzartig neue Tiefen und Perspektiven jenem, der „ihn aufsuchen wird“ — „tot“ —! Jenem, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören.

Kommt mit dem morgigen Tage erst der kommende Mann, der — auch er — „als Gleicher Gleiches zu erkennen vermag“, dann wird August Strindberg ihm geben — —

Nur um zu geben, lebte er.

Das war der tiefste Schlüssel — auch zu seiner Golddarstellung.

Marineluftschiffe im Kriege, in Sturm und Not

Erinnerungen

von

Waldemar Kölle

Vorwort

Friedrichshafen war feierlich geschmückt. Man beging die Gedenkfeier an den ersten Zeppelinaufstieg vor 25 Jahren. Vor uns erstand wieder das Bild dessen, der unserem Volk als Meister und Held ins Herz gewachsen ist, das leuchtende Vorbild unseres Grafen Zeppelin mit seinem starken und unbeirrbaren Glauben an sein Werk trotz aller Anfechtungen. Deutsches Volk, schau hin auf diesen Großen! Schaffe, wie er schuf — mit Selbstbewußtsein „trotz alledem“!

Vor uns steht noch heute das Werk des Grafen. Steht es in der Bedeutung, die ihm gebührt? Noch heute hemmt eine herbe Tragik seinen Weg. Wie damals Unverstand, so will heute Mißgunst und Haß die kulturelle Entwicklung des Luftschiffes hindern. Wir halten das hehre Erbe, aber unser hartes Schicksal verwehrt uns das heilige Recht, damit zu arbeiten. Die andern können es nicht — oder doch nur unvollkommen.

Vor eines Jahres Frist hat Dr. Eckener und seine deutsche Besatzung in der Überquerung des Atlantik erneut eine Meisterleistung vollbracht und bewiesen, daß das deutsche Luftschiff in deutscher Hand die vorzüglichsten Fähigkeiten besitzt. Und jetzt lasen wir von der Todesfahrt der Shenandoah in den Ohio-Stürmen.

Noch sind die Untersuchungen, die eine Klärung über die Ursache der Katastrophe bringen sollen — aber nicht endgültig bringen werden, weil die für die Führung Verantwortlichen tot sind — nicht abgeschlossen, da erhebt sich ein Wirbelsturm der Meinungen. Und schleichend bricht der Kleinmut — oder die Mißgunst? — durch und raunt von der Unvollkommenheit des Materials und der Konstruktion der Luftschiffe. Aber man hört, es seien 10 Sicherheitsventile zur Ersparnis des kostbaren Heliums entfernt worden. Das ist unverzeihlicher Leichtsinn, frivoles Spiel mit dem viel kostbareren Leben der Besatzung. Nur Mangel an Erfahrung kann dazu führen, die notwendige Sicherheit vor stets möglichen Gefahren aufzugeben. Man möchte darum den Vorwurf nicht glauben, und doch ist er bisher nicht widerlegt. Freilich, daß der Wirbelsturm allein durch seine

Druck- und Zugkräfte das Gerippe zu Bruch brachte, das erscheint gerade bei der elastischen Widerstandskraft des Gerippes unglaubhaft. Wenn die Führung mit Umsicht und raschem Entschluß handelte und durch Ruder, Maschinen und Ballast die Stoßkräfte parierte, dann mußten die Wirbelstöße abgefangen werden — es sei denn, daß das Gerippe, die Verspannungen, die Ruderleitungen und die Ventile nicht in tadellosem Zustand erhalten waren.

Daß die Shenandoah ihrem Material und ihrer Konstruktion nach den Gefahren des Sturmes tatsächlich gewachsen war, dafür hatte sie unter der meisterhaften Führung des alten deutschen Zeppelinführers Heinen vor Jahren in einer großartigen Sturmfahrt Zeugnis abgelegt. Eine durchaus sichere Führung mußte in sorgfältiger und verantwortlicher Pflege alle Teile des Schiffes in einwandfreiem Zustande zu erhalten wissen — und konnte navigatorisch die Gefahr des Wirbelsturmes bei scharfer Beobachtung der meteorologischen Vorgänge umschiffen.

Dr. Eckener hat trotz mangelhafter meteorologischer Nachrichten bei seiner Überfahrt nicht nur gezeigt, wie man ein Tiefdruckgebiet umschifft, sondern er hat die Winde dieses Gebietes seiner Reise nutzbar gemacht.

Natürlich wollen wir keine Verdammung für die Führung bei der Katastrophe. Denn die Anforderungen an einen Luftschiffführer und seine Spannkraft sind in der Not außerordentlich groß und vielseitig. Und Eignung, Geschick und Erfahrung sind Fähigkeiten, die nicht gleichmäßig ausgeprägt sein können. Aber wir wollen es nicht zulassen, dem Material schuld zu geben, wo menschliche Unvollkommenheit für eine schwere Aufgabe nicht ausreichte.

Wir können und müssen unseren Luftschiffen unser volles Vertrauen bewahren. Denn wir wissen besser als die anderen, wie das Material sich bei uns bewährt hat. Wir wissen, daß der Krieg Anforderungen an unsere Schiffe gestellt hat, wie sie Friedensverhältnisse nicht kennen. Die Kriegsaufgabe ist zu erfüllen ohne Rücksicht auf Hindernisse, Störungen und Gefahren. Im Frieden muß die verantwortungsvolle Führung die Gefahren zu umgehen trachten. Die deutsche Erfahrung gründet sich auf der Schulung des Krieges, der deutsche Luftschiffbau auf der Bewährung des Materials bei Kriegsaufgaben. Das sind Werte, die wir mit kostbarem und reichlichem Blut gesammelt haben. Jetzt haben wir die Pflicht, solche Werte kulturellen Aufgaben zuzuführen, die Pflicht, das Luftschiff der Wissenschaft und dem Verkehr dienstbar zu machen. Noch haben wir Männer wie Dr. Eckener. Sorgen wir, daß der recht eigentliche Beruf des Luftschiffes durch deutsche Arbeit erfüllt werde, solange das Vermächtnis des Grafen Zeppelin noch in bewährten und erfahrenen Händen gehütet wird!

Es ist jetzt am deutschen Volke, durch willige Gaben dazu beizutragen, daß ein Werk wieder weitergeführt wird, das kulturell noch hohe Aufgaben zu erfüllen hat. Wir haben voll Stolz gejubelt, als Dr. Eckener nach langer, dunkler Zwischenzeit wieder einen Zeppelin über unsere Städte führte. Dieses Schiff ist an Amerika abgegeben worden. Das Recht, stolz zu jubeln, erwerben wir uns erst dann, wenn wir unsere Pflicht erfüllen und wieder ein deutsches Schiff schaffen, das deutsche Arbeit leisten wird zu kultureller Förderung.

Und keine Schwäche, kein Raunen von der Unvollkommenheit des Materials darf uns von solcher Leistung abhalten, auch nicht Katastrophen, wie die im Ohio-Sturm. Fehlschläge dürfen nicht zum Verzagen führen, sondern müssen den Ansporn geben, nach weiterer Vervollkommnung zu streben. So hat es uns unser Graf Zeppelin gewiesen. Und die rasche Entwicklung des Luftschiffes in seiner schwersten Prüfung, im Kriege, hat es durch Fehlschläge zu einer bewundernswerten Vervollkommnung gebracht. Gerade im gleichzeitigen Kampf gegen die Elemente und die feindliche Gegenwirkung hat es bestanden trotz Not und trotz Katastrophen, bestanden sicherlich als ein Fahrzeug, das größtmögliche Zuverlässigkeit im Luftmeer mit all seinen Gefahren bietet. Ich will aus meinen Erinnerungen erzählen und glaube, daß diese dazu beitragen werden, das Vertrauen in das Material zu festigen.

Irrfahrten im Nebel

Zu Anfang des Jahres 1916 war meine Besatzung mit mir auf dem alten Luftschiff „Sachsen" geschult worden. Wir hatten zusammen gelernt, unsere Fehler gemacht und gesehen und uns gegenseitig eingespielt. Im Lernen waren wir eine eingefahrene Besatzung geworden, die gegenseitiges Vertrauen gewonnen hatte. Und dann gab man uns zur letzten Politur in die Hand des berufensten Lehrers, Dr Eckener. Die praktischen Anweisungen und die reife Erfahrung dieses trefflichen Meisters gaben uns die Sicherheit, die die bevorstehenden schweren Aufgaben zwingend erforderten. Wir danken es ihm in erster Linie, wenn wir uns dem Frontdienst gewachsen zeigten.

Im Sommer 1916 wurden wir frontvertraut auf dem Ostseekriegsschauplatze. Wir fühlten uns eins in unseren Zielen und unserem Denken. Die Begeisterung für die Waffe und ihre Tätigkeit brannte in uns. Da leuchteten wir auf, als es bald hieß, wir sollten ein neues Schiff von der Bauwerft übernehmen.

Im Herbst landeten wir mit diesem Schiff in Ahlhorn, dem neuen Luftschiffhafen. Wir hatten den „S. L. 12" von der Werft Zeesen bei Berlin geholt. Es war das erste Luftschiff, das diese Werft abgeliefert hatte, und wurde von seinen Erbauern mit besonders reichen Wünschen begleitet. Stolz hatten wir es übernommen, und froh waren wir, einem Hafen des Nordseekriegsschauplatzes überwiesen zu sein. Denn hier war ein reicheres Tätigkeitsfeld als im Osten. Es drängte uns zur Front dort, wo man sich recht auswirken konnte.

Ahlhorn, der neueste Luftschiffhafen, war ganz nach Kriegserfahrungen angelegt, mit Hallen, die nicht nur die Schiffe des modernsten Typs, sondern auch noch etwa vergrößerte Typen aufnehmen konnten. Unser S. L. 12 erregte allgemeines Aufsehen in seiner Halle. Die älteren Luftschiffer meinten, das Schiff müßte erst in seine Halle hineinwachsen. S. L. 12 gehörte nämlich noch zu dem Typ der 36 000 cbm, während die neuen Zeppeline schon 56 000 cbm hatten. Über solche Scherze waren wir natürlich erhaben. Wir sollten ja mit dem kleineren Kerl denselben Dienst leisten, wie die anderen mit ihren dicken Bobbies!

Unser schönes Schiff erweckte das Interesse aber auch deswegen, weil es ein Schütte-Lanz-Typ war. Das war für die Nordsee etwas Ungewöhnliches. Der Typ war in den Häfen der Ostsee zuhause.

Ein seltenes Geschick sollte über dem also bestaunten Homo novus walten.

Wir waren angesetzt zur Aufklärung auf dem linken Flügel der Sicherungslinie. Mit Morgengrauen waren wir auf Position, das Schiff lief brav. Von Terschelling patrouillierten wir — hin und her. Auf dem Rückwege immer bis in Sicht der Insel, wo wir den Standort durch Landpeilung kontrollieren konnten. Vom Feinde nichts zu sehen. Weiter innen in der deutschen Bucht arbeiteten unsere Minensuchflottillen. Schön Wetter und klare Sicht; Überraschungen waren nicht zu erwarten. Gegen Sonnenuntergang verließen wir die Position zur Heimfahrt. Es war einer jener Novembertage, wo die Ausstrahlung nach Sonnenuntergang die Luft rasch abkühlt und an der Küste günstige Bedingungen zu Nebelbildungen schafft. Das Wasser, wärmer als der Erdboden, dampft aus und sättigt die kalte Schicht. Wir standen an der Emsmündung. Noch war die Sicht klar. Doch als wir von Borkum aus östlich an Emden vorbeisteuern, riecht und schmeckt die Luft. Über den Niederungen zeigen sich die ersten zerrissenen Nebelschwaden.

Eine kleine Stunde Fahrt trennte uns noch vom Luftschiffhafen. Wir glaubten ihn noch zu erreichen, bevor der Nebel sich dichtete. Mählich begannen die Schwaden sich unter uns zu ballen. In der Gondel machte sich die Feuchtigkeit schon fühlbar; und auch die Mäntel zeigten in der bereits schwach werdenden Beleuchtung das verräterische Glitzern der Nässe.

Die Stadt Oldenburg war noch gut auszumachen, und wir hängten uns, niedrig fahrend, an die Bahnlinie, die in gerader Linie nach Ahlhorn führt. Es klappte. Ahlhorn war zwar nicht zu erkennen, aber hart an der Bahn liegend, sollte es kaum zu verfehlen sein. An der deutlich sichtbaren Kurve eben hinter dem Ahlhorner Bahnhof drehten wir hart auf über den Luftschiffplatz. Doch, hol's der Satan, Platz und Hallen lagen schon in einer dichten Nebelhülle. Wir sahen nichts und schossen in angestrengtem Suchen über das Ziel hinaus. Kehrt — neuer Anlauf gegen die Windrichtung. Wir holten lang aus.

Da schimmerte matt das Hallenlicht. Wir steuerten es an, gingen noch tiefer und suchten es festzuhalten. Es entschwand, ehe wir noch zur Landung niedergehen konnten. Noch einmal das Manöver — Beharrlichkeit führt zum Ziele. Wieder vergebens. Nicht einmal der matte Schimmer des Hallenlichtes ließ sich wieder finden.

Immer dicker und zäher wirkte der Nebel sein Gewebe. Wir fuhren wohl über eine Stunde schon in seiner Schicht; so niedrig, daß wir dann und wann matte Lichter und auch schwache unklare Umrisse von Häusern ausmachen konnten. Aber das starke markante Hallenlicht war es nicht und auch sonst kein Anhalt, daß wir noch in der Nähe des Hafens waren. Weiteres Suchen war zunächst aussichtslos, solange die Dichte des Nebels nicht nachließ. Drum gingen wir hoch, über die obere Nebelgrenze. Das nasse Schiff sollte trocknen.

Wir meldeten durch Funkspruch Standort an die Leitung mit dem Zusatz, daß Landung wegen dichten Nebels zunächst ausgeschlossen sei. Es war Nacht. Die Stunden gingen langsam. Der Standort wurde durch Funkpeilung regelmäßig kontrolliert und das Schiff oben über der Nebeldecke in der Nähe Ahlhorns gehalten mit so geringem Motorengang, daß nur gerade der Wind ausgesegelt wurde.

Der Nebel ist der Feind des Seemannes, sagt man, aber ebenso des Luftfahrers. Der Luftfahrer ist navigatorisch ebenso in der Klemme wie der Seemann, weil die direkte Orientierung und Kontrolle von Standort und Wind durch Sichten nach unten fehlt. Die Abdrift durch die Luftbewegung ist direkt nicht bestimmbar, und der Kurs kann leicht unsicher werden. Wirklich bedrohlich wird für den Führer die Lage dann, wenn sein Landungsplatz in Nebel gehüllt ist, weil er sich mit seinem Betriebsstoff auf unbestimmbare Zeit einrichten muß. Gut noch, wenn er die Möglichkeit hat, einen anderen nebelfreien Luftschiffhafen aufzusuchen. Das war an der Nordseeküste gewöhnlich aussichtslos, weil der gemeine Feld-, Wald- und Wiesennebel, der pottdicke, sich im allgemeinen über die ganze Küstengegend erstreckt.

So war unsere Lage, die Losung: Halt aus bis der Nebel steigt, halt Ohren steif und Nerven stramm. Dazu traten gewisse Unbehaglichkeiten. Man war mit seinem Proviant nur für eine Tagesarbeit eingerichtet gewesen. Die Zehrung war seit bald zehn Stunden restlos verbraucht. In der Magengegend höhlte sich der Raum. Von innen wuchs die Sehnsucht nach etwas Warmem. Anstatt dessen wirkte von außen die empfindliche Nässe des Nebels. Sie drang durch die dicke Kleidung und quoll die Haut auf wie die Dämpfe der Waschküche, verschlimmert noch durch ein niederträchtiges Gefühl der Kälte. Begreiflich also, daß wir das Bestreben zeigten, unsere kritische Lage abzukürzen.

Wir tauchten in die Nebelschicht, um zu ihrer unteren Grenze durchzustoßen. Umsonst, auch in der Höhe von 80 Metern war die Dichte die gleiche. Wir gingen wieder hoch und tauchten wieder. Schließlich blieben wir auf 80 Meter. Die Nebelschicht ist selten homogen. In seinen Grenzen zieht der Nebel gewöhnlich in Schwaden. Wir hatten also begründete Hoffnung auf Nebellöcher, die einen Durchblick nach unten und Orientierung ermöglichen konnten. So suchten wir stundenlang unter Anspannung der Augen. Wohl hörten wir zwischen dem eintönigen Singen der Spanndrähte das Huschen der Schwaden, aber ein Durchblick ward uns nicht. Wir wurden nur naß und nässer. Schon tropfte das Wasser vom Schiffskörper, und dann lief es förmlich in die Gondeln hinein.

Schließlich meldete der Funker, daß der Funkschrank völlig in Wasser schwimme. Also gingen wir wieder über den Nebel. Die Antenne wurde ausgeworfen und zur Kontrolle Funkenverbindung gesucht. Vergeblich, in den Apparaten war Kurzschluß. Mit der Funkentelegraphie war es aus. Damit entfiel uns das letzte navigatorische Hilfsmittel, die Kontrolle des Standortes durch Funkpeilung.

Nicht genug. Das Lichtdynamo entzog uns die Beleuchtung. Die langandauernde Nässe hatte auch hier Kurzschluß erzeugt. Wir mußten uns mit notdürftigen Taschenlampen behelfen, um das Schiff in Kompaßkurs und in gleicher Höhenlage nach den statischen Kontrollanzeigern zu halten.

Der verfluchte Nebel, er bekämpfte nicht bloß die Personen, sondern auch das Material! Das schöne neue Schiff war so glänzend mit dem Modernsten der Technik ausgerüstet. Der schleichenden Kampfesweise des Nebels schien es nicht gewachsen. Auch die Motore, die doch so gleichmäßig gelaufen waren, versagten den Dienst. Die triefende Nässe, die mangelnde Beleuchtung — die Motorenmaate konnten es nicht erschaffen. Das für die Führung so ermunternde Wechselspiel der ausfallenden Motore begann.

Es war ein Gebot der Vernunft, weitere Versuche, durch den Nebel durchzustoßen, zu vertagen. Das junge Tageslicht würde uns schon helfen, uns den Nebel trocknen und den Weg freilegen. Wo würden wir am Morgen stehen? Das war ein navigatorisches Rätsel. Richtung und Stärke des Windes war ja nicht mehr feststellbar. Am Abend hatte eine leichte östliche Brise geweht. Drum steuerten wir mit wenig Fahrt auf östlichen Kurs. Besser war es, östlich als westlich versetzt zu werden. Im Westen war die holländische Grenze nicht weit. Beim Überfahren derselben war schon manches Luftschiff beschossen worden. Abgesehen von den immer folgenden amtlichen Verwicklungen, wäre uns eine Beschießung bei dem desolaten Zustand des Schiffes übel ausgeschlagen.

In Warten und Hoffen graute endlich der Morgen. Als wir am Abend noch eine intakte Funkenstation hatten, war ein Funkspruch des Luftschiffes L. 35 aufgefangen worden, das, ebenfalls zu Ahlhorn gehörig, auch vom Nebel überrascht worden war und gemeldet hatte, daß es über Ahlhorn das Steigen des Nebels abwarte. Nun sahen wir es südöstlich von uns über den Wolken schweben und konnten annehmen, daß es vermöge intakter Funkeinrichtungen einen einigermaßen richtigen Standort haben mußte. Also: volle Fahrt voraus mit Kurs auf L. 35.

Es war ein herrlicher Anblick. Soweit das Auge reichte, eine große schneeweiße Decke, leicht gewellt wie etwa die Oberfläche einer riesigen Schale mit dicker Milch, darüber das schlanke schwebende Schiff, geblendet durch die ersten Sonnenstrahlen. Doch schon neigte sich L. 35 graziös. Mit elegantem Bogen tauchte es in die weiße Masse.

Was L. 35 kann, das sollte S. L. 12 auch leisten. Eine bessere Ortsbestimmung konnten wir doch bis auf weiteres nicht erwarten. Also: Ruder unten — und hinein in den Nebel.

Drei Motore liefen. Doch noch hatten wir die untere Nebelgrenze nicht erreicht, da stellten zwei weitere Motore ab. Es blieb ein Motor, und ausgerechnet der Steuerbordseiten-Motor, denkbar schlecht, um geraden Kurs zu steuern. Also: Ruder oben und hinaus aus dem Nebel, um das Ingangsetzen eines weiteren Motors abzuwarten. Doch bevor die befreiende Meldung kam, — stellte auch der letzte Motor ab. Wir waren Freiballon.

Es ist nicht angenehm, als Schweinsblase in der Luft zu schwimmen ohne Orientierung und ohne Kenntnis des Windes, wenn man Grund zu der Annahme hat, gerade in der Gefahrrichtung zu treiben. Doppelt unangenehm ist es, wenn man ein manövrierunfähiges Fahrzeug von der Größe eines Luftschiffes führt, dessen Landung rein statisch und ohne jede Hilfeleistung bewerkstelligt werden muß. Da ahnt man Bruch.

Zunächst waren wir aber leicht und wurden es noch mehr durch Gaserwärmung infolge der strahlenden Sonne. Das Schiff stieg, 800 Meter — 1000 — 1200 — 1500

Meter. Kein Motor wurde klar. Weiter — 1600 — 1800 — 2000. Jetzt hatten wir unsere Prallhöhe[1]) überschritten und bliesen Gas, — und jetzt wurde ein Motor und gleich darauf ein zweiter klar gemeldet. Jetzt umsonst. Im Schiff und um das Schiff herum war Knallgas. In diesem Zustand durften die Motore nicht angeworfen werden. Eine Funkenbildung hätte eine sofortige Explosion verursacht.

Aber es dauerte nicht lange, da begann das Schiff langsam zu fallen. Als die Gefahr vorbei, wurden beide Motoren angelassen und mit großer Schräglage strebten wir wieder in die Tiefe. Es ging glatt bis zur Nebeldecke. Drum gleich hinein ins volle Menschenleben. — Aber nein, wieder die Meldung: Steuerbord-Motor muß abgestellt werden, und gleich darauf wie zum Hohn: Hinterer Motor muß abgestellt werden. Also: Wasserballast abgeben! Das Schiff stieg, es stieg über den Nebel und stieg weiter.

Es war inzwischen 10 Uhr vormittags geworden. Der Tag war freilich noch lang! — So langsam wir auch stiegen, es blieb uns nichts erspart. Die Motore waren nicht zu bewegen, anzuspringen. Wieder kamen wir über die Prallhöhe, und wieder wie zum Hohne — waren beide Motore endlich betriebsklar. Wieder wurde abgewartet, bis das Schiff fiel, und dann die Motore in Gang gesetzt und schleunigst abwärts gesteuert.

Über der Nebeldecke wurde nunmehr zur Vorsicht eine halbe Stunde mit Ostkurs gesteuert, weil wir in der Zwischenzeit gehörig getrieben sein konnten. Dann wurde getaucht und durchgestoßen. Der Nebel war immer noch dick. Aber auf 100 Meter lockerte sich sein Gewebe, und ein wenig tiefer wurde wirklich der Boden sichtbar. Es war einhalb zwei Uhr. Nach 20 Stunden endlich wieder Erdsicht!

Jetzt galt es, das Gefundene festzuhalten und Orientierung aufzunehmen. Es konnte ja sein, daß wir über Holland fuhren. Drum hielten wir uns so, daß nur gerade die Gondeln aus dem Nebel hervorlugten, der Schiffsrumpf aber noch verdeckt war, also klar zum Verschleiern. Weit konnten wir nicht sehen, und was wir sahen, war ringsum Moor. Die Karte wies Moore am Steinhuder Meer, im Oldenburgischen, in Ostfriesland, aber auch in Holland auf. Größte Vorsicht war am Platze, Ostkurs der sicherste Weg.

Wir fuhren eine gute halbe Stunde ohne Veränderung des Landschaftsbildes. Da kamen voraus Baracken in Sicht. Und als wir näher kamen, bemerkten wir vor den Baracken eine gepflegte Anlage. Durch das Glas deutlich wahrnehmbar erwies sie sich als eisernes Kreuz, aus Rasen und Blumen gebildet. Also deutsches Land, das war gewiß. Wir fuhren hinüber und erkannten unter uns ein Gefangenenlager.

Das aber genügte nicht zur Feststellung unseres neuen Standortes. Gefangenenlager waren auf der Karte nicht verzeichnet. Deutschland ist wirklich reich durchquert von Eisenbahnen, so daß man annehmen kann, es genüge, irgendwo ein Weniges in gleicher Richtung zu fahren, um über einen Schienenweg zu gelangen. Eisenbahnlinien erleichtern den Luftschiffern die Orientierung ungemein. Hier hatten wir aber eine Gegend gefaßt die scheinbar noch nichts von Eisenbahnen wußte.

Es war schon 3 Uhr vorbei. Da näherten wir uns einem Dorf. Wir steuerten darauf zu, stoppten über dem Dorfplatz in etwa 60 Meter Höhe, und die kräftige Stimme des Steuermannes rief der neugierig staunenden Dorfjugend durch den Schalltrichter zu: Wie — heißt — der — Ort? Antwort: Hurra Zeppelin! und frohes Mützen- und Tücherschwenken. Das lebhafte Interesse machte uns natürlich Freude. Aber es sei hiermit festgestellt, daß für die Navigation eine leblose Holzbake, ein Turm oder Schornstein wertvoller ist als der mit fünf Sinnen und Verstand begabte Mensch, selbst wenn er in Massen auftritt.

Weiter ging es mit Ostkurs. Da endlich um halb 4 Uhr trafen wir auf eine Bahnlinie mit Ortschaft. Wir fuhren dicht über den Bahnhof und lasen mit unseren Gläsern: Bockhorn. Jetzt waren wir im Bilde. Wir standen an dem Oldenburger Urwald und konnten in gut dreiviertel Stunden über Ahlhorn sein.

1) d. i. der Zustand, in dem der Gasdruck die Zellen prall hält, ohne daß diese blasen.

Der Kurs wurde auf der Karte abgegriffen und eingepeilt, und um 4 1/4 Uhr waren wir über dem Luftschiffplatz. Kein Landungstrupp war zu sehen. Doch plötzlich regte sich unten das Leben. Im Laufschritt ging es auf die Stationen, und 10 Minuten später fuhren wir zur Landung. Als wir die Leinen geworfen hatten und das Schiff langsam in die Hände der Haltemannschaften fiel, stimmte die aufgebaute Truppkapelle die Weise an: „Was kommt dort von der Höh."

Wir wurden herzlich begrüßt, als seien wir von den Toten auferstanden. Weil wir seit der Nacht keine Funkenmeldung gemacht hatten, hatte man das Schlimmste befürchtet. Wir waren im ganzen 35 Stunden 50 Minuten in der Luft gewesen und hatten damals den Dauerrekord. Das Lied: „Was kommt dort von der Höh" wurde und blieb fürder der Empfangsmarsch für unsere Besatzung nach Rückkehr von bedeutungsvolleren Fahrten.

Nebelfahrten sind gewiß kein Spaß für den Luftfahrer. Aber sie sind recht geeignet, den Sinn für die Fahrtechnik zu schärfen, weil sie die Führung zwingen, alle Mittel zu erschöpfen, um das Hindernis zu überwinden. Wer die Nordsee kennt, der weiß, was Nebel ist. In gewissen Jahreszeiten hatten wir Luftschiffer immer mit Nebel rechnen müssen. Unsere Kriegsaufgaben gestatteten es nicht, ihre Durchführung wegen Nebels aufzugeben. Es war ein Ärgernis, aber dazu da, um überwunden zu werden. Der Aufklärungsdienst wurde durch die Nordseenebel stark beeinträchtigt, dennoch war seine Ausübung gerade dann mit allen Mitteln anzustreben. Denn der Schutz des Nebels konnte dem Feind gerade erwünschte Möglichkeit für Überraschungen bieten. Es galt daher, die Grenzen des Nebelgebietes unter scharfer Beobachtung zu halten. Die größte Schwierigkeit für das fahrende Luftschiff trat gewöhnlich auf dem Heimwege nach getaner Arbeit ein. Denn nun galt es, den Hafen zu finden. Bei Tage gab es ein vorzügliches Mittel, um die Ansegelung des Hafens und das Landen zu unterstützen. Es wurde über dem Landungsplatz ein Fesselballon gesetzt. Aber in der Dunkelheit fehlte dieses Mark.

Im Dezember 1916 steuerten wir mit S.L. 12 von See kommend über die Unterweser. Es war gegen 4 Uhr nachmittags und bis dahin ein blendender Tag für die Jahreszeit gewesen. Da sahen wir über die Weser weg nach Bremen zu die lieblich weißen Nebelschwaden in der Bildung begriffen. Nun hieß es eilen, um Ahlhorn noch nebelfrei zu fassen. Wir fuhren äußerste Kraft. Doch es war schon zu spät. Über Ahlhorn war es pottdick, und es dunkelte stark. Auf diesbezügliche Meldung an die Leitung in Nordholz kam die rasche Funkantwort: „Nach Hage fahren, Hage noch nebelfrei." Der Luftschiffhafen Hage lag in Ostfriesland nahe der Küste. Wir erreichten ihn in einer kleinen Stunde, über Nebel nach Richtungspeilung mit Funkentelegraphie steuernd. Sofort stießen wir durch den Nebel, bis 60 Meter, ohne die geringste Sicht auch nach langem Suchen zu bekommen. Da der Hafen uns unbekannt war, war das Suchen in so geringer Höhe recht bedenklich. Denn wir hatten gar keine Anhaltspunkte, die uns das Finden im Nebel erleichtern konnten, und wußten auch nicht, ob die Umgebung Hages etwa schwer auszumachende Gefahren barg.

Drum gingen wir wieder hoch und meldeten. Es kam Befehl: „Nach Nordholz kommen, hier nebelfrei." Wir fuhren dorthin über gleichmäßig dicker Decke und mußten gegen 8 Uhr ungefähr über Nordholz stehen, ohne etwas zu sichten. Wir zogen zunächst mehrere Kreise in verschiedenen Richtungen, um die Nebeldecke auf ihre Gleichmäßigkeit abzusehen. Leider war weder eine Lücke noch Lockerung festzustellen. Ich war nur einmal am Tage kurz über Nordholz gewesen. Noch weniger als mir war dem Wachoffizier und dem Steuermann die Gegend bekannt. Die Karte zeigte als Orientierungsmerkmale der näheren Umgegend nur Straßen und die etwa nordost-südwestlich verlaufende Bahnlinie Kuxhaven—Lehe. Wir tauchten in den Nebel und drückten langsam nach unten. Eben unter 100 Meter bekamen wir Sicht, und zwar Wasser. Offenbar standen wir zu

weit nördlich, über der Unterelbe. Wir gingen auf Südkurs und hielten uns so, daß wir die Sicht nicht verloren.

Sehr schnell kamen wir dabei über Land, mußten aber auf 60 Meter gehen, um Sicht zu behalten. Die Sichtverhältnisse wechselten stark bis zur Sichtlosigkeit. Nach einer ganzen Weile erkannten wir vor uns eine Reihe zusammenhängender Lichter in gerader Linie. Es war nicht der erwünschte Luftschiffplatz, sondern entpuppte sich bei Annäherung als eine Anlegebrücke. Wir hatten also wieder Wasser. Das mußte die Weser sein. Und richtig, als wir bei der Brücke waren, wurde es links von uns nebelfreier, und wir erkannten das Lichtermeer von Lehe-Bremerhaven. Darauf drehten wir zu und fuhren über den Bahnhof Lehe.

Nach der Karte verlief die Bahnlinie von hier nach Nordholz zunächst nordwestlich, um dann in deutlicher Kurve nach Norden zu drehen. Wir folgten dieser Linie, und das ging zunächst gut. Doch je mehr wir uns von Lehe entfernten, desto dichter wurde der Nebel, und bei der Kurve verloren wir die Bahnlinie. Zweimal kehrten wir zu neuen Versuchen um, ohne Erfolg.

Darauf wurde eine andere Methode angewandt. Über dem Bahnhof Lehe wurde nach dem abziehenden Rauch von Lokomotiven der Wind genau bestimmt und dann an Hand der Karte Kurs und Entfernung Bahnhof Lehe—Landungsplatz Nordholz festgelegt und nach Uhrzeit gefahren unter scharfer Beobachtung nach unten. 20 Minuten hatten wir zu fahren. Der Steuermann hatte Anweisung, nach der Uhr zu melden: Noch 10 Minuten — noch 5 — und dann jede Minute. Wir sahen meist nichts, zuweilen nur im schwachen Vorbeihuschen Häuser oder Gehöfte.

Als der Steuermann meldete: Noch 3 Minuten, da sah ich plötzlich undeutlich die Nordholzer Chaussee und hatte eben den Seitensteuerer darauf eingewinkt, da erschien fast vor uns, nur ein klein wenig an Steuerbord, geisterhaft ragend, ein hohes Gerüst. Durch rasches Ruderkommando „Hart Backbord" gelang es gerade, davon frei zu kommen. „Hart Steuerbord auf Kurs Ost!" — so rundeten wir dieses erwünschte Mark, das nichts anderes war als der hohe Mast der Funkenstation, neben dem der Luftschiffsplatz sich weitete. Noch in der Drehung begriffen, hörten wir in schneller Annäherung an Backbord ein dumpfes, im Nebel dämonisch klingendes Geräusch. Und kurz darauf sehen wir gespenstisch über uns die Nebelform eines anderen Luftschiffes, das uns ca. 40 Meter höher überquerte. Es war L. 16, der gleichfalls Nordholz suchte, aber infolge seines höheren Standes nichts bemerkt hatte.

Als S. L. 12 im neuen Kurse lag, hörten wir das Signal von Nordholz und dann das Nebelkonzert des Luftschifftrupps. In Erwartung von Schiffslandungen bei Nebel nämlich brüllten die Haltemannschaften in regelmäßigen Zwischenräumen Hurra abwechselnd mit kräftigem langen Pfeifen auf schrillen Batteriepfeifen. Diese Musik lockte zwar nicht so zart wie die Sirenen den Odysseus. Aber sie war laut und markant, und man wußte ungefähr, wohin man steuern mußte.

Der Trupp selbst war noch nicht zu sehen. Anstatt dessen tauchte hart voraus die Drehhalle mit dem großen Hallenlicht auf. Um nicht vor der Halle abdrehen zu müssen mit der Aussicht, alles Gewonnene zu verlieren, stoppte ich rasch, ließ die Motoren zurückschlagen und landete, wo wir waren, während die Haltemannschaften erst herzuliefen. Um 11 Uhr nachts war das Schiff glatt in der Halle. Damals begrüßte uns der Führer der Luftschiffe mit der ehrenden Bezeichnung „Nebel-Spezialisten".

Das Ende des S. L. 12

So treu und erfolgreich unser S. L. 12 uns getragen hatte, das Unheil saß ihm im Nacken. In der Weihnachtswoche hatten wir „Wetterlage", so bezeichneten wir kurz solches Wetter, bei dem ein Aufsteigen und Landen unmöglich war, also Sturm oder Schweinewetter. Aber kurz vor Jahresschluß bekamen wir noch einmal im alten Jahre

Angriffsbefehl. Die kurze Besserung der Lage war jedoch nur ein Trug gewesen. Je weiter wir nach Westen gegen England vorstießen, um so mehr erkannten wir das Heranziehen eines neuen „Tiefs". Der leichte Südost beim Aufsteigen hatte bald auf Südwest gedreht und stark aufgefrischt. Die typischen Schichtwolken zogen drohend heran. Wir waren daher nicht verwundert, als am Spätnachmittag von der Leitung durch Funkspruch der Rückruf kam: „Kehrt, einlaufen."

An den ostfriesischen Inseln erhob sich darob ein Wettlaufen nach den Häfen. Nacheinander überholten uns unsere zwei größeren und schnelleren Gefährten aus Ahlhorn. Auf dem Wege über Land begann ein Tanzen in den Böen,[2]) das keine leichte Arbeit beim Einfahren in die Halle verhieß.

Um 1/2 8 Uhr abends standen wir über dem Platz und sahen, wie das erste Schiff gerade zum Einfahren klar gemacht wurde. Das zweite wartete noch in der Luft. Wir waren Nummer drei. Tatsächlich wickelte sich das Geschäft auf dem Platz nicht mehr ganz einfach ab. Es wurden alle Haltemannschaften für ein Schiff gebraucht. Nummer zwei konnte erst landen, als Nummer eins in der Halle war. Und wir mußten warten, bis der glücklich bedient war. In der Zwischenzeit nahmen die Böen merklich zu. Als wir gegen 1/2 9 Uhr zur Landung anfahren konnten, kam der Wind in Stößen, dennoch war das Landen noch nicht bedenklich, wenn nur gut aufgepaßt wurde.

Das Schiff fuhr in Schräglage mit langsamer Fahrt und senkte sich gleichmäßig unter dem Druck der Fahrt den Haltemannschaften entgegen. Schon war es so nahe, daß ich das Landungstau werfen und die Motore stoppen ließ. In dem Augenblick wurde das Schiff durch eine Fallbö heftig nach unten gedrückt. Die Haltemannschaften liefen noch auf die Gondeln zu und waren nicht fangbereit. Der Stoß mußte pariert werden. Um rasche Wirkung zu erzielen, ließ ich drei Hosen ziehen, die sofort das Fallen bremsten. Aber unmittelbar folgte die Gegenbö und riß das erleichterte Schiff schnell hoch, so daß die Leine nicht gehalten werden konnte. Mein Gedanke war: Dynamisch Drücken und Gasziehen, um die Leute am Landungstau, die im Laufe folgten, zu stützen und das Schiff dem Trupp wieder entgegenzubringen. Ich zog Gas, aber leider sprang auf mein Kommando: „Alle Motore große Fahrt voraus" nicht ein einziger Motor an. Infolge eines Leitungsversagers in den elektrischen Befehlsapparaten war nämlich anstatt des Feldes „Motore stopp" das Feld „Motore abstellen" bei dem vorher gegebenen Kommando aufgeleuchtet. Das war Tücke des Objekts.

Der Wind war schon zu stark, so daß die Zeitverzögerung genügte, um das Schiff in rasches Treiben zu bringen, wobei das Landungstau losgelassen werden mußte. In Lee[3]) von uns drohte der hohe Gasstank der Gasanstalt, auf den wir gerade zutrieben. Und jetzt setzte die Wirkung des Gasziehens ein. Wir fielen. In wenigen Augenblicken waren wir in größte Gefahrlage gekommen. Durch schnelles Wasserziehen zwang ich das Schiff noch hoch, und wir trieben mit genauer Not über den Tank. Die Führergondel kam gerade noch frei, als es einen heftigen Ruck gab und das Schiff vorn so unglücklich gedückt wurde, daß es mit den vorderen Ringträgern gegen die Tankkanten schlug. Ein Reißen und Splittern, und — in Fetzen hingen Trägerstücke, Hüllen- und Zellentuch herunter. Das schleifende Landungstau hatte sich an dem Tankgeländer verfangen, eingeruckt und den Bug niedergezerrt.

Augenblicke nur das alles. Aber jetzt, nach der Havarie, wurden die Motore klar, wie zum Spott. Es galt nun rasch durch schnelle Fahrtaufnahme das Schiff wieder in Gewalt zu bekommen und das Manöver zu regieren. Jedoch die Havarie war zu schwer. Mit dem offenen und zerfetzten Bug war das Schiff nicht mehr gegen den Wind auf den Landungsplatz zu bringen. Auch ein Rückwärtsfahren blieb wegen zu langsamer Ruderwirkung aussichtslos. Es kam ja jetzt alles auf schnellstes Handeln an mit dem Ziel:

2) schwere Windstöße.
3) die dem Wind zugekehrte Seite eines Schiffes.

Schnelle Landung in Platznähe, um das Schiff dann mit den Haltemannschaften überführen zu können. Sonst mußte bei dem zunehmenden Sturm das Schiff manövrierunfähig in die Nordsee treiben, wehrlos nicht nur dem Wetter, sondern auch etwaiger Wirkung des Feindes ausgesetzt. Wegen der ausströmenden Gaszellen im Vorschiff konnte der vordere Motor nicht ohne Gefahr gebraucht werden. Seitenmotore und hinterer Motor wurden auf Vorausfahrt befohlen und die Fahrtgeschwindigkeit so abgestimmt, daß das Schiff im Ruder zu halten war und dennoch dabei langsam trieb. In der Dunkelheit war das Gelände nicht weit abzusehen. Nur was unter dem Schiff war, trat genau genug hervor. Über ein kleines Gehölz trieben wir, und dann kam Feld. Jetzt drückte ich das Schiff mit vermehrter Motorkraft und legte es so auf den Boden, daß die vordere Gondel gerade gegen einen Knick lehnte und hierdurch das Schiff halten half.

Der Wachoffizier und einige Leute sprangen hinaus, hielten das Landungstau und befestigten es an einen Baum. Landleute aus der Nähe liefen herzu und halfen. So gelang es uns, den Luftschifftrupp abzuwarten, der im Laufschritt über die Felder lief. Wir waren ca. 3 Kilometer vom Hafen. Bis der Trupp heran war, nahmen die Böen zusehends zu. Ein heftiger Regen setzte ein. Die anfängliche Hoffnung, das Schiff noch einbringen zu können, mußte aufgegeben werden. Es hätte mit dem Heck gegen den Wind gedreht werden müssen. Aber schon war es aussichtslos, das Schiff während der Drehung zu halten.

Die Verspannungsdrähte heulten, die aufgerissene Hülle riß weiter unter dem Winddruck. Nach einer weiteren halben Stunde hatten wir Sturm. Wir entschlossen uns, das Schiff abzuwracken, um zu retten, was wertvoll war. Unter strömendem Regen sang der Sturm dem Recken sein Todeslied.

(Schluß folgt.)

Der „enteckte Eck“ und sein Verfasser

Von

Georg Ellinger

(Schluß)

So kam es denn, wie es kommen mußte: auf eine schon bissige, aus dem Augsburger Humanistenkreise hervorgegangene Satire folgte der Hauptschlag: im Februar 1520 erschien zu Erfurt der lateinische Dialog: „Eccius dedolatus“ (der „enteckte Eck“, landläufige Übersetzung: „der gehobelte Eck“); sein Urheber verbarg sich unter dem Decknamen Joannefranciscus Cotta Lembergius. Neben den „Briefen der unberühmten Männer“ gehört dieser Dialog zu dem Unbarmherzigsten, was die Satire nach Aristophanes an den Tag gebracht hat. Der in Ingolstadt schwer erkranktes Eck, der sich vergebens durch Weintrinken den Fieberdurst zu vertreiben sucht, läßt die sehr zusammengeschmolzene Schar seiner Freunde zu sich bitten. Ungern erscheinen diese und empfehlen ihm die Befragung eines Arztes. Nachdem der Kranke den Vorschlag, Augsburger oder Nürnberger Ärzte kommen zu lassen, wegen der in jenen Städten gegen ihn herrschenden feindseligen Stimmung abgelehnt, wird Leipzig genannt, womit Eck einverstanden ist, da er sich bei der Leipziger Disputation von dem Wohlwollen der dortigen Universitätsmit-

glieder überzeugt hat. Auf seine Veranlassung erscheint die Hexe Canidia, zunächst in dem Glauben, daß Eck, wie gewöhnlich, zu kupplerischen Zwecken ihrer Hilfe bedürfe. Als sie hört, um was es sich handelt, erklärt sie sich bereit, auf ihrem Bock die Reise zu wagen und das ihr mitgegebene Schreiben an Ecks Anhänger Rubeus zu überbringen. Nun wechselt die Szene. Die Hexe ist auf dem Luftwege glücklich nach Leipzig gekommen; sie läßt ihr Tier vor der Stadt und sucht zu Fuß den albernen Rubeus auf. Dieser eilt sofort zu den gerade versammelten Theologen und teilt ihnen den Inhalt von Ecks Schreiben mit. Zufällig ist ein Chirurg aus Brandenburg anwesend — die Theologen haben ihn kommen lassen, damit er Luther Gift beibringe — der soll nun nach Ingolstadt reisen, um Eck zu helfen; der törichte Rubeus will sich anschließen. Die Hexe, sehr erstaunt über das Aussehen des Chirurgen, der mehr einem Henker ähnelt, zeigt ihnen ihr Gefährt; nach anfänglichem Sträuben schwingt sich Rubeus auf den Rücken des Bocks, die Hexe setzt sich auf den Kopf, während sich der Chirurg am Schwanz festklammern muß. Von neuen ändert sich der Schauplatz; wir befinden uns wider in Ingolstadt. Die Angekommenen betreten die Wohnung Ecks, und der Arzt führt sich als ein echter Doktor Eisenbart ein, von schauderhaften Kuren berichtend. Dann aber beginnt er die Untersuchung, und der Grund von Ecks Krankheit stellt sich heraus; infolge seines Gebrülls bei den Disputationen hat er sich erhitzt und ist dadurch immer mehr zu unmäßigem Trinken angereizt worden. Angesichts des bedenklichen Zustandes erklärt der Arzt eine lebensgefährliche Operation für nötig; deshalb wird für alle Fälle ein Beichtiger hinzugezogen. Der Beichtvater erscheint, und die Beichte, die Eck diesem auf der Gegenseite stehenden würdigen Manne ablegt, bringt alle niedrigen Triebfedern seines Handelns an den Tag; es zeigt sich, daß nur Ruhmsucht, Neid und Bosheit sein Tun, insbesondere das Vorgehen gegen Luther, bestimmt haben. Nachdem der Beichtiger abgetreten, beginnt der Arzt eine barbarische Kur: sieben starke Mäner müssen Eck mit Stöcken bearbeiten, um ihm die Ecken abzuschleifen. Allein das war nur ein Vorspiel: der gebundene Eck wird geschoren, wobei die spitzfindigen Disputierkünste der Scholastik zum Vorschein kommen; dann entfernt der Arzt einen Teil seiner Zunge, bricht ihm den Hundszahn aus; ein Brechmittel fördert neben einzelnen Schriften den roten Doktorhut des kanonischen Rechts zutage, ferner den Ablaß und die Goldstücke, die er zur Verteidigung des Wuchers von den Fuggern erhalten. Hierauf zieht man ihm die Haut ab und entdeckt unter ihr zahlreiche Laster, die durch Ausschneiden und Ausbrennen entfernt werden. Nachdem man ihm noch durch eine Operation, gegen die er flehentlich Verwahrung einlegt, die Fleischeslust vertrieben, ist die Kur beendet. Eck bittet dringend um Verschweigung des ganzen Handels, „damit nicht die verdammten Wittenberger Poeten oder der verwünschte Hutten eine Komödie daraus machen.“ Ein Schlußchor aber wirft dem Arzt vor, daß er Unmögliches erstrebe, nämlich einen Theologen und noch dazu einen Scholastiker zur Mäßigkeit und gesunden Vernunft zurückzubringen, „was erst beim Weltuntergange geschehen wird.“

So der Inhalt des Dialogs, den man besser ein satirisches Drama nennen könnte. Denn das Ganze sprüht von dramatischem Leben. Da ist nichts Gekünsteltes und Gemachtes; lebendig treten die einzelnen Gestalten heraus, und die Sprache verrät dramatische Kraft; nirgends Stocken und Unterbrechung, überall Fortschritt und Bewegung. In fünf deutlich von einander getrennten und doch miteinander zusammenhängenden Bildern rollt sich die Handlung munter ab, ohne daß irgendwo eine Lücke klaffte. Form und Inhalt decken sich. Der das Stück geschrieben, kann, wenn man den Maßstab des 16. Jahrhunderts anlegt, als ein Dichter bezeichnet werden.

In der Einkleidung der Satire ist ein Zusammenhang mit den „Briefen der unberühmten Männer“ unverkennbar. Darauf deutet der Dichter selbst hin, indem er gelegentlich die Kölner Ketzerrichter einführt, die in jenem satirischen Meisterwerke eine so große Rolle spielen. Als die Hexe in Leipzig wieder ihren fatalen Bock besteigt, um die Heim-

reise nach Ingolstadt anzutreten, da spornt sie ihn mit den Zauberworten an: „Suregnut! Tartsheoh! Nerokrefesp!" das sind, von hinten nach vorn gelesen, die Namen der berüchtigten Reuchlinfeinde: Tungerus, Hochstrat(en), Pfefferkorn. Aber wichtiger als derartige Einzelheiten ist die Tatsache, daß auch der „entedte Eck" sich der gleichen Form bedient, wie die „Briefe der unberühmten Männer", nämlich der mimischen oder indirekten Satire, d. h. einer Satire, die dadurch zu wirken sucht, daß sie die bekämpften Personen selbst ihre Nichtsnutzigkeit in naiven, scheinbar naturwahren Geständnissen aussprechen läßt. Freilich besitzt der Verfasser nicht jene wunderbar anschmiegsame Fähigkeit, sich in die Seelen der Angegriffenen zu versetzen, wie sie sich im ersten Teil der „Epistolae obscurorum virorum" kundtut; sein Verfahren ähnelt mehr dem, das im zweiten Teil dieses Werkes befolgt wird· die Satire ist handgreiflicher, derber, unmittelbarer. Allein wenn auch die zweite Hälfte der „Briefe unberühmter Männer" durch diesen Wechsel des Tons an künstlerischem Wert verliert — im Drama, wo alles auf eindringliche, unmittelbare Wirkung abzielt, läßt sich die Vergröberung der mimischen Satire nicht bloß rechtfertigen, sondern sie wird sogar durch die Sachlage vorgeschrieben.

Jedenfalls hat der Dichter diese Form in einer Weise verwendet, wie es nur ein naturwüchsiges dramatisches Talent vermag. Daß er ein solches war, verrät auch die Art, in der er sich übernommene Bestandteile durch Umschaffen zu eigen macht. Aus den deutschen Fastnachtsspielen, aus den damals üblichen studentischen Späßen, aus der antiken Literatur hat er zahlreiche Einzelheiten entlehnt; griechische und lateinische Citate sind eingeflochten. Allein trotzdem wird das Ganze nicht buntscheckig, sondern es gelingt dem Dichter, das Fremde so zu verarbeiten, daß sich alles zur Einheit zusammenschließt.

Wir haben es also mit einem ungewöhnlich lebens- und wirkungsvollen Erzeugnis der lateinischen Dramatik des 16. Jahrhunderts zu tun; und es regt sich daher das Verlangen, den Dichter kennen zu lernen, dem dieses echt aristophanische Werk geglückt ist. Wer war der Poet, der sich unter dem Namen Joannefranciscus Cotta Lembergius verbarg?

Die Zeitgenossen trauten die Eigenschaften, von denen die Satire Zeugnis ablegt, niemandem anders zu als dem berühmten Nürnberger Patrizier und Humanisten Wilibald Pirkheimer (1470—1530). Allgemein wurde ihm das Werk zugeschrieben; in dieser Meinung stimmten die beiden Antipoden Luther und Eck überein. Dieser, auf das tödlichste verletzt, suchte sich in seiner Weise zu rächen. Er hatte die Erlaubnis erhalten, außer Luther noch eine Reihe verdächtiger Persönlichkeiten auf die Bannbulle zu setzen; diese Ermächtigung nutzte er gegen den angeblichen Urheber der Spottschrift aus, und Pirkheimer mußte sich zu einer demütigenden Abbitte entschließen, um dem drohenden Bann zu entgehen.

Die Ansicht der hervorragendsten Zeitgenossen über den Verfasser des „entedten Eck" ist jahrhundertelang auch für die Nachlebenden maßgebend geblieben. Und das um so mehr, als manche Anspielungen in dem Dialog nach Nürnberg zu weisen schienen, und die Herübernahme von Motiven aus den Fastnachtsspielen ebenfalls den Ursprung in dem klassischen Sitz volkstümlicher Schauspielkunst nahelegten. So kam es, daß trotz gelegentlicher Zweifel der Glaube an Pirkheimers Autorschaft unerschüttert blieb, zumal aus dessen Nachlaß eine Fortsetzung des Dialogs an den Tag kam, offenbar in den Tagen entstanden, da Pirkheimer sich dem Verhaßten, der mit des Bannes Fluch bewaffnet war, hatte beugen müssen.

Freilich die derbe, rücksichtslose Komik, die in dem Dialog entfaltet wird, verträgt sich nicht recht mit der überlegenen, vornehm zurückhaltenden Art des Nürnberger Patriziers; wenn auch der Unmut nicht selten bei Pirkheimer seinen literarischen Niederschlag findet, so tragen diese unwillkürlichen Ausbrüche doch ein anderes Gepräge, als es dem „entedten Eck" aufgedrückt ist. Dazu kommt, daß sich manches, was für Pirkheimers Autorschaft ins Feld geführt wurde, bei näherer Prüfung als haltlos erwies. So mußte die Suche nach dem Verfasser von neuem begonnen werden. Aber wie sollte man eine Spur

finden, die zu dem richtigen Ziele führte? Bei der Fülle der Persönlichkeiten, die sich an dem Satirenkampfe des Reformationszeitalters beteiligt haben, ein fast aussichtsloses Unternehmen!

Erst vor kurzem hat sich das Dunkel gelichtet, das bisher über dem Ursprung dieses Dialoges lag. In einer auch nach anderen Richtungen höchst aufschlußreichen Schrift ist der Dichter durch Paul Merker[1]) einwandfrei festgestellt worden. Angesichts des der Satire zukommenden Wertes gewinnt dieses Ergebnis eine über die Fachgelehrsamkeit hinausreichende Bedeutung. Allein nicht bloß die Tatsache selbst verdient allgemein bekannt zu werden, sondern auch die Wege, auf denen Merker zu seinen Forschungsresultaten gelangt ist. Die Anlage der Arbeit darf als vorbildlich bezeichnet werden. Schritt für Schritt führt der Verfasser den Leser weiter, und mit einem nicht gewöhnlichen pädagogisch-dramatischen Geschick versteht er die Aufmerksamkeit zu spannen, so daß dem weiteren Gang der Untersuchung und ihren Ergebnissen erwartungsvoll entgegengesehen wird. Soweit dies in einem Berichte, der sich an weitere Kreise wendet, erreicht werden kann, mögen die Grundzüge des Verfahrens dargelegt werden.

Merker ist von anderen Satiren aus auf die richtige Fährte geleitet worden. Wie Johann Eck, so gehört auch der Elsässer Thomas Murner zu den von den Anhängern der Reformation bestgehaßten Persönlichkeiten. Der talentvolle, mit unverächtlichen poetischen Gaben ausgestattete, aber eitle und vordringliche Mann hatte ebenso wie Eck bestimmte Äußerlichkeiten des Humanismus übernommen und in witzigen Dichtungen Schäden der Kirche bloßgelegt. Den Anfängen der reformatorischen Bewegung, wie es scheint, nicht feindlich gegenüberstehend, wurde er zu Luthers erbittertem Gegner, als der Reformator 1520 die Grundlagen des katholischen Kirchenwesens antastete. Auf die Schriften, in denen er Luther bekämpfte, und die 1522 in der Satire „vom großen lutherischen Narren"[2]) gipfelten, antwortete die Gegenpartei mit einer Reihe von deutschen und lateinischen Satiren. Drei dieser lateinischen Stücke ähneln einander in einer Weise und zeigen anderseits so viele Berührungspunkte mit dem „entdeckten Eck", daß man für diese vier Schriften ein und denselben Verfasser annehmen muß.

Auch eine andere, noch zu nennende Satirenreihe wird mit denselben Mitteln der Stilvergleichung als ein Werk des unbekannten Streiters erwiesen. Nun zeigen einzelne in diesen Stücken versprengt auftretende deutsche Worte deutlich den Charakter des oberdeutsch-allemannischen Sprachengebietes, und zahlreiche Anspielungen auf Örtlichkeiten und Zustände machen es wahrscheinlich, daß der Verfasser im Elsaß und zwar in Straßburg lebte, wo ja auch Murner längere Zeit gewirkt hat. Alle literarischen Persönlichkeiten Straßburgs werden nun daraufhin gemustert, ob sie als Urheber der Satiren in Betracht kommen könnten. Bei dieser Heerschau wird der Kreis immer enger, bis schließlich nur noch einer übrig bleibt, der sich tatsächlich als der Gesuchte ausweist.

Dieser Mann ist Nikolaus Gerbel, bisher den Freunden des Humanismus namentlich durch seine Beziehungen zu Hutten bekannt. Um 1485 in Pforzheim geboren, studierte er in Wien, Köln und Tübingen, war eine Zeitlang Lehrer der Scholastik in Mainz, dann wieder in Wien, wo er wahrscheinlich schon den Doktortitel erwarb, dem er bald darauf in Bologna noch den Doktor des geistlichen und weltlichen Rechtes hinzufügte. Ende 1514 oder Anfang 1515 siedelte er zu dauerndem Aufenthalt nach Straßburg über. Schon vor-

1) Der Verfasser des Eccius dedolatus und anderer Reformationsdialoge. Mit einem Beitrage zur Verfasserfrage der Epistolae obscurorum virorum von Paul Merker, o. ö. Professor an der Universität Greifswald. (Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig. Neugermanistische Abteilung, unter Leitung von Albert Köster. Heft I, 314 Seiten.) Halle, Niemeyer 1923.

2) Auch über dieses ungemein wichtige Werk verdanken wir Merker, der es in einer vortrefflichen Ausgabe wieder zugänglich gemacht hat, wertvolle Aufschlüsse.

her war er, wie zahlreiche andere Gelehrte der damaligen Zeit, als Korrektor und Herausgeber in Druckereien tätig gewesen; diese Arbeiten setzte er in Straßburg fort; daneben wirkte er als Rechtsanwalt in kirchlichen Prozessen und als Sekretär der Domverwaltung, ohne in diesen Beschäftigungen Befriedigung zu finden. Die Versuche, sich die Bahn zu anderer, insbesondere pädagogischer Lebensarbeit zu öffnen, glückten nicht; auch eine Geschichtsprofessur an der Straßburger Akademie hat er nur kurze Zeit bekleidet. So blieb sein eigentliches Feld die freie wissenschaftliche Tätigkeit, die schließlich durch sein Hauptwerk, die „Graecia“ (1550), eine Darstellung des antiken Griechenlands, gekrönt wurde. Ungefähr fünfundsiebzig Jahre alt, ist er am 20. Januar 1560 gestorben. Gerbel gehört zu den nicht zahlreichen Persönlichkeiten, die entschlossen den Schritt vom Humanismus zur Reformation mitgemacht haben, ohne doch ihren humanistischen Idealen untreu zu werden. Während seines Wiener Studiums war er ganz in dem fröhlichen, durch Konrad Celtes entzündeten Geistesleben untergetaucht; die lebhaftesten Mitglieder dieses Kreises, wie Vadian, wurden seine Freunde. Verehrend neigte er sich selbstverständlich vor Erasmus; aber seine eigentliche Liebe galt Hutten. Wie dieser schloß er sich daher mit Begeisterung der Reformation an; aber weit stärker als Hutten, für den auch in diesem Falle lediglich nationale Gesichtspunkte maßgebend waren, wurde er von den rein religiösen Fragen berührt und nahm in den theologischen Streitigkeiten Partei. Als der Abendmahlsstreit den Protestantismus in zwei Lager teilte, stand er in Straßburg fast allein auf Luthers Seite und geriet eine Zeitlang denen gegenüber, die mit ihm zuerst eines Weges gegangen waren, in eine schiefe Lage.

Nach seiner Vorbildung, seinem Verhältnis zu Humanismus und Reformation könnte Nicolaus Gerbel sehr wohl der gesuchte Verfasser des „enteckten Eck“ sein. Aber Merker erhebt seine Vermutung aus dem Gebiet der Wahrscheinlichkeit in das der Gewißheit. Wie schon mitgeteilt, führt sich der Urheber des Dialogs als Joannefranciscus Cotta Lembergius ein. Bekanntlich liebten es die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts durch Umstellung der Buchstaben ihrer Namen mit dem Leser Versteck zu spielen. Um ein solches Anagramm handelt es sich auch bei dem Worte: Lembergius. Ordnet man die einzelnen Laute anders, so gewinnt man das Ergebnis: M(agister) Gerbelius. Zwar leuchtet es dem Freund des Humanismus nicht sogleich ein, daß Gerbel sich Magister nennt, da die Humanisten diesem Titel als einem Überbleibsel aus scholastischer Zeit unendliche Verachtung entgegenbrachten, Gerbel außerdem schon Doktor war, als der „entectte Eck“ erschien. Aber für die Auflösung des Rätselnamens sprechen trotzdem so viele Gründe, daß man sich ihrem Gewicht nicht entziehen kann. Da die vorher erwähnten lateinischen Satiren gegen Murner aus der gleichen Feder stammen, wie der „enteckte Eck“, so müssen auch sie Nicolaus Gerbel zugeschrieben werden. Allein damit ist der Kreis dessen, was Merker als literarisches Gut Gerbels in Anspruch nimmt, noch nicht erschöpft. Wahrscheinlich Anfang 1521 erschienen sieben lateinische Satiren unter dem Decknamen S. Abydenus Corallus Germ. Sie sind so gut wie unbekannt geblieben, und doch kommt ihnen ein besonderer Wert zu; denn nur wenige Zeugnisse erschließen so unmittelbar das, was in dem bedeutungsvollen Jahre der drei großen Reformationsschriften (1520) die Herzen der humanistischen Reformationsfreunde bewegte. Man schrieb diese Satiren, die in einer Apotheose Huttens gipfeln, insbesondere seit den Forschungen Walter Brechts, dem Verfasser des ersten Teiles der „Briefe unberühmter Männer“, Crotus Rubeanus (Johann Jäger aus Dornheim) zu. Merkers sorgfältig abwägende Untersuchung führt auch hier zu dem Resultat, daß die Verfasserschaft Nicolaus Gerbels wahrscheinlich ist; die Probe auf das Exempel liefert wieder die fingierte Autorbezeichnung, aus der durch Umstellung der Buchstaben der Name unseres Humanisten gewonnen wird.

So wäre denn hier in der Tat ein Ergebnis erzielt, wie es die Literaturgeschichte nicht oft zu buchen hat: das, was man bisher unter verschiedene, nur unsicher bezeugte

Schriftsteller verteilte, erweist sich als die zusammenhängende Tätigkeit einer festumrissenen Persönlichkeit; die Geschichte der Dichtung des 16. Jahrhunderts im allgemeinen und der humanistisch-reformatorischen Satire im besonderen hat damit einen wesentlichen Zuwachs erfahren. Merker glaubt die Wirksamkeit seines Helden noch weiter ausdehnen zu können, als er es bereits getan hat; er möchte ihn als Mitarbeiter am zweiten Teil der „Briefe unberühmter Männer" erweisen, auch noch andere Satiren auf seine Rechnung setzen. Ob diese Vermutungen das Richtige treffen, läßt sich noch nicht entscheiden. Wie dem aber auch sei: durch die vorliegende Arbeit, die als methodologische Leistung auch dann ihren Wert behalten würde, wenn gegen die gewonnenen Forschungsergebnisse ernstliche Einwände erhoben werden könnten, hat er sich um die deutsche Literaturgeschichte kein geringes Verdienst erworben.

Von estnischer Prosa

Die folgenden Ausführungen erhielten wir von estnischer Seite.

Die ersten spärlichen estnischen Sprachdenkmäler und vereinzelten Bücher (die bis ins 13. bis 16. Jahrhundert zurückreichen) haben sprachgeschichtliche und zum Teil auch kulturgeschichtliche Bedeutung. Die ersten Bücher standen ausnahmslos im Dienst der Kirche, und erst im 18. Jahrhundert setzt die Behandlung sogenannter weltlicher Themen ein, doch auch die Bücher dieser Epoche zeigen vornehmlich eine didaktische Tendenz. Aus dieser Zeit besitzen wir Schriften von Fr. G. Arvelius, Fr. W. Willmann, W. L. Luce, R. Holtz u. a. Alle diese Autoren schrieben zur Belehrung des einfachen Volkes, ihre Werke haben die Bedeutung für die späteren Generationen verloren und sind nur noch aus den Lehrbüchern der Literaturgeschichte bekannt.

Das Volk hatte in jenen dunklen Zeiten für sein physisches Dasein zu kämpfen, ihm fehlte der engere Kontakt mit dem Buche, das von Nicht-Esten verfaßt war, und auf dem Gebiete der Wortkunst kannte und schuf es nur das Volkslied, das reich genug und unter allen Umständen weit wertvoller war als die damalige Kunstliteratur.

Diese literarischen Verhältnisse des 17. und 18. Jahrhunderts waren vor allem durch die politische und soziale Lage bedingt.

Nationale Töne ließen sich in der estnischen Literatur erst im 19. Jahrhundert vernehmen. Nun beginnt aus der Masse des Volkes eine Persönlichkeit nach der anderen hervorzutreten, deren Adern echtes Dichterblut füllt.

Als Stern am dunklen Himmel der Literatur erscheint Kristjan Jaak Peterson (1800—1822). Er ist vornehmlich Lyriker, doch er hat auch Prosawerke hinterlassen. Bei Lebzeiten hat er nur einzelne Bruchstücke seiner Dichtungen veröffentlichen können; erst im 20. Jahrhundert fand er Beachtung, und 1922 gelangten seine gesammelten Dichtungen zur Ausgabe.

Zeitgenossen K. J. Petersons sind die Prosaschriftsteller Graf Peter Manteuffel (Deutscher), 1766—1842, und Otto Willem Masing (1763—1832). In den Werken dieser beiden macht sich wiederum die belehrende Note stark bemerkbar. Insbesondere gilt das von O. W. Masing, der es mit der literarischen Tätigkeit sehr ernst und genau nahm und sein erstes Buch erst im Alter von nahezu 50 Jahren veröffentlichte, nämlich die Sonntagsbetrachtungen („Pühapäeva vahelugemised"), die seinerzeit großen Beifall fanden.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelangten hauptsächlich Bücher sentimentalen Charakters zur Veröffentlichung, namentlich Übertragungen (Genoveva, Hirlanda usw.). Von diesen unterscheiden sich die Bücher Suve Jaans (Luige Laos, 1843), die indessen als halbe Übersetzungen doch keinen dauernden literarischen Wert besitzen.

Hiermit sind wir bei einer bedeutsamen Epoche der estnischen Geschichte angelangt, der Zeit nationaler Selbstbestimmung, die einen großen Umschwung auf allen Gebieten brachte. Der Wunsch, auf eigenen Füßen

zu stehen, erwachte, der Drang nach selbständiger Tätigkeit, die Hoffnung und das Streben, Blüten und Früchte zu bringen.

Die Literatur wird reichhaltiger, die Prosawerke zahlreicher. Dieser Epoche gehören an: Fr. R. Fählmann (1798—1850, Fr. Kreutzwald (1803—1882) und vor allen J. W. Jannsen (1819—1890) sowie L. Koidula (1843—1886). Von Fr. R. Fählmann besitzen wir fesselnde Werke mythologischen Inhalts: „Die Erschaffung der Erde" („Mao loomine"), „Koit und Hämarik" u. a.; jedoch sind seine übrigen Dichtungen bedeutungslos und ephemer. Fr. R. Kreutzwald, der Verfasser des Epos „Kalevipoeg", schrieb vornehmlich Verse, doch er hat auch in ungebundener Rede geschrieben, so das Buch „Einige Schritte auf dem Wanderwege" (1853). Lydia Koidula nimmt in unserer Literatur einen Ehrenplatz ein. Von ihr existieren zwar auch eine Reihe Erzählungen und Schauspiele, die aber hinter ihren Gedichten zurückbleiben. Als fruchtbarer Prosaschriftsteller dieser Epoche ist ihr Vater J. W. Jannsen zu nennen. Er hat Schauspiele und Erzählungen veröffentlicht („Die Klugen des Landes" 1857, „Der neue Pharisäer", 1860). Seine Arbeiten sind von frohem Sinn mit einem Schuß religiöser Moral und humorvollen Witzes getragen. Er schreibt über alles, doch das Hauptgewicht legt er auf die moralische Seite des Lebens; seine Sprache ist geläufig, bilderreich und von volkstümlichen Wendungen durchzogen.

Sowohl Jannsen als auch Fählmann, Kreutzwald und Koidula nehmen keinen Anstand, ihre Stoffe bis auf Einzelheiten der Literatur anderer Nationen zu entlehnen und sie in einer dem Volke verständlichen und mundgerechten Darstellung wiederzugeben.

Den Ideen dieser Epoche nationalen Erwachens, insbesondere den Ideen des Volksführers und Schriftstellers G. R. Jakobson, gab Jakob Pärn (1843—1916) die künstlerische Form. Er nahm seine Stoffe vornehmlich aus dem Dorfe. Seine Helden streben nach wirtschaftlicher und dadurch auch geistiger Selbständigkeit und Entwicklung („Eigenes Heim, Eigenes Gelübde", „Oma tuba, oma luba" 1879). Sein Stil ist einfach, und er legt ganz augenscheinlich das Hauptgewicht auf die folgerechte Entwicklung seiner Ideen im Verlauf der Erzählungen. Dieselben Ziele verfolgen Lilly Suburg (Lina, Geschichte eines estnischen Mädchens 1877) und M. Pödder (Bob Ellerhein 1818).

Die genannten Schriftsteller suchen die Verwirklichung der Ideale des Volkes in den tatsächlich gegebenen Verhältnissen, doch fanden sich neben ihnen andere Dichter, die ihre Träume in die ferne Vergangenheit zurückführten, als das estnische Volk noch frei war oder für seine politische Freiheit im Kampfe stand. Hier verdienen vor allem E. Bornhöhe (1862—1924) und A. Saal (geb. 1861) genannt zu werden. E. Bornhöhes „Die Vergeltung" (Tasuja 1879) hat den Freiheitskampf des Jahres 1343 zum Vorwurf. Hier finden sich hochfliegende Träumereien und großer poetischer Schwung, doch vermißt man historische Treue und künstlerische Arbeit. In dieser Richtung ist „Willis Kämpfe" (Willu võitlused, 1890) besser gelungen. Der jungen Generation, deren Träume von unbegrenzten Wünschen beflügelt werden, sind diese Bücher vielfach Ansporn und Ideal gewesen. Auch die Arbeiten A. Saales lassen eine reale Basis vermissen (Vambola 1889, „Aita" 1892, „Leili" 1892). Sie haben jedoch zur Weckung vaterländischer Ideale beigetragen und dadurch gewisse Spuren in der Entwicklung des estnischen Volkes zurückgelassen.

Von Fr. Kreutzwald und L. Koidula an hat im 19. Jahrhundert in der estnischen Literatur die Versdichtung die erste Rolle gespielt, nicht die Prosa. Um die Wende des 20. Jahrhunderts tauchen indessen zwei Realisten auf, welche der Prosa die erste Stelle sichern. Das sind E. Wilde (geb. 1865) und E. Peterson (geb. 1868).

E. Wilde, dessen 60. Geburtstag am 5. März d. J. in ganz Estland festlich begangen wurde, begann mit Schriften leichteren Inhalts. Hierauf erscheint aber eine Reihe historischer Romane, durch welche der Verfasser sich eine bemerkenswerte Stelle in der Literatur sichert. Seine Romane spiegeln das Leben nicht aus nebelhafter Ferne wieder, sondern aus der nächsten Vergangenheit. So der „Kampf von Machter" (Mahtra sõda, 1905) „Als die Männer von Anija nach Reval zogen" (Kui Anija mehed Tallinnas käisid", 1903), „Der Prophet Maltsvet" (Prohvet Maltsvet, 1904). Hier werden in jeder Hinsicht wahrheitsgetreue Bilder aus der Vergangenheit des Landes auf historischem Hindergrunde entworfen; an diesem Faden entwickelt sich dann ein psychologischer Konflikt (Der Kampf von Machters). Ferner hat Wilde die Probleme der modernen Gesellschaft in einer ganzen Reihe von Werken behandelt („Ins kalte

Land" — „Külmale maale", 1896). Sein Stil ist flüssig und leicht, er versteht es, den Leser in Spannung zu halten, doch lassen Durcharbeitung und Gliederung des Stoffes manches zu wünschen übrig.

E. Peterson geißelt gesellschaftliche Mißstände. Er blickt vielfach tief in diese Schäden hinein, die er schonungslos ans Tageslicht zieht und mit scharfer Satire behandelt („Geschwüre" — „Paiseb" I 1899, II 1900, III 1901, „Der Erleuchter des Volkes" — „Rahvavalgustaja", 1904). Jedoch bewegen sich seine Werke in einem engeren Kreise, als die des weitausholenden E. Wilde. Nach anfänglichem Aufstieg zeigt die letzte Epoche seines Schaffens Anzeichen des Niederganges.

Im 20. Jahrhundert beginnt die estnische Literatur größere Mannigfaltigkeit zu zeigen. Es tauchen immer neue Schriftsteller auf, während die alten noch in der Blüte ihres Schaffens stehen.

Genannt sei hier noch A. Kitzberg (geb. 1855), dessen schriftstellerische Tätigkeit noch ins vorige Jahrhundert zurückreicht. Seine Stoffe schöpft er vornehmlich aus dem Leben des Dorfes (mehrere Bände Dorfgeschichten). Gleichzeitig gehört er zu den fruchtbarsten und einflußreichsten Dramendichtern („Auf dem Püvehof" — „Püve talus", 1897. „Im Wechsel des Windes" — „Tuulte Pöörises", 1906). „Der Werwolf" — „Libahunt", 1912. „Gott Mammon" — „Kauka Jumal", 1919. „Das verfluchte Dorf" — „Neetud talu", 1924).

Juhann Liiv (1864—1913) ist vor allem ein bedeutender Lyriker, doch auch in Prosaschriften hat er einen Teil seiner kranken Märtyrerseele niedergelegt („Der Schatten" — „Vari", 1894; „Der Kuckuck von Kälimäe" — „Kälimäe kägu", 1893; „Die Hexentochter" — „Nöiatütar", 1895). Sie behandeln in flüssiger Form das seelische Martyrium ein- facher Leute.

Gegen 1905 machte sich in der estnischen Literatur eine bedeutende Umwertung bemerkbar, die durch die jungestnische Bewegung verursacht war. Es wurde die Forderung aufgestellt, sich kulturell und insbesondere literarisch dem westeuropäischen Niveau anzupassen. Es erfolgte die Begründung eines unter dem Namen „Siuru" bekannten literarischen Bundes. Stoff und Form der estnischen Literatur begannen sich in der Folge zum Teil zu ändern, an die Stelle der Darstellung des Dorflebens treten Probleme kulturell verfeinerter Einzelindividuen, in der Form wird der Virtuosität Westeuropas nachgestrebt. Die tonangebenden Schriftsteller Jung-Estlands sind F. Tuglas (geb. 1889) und A. Tammsaare (geb. 1878). F. Tuglas neigt unter Verwendung eines vollendet kultivierten Stils zum Ästhetizismus mit starkem lyrischen Einschlag und Pathos. Er begann mit stürmischen impressionistischen Novelletten, die stellenweise ein stark realistisches Gepräge tragen („Die Sanduhr" — „Liiva kell", 1913) und steht in all seinen bisherigen Werken auf dem Boden der Neuromantiker. Er stellt und löst psychologische Probleme, konstruiert phantastische Visionen (Novellensammlungen „Schicksal" — „Saatus", 1917 und „Der Geist der Schwere" — „Raskuse vaim", 1920). Aus Tuglas' Feder ist u. a. auch der Roman „Felix Ormusson" (1915) erschienen, der packend den Typus einer Künstlerseele der Gegenwart schildert, die der jungestnischen Bewegung und speziell dem Autor nahesteht. A. Tammsaare ist reich an Problemen und lodert von innerem Feuer. Von seinen Arbeiten seien als besonders charakteristisch genannt die Novelle „Lange Schritte" („Pikkad sammud", 1908), welche die Seelenqual vergeblichen Suchens schildert, ferner „Knabe und Schmetterling" („Poiß ja liblikas", Novelletten, 1915) und die Novelle „Nüancen" („Varjundid" 1917), in welcher der Autor die seelischen Irrwege eines von einer schwindsüchtigen Frau geliebten, ebenfalls kranken Mannes schildert, ferner die des Künstlers eigenes Seelenleben wiederspiegelnde Novelle „Die Fliege" — „Kärbes" (1917) und endlich der Roman „Der Herr des Körbojahofes" — „Körboja peremees" (1913), dessen Held ein sich in Aktivität und Liebe verzehrender Dorfjüngling ist.

Den Genannten innerlich nahe stehen: R. Roht (Silhouetten und Dekorationen, 1918), K. Rumor, O. Luts „Frühling" — „Kevade", 1922, „Briefe an Maria" — „Kirjad Mariale", 1919), J. Oks, A. Tassa, A. Gailit u. a.

Sowohl R. Roht als auch O. Luts haben sich in den letzten Jahren immer mehr von der Neuromantik abgewandt, deren Vorkämpfer die jungestnische Bewegung war, und sich in die Detailschilderung des realen Lebens vertieft. (R. Roht „Der Kranichsumpf" — „Kurgsoo", 1924. O. Luts „Anders Lebenslauf" — „Andrese elukäik", 1923.) Diesen Weg sind von Anfang an Mait Metsanurk („Willem von Wahesaar", 1918, „Ecce homo" — „Ennäe inimest",

1918), J. Mändmets, J. Lintrop, Mats Mötslane, Eessaare Adu u. a. gegangen.

Während die Jungen neue Wege suchten, haben die Älteren manches Meisterwerk geschaffen. So A. Kitzberg und E. Wilde. Erwähnt seien die reife Komödie des Letzteren „Pisuhänd" (1913) und der vollendete Roman „Der Milchmann von Mäeküla" (1916), in welchem das Problem eines geizigen Pächters, seiner wunderlichen Frau und des dieser nachstellenden Gutsherrn behandelt wird.

Die letzten Jahre haben eine Reihe neuer junger Schriftsteller an die Öffentlichkeit gebracht. Der fruchtbarste von ihnen ist A. Kivikas, der gesellschaftliche Themen behandelt.

So stellt sich die Umwertung der neue Ziele suchenden estnischen Literatur dar. Im Mittelpunkt des Interesses steht das Leben. Die Losung lautet nicht mehr: „Kunst um der Kunst willen", sondern „Kunst um des Lebens willen". Die Literatur soll die verschiedenartigsten bedeutenden Erscheinungen des Lebens darstellen. Und es muß gesagt werden, daß es kein gekünstelter Weg ist, sondern eine innere Forderung. Angesichts dieser allgemeinen Tendenz ließe sich mancherlei prophezeien, eines aber steht unter allen Umständen fest: die estnische Literatur folgt immer enger dem Pulsschlag des Volkes und wächst mit schnellen Schritten einer fruchtbaren Epoche entgegen.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Neue Literatur

Für alle die Kreise, die seit Jahren zum Teil öffentlich, zum Teil im stillen den Hauptteil ihrer Kraft volksdeutscher Arbeit gewidmet und den Kampf für die Lebensinteressen der Grenz- und Auslandsdeutschen geführt haben, muß es eine innige Befriedigung bedeuten, wenn sie feststellen können, wie von Jahr zu Jahr immer weitere Kreise sich den ihnen längst vertrauten, ja zum Teil von ihnen erarbeiteten Gedankengängen und Gesichtspunkten zuwenden. Es wird wohl niemand in diesen Kreisen geben, der die Ursprungsangabe vermißt, wenn Männer, die noch vor kurzem kaum wußten, was die Begriffe volks- und grenzdeutsch zu bedeuten haben, jetzt diese Vokabeln wie altvertraute Bälle hin und her werfen. Uns kommt es ja nur darauf an, so viel Schichten des deutschen Volkes wie nur möglich in unsern Kampf als Helfer hineinzuziehen.

Wir dürfen von vornherein feststellen, daß wesentliche Neuerscheinungen vorliegen. Die Rührigkeit unserer sudetendeutschen Volksgenossen erweist sich erneut in 2 Veröffentlichungen: E. Lehmann, „Der Sudetendeutsche" (Potsdam, Weiße Ritter-Verlag) und „Sudetendeutsches Jahrbuch 1925" (Augsburg, J. Stauda). Lehmanns Arbeit, die sich eine Gesamtbetrachtung nennt, bringt vieles und gutes Material und ist in jeder Weise geeignet, zu dem Existenzkampf des sudetendeutschen Volkes gegen die Unterdrückung durch das Staatsvolk wirksame Hilfsmittel zu liefern. Wir dürfen freilich nicht vergessen, daß dieses Buch von einem Vertreter der Jugendbewegung kommt und daß zum Thema auch von anderer Seite aus noch Ergänzendes gesagt werden kann. Das „Sudetendeutsche Jahrbuch" wird herausgegeben von O. Kletzl und will dem Gedanken „kulturelle Selbstverwaltung trotz alledem" dienen und versucht überhaupt, über alle Streitfragen theoretischer Art hinweg auf dem realen Boden zu bleiben. Das beweist auch die Namensänderung von „Böhmerland-Jahrbuch" in „Sudetendeutsches Jahrbuch". Als besonders wesentlich wollen uns die Eingangsworte von Josef Nadler „Was wir sind und sollen" erscheinen.

Wie zielbewußt und sachlich gut die Kärntner arbeiten, konnte hier schon verschiedentlich dargelegt werden. Wir dürfen auch in dem neuerschienenen „Kärntner Heimatatlas" von M. Wutte, V. Paschinger und F. Lex (Wien, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst) eine Arbeit begrüßen, die für andere deutsche Grenzlande als Vorbild gelten darf. Die

Karten sind ganz ausgezeichnet und leisten eine Vorarbeit bester Art für die Zeit, wenn der Tag kommt, da die Unrechtsverträge überprüft werden. Der Atlas gliedert sich in folgende Abschnitte, zu denen immer eine oder mehrere Karten gehören: Aufbau des Landes; Klima und Pflanzenwelt; das Kulturland, Anbauflächen der Getreidearten, Viehzucht; Grundbesitzverhältnisse; Anteil der natürlichen Gebiete Kärntens an der Gesamtfläche usw.; Verluste Kärntens durch den Frieden von St. Germain; Bergbau, Industrie und Verkehr; Dichte, sprachliche Zugehörigkeit, Religion; Geschichtliches; Politische Übersichtskarte von Kärnten 1923.

Von den knappen, klar unterrichtenden Bändchen des „Taschenbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“ von K. C. von Loesch in Verbindung mit A. H. Ziegfeld und H. Hendriock liegen neu vor: Heft 2: „Die deutschen Westlande“ von F. Koenig, Heft 13: „Nordschleswig“ von C. Schröder, Heft 34: „Kärnten“ von M. Wutte. Jeder, der die Notwendigkeit grenz- und auslanddeutscher Arbeit erkannt hat, sollte sich verpflichtet fühlen, dieses wirklich sehr gute Material weitesten Kreisen zugänglich zu machen, was um so leichter sein dürfte, da der Preis äußerst niedrig ist.

Interessant ist es, daß sich neuerdings auch die Reichszentrale für Heimatdienst grenz- und auslanddeutscher Arbeit mit starkem Anlauf zu widmen beginnt. Solange sie sich darauf beschränken wird, die berufenen Kreise in ihrer Arbeit zu unterstützen, wollen wir solches Streben nur unterstützen. Sollte es aber sichtbar werden, daß darüber hinaus andere Ziele verfolgt werden, wird eine schleunige Überprüfung notwendig sein. Jetzt hat sie ein Buch „Der Kampf um die deutschen Grenzen“ (Berlin, Verlag Deutsche Volksgemeinschaft) mit einem recht einprägsamen Titelblatt inauguriert, das wegen der ausgezeichneten Mitarbeiter, Vorgitzki, Wentzcke, Vogel, Lange u. a.), sehr brauchbar ist.

Der „Verein für das Deutschtum im Ausland“ hat sich ein besonderes Verdienst erworben, daß er eine nach den maßgebenden Angaben von Albrecht Penck bearbeitete „Karte des deutschen Volks- und Kulturbodens“ angeregt hat. Die Karte ist in verkleinerter Form und als Schullandkarte bei Wagner & Debes (Leipzig) erschienen und sollte von allen maßgebenden Instanzen so weit wie möglich verbreitet werden. Denn neben ihrer wissenschaftlichen Unanfechtbarkeit dient sie dem Volkstumsgedanken in vertiefter Form. Vor allem jedoch vermeidet sie die Fehler, die deutsche Gelehrte früher in Blindheit gegenüber dem eigentlichen Probleme gelegentlich gemacht haben, indem sie in Verfolg einer These Karten schufen, die lediglich den Interessen unserer Gegner gedient haben.

Sehr frisch und lebendig ist das Buch von Fritz Heinz Reimesch „Im Lande der Gottesritter“ (Leipzig, Falken-Verlag), in dem der bekannte eifrige Vorkämpfer für das Gesamtdeutschtum über die Ergebnisse berichtet, die ihm, innerlich und äußerlich, eine Reise durch Estland und der Besuch der dortigen Deutschen gezeitigt haben. Dem Büchlein sind eine Karte und Bildwiedergaben alter Stiche beigefügt.

Auch das Buch von K. Brunner „Ostdeutsche Volkskunde“ (Leipzig, Quelle & Meyer) darf in diesen Tagen, wo der Kampf Polens gegen das Deutschtum sich stark verschärft hat, eine besondere Bedeutung beanspruchen. Die Sammlung „Deutsche Stämme — Deutsche Lande“ die F. v. d. Leyen herausgibt, hat durch diesen Band eine wertvolle Ergänzung erfahren.

Auch das geistige Gebiet ist nicht zu kurz gekommen. Sehr zu begrüßen ist die „Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und in den Sudetenländern“ von Prof. L. Wolkan (Augsburg, J. Stauda), die sehr gründlich und mit großer Sorgfalt von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart das literarische und Volksgut, das der geistig hochbegabte und lebendige Stamm, der in Böhmen siedelt, zum Gesamtgut beigetragen hat, übersichtlich und eindringlich vorführt. Das Buch „Die deutsche Dichtung Siebenbürgens im Ausgange des 19. und im 20. Jahrhundert“ von K. Klein (Jena, G. Fischer) hingegen berücksichtigt nur die letzten drei Jahrzehnte des literarischen Schaffens im siebenbürgisch-sächsischen Volke, und es muß notgedrungen daher einigen Persönlichkeiten, deren Schaffen bei einer größeren Übersicht auf das verdiente Maß zurückgedrückt würde, eine Bedeutung zumessen, die im Hinblick auf das Riesengebiet des geistigen Gesamtdeutschland ihnen nicht zukommt. Aber auch aus ihm kann man Nutzen ziehen, indem die geistig Regsamen bekannt werden. — Einheitlicher ist die Sammlung von E. Maschke „Sachsenmärchen aus Siebenbürgen“ mit Bildern von G. Graßmann (Pots-

dam, Weiße Ritter-Verlag), die trotz der nur regional möglichen Züge doch vollständig organisch sich in das Allgemeine des deutschen Märchens überhaupt einfügt. — Die Erzählungen von A. Weber „Einsame und Verkannte“ (ebenda) sind eine Sammlung von Taten und Leiden, Glück und Schmerz eines in Binnendeutschland nur wenig bekannten deutschen Stammes, der Zipser Deutschen. Es ist gut, wenn auch das Mittel der Erzählung endlich in den Dienst des deutschen Rechtes gestellt wird, um auch auf diesem Wege die Leidenschaft Gesamtdeutschlands zu wecken gegen die Unterdrückung deutscher Volksteile.

Wenn wir hier auch das Buch von E. Lissauer „Glück in Österreich“ (Frankfurt, Frankfurter Sozietäts-Druckerei) nennen, so wollen wir es damit nicht in die Reihe grenz- und auslanddeutscher Bücher stellen. Denn wenn auch Lissauer aus tiefer musischer Erregtheit heraus gerade die musischen Elemente von Deutsch-Österreich lebhaft erkannt und erfühlt hat, so ist gerade er und sein Buch uns ein Beweis dafür, wie sehr auch so warm deutsch fühlende Menschen wie Lissauer noch dem grenzdeutschen Problem und der volksdeutschen Arbeit schlechthin alles schuldig bleiben. D. R.

Zehn Jahre

Zum Gedenken des Großen Krieges

XV

Die Offensive gegen Serbien im Oktober und November 1915 war von der Obersten Heeresleitung unter Falkenhayn als eine ausgesprochene Nebenoperation angesehen und so behandelt. Eine kriegsentscheidende Wirkung war von ihr nicht zu erwarten. Als der Weg über den Balkan zur Türkei freigemacht, die Türkei von der Ententebedrohung an den Dardanellen entlastet, die Doppelmonarchie in Flanke und Rücken gesichert war, die Bulgaren Mazedonien besetzt hatten, war dasjenige erreicht, was Deutschland mit dem Einsatz seiner Streitkräfte auf dem Balkan erstrebte.

Von den drei Mächten, die Serbien zu Boden geschlagen, waren Österreich und Bulgarien dafür, die unter Sarrail auf Saloniki gelandete Orientarmee der Entente anzugreifen und von dem Balkan zu vertreiben. Besonders lebhaft vertrat diesen Gedanken der General Conrad v. Hötzendorf, Chef des Generalstabes bei den Heeren der Doppelmonarchie, Bulgarien etwas weniger entschieden. Da der Angriff aber über griechisches Gebiet geführt werden mußte und Griechenland unter keinen Umständen bereit war, sich den Mittelmächten anzuschließen, es auch aus wirtschaftlichen Gründen nicht konnte, mußte aus der Fortsetzung der Offensive ein neuer Feind erstehen. War das schon unerwünscht, so stellten sich auch noch andere politische und rein militärische Gründe den Angriffsabsichten entgegen. Von einer Übereinstimmung zwischen Österreich und Bulgarien war keine Rede, Österreich warf dem Bundesgenossen ungerechtfertigte Ländergier vor und Bulgarien wollte sich nicht deshalb von der Bevormundung durch Rußland freigemacht haben, um sich in Zukunft von Österreich patronisieren zu lassen. Das Mißtrauen gegen die habsburgische Balkanpolitik ging Hand in Hand mit sehr geringer Achtung vor den Leistungen des österreichischen Heeres. — Falkenhayn hatte schon mehrfach bei den sich aus dieser Spannung ergebenden Reibungen den Vermittler spielen müssen, mancherlei Erfahrungen über die Hartnäckigkeit Conrads gesammelt, wenn es sich um die Unterordnung unter die deutsche Oberste Heeresleitung handelte, die doch die stärkere Partei bildete, ohne welche die Österreicher meist bei allen Unternehmungen versagten. Zahlreiche deutsche und ungarische Regimenter schlugen sich zwar brav, aber das Nationalitätengemisch der Monarchie ließ es zu keiner allgemeinen Zuverlässigkeit kommen. Da ferner der Fortsetzung des Angriffs auf Saloniki in Mazedonien ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten des Nachschubs, mangelhafte Bahnverbindungen, schlechte Straßen entgegenstanden, kam

Falkenhayn nach eingehender Prüfung aller Verhältnisse zu dem Entschluß, sich mit dem errungenen Erfolg zu begnügen. Dabei hat ferner die Erwägung eine Rolle gespielt, daß die Bulgaren zwar gezwungen waren, sich in Mazedonien der Entente kampfbereit gegenüber zu halten, daß aber von ihnen eine wirksame Teilnahme am Feldzuge nicht mehr zu erwarten war, wenn die Bedrohung von Saloniki fortfiel. Dort fesselten sie starke Kräfte des Gegners, die andernfalls für Verwendung auf anderen Kriegsschauplätzen frei wurden.

Gegen den Rumänen zu kämpfen, wären die Bulgaren schon im Spätherbst 1915 bereit gewesen. Es haben ernste Erwägungen damals bei der deutschen Obersten Heeresleitung stattgefunden, ob der Augenblick gekommen wäre, jetzt von Rumänien eine bestimmte Stellungnahme zu fordern, ob es mit oder gegen die Mittelmächte gehen wolle, mit anderen Worten es zu zwingen aus seiner je nach der Lage wechselnden bald entgegenkommenden bald schroff ablehnenden Neutralität herauszutreten und früher eingegangene Bündnispflichten zu erfüllen. Unter der Rückwirkung der Erfolge an der Ostfront im Sommer 1915 war aber gerade damals die Haltung Rumäniens etwas freundlicher geworden, es hatte die Abmachungen über Getreide-, Futter- und Öllieferungen pünktlich inne gehalten, obgleich vorübergehend die Lage an der österreichischen Front gegen Rußland noch im September recht kritisch gewesen war. Die deutsche Diplomatie glaubte um die Jahreswende 1915/16 an eine Entspannung der politischen Lage mit Hoffnungen auf die Zukunft. Militärischerseits ist nicht, wie wir nachträglich feststellen können, mit der wünschenswerten Schärfe auf einem Ultimatum an Rumänien bestanden worden und zwar hauptsächlich deshalb, weil dadurch die wirtschaftliche Unterstützung für die Mittelmächte zweifellos ins Stocken geraten, vielleicht ganz ausgefallen wäre. Heute kann man sagen, daß die Erledigung der rumänischen Frage durch kraftvolle Zerreißung der diplomatischen Fäden der erfolgreichere Weg zum Siege der Mittelmächte gewesen sein würde. Bei einer Leitung unserer Politik, die gern vor entscheidenden Schritten zurückwich, ihnen aus dem Wege zu gehen, sie zu vertagen geneigt war, kann das nicht überraschen, aber es gestaltete sich hier zum Verhängnis. Die rückschauende Kritik kann deshalb auch die Oberste Heeresleitung, also Falkenhayn, nicht ganz von dem Vorwurf freisprechen, daß sie es unterließ, das ganze Gewicht ihres damals nach den Erfolgen in Rußland, an der Westfront — wenn schon unter harten Krisen — und in Serbien großen Ansehens für eine Abrechnung mit Rumänien einzusetzen.

Die für die Entschlüsse der Doppelmonarchie trotz mancher Reibungen maßgebende Persönlichkeit, der General Conrad, drang gegen die Jahreswende mit Nachdruck darauf, jetzt endlich mit den Italienern den verhaßten „Katzelmachern" gründlich abzurechnen. Conrad wollte durch einen Vorstoß mit starker Kraft aus der Gegend von Trient die ganze Isonzofront der Italiener aus den Angeln heben. Leider waren die Österreicher aus eigener Kraft, auch nicht mit deutscher Unterstützung durch wenige Divisionen im Stande, diesen an sich wohl schönen Plan auszuführen, es hätte dazu eines Aufgebots recht starker deutscher Truppen mit einer starken schweren Artillerie bedurft. Falkenhayn hätte sich dazu wohl bereit gefunden, wenn die Operation eine Kriegsentscheidung herbeigeführt haben würde. Es war aber im günstigsten Falle nur eine Erreichung der Etschlinie zu erwarten. Inwieweit die Überwindung der weiteren Flußbarrieren Oberitaliens möglich sein würde blieb ganz ungewiß. Aber selbst wenn man dies als möglich annahm, dehnten sich die rückwärtigen Verbindungslinien auf eine Länge von etwa 500 Kilometer von West nach Ost aus, mit der italienischen Halbinsel, also dem Hauptteil des Landes, in der linken Flanke. Zur Abwehr der von dort sicher zu erwartenden Angriffe seitens der Ententemächte hätten die Mittelmächte Kräfte ausscheiden und zurücklassen müssen, die unter gar keinen Umständen aufzubringen waren. Je weiter es gelang gegen die Seealpen vorzudringen, um so katastrophaler mußte eine solche Offensive endigen. — Noch in späteren Stadien des Krieges hat der Plan einer gründlichen Niederwerfung der Italiener zur Erörterung gestanden, er ist namentlich von österreichischer Seite mehrfach versucht worden durchzusetzen. Allerdings immer unter der Voraussetzung, daß er hauptsächlich von den deutschen Kräften ausgefochten würde. Falkenhayn hat sich nicht zu solchen Projekten hergeben wollen. Mit vollem Recht verfolgte er den Plan, nachdem die Operation gegen Rumänien ausgeschieden war, im Jahre 1916 einen großen Schlag im Westen zu tun.

General v. Zwehl.

Berliner Theater

Erleben wir eine Grabbe-Renaissance? Nachdem in den beiden letzten Jahren seine Werke „Napoleon" und „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" auf Berliner Bühnen aufgeführt waren, sahen wir jetzt den „Hannibal" und „Don Juan und Faust". Man vermag sich wohl vorzustellen, daß Grabbe dem Empfinden der Zeit bei pflegsamer Behandlung so nahe gebracht würde, daß eine lebendige Verbindung zwischen ihm und dem Publikum von heute hergestellt werden könnte. Viele Voraussetzungen dafür sind gegeben: sein starkes Gefühl für den großen Menschen als Sinn der Erde, wobei er allerdings Größe mehr im Sinne titanischer oder elementarer Kraft statt als Höchstleitung gezügelter innerer Stärke betrachtet, und seine Überzeugung, daß daneben alles andere, nicht nur das Kleine, Kranke, Gemeine, sondern auch alles Mittelgut albern, läppisch und komisch sei. Daneben seine Devise „Trotz und Überbietung von allem, was mir in den Weg kommt", die er freilich nicht in selbstverständlicher Kraft, sondern nur in einem Krampf der Selbstübersteigerung zu verwirklichen sucht. Dazu die unstreitig genialischen Züge und die innere Zerrissenheit seiner Persönlichkeit. Ferner die von ihm gewählte Form der bunt aneinandergereihten Bilder, eine Vorwegnahme so manches Ungekonnten der Nachkriegsdichtung. Das alles in einer Sprache, die ihren Wortschatz in wesentlichen Teilen der Kneipe und dem Bordell entlehnt. Und die aus seinem Krampf heraus versuchte Erhöhung, die fast nur mit dem Mund, dem Wort erreicht wird statt durch innere Glaubhaftmachung wahrer Größe. Dazu das Schwanken zwischen Zynismus und Empfindlichkeit. Das alles läßt ihn unserer Zeit nahe erscheinen. Vorbedingung allerdings wäre, daß nur Bühnenleiter voll wirklichen Verständnisses für Grabbe und sein Wesen die Hand ans Werk legten. Herr Jeßner gehört nicht zu dieser Art, da ihm jedes innere Verhältnis zu Grabbe abgeht. Infolgedessen sahen wir im Stadttheater — trotz Werner Krauß in der Titelrolle, über dessen grandioser Maske von Anbeginn an die unausweisliche Tragik des Gewaltigen lag, der weiß, daß er an der Gemeinheit der Kleinen scheitern wird — eine vollständig verpatzte Aufführung des „Hannibal". Alles das, was Grabbe bewußt auf komische Wirkung gestellt hat, war abgeschwächt, dafür unfreiwillige Komik an den unpassendsten Stellen eingefügt. (Wir denken mit Schrecken an die Szene der Selbstverbrennung des alten Barkas und Alittas.) So kam das starke Stück um seine Wirkung.— Das sehr viel schwächere und anfechtbare „Don Juan und Faust" brachte hingegen rein theatermäßig gesehen, einen vollen Genuß (Theater in der Königgrätzer Straße). Dieser Erfolg konnte jedoch darüber nicht hinwegtäuschen, daß Grabbe hier in krankhafter Selbstüberhöhung mit ganz unzulänglicher Kraft es unternommen hat, die vielleicht gewaltigsten Stoffe der Weltliteratur in ein Drama zu verschmelzen, durch die sehr äußerliche Verbindung in der Werbung um das gleiche Mädchen, wie später Gutzkow Faust zu Hamlet stellte. Am schwächsten ist die Gestalt Fausts (Kayßler); geschlossen in sich der Don Juan (Forster) mit seiner gewaltigen Größe des Bösen, bis zu dem wahrhaft Grabbeschen Einfall, Don Juan zum durch ihn todwunden Gouverneur sagen zu lassen: „Sterben Sie wohl!". Der Erfolg war also das Verdienst Barnowskys, den wir mit großer Freude wieder am Werke sehen.

Hier stehen wir an einem Punkt, der überhaupt für die jetzige Spielzeit bezeichnend zu sein scheint: Durch das glänzende Spiel und die hervorragenden Bühnenleistungen lassen wir uns auch die schwächsten Stücke gefallen. Das gute Spiel ist sicher mit eine Folge der Rückkehr Max Reinhardts nach Berlin. Durch den Zwang, ihre Leistungen an den seinen steigern zu müssen, sind die andern Bühnenleiter zu vertiefter künstlerischer Tätigkeit gezwungen, was vor allem bei Barnowsky

und auch bei manchen Aufführungen der Saltenburg-Bühnen sehr erfreuliche Erfolge gezeitigt hat. (Hoffnungslos freilich erscheint der Fall Hellmer. Vielleicht ist das Ende seiner Tätigkeit nahe. Es geht nun einmal nicht, daß ein Mann, der in der Provinz vielleicht sehr hübsche Leistungen zeigen konnte, sich auf das schwierige Berliner Pflaster begibt, ohne es vorher genau zu kennen und ohne richtig auf Stoß und Gegenstoß vorbereitet zu sein).

Gegenwärtig ist es so, daß der Schauspieler und Bühnenleiter über den Dichter gesiegt und ihn in den Hintergrund gedrängt haben, mit der einen Ausnahme: Bernhard Shaw. Selbst die schlechtesten Stücke, die man sich aus dem Ausland verschrieb, wurden erträglich durch das glänzende Spiel, seien es französische Importen wie Paul Geraldys Schauspiel „Hochzeitstage" (Kleines Theater) mit Eugen Burg und Lucy Höflich oder Louis Verneuils „Kopf oder Schrift" mit R. A. Roberts und Erika Gläßner (Komödienhaus), sei es das angebliche Lustspiel „Parable will nicht heiraten" von Jerome K. Jerome (Kammerspiele), das von einer fast beleidigenden Harmlosigkeit ist. Die Zumutung, die in dieser Aufführung lag, wurde nur durch Gülstorffs Meisterleistung mit Geduld getragen, ebenso wie Franz Molnars Spiel „Der gläserne Pantoffel" (Theater am Kurfürstendamm) den Erfolg ausschließlich der wunderbaren Besetzung (Pallenberg, der es um und umdichtete, Käthe Dorsch, Rosa Valetti, Adele Sandrock) zu danken hatte.

Schlecht ist übrigens auch Galsworthys Stück „Gesellschaft" (eine schlechte Verdeutschung von „Loyalties", in der Komödie), das sonst übrigens einen vollendeten Theaterabend brachte. Was Max Reinhardt hier wieder geleistet hat in dem Zwang der von Anfang an lastenden Atmosphäre und durch das Zusammenspiel von Künstlern wie Helene Thimig, Karl Hartmann, Ernst Deutsch und der überraschenden Bescherung von neuen Talenten wie Karl Goetz und Richard Romanowsky: das erfüllt uns mit einem tiefen Gefühl der Freude und Dankbarkeit, daß Reinhardt jetzt das Schwergewicht seiner Tätigkeit doch wieder seinen Berliner Bühnen zuwenden will. Das Stück selber ist sehr schwach, aber als Kitsch beachtlich. Ein Tollkopf, ein früherer englischer Offizier, für dessen Temperament nur die größten Wagestücke eine Auslösung bieten können, läßt sich, zum größten Teil verlockt durch die Kühnheit der Technik des Einbruchs, verleiten, einem neureichen Juden eine erhebliche Summe Geldes aus seinem Schlafzimmer zu stehlen, um den Erpresser-Vater seiner früheren Liebsten zu befriedigen und so seiner geliebten jungen Frau Beunruhigung zu ersparen. Das geschieht im Landhaus eines Lords, eines Mitglieds der „Gesellschaft". Der Jude ruht nicht, bis er gegen den Widerstand der aristokratischen Gesellschaft, die ihren Mann trotz der Gewißheit seines Fehls deckt, den armen Ritter zur Strecke und zum Selbstmord gebracht hat. Und das Ganze soll die Judenfrage sein. Ganz abgesehen davon, daß der Jude schwarz in schwarz gemalt ist und der diebische Offizier höchst sympathisch, darf man denn doch mit so einfachen Mitteln an diese Frage nicht herangehen, vor allem, wenn man nur an der Außenhaut bleibt. Wenn es so läge, sollte die deutsche Regierung schleunigst Herrn Galsworthy als Staatskommissar für die Judenfrage berufen, und wir wären wenigstens aus dieser Not.

Schlechter noch waren die beiden Pirandellos, mit denen man uns beglückte. Die Akten über ihn sind geschlossen.

Eine Meisteraufführung war auch Reinhardts zweite Leistung: „Der Kreidekreis" von Klabund (Deutsches Theater). Trotzdem sich die Gefahr stärker ankündigte, daß Elisabeth Bergner in Manier übergehen könnte, war ihre Leistung von erschütternder, eindringlichster Wirkung. Zerbrechlich und zart wie krankes Porzellan war ihre Tschang-Haitang, die Frau der alles duldenden und alles leidenden und darum alles überwindenden Liebe. Das Stück selber ist trotz des chinesischen Kleides nichts anderes als ein — hoffentlich der letzte — Ausläufer unserer geliebten O-Mensch-Dramen, dessen Tendenz mit — ausgerechnet — einem chinesischen Kaiser als Träger doppelt unzeitgemäß wirkte.

Der Versuch, Schnitzlers „Liebelei" (Schiller-Theater) wieder zu beleben, gelang, weil in dieser Angelegenheit, die doch nur nach Literatur jetzt schmeckt, Lucie Mannheim und der Sohn des Dichters spielten, und zwar klugerweise im Kostüm der Zeit, da Schnitzler sein Stück schrieb.

Als das Werk eines Dichters wirkte Max Mells „Apostelspiel" (Kammerspiele)[1], in dem ein kindhaftes Mädchen in

1) Buchausgabe Graz, Ulrich Moser.

leibhaftem Glauben an die Tatsächlichkeiten der Evangelien, ihrer ständigen Lektüre, zwei Strolche, die in Mordabsichten kamen und ihr zu den Aposteln Johannes und Petrus werden, so in den Bann der tiefen Kindergläubigkeit zwingt, daß sie von ihrem Vorhaben abstehen, und als sie endlich Johannes, als den Schreiber des ihr liebsten Evangeliums fragt „Wie ist es, wenn der Herr liebt?" Johannes weinend zusammenbricht und, den rauhen Genossen mit sich fortreißend, entflieht.

In der Volksbühne führte man Hebbels „Judith" auf, leider in Fehlbesetzung. Nachdem in Berlin ein Wegener den Holofernes gespielt hat und eine Durieux die Judith, darf man so etwas nicht machen. Wir sollten uns überhaupt hüten, uns die Maßstäbe verrücken zu lassen, die wir mit vollem Recht aus der großen Zeit der Berliner Bühne nehmen und für die lebendige Träger gerade jetzt wieder in Berlin auch außerhalb des Prominentenkreises sich zahlreich genug finden.

Zu gleicher Zeit führte man Georg Kaisers „Die jüdische Witwe" auf (Theater am Schiffbauerdamm), eine unappetitliche Angelegenheit, mit dem einzigen Erfolge, daß man herzliche Sehnsucht nach der wirklich guten Parodie, nach Nestroys „Judith und Holofernes" bekam.

Mit hellem Glanz überflutet bleibt ein Abend, dessen Genuß durch die Erinnerung nur verstärkt wird: Shaws „Zurück zu Methusalem" (Tribüne)[2]. Trotzdem in diesem „metabiologischen Pentateuch" in den beiden ersten Stücken, genannt „Am Anfang" und „Das Evangelium der Brüder Barnabas", so gut wie nichts geschieht und nur geredet wird, folgte man hingerissen und in stärkster Aufmerksamkeit den Worten Shaws. Erst jetzt spüren wir wirklich, wie ausgehungert nach wahrem Geist wir sind, denn nur, weil hier die Altersweisheit eines geistreichen Kopfes zu uns sprach, vergaßen wir die Forderungen an die Bühne. Jetzt erst empfinden wir ganz, mit welch schäbigen Scheinen entwerteter Geistesmünze man uns in den Jahren von 1918 an von deutscher Seite aus gemißhandelt hat. Leider hat Shaw zu seinem Stück wiederum eine Einleitung von sage und schreibe 119 eng gedruckten Seiten verfertigt, die wieder, wie bei der „Heiligen Johanna" geeignet ist, den dichterischen Wert zu gefährden. Denn er unterstreicht in ihr die Skepsis seines Verstandes, die ihn immer hindert, zur letzten Vollendung sich ganz hinzugeben, wodurch man doch erst, auch im Geistigen, das letzte Ziel erreichen kann. Das erste Stück „Am Anfang" spielt im Paradiese und gibt den Beginn der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Seele überhaupt. Oft in rührender Unbeholfenheit läßt Shaw in Auseinandersetzungen zwischen Adam und Eva und der Schlange, die bemerkenswerterweise Evas helles Entzücken erregt dadurch, daß sie ihr ihren neuen Hut vorführt, die ersten Menschen erkennen, was es mit dem Problem Leben und Tod auf sich habe und daß es ihnen noch frei steht, die Lebensdauer selbst zu bestimmen. Als Kain auftritt, der Adam entgegenhält, daß dieser zwar der erste Mensch, er jedoch der erste Mörder sei und sich hierauf etwas besonderes zugute tut, wird die Frage der Lebensdauer brennend, denn so bitter ein frühes Ende auch ist: 1000 Jahre Adam sein, ist auch zu bedenken. Im zweitem Stück, das in der Gegenwart spielt — das Ganze erstreckt sich über ungefähr 36000 Jahre — wird das Thema mit vollen Akkorden aufgenommen. Die Brüder Barnabas sind zu der Ansicht gelangt, daß alle Gebrechen und Fehler der Menschen nur auf ihrer kurzen Lebensdauer beruhen, weil bei einem Alter unter 300 Jahren kein Mensch wirklich reif wird, sondern die ältesten von uns doch nichts anderes sind als ausgewachsene Kinder. Nur dadurch sind solche Verruchtheiten wie der Weltkrieg und die Verbrechen der Staatsmänner an der Menschheit möglich. Sie wissen ja nicht, was sie tun. (Es erscheint bemerkenswert, daß es in England möglich ist, Staatsmänner wie Asquith als Lubin und Lloyd George, immerhin der Mann, der den Krieg gewann, als Joice Burge in einer Form geistig hinzurichten, die man nur mit hellem Entzücken genießen kann.) Es ist bitteres Wissen um die Elendigkeit des Menschseins, das Shaw in seiner Seelen-Biologie als eine Art Bilanz seiner Erkenntnis gibt. Aber nur zu berechtigt, daß er das, was er selbst sich geistig errang, auch von denen zum Mindesten verlangt als geistiges Existenzminimum, die sich erdreisten, die Geschicke der Völker zu lenken.

Wir erwarten begierig die weiteren Teile, die Barnowsky uns im Theater in der Königgrätzer-Straße verheißen hat. R. P.

2) Buchausgabe Berlin, S. Fischer.

Aus dem Berliner Musikleben

Johann Strauß, der Jüngere
(geb. 25. Oktober 1825)

Vielleicht hatte die Herrschaft der uniformierenden Synkope ihren Höhepunkt bereits überschritten, als Meister Johann Strauß zu seinem 100jährigen Geburtstag der aufhorchenden Welt den Wiener Walzer wieder schenkte, dessen künstlerische Unvergänglichkeit — allen „Blues“ zum Trotz — triumphierte. Der Walzer wird „modern“: in Café-Konzerten, Kinos, auf Bällen ertönen die schwermütig schmeichelnden Klänge der „Blauen Donau“, dieser eigentlichen österreichischen Nationalhymne. Gewiß spiegeln sie die heitere Pracht des alten Wien, seine Sanges- und Tanzlust, den höfischen Glanz einer entschwundenen Epoche wieder, aber darüber hinaus schwingt in ihnen ein Etwas jenes mystischen Urelementes, welches das Folklore, den Marsch, durchpulst und einfache Hornsignale plötzlich ergreifend verwandeln kann. Unfaßbares, höchste Daseinsfreude ewigem Abschied verschwisternd, vibriert in Straußschen Melodien und übt einen seltsamen Zauber aus, dem sich niemand zu entziehen vermag.

Der Zigeunerbaron

Die „Städtische Oper“ veranstaltete eine nächtliche Johann-Strauß-Feier, bei welcher der 2. Akt der „Fledermaus“ eine ziemlich farblose Wiedergabe erfuhr.

Die Staatsoper brachte — zum ersten Male — den „Zigeunerbaron“, im wahrsten Sinn des Wortes eine Festvorstellung dieser „operistischen“ Operette, an der Strauß entgegen seinen sonstigen Gewohnheiten zwei Jahre lang sorgsam gearbeitet hatte. Die packende Novelle „Saffi“ von Moritz Jokai (von dem musikfühlenden J. Schnitzer geschickt dramatisiert und dem melodischen Fluß angepaßt) gab das effektvolle Textbuch. Der Dialog, ursprünglich für die geniale Komik eines Girardi bestimmt, sollte bei heutigen Aufführungen allerdings energisch gekürzt werden. So lebhaft charakterisierend auch Schützendorf diesen „ausgezeichneten“ Schweinefürsten Zsupan gestaltete — er wirkte geschwätzig und bildete einen heftigen Kontrast zu der opernhaften Gesamtleistung. Ein Kabinettstück schuf Richard Tauber aus der Rolle des Barinkay, dem er prächtige Erscheinung, schauspielerische Sorgfalt und ausdrucksvolle Wärme einer noch immer schönen Stimme verlieh. Saffi, das aristokratische Zigeunerkind, wurde liebreizend und echt durch Violetta de Strozzi verkörpert. Ihr „Zigeunerlied“ geriet in Mimik und Rhythmik geradezu vorbildlich. Nur wäre zu wünschen, daß die sympathische Sängerin ihren Stimmitteln die Befestigung und Rundung geben ließe, die ihnen noch mangelt. Frau Arndt-Ober als Czipra, gleich trefflich in Spiel und Gesang, Arsena (Guszalevicz), Ottokar (Noë), Gouvernante (Scheele-Müller), Graf Homonay, der würdige Sittenkommissionsrat Carnero, die Chöre — sie alle waren mit Eifer und Präzision bei der Sache.

Die merkwürdige Mischung Straußscher Eigenart, entstanden durch den romanischen Einschlag der aus Spanien gebürtigen Vorfahren mütterlicherseits, und das österreichische Musikantentum des Vaters dokumentieren sich wohl am stärksten im „Zigeunerbaron“.

Es ist Kleiber in mühevoller Arbeit so gut gelungen, seinen Musikern diese Besonderheiten ungarischer Rhythmen und Wiener Melodien zu suggerieren, daß man häufig vergißt, an der Spree und nicht an der Donau zu sein. Bewunderungswürdig leicht folgt der komplizierte Apparat jedem kleinsten Rubato, jeder rhapsodischen Biegung improvisierender Zigeunerfiedeln, dem faszinierenden Rhythmus tänzerischer Elastizität. Das

Orchester glühte, leuchtete in allen Farben und festlich gestimmt verlangte das Publikum einige Nummern da capo. Die symphonisch anmutende Introduktion, die entzückende Polka, das Zigeunerlied, der berühmte Schatzwalzer, das zündende Werbelied, die großangelegten Finali des 1. und 2. Aktes, das flatternde Vorspiel zum 3. Aufzug, der elektrisierende Marsch — diese Fülle wirklicher Musik in einer sogenannten „Operette" läßt die melodische Armut gewisser moderner Opern noch trüber erscheinen. Die Inszenierung durch P. Aravantinos betont die Gegensätze des Stückes: zuerst die stilleatmende Wasserlandschaft mit naturalistischem Sonnenuntergang, dann die Ruinen des zerfallenden Castells (die rote Draperie mutet ein wenig „Makartisch" an) und zuletzt das bezaubernde Bild Alt-Wiens, mit bunten Kostümen, schmucken Uniformen, Parademarsch und Fiakern, die vollkommene Illusion eines farbigen Stichs bietend.

Die beiden Neueinstudierungen „Fidelio" und „Zigeunerbaron" erweisen in jeder Hinsicht, wie sich — trotz mancher Mittelmäßigkeiten — das Niveau des Staatsoper-Ensembles stetig hebt und die von Kleiber investierte Arbeitskraft immer sicherer künftigen reichen Ertrag verheißt.

Eine Nacht in Venedig

Unter der kunstverständigen Regie des inzwischen verstorbenen Maximilian Sladek erntete das „Berliner Theater" Dank und Beifall durch die Aufführung der wenig bekannten Operette „Eine Nacht in Venedig", deren einstige Première, am 3. Oktober 1883, Joh. Strauß persönlich in Berlin dirigierte. E. W. Korngold, welcher das grazile, überaus melodische Werk sauber einstudierte und leitete, hat den von jeher beanstandeten Text verbessert, einige Längen gekürzt, jedoch die an sich schlank geformte Partitur hie und da unnötig verdickt und mit pomphaften Blechakzenten beschwert. Immerhin gebührt ihm das Verdienst, diese kleinen musikalischen Köstlichkeiten zum Erklingen gebracht zu haben. Strauß, durchaus vorwagnerischen Sinnes und Herzens, verlangt biegsames Stimmaterial, Wohlklang und Können. Vielleicht beschleunigt seine Wiederbelebung die Erkenntnis des aus dem „Sprechsingen" resultierenden Verfalls aller Gesangskultur, notgedrungen muß die Reaktion und eine Periode emsiger Bemühung folgen, die verschollene Kunst des Belcanto wiederzuerwerben. In dieser Beziehung leisteten vorzügliche Pionierdienste Richard Tauber, der Strauß-Spezialist, als schmelzend singender, eindrucksvoller Herzog Guido (dessen „Lagunenlied" unter dem Jubel des Publikums wiederholt werden mußte), sowie die gut singende, reizvoll spielende Cordy Millowitsch in der dankbaren Doppelrolle der Annina, welche den weibertollen Herzog, einen Epigonen kleinen Formates aus dem Geschlecht der dämonischen Don Giovanni, in schalkhafter Anmut zur eigenen Frau zurückführt.

Die Staatskapelle

Das zweite Konzert der Staatskapelle feierte den Walzerkönig auf besondere Weise. Zu Anfang gab es Schuberts „Rosamunden"-Ouverture, dann die achte Symphonie von Beethoven, deren vielfältiger Reigen menschlichen Frohsinns von leicht-beschwingter zu erhabener Heiterkeit einen unvergleichlichen Prolog bildet für die dyonisische Neunte. Busonis „Tanzwalzer", op. 53, ist „dem Andenken Johann Strauß gewidmet, den der Komponist aufrichtig bewundert" . . . Das unübertreffliche Orchester musizierte unter der virtuosen, klangschattierenden Befeuerung Kleibers mit großer Hingabe. Dies traumvolle Erlebnis, dessen tiefergreifende „Introduktion" die zarten Fesseln tänzerischer Bindung aufschwebend sprengt, beweist in vier blühenden Walzermelodien, wie auch das Leichteste bedeutsam gesagt werden kann, wie dramatisch bewegt jede Episode sich bestimmten Formen vollkommen einzufügen vermag, wenn — ein Meister Hirn und Herz mit reifer Hand vereint. Dieser zweifellos stärksten Leistung des Abends folgten die „Gschichten aus dem Wiener Wald". Kleiber dirigierte auswendig, d. h. nach einer Klavier-Übertragung; es existiert keine Partitur dieses Stückes!

Der zuweilen ganz rätselhaft wirkende Klang der Zither (in den Straußschen Originalstimmen vorgeschrieben) veranlaßte einen atonalen Zuhörer zu der Äußerung: „Die Geschichte müßte modern instrumentiert werden."

Leonhard Thurneiser.

Weihnachtsrundschau

II.

Die geradezu erschreckend üppige Tätigkeit der deutschen Verleger, die in einem vollständigen Mißverhältnis zur Aufnahmefähigkeit des deutschen Leserpublikums steht und bei ihrem ungehinderten Fortgang die Gefahr einer Waren-Inflation auf dem Büchermarkt heraufbeschwört, macht es auch dem Kritiker ganz unmöglich, so auf die Neuerscheinungen einzugehen, wie ihn inneres Bedürfnis treibt und der Wert mancher — ja man darf sagen der meisten — Neuerscheinungen es verlangen dürfte. Es bleibt nichts anderes übrig, als im Geschwindschritt und im Telegrammstil den Leser auf wichtige Bücher des Weihnachtsmarktes hinzuweisen.

Kinderbücher

Was der Verlag **Stalling-Oldenburg** in seinen „Nürnberger Bilderbüchern" und den Jugendschriften wieder vorlegt, ist schlechterdings eine Meisterleistung. Die Bücher, die für jedes Alter etwas bringen, sind so entzückend und von wirklichem Verständnis für die Kinder und ihre Freuden getragen, daß man unwillkürlich länger verweilen möchte, trotz der Raumnot, weil sie in die trübe Novemberstube einen Schein des Christbaums, einen Ton von Weihnachtsglocken und den Gedanken an strahlende Kinderaugen und Kinderjubel und -lachen bringen. Die Bücher sind so, wie nur ein echtes Kinderbuch sein kann: auch der Erwachsene liest sie gerne und mit Freude. Wieder trägt Else Wenz-Vietor einen großen Teil des künstlerischen Ruhmes davon, und auch die anderen bewährten Mitarbeiter des Verlages, wie Vilma Mönckeberg, Anneliese Stock, Martin Benzky u. a. m. haben nicht geruht, neue, entzückende Bilder, Verse und Geschichten beizusteuern. Der Raum verbietet, im einzelnen die Bücher zu beschreiben, die z. T. schon im letzten Jahre ausführlich gewürdigt wurden. Wir müssen uns begnügen, die Namen hierher zu setzen, aber das soll für jedes Buch stärkste Empfehlung bedeuten und die Aufforderung: Schenk es Deinem Kinde: „Das große Ding", „Schweinchen Schlachten", „Sonnenkinderstuben", „Das Hausgesinde", „Vom Mäuschen und Mettwürstchen", „Heut war es, wo der heil'ge Christ ...", „Das Buch vom lieben Weihnachtsmann", „Gretel, Pastetel, was machen die Gäns?", „Tandaradei", „Der Heuschreck und die Blumen", „Vogel-ABC", „Nesthäkchens Wunderhorn", „Weihnachtslied", „Das Männlein in der Gans", „Die Reise nach Engeland", „Das bucklige Männlein", „Niemand kommt nach Haus", „Schlaraffenland", „Eisenbahn-Bilderbuch", „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen", „Der Blitz fft-pfs-ft", „König Nobel und sein Reich"; „Fröhliche Märchen" von Will Vesper. „Die Märchentruhe" von Vilma Mönckeberg-Kollmar, „Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer" von Gottfried August Bürger, „Die Gudrun-Sage" von Will Vesper, „Die Nibelungensage" von Will Vesper, „Die schönsten Geschichten für die Jugend" von Adalbert Stifter, „Gute Geister" von Will Vesper, „Leben und Taten des scharfsinnigen Ritters Don Quixote" von Miguel de Cervantes, „Nordisch-Germanische Götter- und Heldensagen" von Gustav Schalk, „Die Geschichte des Doktor Faust" von Else Franke, „Ein kurzweilig Lesen von Dyl Ulenspiegel" von Will Vesper, „Leben und Abenteuer des Robinson Crusoe" von Daniel Defoe.

Besonders empfehlen wollen wir wiederum die beiden ganz reizvollen Spielbücher: „Das Nürnberger Puppenstubenspielbuch" und „Aus dem kleinen alten Städtchen", beide von Else Wenz-Vietor, deren Erfolg schon daraus hervorgeht, daß sie in 2. Auflage nach kurzer Zeit herausgebracht werden konnten.

Menschen und Länder

Dem geheimnisvollen Lande Tibet gelten wiederum 2 Bücher, W. Mc. Govern „Als Kuli nach Lhasa“ (Berlin, Scherl) und Ch. Bell „Tibet. Einst und jetzt“ (Leipzig, Brockhaus), von denen das erste von außen, da der Verfasser nur in der Verkleidung hineingelangte und als Ertappter in der Hauptstadt nichts Wesentliches zu sehen bekam, die Dinge beurteilt, während Bell auf die persönliche Einladung des ihm durch jahrelangen Verkehr befreundeten Dalai Lamas in Tibet weilte und ganz von innen heraus sich genaue Kenntnis aneignen konnte. — „Im hellsten Afrika“ nennt C. A. Akeley (Berlin, Scherl) sein Buch, in dem er, der von seinem Beruf des Tierausstopfers her zum Jäger wurde, seine höchst fesselnden, aufschlußgebenden Erlebnisse im afrikanischen Urwald darlegt. — Th. Herzog gibt, unterstützt von geradezu prächtigen Aufnahmen, eine sehr lebendige Schilderung seiner „Bergfahrten in Südamerika“ (Stuttgart, Strecker & Schröder), während Cäcilie Seler-Sachs als Begleiterin ihres Mannes, Professor Selers, von der alten südamerikanischen Kultur und auch dem Leben der heutigen Indianer in ihrem Buche „Auf alten Wegen in Mexiko und Guatemala“ (ebenda) anschaulich und frisch berichtet. — In seinem Buche „Bei den Kannibalen von Papua“ (Leipzig, Brockhaus) schildert M. M. Taylor höchst spannend seine und seiner 2 Gefährten abenteuerlichen Erlebnisse auf einer Expedition im Jahre 1921, die ihn in engste Berührung mit den Menschenfressern brachte. — Im gleichen, wirklich rührigen Verlage ist weiter erschienen „Unter Zwergen und Gorillas“, ein sehr lesenswertes Buch, in dem Prinz Wilhelm von Schweden seine Erlebnisse und Forschungsergebnisse aus seiner Teilnahme an der schwedischen zoologischen Expedition nach Zentralafrika darlegt. — Ferner von Colin Roß „Heute in Indien“, das die zweifellos vorhandenen, großen Vorzüge des Autors, der sehen kann, aber auch die Bedingtheit seiner Einstellung, sobald es auf politische Fragen geht, erneut beweist. — Weiter die deutsche Übersetzung durch W. Schmidkunz von G. I. Finch Buch, „Der Kampf um den Everest“, der an den drei berühmten Expeditionen zur Bezwingung des Riesen teilgenommen hat, und in dessen Persönlichkeit sich wohl hauptsächlich der unbeugsame Wille, trotz aller Schwierigkeiten das Ziel doch zu erreichen, verkörpert. Die Bildbeigaben aller drei Bücher sind wieder ganz besonders gut.

Ist das letzte Buch ein Ehrenmal britischen Pioniergeistes, so dürfen wir das Buch des deutschen Arztes F. Börnstein-Bosta „Mandanabaschi“ („Möchtest Du nicht müde werden“) als eine Tat deutscher Wissenschaft und deutschen Wagemuts ansprechen (Berlin, Hobbing). Seine Reisen und Erlebnisse in Afghanistan dürften in der gegenwärtigen Zeit auf besonders rege Teilnahme stoßen. — Ein Bilderbuch im besten Sinne ist das ausgezeichnet ausgestattete Werk „Palästina“ mit seinen 300 Bildern, eingeleitet von Sven Hedin mit Begleittext von G. Landauer (München, Meyer & Jessen), das auch den der zionistischen Bewegung Fernstehenden ein gutes Anschauungsmaterial über den Platz liefert, an dem anscheinend ein neues Kulturzentrum zu bilden sich beginnt. — In die Kriegszeit führt uns das Buch von Rafael de Nogales „Vier Jahre unter dem Halbmond“ (Berlin, Hobbing), in dem der Verfasser, ein venezolanischer Offizier, Rechenschaft ablegt, warum er seiner ursprünglichen Absicht, auf der Seite der lateinischen Rasse den Weltkrieg mitzumachen, untreu wurde und ins türkische Heer trat, um in wachsender Bewunderung für die Türken und die Deutschen dort unten die Berechtigung seines Schrittes zu erkennen. — A. Berger schildert in seinem Buch „Der heilige Nil“ (Berlin, Wegweiser-Verlag) seine Erlebnisse als Jäger, Arzt und Forschungsreisender bei seinem Vordringen bis zu den Quellen des heiligen Stromes. — Von dem hier warm gerühmten Werk von R. Kohlrausch „Deutsche Denkstätten in Italien“ ist der dritte Teil erschienen (Stuttgart, Lutz), der auf der gleichen Höhe der beiden ersten steht und erneut beweist, daß Kohlrauschs Arbeit neben die Bücher von Hehn und Gregorovius, von dessen berühmtem Buch „Wanderjahre in Italien“ übrigens eine ganz besonders feine und sorgfältige vollständige Neuausgabe in einem Bande mit 60 Bildtafeln nach zeitgenössischen Stichen erschienen ist (Dresden, W. Jeß), zu stellen ist. — G. Mönius gibt in seiner „Italienischen Reise“ (Freiburg, Herder) die Eindrücke eines sehr kultivierten und fein gebildeten Manes, für den Italien inneres Erlebnis wurde, von einem sehr ehrlichen, aber auch ganz ausgesprochen katholischen Standpunkt. — Die „Russischen Skizzen“ von E. Obst (Berlin, Bowinckel) werden auch den interessieren,

der über diese Ergebnisse seiner Reise anderer Ansicht ist als der Verfasser. — In der „Jedermanns Bücherei" (Breslau, Hirt) ist ein sehr gutes, und trotz seiner Knappheit ausgezeichnet unterrichtendes Buch von F. W. P. Lehmann erschienen, das dem Land und den Bewohnern Japans gilt. — Von Ossendowski, über den auf diesen Blättern genug gesagt wurde, ist ein neues Buch „Im sibirischen Zuchthaus" erschienen (Frankfurt, Frankfurter Sozietätsdruckerei). Auch dieses Buch wäre wohl besser unter den Romanen, statt als gleichberechtigt mit den anderen Reisewerken und -Erinnerungen, zu buchen.

Die Auswahl „Der alte Kaiser, Briefe und Aufzeichnungen Wilhelms I." mit Einleitung und Erläuterung von K. Pagel (Leipzig, Bibliographisches Institut) bestätigt in sehr sympathischer Form das historische Bild, das so ziemlich Gemeingut des gesamtdeutschen Volkes ist. — Sehr lebendig sind die beiden Bücher: Friedrich Fürst von Schwarzenberg, „Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Landsknechtes", herausgegeben von E. Castle und „Der Ritter Karl Heinrich von Lang", herausgegeben von R. Elchinger (Wien, Ricola-Verlag), die beide wertvolle Kulturdokumente, das eine Erlebnisse des Schwerts, das andere Erlebnisse des Geistes bringen. — Sehr merkwürdig ist das Buch von C. H. Unthan (Stuttgart, Lutz) „Das Pediskript", die eigenfüßigen — muß man sagen — Aufzeichnungen eines Mannes, der ohne Arme geboren wurde, und trotzdem ein reiches und bewegtes Leben sich aufzubauen verstand, im Grund eine Aufforderung zu unverwüstlicher Lebensbejahung. — Ein sehr fruchtbarer Gedanke liegt der Sammlung „Merkwürdige Schicksale und Abenteuer, Stern und Unstern" zugrunde (München, Beck), die T. Klein leitet. Bisher liegen 3 Bände vor „Rasputin" von O. v. Taube, „Struensee" von J. M. Wehner und „Andrea Doria" von A. v. Czibulka. Die Sammlung verspricht bei weiterer richtiger Auswahl von Lebensläufen in auf- und absteigender Linie vertiefte Kenntnis menschlicher Notwendigkeiten und Gebundenheiten zu geben. — Ein Dokument wahren deutschen Könnens sind die in ausgezeichneter Ausstattung erschienenen „Lebenserinnerungen eines Achtzigjährigen" von K. Woermann (Leipzig, Bibliographisches Institut) 2 Bände, in dem einer der Pioniere deutscher Schiffahrt und deutschen Handels Rechenschaft ablegt von einem Leben reich an Erfolgen, reicher noch an Arbeit, ein Buch stolzen Erinnerns und, recht verstanden, stärkster Mahnung an die Jugend von heute. — Ludwig Schemann, der Biograph Lagardes und der Vorkämpfer für Gobineau, gibt gleichfalls eine Übersicht über Leben und Arbeit in seinen „Lebensfahrten eines Deutschen" (Leipzig, Matthes). Er stand dem Alldeutschen Verband sehr nahe. Es wäre von Segen gewesen, wenn die Geistigkeit dieses Mannes stärkeren Einfluß in der Leitung des Verbandes gewonnen hätte. — Daß es möglich war, dem deutschen Volk noch einen ganzen Band Kügelgen zu bescheren, bleibt erstaunlich. Vor lagen bisher die Jugenderinnerungen und die Lebenserinnerungen des Alten Mannes. Jetzt erscheint der Mittelband „Zwischen Jugend und Reife des alten Mannes 1820 bis 1840" (Leipzig, Koehler & Amelang), den J. Werner aus Schriften, Tagebüchern und Gedichten mit zum Teil ganz unbekanntem Bilderschmuck herausgibt, so daß das Lebensbild dieses dem ganzen Volk gehörenden Mannes sich in schönster Weise rundet. — C. Atzenbeck, der das hier bereits besprochene Charakterbild der Pauline Wiesel zeichnete, gibt ein gleichfalls sehr gelungenes Bild der Gräfin von Lichtenau, der Geliebten August des Starken unter dem Titel „Die deutsche Pompadour" (Leipzig, Klinkhardt & Biermann), das in Selbstzeugnissen und Urteilen von Zeitgenossen über die schöne Frau sehr eindringlich ihren Aufstieg, ihren Glanz und ihren Sturz schildert.

Deutsche Literatur

Wenn ein so lebendiger Mensch wie Eugen Diederichs, der mit dem Herzen denken und mit dem Verstand fühlen kann, daran geht, eine Sammlung herauszugeben „Deutsche Volkheit" nach einem großen, wohl überlegten Plan, so dürfen wir von vornherein gewiß sein, daß hier mit Erfolg der Versuch unternommen wird, die Liebe zum und das Verständnis fürs eigene Volk auf einer Ebene zu wecken, auf der Verinnerung und Vergeistigung selbstverständliche Voraussetzungen sind. Drum begrüßen wir die sehr hübsch ausgestatteten Bände mit Freuden und warmer Empfehlung. Die Sammlung wird herausgegeben von P. Zaunert unter Mitwirkung von R. Benz, H. Hahne, H. Naumann, F. Genzmer. Erschienen sind bisher: „Marienlegenden", „Das Volksbuch von Barbarossa", „Lands-

knechtsschwänke", „Alte Bauernschwänke", „Vlämische Märchen", „Altgermanisches Frauenleben", „Dänische Heldensagen", „Wendische Sagen", „Nordische Heldensagen." — Wenn wir heute auch nicht verstehen, warum Lavater die ungeheure Wirkung auf seine Zeit und auch auf die besten Geister seiner Zeit ausgeübt hat, so werden wir es doch begrüßen, in einer Erneuerung der 1825 von Hufeland herausgegebenen Sammlung J. K. Lavater „Worte des Herzens für Freunde der Liebe und des Glaubens" nun als Säkulargabe nachprüfen zu können. (Zürich, Grethlein & Co.) — Daß der Inselverlag sich entschlossen hat, in einem Bande eine Auswahl der „Briefe eines Unbekannten", besorgt und eingeleitet von W. Weigand, herauszugeben, wird alle die erfreuen, die in Alexander von Villers einen der erlesensten, kultiviertesten und feinsten Geister lieben und verehren, da zweifellos diese Briefe des Heiligen aller wahren Junggesellen mit oder ohne Ehering für weite Kreise zum Begleiter stiller Stunden werden. — In der berühmten Sammlung des Insel-Verlags „Der Dom" ist als neuer Band erschienen „Mystische Dichtung aus sieben Jahrhunderten", herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von F. Schulze-Maizier, umfassend Gedichte von Hildegard von Bingen bis zu Goethes „Pater ecstaticus" und das ewige Buch „Kosmische Harmonie" des großen Philosophen und Mystikers Johannes Kepler, herausgegeben und übertragen von W. Harburger. — Zwei gute Gedichtsammlungen sollen hier lobend Erwähnung finden, weil sie innerlich einheitlich ausgestaltet wurden, das ist das „Deutsche Gedichtbuch" (Berlin, Weidmann), das im Sinne heißer Liebe zu Volk und Vaterland vom Mittelalter bis zum Weltkrieg eine gute Auswahl deutscher Lyrik bietet. Ferner die von Wilhelm Kosch herausgegebene Sammlung „Deutsche Dichter vor und nach 1813" (Stuttgart, Strecker & Schröder), in der Deutschlands Befreiungskampf und das Ringen der Burschenschaft im Spiegel der damaligen Dichtung geschildert wird. Wir scheuen auch nicht vor der Ketzerei zurück, in dieser Verbindung auf die Neue Folge von „Die zehnte Muse", herausgegeben von R. Zoozmann, hinzuweisen (Berlin, Elsner), die 652 gut ausgewählte Dichtungen aller Art vom und fürs Brettl enthält.

Die Jubiläen von Jean Paul und Conrad Ferdinand Meyer haben, wie zu erwarten, zahlreiche, und man darf sagen fast durchweg sehr wertvolle Bücher hervorgerufen. Von Jean Paul liegen gleich 3 Biographien vor, die von J. Alt (München, C. H. Beck), von W. Harich (Leipzig, Haessel), und von F. Burschell (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), auf die wir in einem besonderen Bericht später zurückkommen. — Wir heben hervor, daß dem vor kurzem hier angezeigten 3. Bande der „Briefe Jean Pauls" nunmehr der 4. Band gefolgt ist, herausgegeben und erläutert von E. Berend (München, G. Müller). Er umfaßt die Briefe aus den Jahren 1800 bis 1804 und bringt 6 Tafelbeilagen und einen Stammbaum. Diese lebendigen Eigenzeugnisse werden zum Verständnis des Dichters zweifellos ebensoviel beitragen wie die gründlichen Biographien. — Eine gute Auswahl von Jean Pauls Werken in 4 Bänden veranstaltet F. Burschell (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), der das zusammenstellte, was er für die besten und unvergänglichsten Stücke des Dichters hält. — Sehr reizvoll und von plastischer Lebendigkeit ist das Bild, das E. Hartung in den „Büchern der Rose" (Ebenhausen, Langewiesche) auf Grund von Briefen von, an und über Jean Paul zeichnet, als „Jean Paul. Ein Lebensroman in Briefen". Diese Bezeichnung trifft wirklich auf sein buntes und reich bewegtes Leben in jeder Weise zu. — Eine Auswahl aus Jean Pauls Werken trifft in einem knappen Bändchen J. Müller (München, R. Oldenbourg), während E. Herold im gleichen Verlag als eine sehr hübsche Festgabe „Jean Paul im Spiegel seiner Heimat" beisteuert. — Harry Maynes groß angelegtes Buch „Conrad Ferdinand Meyer und sein Werk" (Frauenfeld, Huber & Co.) wird stets einen der ersten Plätze in der gesamten C. F. Meyer-Literatur behaupten. Denn Mayne versteht es, in objektiver und kritischer Arbeit das Bild des Dichters, das auch von den Literarhistorikern seit seinem Tode sehr verschieden beurteilt worden ist, in scharfer und zutreffender Nachzeichnung festzuhalten. Seine Absicht, die philologisch-historische Methode mit der philosophisch-psychologischen in Einklang zu bringen, darf als gelungen bezeichnet werden. Es kommt hinzu, daß Mayne zweifellos ein lebendiges inneres Verhältnis zu dem schweizer Dichter hat. — Wir verzeichnen weiter Korrodi „Züricher Rede auf Conrad Ferdinand Meyer zum 100. Geburtstag" (Zürich, Orell Füßli).

— In zugleich temperamentvoller und feinsinniger Art macht der Wiener Literarhistoriker W. Brecht den Versuch, Moritz Graf Strachwitz, dem viel zu früh als 26jähriger Gestorbenen zu einer Renaissance zu verhelfen. Die Auswahl der Gedichte, die er getroffen und eingeleitet hat (Berlin, Pontos-Verlag), wird, wenn es überhaupt möglich ist, diesen Zweck erfüllen. — Daß Theodor Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ in einer neuen, wenn auch gekürzten Ausgabe, von seinen beiden Söhnen herausgegeben, erscheinen (Stuttgart, Cotta), wird gerade an dieser Stelle besonders warm begrüßt werden dürfen. Denn sie sind wie kaum ein anderes Buch geeignet, der in vielen Teilen des deutschen Volkes leider herrschenden Sucht, Preußen-Brandenburg zu verkleinern, auf das wirksamste entgegenzutreten. Bisher liegen die beiden ersten Bände vor. Als erster Teil „Die Grafschaft Ruppin“, als zweiter „Das Oderland“. Den Grundsätzen, nach denen die Kürzung vorgenommen ist, wird man zustimmen dürfen.

Als sehr hübscher Beitrag zu Fontanes Schaffen ist auch zu werten die kleine Schrift von Fritz Behrend „Aus Theodor Fontanes Werkstatt“ (Berlin, H. Bertold), die einen unbekannten Brief Fontanes über Effi Briest und ein Kapitel des Romans mit Varianten bringt. Die Gabe ist ein literarischer Leckerbissen und durch die vollendete bibliophile Ausstattung als neuntes Werk der bekannten Berthold-Drucke von besonderem Werte.

Von der großen Ausgabe „Gottfried Kellers Briefe und Tagebücher“, besorgt von E. Ermatinger, die hier verschiedentlich erwähnt wurde (Stuttgart, Cotta), liegt der Band die Jahre 1861 bis 1890 umfassend in 5. und 6. Auflage, die durch die Aufnahme der Briefe an Paul Heyse stark vermehrt ist, vor. — Es sei auch auf die manches Hübsche bringende Sammlung „Gottfried Keller-Anekdoten“, die A. Vögtlin herausgegeben hat (Zürich, Rascher & Cie.), hingewiesen, die gleichfalls in recht hoher, 17. und 18. vermehrter Auflage erschienen ist.

Die Sammlung „Bücher des Mittelalters“ geleitet von F. von der Leyen (München, Bruckmann) soll einem Zwecke dienen, den wir nur begrüßen können: nämlich gegenüber der durchaus abwegigen Ansicht, daß das Mittelalter in jeder Hinsicht im Dunkel gelegen und nach den verschiedensten Richtungen hin zerklüftet gewesen sei, entgegenzutreten und aufzuzeigen, daß damals eine kulturelle Einheit bestanden habe, von deren Größe und Beglückung gerade wir uns schlecht eine Vorstellung machen können. Ohne von einer falschen Romantik sich blenden zu lassen, kann man nur mit Ergriffenheit diese Welt der Wunder durch die Hand sachkundiger und richtig eingestellter Menschen auferstehen sehen. Bisher liegen vor die beiden ersten Bände „Wunder und Taten der Heiligen“ (die Legende) von G. Frenken und „Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England“, herausgegeben von W. und M. Schwartzkopff. — Auch die Arbeit von A. Wesselski „Märchen des Mittelalters“ (Berlin, Stubenrauch) kann dem gleichen Zwecke dienen, da hier mit Geschick und Erfolg der Versuch gemacht ist, ohne die verwässernde Bearbeitung späterer Jahre die reine Urform der mittelalterlichen Märchen zu geben. — Eine Gabe von großem bibliophilem Reiz ist die Ausgabe von Hartmann von Aues „Der arme Heinrich“ in der Übertragung ins Hochdeutsche von Wilhelm Grimm (Offenbach, Wilhelm Gerstung). Der Name der Druckerei bürgt schon dafür, daß wir ein kleines Kunstwerk erwarten durften, das durch die kolorierten Holzschnitte von W. Harwerth sehr wirkungsvoll noch unterstützt wird. — Konrad Flecks Versroman „Flore und Blanscheflur“ feiert in der geschickten Übertragung ins Hochdeutsche mit Erläuterungen versehen von J. Rinck eine glückhafte Auferstehung (Frauenfeld, Huber & Co.). — Zum Jubiläum des Bauernkrieges, der wirklichen ersten großen europäischen Revolution, hat A. Ehrenreich in der von W. Stapel geleiteten Sammlung „Aus alten Bücherschränken“ (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) ein Büchlein erscheinen lassen „Thomas Münzer“, das Münzers eigene Schriften und Sendschreiben sowie zeitgenössische Berichte über ihn zusammenstellt. — Einen gelungenen Versuch, den in letzter Zeit sehr aus dem allgemeinen Interesse und auch aus dem der literarischen Kreise gedrängten August Grafen von Platen-Hallermünde wieder zu beleben, macht die Sammlung seiner Sprüche „Lebensregeln“ (Berlin, Werk-Verlag), deren sehr schöne Ausstattung, in mehrfarbiger Vervielfältigung nach H. Th. Hoyers Schriftsatz, eine besonders hübsche Geschenkgabe dargestellt. — Von der bekannten Ausgabe von Heines

Werken, die E. Elster besorgte, liegt die 2., neu durchgesehene und erläuterte Ausgabe in 4 Bänden vor (Leipzig, Bibliographisches Institut). Die lange Frist, die seit der Zeit der ersten Ausgabe verflossen ist, hat der bekannte Heineforscher dazu benutzt, das umfangreiche inzwischen neu erschienene Material mitzuverarbeiten und hier zum Teil erstmalig Neues mitzuteilen.

Verschiedenes

Zu einem Besuch Pompejis gehörte früher als eine Selbstverständlichkeit der „Führer durch Pompeji“ von A. Mau. Jetzt hat sich der Verleger W. Engelmann, Leipzig, entschlossen, eine Neubearbeitung unter fachmännischer Beratung des zuverlässigen und gut illustrierten Führers herauszubringen. — Ein menschlich und kulturgeschichtlich wahrhaft erschütterndes Dokument sind die Erzählungen des Panait Istrati, eines in Rumänien von rumänischer Mutter und griechischem Vater geborenenen Mannes, den Romain Rolland bei einem mißglückten Selbstmordversuch für die europäische Literatur entdeckte. Die einfache Eindringlichkeit und der Mut, ohne Beschönigung seine Erlebnisse hinzustellen, machen auch uns geneigt, ihn, wie Rolland es tut, den „Gorki des Balkans“ zu nennen. (Frankfurt, Rütten & Loenning.)

Goethe

Immer noch haben Kärrner zu tun, weil einmal der König gebaut. Auch in diesem Jahre liegen neue und, um es vorweg zu nehmen, wichtige Veröffentlichungen zur Frage Goethe vor. Wir nennen besonders das Buch von O. Pniower „Goethe in Berlin und Potsdam“, das zum 60. Jubiläum des Vereins für die Geschichte Berlins von dem Verfasser, einem der tiefgründigsten Kenner nicht nur Goethes, sondern auch aller Berolinensien, den durchaus gelungenen Versuch macht, Goethes Besuch bei Friedrich II., fürwahr nur eine Episode seines reichen Lebens, durch Wort und Bild mit erstaunlichem Geschick lebendig zu machen und aus den doch nur verhältnismäßig kargen Aufzeichnungen Goethes einen vollen Zusammenklang zu bewirken. — Gleichfalls mit größter Sorgfalt hat Erna Arnhold „Goethes Berliner Beziehungen“ untersucht (Gotha, L. Klotz). Sie zeigt, daß entgegen der allgemeinen Ansicht, die Zelter als den Hauptexponenten Goethes in Berlin anzusehen gewohnt ist, ihn unendlich mehr Fäden mit Berlin und seinem geistigen Leben verknüpften, die es ihm ermöglichten, die Entwicklung der Stadt mit regem Interesse zu begleiten. — Von dem bekannten Buche W. Bodes „Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken“ (Berlin, Mittler & Sohn) gibt der Sohn des Verstorbenen nach dem Manuskript des Vaters eine neue Ausgabe heraus, so daß dieses lebendige Kulturdokument nun erneut, nachdem es einige Zeit lang vergriffen war, vorliegt. — Eine Einzeluntersuchung gibt in einem umfangreichen Bande F. Koch über Goethe und Plotin, der sich mehr an die Forscher als an das breite Publikum wendet (Leipzig, J. J. Weber). — Dem Bühnenleben von Goethes „Faust“ gilt die in jedem Belange merkwürdige Arbeit von Th. Modes „Goethes Faust-Tragödie für jede Bühne“ (Graz, Leykam). Hier finden sich in der Person des Verfassers der berufene Regisseur und der Literarhistoriker zusammen, um beiden Forderungen, der der literarischen Pietät gegen das Werk und der der Bühnengerechtigkeit zu genügen. Der verstorbene Literarhistoriker A. Köster schrieb eine Einleitung und A. Wanner zeichnete 26 Bühnenbilder, die das phantasievoll und sicher geschriebene Buch glücklich ergänzen. — Das Goethe-Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft für 1925 gilt einem doppelten Jubiläum: der Wiederkehr des Tages, an dem vor 150 Jahren Karl August die Regierung antrat, und des denkwürdigen 7. November, an dem Goethe in Weimar eintraf. Dieses Gedenken bestimmte den Inhalt des Bandes, in dem wesentliche Beiträge Karl August und den Beziehungen Goethes zu ihm gelten. Die Person des Herausgebers Max Hecker wirkt sich in sehr lebendiger Weise für die schöpferische Ausgestaltung des Jahrbuches weiter aus. Wir heben hervor: G. Roethe: Goethe; E. Marcks: Karl August; Briefe Karl Augusts an die Herzogin Luise von der Schweizer Reise, herausgegeben von H. Wahl und die besonders gut ausgewählten fünf beigegebenen Tafeln.

Fremde Literatur

W. Dörpfeld, einer unserer bekanntesten Archäologen, dessen tätiger Kraft wir wertvollste Funde verdanken, hat in Verbindung mit H. Rüter den Versuch gemacht, die Urform von Homers Odyssee herzustellen (München, Buchenau und Reichert; 2 Bände). Im ersten Bande entwickelt er die

These, daß die ganze Handlung der Odyssee sich in 10 Tagen abgespielt habe und infolgedessen wesentliche Teile als spätere Einschübe zu tilgen seien. Im zweiten Bande gibt dann Rüter eine Prosaübersetzung. Wenn wir schon nicht die Überzeugung haben können, daß, wie behauptet wird, eine rhythmische Übertragung der Odyssee nicht möglich sei, können wir auch den Versuch von Dörpfeld, bei aller Wertschätzung des Verfassers, nur als verfehlt bezeichnen. So können wir dem Buche den Wert einer neuen Entscheidung nicht beimessen, wohl aber es als einen interessanten weiteren Beitrag, auch besonders wegen der Beigaben über homerische Geographie und Kultur, sowie der Zeichnungen von Fritz Krischen betrachten. — Der Insel-Verlag hat von seiner berühmten Ausgabe der Schwesternerzählungen von „1001 Nacht" „1001 Tag" auf Dünndruckpapier in 2 Bänden eine Auswahl erscheinen lassen, in der Übertragung von F. P. Greeve, die Paul Ernst mit Geschick und Verständnis besorgte und so diesem wertvollem Kulturgute auch in weiteren Kreisen Eingang verschaffen wird. — Fr. Wolf hat aus dem Alten Testament die seiner Ansicht nach rhythmisch gesungenen Stücke der altjüdischen Heldensage — mehr wird wohl niemand in diesen Büchern mehr sehen — herausgenommen als „Das Heldenepos des alten Bundes" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) und damit zweifellos manches in neues Licht gerückt und zu starker Wirkung gebracht. — In den „Afrikanischen Legenden", herausgegeben von C. Einstein (Berlin, Rowohlt) tönt lebendig und eindrucksvoll die Seele des nur den Europäern dunklen Erdteils uns entgegen in den Mythen, Heldensagen, Liedern und Sprüchen, des Schwarzen, während in dem Buche des Negers Afim-Assanga „Die schwarze Welle" (Regensburg, Habbel & Naumann) das politische Gesicht des erwachenden Afrika in dieser Zukunftsphantasie der Auflehnung gegen ihre französischen Unterdrücker mit bedrohlichem Ernste sich in die überlebten politischen Gedankengänge Europas drängt. — K. Offenburg versucht in seiner Auswahl „Der englische Boccaccio" (Dresden, Sibyllen-Verlag) aus Chaucers „Canterbury-Tales" im Sinne des großen Italieners Stücke herauszuheben, die über ihren kulturhistorischen Wert hinaus kurzweilige Lektüre sein sollen. Den kulturhistorischen Wert bejahen, die Kurzweiligkeit verneinen wir. — Von dem berühmten finnischen National-Epos „Kalewala" ist in der Übertragung von A. Schiefer und unter Bearbeitung von Martin Buber in ausgezeichneter Ausstattung eine verbesserte Ausgabe erschienen (München, Meyer & Jessen), die wir besonders empfehlen möchten.

In der ausgezeichneten Sammlung „Märchen der Weltliteratur (Jena, Diederichs) sind neu erschienen „Indianermärchen aus Nordamerika", herausgegeben von W. Krickeberg, die in ihrer Eigenart eine wertvolle Ergänzung zum Märchenschaffen der gesamten Menschheit geben. — Auch die bekannte Sammlung „Atlantis, Volksmärchen und Volksdichtungen Afrikas", herausgegeben von L. Frobenius (ebenda) ist fortgesetzt worden und bringt als neuen Band „Volksdichtungen und Volkserzählungen aus dem Zentral-Sudan", die, beginnend mit der schlichten Tierfabel bis zu Schöpfungsmythen hin, ein eigenartiges und starkes Seelenleben der Urbewohner dieses Landstrichs aufzeigen. — Rolf Lauckner hat mit feiner Einfühlung und behutsamer Hand das indische Drama „Sakuntala" nach den Quellen und ausschließlich unter dem Gesichtspunkt stärkerer Bühnenwirksamkeit bearbeitet (Berlin, Volksbühnenverlag). Die Probe der Bühne hat im vorigen Jahre die Wirksamkeit erhärtet. — C. Cappeller gibt einen Band „Litauische Märchen" mit gutem Buchschmuck von E. Holtz heraus (Berlin, W. de Gruyter) und Elfriede Eckardt-Skalberg hat in der Übersetzung eine Anthologie „Lettische Lyrik" zusammengestellt (Riga, Gulbis). Beide Bücher geben Veranlassung, mit dem geistigen Leben der neuen Staatsvölker im Osten uns näher zu befassen.

Wenn man in all den letzten Jahren gezwungen gewesen ist, sich mit französischer Geistigkeit, hauptsächlich in den Niederungen der Politik, mit den Arbeiten von Leuten wie Barrès und seiner Umgebung auseinanderzusetzen, greift man mit wirklicher innerer Freude zu den Werken solcher Franzosen, mit denen eine Auseinandersetzung auf der großen Ebene der menschlichen Dinge und der Kunst sich verlohnt. So begrüßen wir es mit besonderer Freude, daß von der ausgezeichneten Ausgabe der Werke von Gustave Flaubert (Minden, J. C. Bruns) zwei neue Bände erschienen sind, und zwar der in der Weltliteratur seinen unbestrittenen Platz durch ein Jahrhundert behauptende Roman „Salambo" und ein Band Dramen, enthaltend die beiden Lustspiele „Der Kandidat"

und „Das schwache Geschlecht", welch letzterer dazu beitragen könnte, auch für diese Seite des Flaubertschen Schaffens Freunde zu werben. Sehr gut ist auch in diesen beiden Bänden wiederum die Übersetzung und die Ausstattung von Markus Behmer. — Unter den gleichen Voraussetzungen fühlen wir uns dem Verlage Ernst Rowohlt zu besonderem Dank verpflichtet, daß er mit großem Wagemut es unternommen hat, eine leicht zugängliche, sehr hübsch ausgestattete und in schmiegsamen Pappbänden mit Schutzumschlag ungewöhnlich handliche Gesamtausgabe der Werke Balzacs in 40 Bänden zu veranstalten. Das deutsche Leserpublikum hat es ihm gedankt durch eine sehr bereitwillige Aufnahme, so daß in kurzer Zeit sehr hohe Auflageziffern erreicht werden konnten. Balzac, der in seiner „Menschlichen Komödie" nicht nur die Geschichte des menschlichen Herzens in seinen Wegen und Irrwegen, sondern auch Weltgeschichte — und nicht zu vergessen, auch die Hintertreppe der Weltgeschichte — in unübertroffener Meisterschaft und einer Fülle epischer Kraft dargestellt hat, erweist sich auch bei dem schier erdrückenden Gesamteindruck der Geschichten als unseren Tagen sehr nahe. Denn manches, was er gab, waren wir früher wohl geneigt, nur als dichterische Wirklichkeit zu nehmen. Krieg, Revolution und Inflation haben uns gezeigt, daß diese Gestalten leibhaftig auch unter uns wandeln. — Der gleiche Verlag hat ohne den beschwerenden Ballast von Einleitung und Anmerkungen eine mit Sorgfalt überprüfte ungekürzte Übersetzung der Denkwürdigkeiten Casanovas in 10 Bänden herausgebracht, die gleichfalls recht gut ausgestattet ist. Auch hier bleibt es erstaunlich, wie stark die Wirkung der Selbstzeugnisse dieses Narren der Liebe und der Frauen ist, weil der Eindruck der Ehrlichkeit, je öfter man ihn liest, um so stärker überwiegt: denn er versäumt es nicht, auch alle seine Niederlagen zu buchen. Der Wert dieses psychologischen, zeit- und kulturgeschichtlichen Dokuments bleibt höchst bedeutsam. —

Wir begrüßen es, daß ein Mann von dem geistigen Range von E. R. Curtius in seinem Buche „Französischer Geist im neuen Europa" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) erneut in der Form von glänzenden Essays uns das Schaffen einiger zeitgenössischer französischer Dichter, die er mit Recht zu den wesensbestimmenden zählt, näherbringt. — Als Materialsammlung ist das Buch „Die französische Literatur der Gegenwart, 1870—1924" von O. Forst-Battaglia (Wiesbaden, Dioskuren-Verlag) auch von Nutzen, wobei wir Deutschen freilich niemals vergessen sollen, daß ein Ausländer dieses Buch schrieb und wir aus naheliegenden Gründen zu manchen Dingen doch eine andere Einstellung werden bewahren müssen. — Interessant ist die Wiederbelebung des Romans der großen Linie und der großen Phrase (Freiburg, Pontos-Verlag) von Alfred de Vigny „Sklaventum und Größe des Soldaten", der in der Form der Trilogie Soldatenschicksale unter dem mächtigen Schatten des großen Korsen schildert, in der Übersetzung von W. v. Alten. — Ein sehr lebendiges Buch ist Marcel le Goffs „Gespräche mit Anatol France", 1914 bis 1924 (München, Musarion-Verlag), in denen die Persönlichkeit dieses wahrhaft überlegenen Geistes in ihrer Freiheit, aber auch in ihrer Gebundenheit leibhaft und ansprechend hervortritt.

Theophil Gautiers gesammelte Werke sind in geradezu entzückenden kleinen Bändchen, die ganz besonders sich zu Geschenkzwecken eignen dürften, erschienen (Hellerau, Avalun-Verlag). Die Zeichnungen von K. M. Schultheß erinnern in glücklicher Weise an Daumier. Diese Ausgabe kann dazu beitragen, dem großen französischen Romantiker, der wahrhaft ein ehrlicher Makler zwischen deutschem und französischem Geiste war und nie verbarg, was er deutschem Geiste verdankte, eine Auferstehung auch beim deutschen Publikum zu bewirken.

Eine gute Auswahl aus Maupassants Novellen ist in flüssiger Übertragung von A. Kuttner-Foelix unter dem Titel „Das Bett" erschienen, gewählt von der Eingangsnovelle (Berlin, Morawe und Scheffelt).

Der Inselverlag gibt auf Dünndruckpapier Emile Zolas Roman „Rom" heraus, der bei seinem Erscheinen als ein Zeichen gedeutet wurde, daß der Naturalismus durch seinen hervorragendsten Vertreter auf der Suche nach einem klassischen Stil sei. Auch heute noch ist die Lektüre lohnend.

Oscar Wildes „Epistola" (Berlin, S. Fischer) in der meisterhaften Verdeutschung von M. Meyerfeld ist ein Dokument von wahrhaft erschütternder Tiefe. Wildes Lebensbeichte war bisher lediglich unter dem Titel „De Profundis" verstümmelt erschienen. Meyerfelds Ausgabe bedeutet das erstmalige Hervortreten des

gesamten Werkes. Diese Auseinandersetzung mit seinem Dämon gehört zu dem Stärksten an menschlicher Tiefe und an Größe des Leides, was wir überhaupt nur vorstellen können. — Von Bret Hartes „Goldgräbergeschichten", diesen lebendigen Zeugnissen einer wilden Zeit und eines ungezügelten Geschlechts, ist eine Übersetzung, die freilich eine sorgfältige Überprüfung nötig gehabt hätte, erschienen (München, Kösel & Pustet). — Auf Selma Lagerlöfs neue Erzählung, die von wundervoller Romantik und echter schwedischer Geistigkeit erfüllt ist, „Der Ring des Generals" (München, Langen), sowie auf das neue Werk Knut Hamsums „Das letzte Kapitel" (Leipzig, Grethlein & Co.) wird an anderer Stelle ausführlich eingegangen werden. Hier sei nur dieser Hinweis, gedacht als stärkste Empfehlung, gestattet.

Der Verlag C. H. Beck, München, hat sich ein besonderes Verdienst erworben, daß er eine Ausgabe von Nikolai Leßkows „Gesammelten Werken" in 4 Bänden veranstaltet hat in den sehr sorgfältigen Übersetzungen von J. v. Guenther, H. v. Heiseler und E. Müller, herausgegeben von R. v. Walter. Die Erzählungen dieses wirklich großen Dichters werden dem Liebhaber Leßkowscher Art noch manches Unbekannte bringen und zweifellos ihm viele neue Freunde werben. Eine Figur wie die Donna Platonowna, die verruchte Kupplerin mit dem guten Herzen, aus den „Geschichten der großen Stadt", wird ihm kaum irgend jemand nachmachen können.

Einen Auszug aus Dostojewskis gewaltigem Werk hat Karl Nötzel veranstaltet, indem er aus Dostojewskis reifsten Werken die Kindererzählungen auswählte und mit der ihm eigenen Sorgfalt übersetzte: „Kindergeschichten" (Bern, E. Bircher). Auch sein Vorwort trifft wie immer bei russischen Dingen in den Kern. Das Problem Dostojewski läßt die deutschen Geister nicht zur Ruhe kommen, und so ist wieder ein neues Buch über ihn von H. Prager „Die Weltanschauung Dostojewskis" (Hildesheim, F. Borgmeyer) erschienen, zu dem Stefan Zweig ein Vorwort schrieb. Das Buch verrät in jeder Zeile einen Ergriffenen.

Die Lebensgeschichte einer russischen Bäuerin ist in der Übersetzung von C. Salomon unter dem Titel „Ein Schicksal" erschienen (Zürich, Orell Füßli). Tolstoi hat diese seiner Schwägerin diktierte Erzählung durchgesehen und gibt dadurch diesen eigentlich nur als Stoff zu wertenden, und als solche freilich sehr interessanten Aufzeichnungen eine gewisse literarische Weihe.

Kalender

Von den im vorigen Jahr hier angezeigten Kalendern liegen in ebenso guter Ausführung und von demselben Geiste getragen für 1926 vor: Der Dürer-Kalender für Kultur und Kunst, Herausgeber K. Maußner (Berlin-Zehlendorf, Dürer-Verlag), der mit Erfolg auch in diesem Jahr wieder versucht, durch Nachbildung der Werke alter und neuer Künstler und sehr sorgfältig ausgewählten Prosastücken und Gedichten einen unnachahmlichen Auszug wahrhaft innerer deutscher Kultur zu geben. — Gleichfalls von innerem Leben erfüllt ist „Kunst und Leben" (Zehlendorf, F. Heyder) mit einem Titelbild von L. von Hofmann und 52 Originalzeichnungen und Holzschnitten deutscher Künstler und gut gewählten schriftstellerischen Beiträgen unserer besten Geister. — In unveränderter Tradition dient der „Preußenkalender", Herausgeber B. Krieger (Berlin, O. Elsner) dem Werben für tieferes Verständnis wahrer preußischer Art. Aufs neue ist man erstaunt, daß der karge preußische Boden wiederum überreichen Stoff an Kunst, Natur und Geist liefert. — Den Frauen will der Kalender „Frauenschaffen und Frauenleben" dienen, herausgegeben von Cornelia Kopp (Leipzig, Beyer) mit 52 ganzseitigen Wochenbildern und fleißig zusammengestelltem begleitendem Text, hauptsächlich von Aussprüchen über und von Frauen. — Auch der Greifenkalender 1926 (Rudolstadt, Greifen Verlag), wiederum herausgegeben von Willi Geisler, versucht mit Erfolg und Frische die Linie weiterzuhalten, die er in seinen früheren Jahrgängen eingeschlagen hat: ohne Feindschaft gegen die Vergangenheit sich stark und bewußt den neuen drängenden und zum Teil auch noch ungeklärten Kräften der Gegenwart zuzuwenden, falls sie zukunftsträchtig und zukunftsmächtig genug erscheinen. — Den Freunden volksdeutscher Arbeit empfehlen wir besonders den „Kalender des Auslanddeutschtums" (Stuttgart, Ausland und Heimat), herausgegeben vom Deutschen Ausland-Institut mit sehr gut gewählten Bildern deutscher Städte und Kulturstätten.

Kunst

Dem Altmeister Thoma gelten verschiedene wirklich wertvolle und hübsche Bücher. Von dem in jeder Beziehung vollendeten Werk „Deutsche Heimat in Bildern" (Frankfurt, Frankfurter Ver-

lagsanstalt), das 64 der schönsten Thoma-Landschaften vom Schwarzwald, Rhein und Main enthält in wirklichen Meisterdrucken, konnte die zweite Auflage erscheinen. Nicht nur von seinem künstlerischen Schaffen, sondern auch von seiner tiefen menschlichen Weisheit vermittelt das Buch „Bilder und Bekenntnisse", herausgegeben von O. Fischer (Stuttgart, Strecker u. Schröder), einen starken Eindruck, der durch die gute Auswahl von 36 Bildern in bester Wiedergabe unterstützt wird. — In den hier schon öfter erwähnten „Schriften des deutschen Volkstums" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt) ist ein guter Führer zu Thoma „Hans Thoma, sein Leben und seine Kunst" erschienen, den wir empfehlen können.

Interessant ist es, daß in weit stärkerem Maße als früher man jetzt um ein neues Verständnis der Landschaft und ihrer künstlerischen Gestaltung ringt. Diesem Ringen dient in ganz besonderer Art das feine Büchlein von R. Sieck „Von der Landschaft" (Heilbronn, E. Salzer), in dem sehr zarte und innige Landschaften begleitet werden von ausgewählten Texten berufener Schriftsteller zu diesem Thema. — Ausschließlich Norddeutschland gilt die bekannte Auswahl der 10 Federzeichnungen von F. Hoffmann-Fallersleben „Norddeutsche Landschaften" (Charlotteburg, H. Winter). Der Sohn des Dichters unseres Nationalliedes hat es verstanden, die Liebe, die aus dem Liede seines Vaters zum deutschen Land klingt, mit unendlich feiner und behutsamer Hand durch die Landschaft zu begründen und zu vertiefen. — In dieser Reihe nennen wir mit ganz besonderer Freude Carl Langes „Harzbuch" (Berlin, G. Stilke), in dem sich der unseren Lesern längst vertraute Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte" mit dem Künstler B. Hellingrath vereint hat, der 18 feine Zeichnungen beisteuerte, zu denen C. Lange mit tiefem Verständnis und geöffneter Seele einen beschwingten Text schrieb. Die Ausstattung ist hervorragend. — Hier sei auch der neue Band der „Historischen Städtebilder" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) angezeigt: „Die Stadt Goslar" von P. G. Meier mit Karte, Stadtplan, Stadtansicht und Grundrissen, auf Grund reicher historischer Kenntnisse ein gut unterrichtender Führer durch Geschichte und Gegenwart der alten Kaiserstadt, trotzdem leider Bilder sonst fehlen. — Von Norden nach Süden: Zwei Einzeldarstellungen, „Nördlingen, die alte Reichsstadt im Schwabenland" (Nördlingen, Gemeinnütziger Verein Alt-Nördlingen) und „Rothenburg o. d. Tauber", ein Führer durch die Geschichte und Kunst der berühmten Stadt mit einem Stadtplan und vielen Bildern von Eger, Müller und Zeller, eingeleitet von P. Bonatz (Mergentheim, H. Kling), beide Bücher in besonderem Maße geeignet, die Liebe zu diesen alten deutschen Städten in weiteste Kreise zu tragen. Gleichfalls für Süddeutschland wirbt das köstliche Buch von R. Schiestl „Fränkische Wanderungen", eingeleitet von H. Höhn, das 40 Bleistiftzeichnungen, beste Zeugnisse von Schiestls urdeutschem, innigem Schaffen bringt. Gelobt sei auch der Almanach „Wanderfahrten" mit Nachbildungen von Aquarellen A. Gelbhaars, zu denen sich eine Reihe bedeutender Schriftsteller über das Wandern und seine Poesie zusammenfanden (Berlin, Wegweiser-Verlag). — Einen fruchtbaren Plan verwirklicht die Sammlung „Pempelfort", herausgegeben von H. W. Keim und K. Koetschau (Düsseldorf, L. Schwann), die in kleinen Heften in ausgesprochen kunstpädagogischer Absicht weite Kreise zur Kunst in unaufdringlicher, aber um so eindringlicherer Art hinleiten wollen. Bisher sind 8 Hefte erschienen aus dem Schatze Düsseldorfer Kunst, enthaltend Bilder von E. E. Bendemann, K. Seibels, C. F. Lessing, Peter Cornelius, Rethel, E. Deger, auch rheinische Dichter wie Herbert Eulenberg erfahren eine verständnisvolle Würdigung.

Das Heilige Jahr hat noch zwei schöne Veröffentlichungen hervorgebracht, die über seine Dauer hinaus ihre Bedeutung behalten werden. K. Kümmel und M. Gerster gaben zusammen ein „Römisches Bilderbuch" mit 64 Bildern in glänzender Wiedergabe mit Erläuterungen heraus und „Vatikan und Peterskirche" mit 94 Tafeln (Zürich, Montana-Verlag). — Im gleichen Verlage erschien eine Würdigung des Schaffens von Gottfried Mind „Der Katzen-Raffael" von A. Koelsch, die diesen merkwürdigen Maler, unterstützt durch die gute Wiedergabe verschiedener Bilder, unter denen auch zwei unveröffentlichte Selbstbildnisse sind, sehr lebendig nahe bringt, so daß man Franz von Gaudys feine Novelle „Der Katzen-Raffael" auf Grund von tatsächlichem Material nachprüfen kann.

Von dem hier ausführlich angezeigten Buch Paul Schulze-Naumburgs „Der Bau des Wohnhauses" (München, G. Callwey) liegt nunmehr der zweite Band vor und rundet das Werk, das auf dem

Gebiete des dem Menschen wirklich angemessenen Wohnwesens bahnbrechend gewesen ist und seine hohe Bedeutung bewahrt. — Ein Buch tiefer und nachhaltiger Anregungen ist das Werk von A. Wurm „Von der Schönheit der Seele" (München, J. Müller), das es unternimmt, an der Hand auserlesener Kunstwerke alter und neuer Zeit den tiefsten Kern und das innerste Wesen des Seelischen an gut ausgewählten und geschickt zusammengestellten Einzelbeispielen klarzumachen, ein Versuch, der in unserer, dem Seelischen immer fremder werdenden Zeit von besonderem Werte ist.

In knapper Form gibt L. Adam in seinem Buche „Buddha-Statuen" (Frankfurt, Strecker u. Schlosser) auf 48 Tafeln eine Geschichte der Entstehung und der gewandelten Form der Buddha-Gestalt, mit feinem Verständnis für die tieferen religiösen Zusammenhänge und die Bedeutung des Formwandels.

Noch einmal Locarno

Von besonderer Seite schreibt man uns:

Die Frage der Annahme oder Ablehnung des Vertragswerkes von Locarno steht noch immer im Mittelpunkt der Erörterungen. Es ist selbstverständlich, daß eine Entscheidung von so weittragender außenpolitischer Bedeutung eingehend geprüft wird, ehe man sich für ja oder nein entscheidet. Man hätte dabei allerdings rechts wie links innerpolitische Momente nicht in den Vordergrund stellen sollen. Die Mehrheit des deutschen Volkes ist für die Annahme der Verträge. Das steht heute schon fest. Auch in weiten Kreisen, deren parteipolitische Vertretung starr auf dem Nein-Standpunkt zu verharren scheint, ist man für die Unterzeichnung. Hoffentlich wird man einsichtig sein und einen Irrtum bereinigen, der im Interesse des Ansehens der Deutschnationalen Volkspartei und der Stärkung der nationalen Bewegung besser unterblieben wäre. Nur das Wort Umfall sollte man vermeiden. Man hat bei eifriger taktischer Arbeit den Kurs etwas aus dem Auge verloren. Wenn die Nebelschleier erst verzogen sind, wird man ihn wieder finden.

Betrachtet man die Locarno-Politik vom deutschen Standpunkt aus, so muß man zunächst ihren doppelten Sinn festhalten. Einmal soll uns im Westen die Ruhe und Sicherheit gegeben werden, die wir zum inneren Aufbau brauchen. Dann soll weiter bewirkt werden, daß wir aus der Isolierung herauskommen.

Seit Versailles steht Frankreich Gewehr bei Fuß am Rhein. Von der Mainzer Angriffsbasis aus wurden verschiedene Einfälle in das unbesetzte Gebiet unternommen. Man verfolgte eine bewußte Zermürbungspolitik. Poincaré und die Seinen machten kein Hehl daraus, daß die Zerstörung des Reiches ihr politisches Endziel sei. Frankreich hat dieses Ziel nicht erreicht. Locarno läßt diese Tatsache äußerlich sichtbar werden. Die viel besprochenen „Rückwirkungen" sind die logische Folge dieser politischen Entwicklung.

Die Isolierung, in der uns Frankreich festhalten wollte — man denke nur an die dauernden Versuche, uns auf allen Gebieten auszuschalten — hatte für uns schwere politische Nachteile. Wir waren reiner Spielball fremder Interessen. Sind wir mit von der Partie, so wird es viel schwerer sein, ständig auf unsere Kosten Vergleiche zu schließen, zumal wir, von immer neuen Bedrückungen frei, endlich daran gehen können, unser Haus wieder vom Unrat zu reinigen. Dadurch gewinnen wir wieder eine Basis, werden kreditfähiger in politischer Beziehung. Von diesem Kredit aber hängt es ab, ob man mit uns Geschäfte machen will und kann.

Soviel zur politischen Seite. Es ist besser, weniger zu sagen und mehr zu denken. Unnötigerweise wird in der Frage des Verzichtes auf deutsches Land zu viel mit Argumenten gearbeitet, die in den Wortschatz der Gegenseite passen. Man würde besser tun, sich eine politische Lösungsmöglichkeit durchzudenken, die in das deutsche Programm gehört, nämlich die politische Unterbauung des immer von uns angestrebten Selbstbestimmungsrechtes, auf das niemand verzichtet hat und verzichten könnte, da nicht wir es ausüben sollen.

Die Ablehnung der Locarno-Verträge, also die negative Seite der gegenwärtigen Außenpolitik, würde für Deutschland unabsehbare Folgen haben. Wir könnten gerade dort wieder anfangen, wo wir im November 1918 standen. Unser geschwächter Volkskörper würde aber schon in den ersten innenpolitischen Stürmen zusammenbrechen. Ein

zweiter Spartakusaufstand, eine zweite Inflation würden uns in ein Elend stürzen, wie es selbst die größten Pessimisten sich nicht vorstellen können.

Trotz aller berechtigten Bedenken im einzelnen sollte den verantwortlichen Führern die Wahl demnach nicht schwer fallen. Die breiten Schichten des Volkes haben sich in gesundem Instinkt für die positive Seite der Locarno-Politik ausgesprochen.

In den außereuropäischen Ländern entwickeln sich die zwei großen Fragen in aller Ruhe weiter: die panislamitische und die asiatische Frage. Syrien ist in hellem Aufruhr. Europa sollte das Mandat in rascher Entscheidung in seinem Interesse neu regeln. Ist der Völkerbund sich der schweren Verantwortung bewußt, die er dadurch auf sich nimmt, daß er das Mandatsgebiet Frankreich ohne Kritik beläßt? Hat Frankreich, abgesehen von allen seinen politischen Fehlern, überhaupt noch die Macht, in erster Linie die finanzielle Macht, seine Herrschaft — denn etwas anderes ist das Mandat hier nicht — in Syrien aufrecht zu erhalten? Das prüfe man in Genf, bevor es zu spät ist.

In Asien geht die Unabhängigkeitsbewegung gleichfalls weiter. Deutschland kann ihr mit Ruhe gegenüberstehen. Es muß nur seinen inneren Wert behalten bzw. erhöhen. Dann wird es ohne Schwierigkeiten mit den Völkern ruhige Beziehungen pflegen können, mit denen es keinerlei Interessengegensätze hat.

Jubiläum der Ungarischen Akademie der Wissenschaften

Es gibt Erinnerungsfesttage, die einzigartig sind. Einen solchen beging das ungarische Volk im Spätherbst 1925, als es den Hundertjahrtag der Gründung der „Ungarischen Akademie der Wissenschaften" in würdiger Form und ernster Anteilnahme aller Kreise feierte. Auch die Deutsche Wissenschaft war vertreten. Ein Volk, wie das deutsche, dessen Kultur niemals durch gleich starke Schicksalsschläge zurückgeworfen wurde wie Ungarn in der Türkenzeit, und das nach dem 30jährigen Kriege an vielen Orten — meist Fürstenhöfen oder Universitätsstädten — Pflegstätten für sein Geistesleben fand, besitzt kein historisches Gegenstück zur Ungarischen Akademie; es kann daher die überragende Bedeutung dieser Anstalt für das geistig-kulturelle Leben der Ungarn, die sich auch politisch ausgewirkt hat, ermessen. (Oft genug haben wir das Fehlen einer geistig-autoritativen Körperschaft schmerzlich entbehrt! Möge die in diesem Jahre in München gegründete „Deutsche Akademie" alle Hoffnungen, die sich an sie geknüpft haben, erfüllen!)

Noch ein zweites: Ungarn feiert nicht nur die Gründung der Akademie, sondern auch ihren Gründer, den Grafen Stephan Szechenyi, den die dankbare Mitwelt den „Vater des Vaterlandes" nannte. Das deutsche Volk empfindet in diesem Augenblicke, wie wenig große Männer seiner Vergangenheit völlig unumstritten im Gedächtnis der Nachwelt leben. Auf die Leistungen der Ungarischen Akademie einzugehen, fehlt der Raum; die „Deutsche Rundschau" wird jedoch im Januarheft einen Aufsatz von Graf Klebelsberg, dem ungarischen Minister für Kultur und Unterricht, veröffentlichen: „Ungarische Kulturpolitik nach dem Kriege."

Eine tragische Note gibt der Jahrhundertfeier die gegenwärtige Lage des ungarischen Volkes, das durch den „Vertrag" von Grand Trianon einem noch härteren Geschick unterworfen wurde als das deutsche durch die „Verträge" von Versailles und St. Germain. Daß trotzdem sein Wille zu kultureller Erhebung so wenig gebrochen wurde wie sein nationaler Lebenswille, ist in diesen Tagen deutlich zum Ausdruck gekommen. Wir bringen auch an dieser Stelle dem ungarischen Volke zu dem Jubiläum seiner Akademie in dem Gefühl schicksalsmäßiger Verbundenheit unsere aufrichtigen Glückwünsche dar und wissen uns mit ihm einig in dem Bestreben enger kultureller Zusammenarbeit mit uns, die ja in besonderem Maße der deutschen Minderheit in Ungarn zugute kommen wird. D. R.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Kgl. Niederl. Oberstleutnant K. E. Oudendijk, Den Haag. — Urban, München. — Frida Strindberg, Berlin. — Korvettenkapitän a. D. Koelle, Berlin. — Professor Dr. Ellinger, Berlin.

Für die Schriftleitung: Werner Fiedler, Berlin-Lichterfelde.
Verlag: Deutsche Rundschau G. m. b. H., Berlin. — Druck: Buchdruckerei des Waisenhauses, Halle (S.)



